3 1761 07958690 5

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/diehellenenimsky01neum

Geprüft 20 Januar 1947

Pelm

DIE

HELLENEN IM SKYTHENLANDE.

EIN BEITRAG ZUR ALTEN GEOGRAPHIE, ETHNOGRAPHIE UND HANDELSGESCHICHTE.

VON

DR. KARL NEUMANN.

ERSTER BAND.

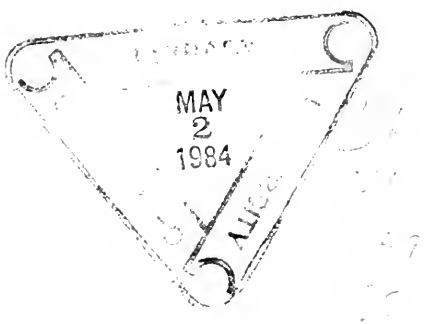
MIT ZWEI KARTEN.

KGL. KARLS-GY
Ausgeschieden

BERLIN.

VERLAG VON GEORG REIMER.

1855.


MAY
2
1984

Vorwort.

Die culturhistorische Thätigkeit der Hellenen im Nordosten der damals bekannten Welt näher an das Herz der griechischen Geschichte zu ziehen, mahnen die Alterthümer, die im Laufe dieses Jahrhunderts am Nordgestade des schwarzen Meeres zu Tage gefördert sind. Sie legen ein beredtes Zeugniss ab, dass auch die südrussischen Steppen einen bedeutenden Schauplatz hellenischer Strebsamkeit bildeten, die vielleicht in demselben Maasse, als ihre Erfolge vorübergehend waren, an innerem charakteristischen Verdienst gewinnt. Die Colonisation im Lande der Skythen, der Kimmerier und inmitten der Schlupfwinkel kaukasischer Corsaren ist kein verächtliches Blatt der griechischen Geschichte, und das Material, welches zur Aufhellung jener längst entschwundenen Cultur-Periode durch die von der russischen Regierung geleiteten Ausgrabungen bisher gewonnen ist, rechtfertigt schon jetzt den Versuch, durch eine zusammenfassende Vorarbeit die Aufmerksamkeit der Geschichtsfreunde darauf hinzulenken.

Als ich mich dieser Aufgabe unterzog, konnte ich mir nicht verhehlen, dass ich ein weites Gebiet durchwandern und sehr verschiedenartige Gegenstände berühren müsste. Was die Alten vom Norden der Erde wussten, ist ein von Griechen

erworbenes Gut, — zu gleicher Zeit Zeugniss und Resultat des kühnen unternehmenden Geistes, der sie über den verrufenen Pontos an die Küsten der Barbaren und von hier weit in das innere Land führte. Wie das Leuchten des Meeres den Lauf des Schiffes, bezeichnet ein Lichtstreif geographischen Wissens den Pfad, auf dem sie durch Steppen und Wälder nordostwärts zogen; allmählich erblasst sein Schimmer; aber im Zwielicht gelangen wir, nicht ohne hinlängliche Sicherheit, nach kurzer Wanderung zu den Regionen, wo wir mit Freude den aufdämmernden Tag chinesischer Wissenschaft begrüssen. Ethnographische und geographische Untersuchungen über das bezeichnete Gebiet gehören demnach in den Bereich dieser Arbeit, — nicht bloss weil sie die eigenthümlichen Verhältnisse erläutern, unter denen die Thätigkeit der Griechen sich entwickelte, sondern weil die ihnen zum Grunde liegenden Nachrichten ein Beweis und ein Ergebniss des Strebens sind, dessen Darstellung den eigentlichen Vorwurf dieser Schrift bildet.

Vor allen Dingen wollten die Hauptmomente, deren Zusammenwirken das Schicksal der pontischen Griechen bestimmte, — Land und Volk, in Betracht gezogen sein. Deshalb habe ich im ersten Abschnitt des vorliegenden Bandes eine Skizze der gegenwärtigen Beschaffenheit Neurusslands geliefert, und hierauf fussend, im Anschluss an einige Notizen aus dem Gebiete der Pflanzengeographie die Natur der Steppen im Alterthum, namentlich in klimatischer Beziehung, zu veranschaulichen mich bemüht. Ohne eine solche Untersuchung würde das rasche Aufblühen der hellenischen Ansiedelungen kaum verständlich werden; aber es dürften sich aus ihr auch für die Lösung einer die Gegenwart lebhaft beschäftigenden Aufgabe, — der Aufgabe, durch Wiederbewaldung der südrussischen Steppen das Klima derselben allmählich zu

verbessern, — einige wie mich dünkt beachtungswerthe Winke ergeben.

Der zweite Abschnitt handelt von den Bewohnern, und zwar fast ausschliesslich von den Skythen. Die Frage über die Abstammung dieses Volks, — bisher ein schwer zu entwirrendes Problem für ächte Gelehrsamkeit und ein willkommener Spielball für leichtfertige Halbwisserei — einer eingehenden Erörterung zu unterwerfen, schien mir eine leider nicht zu umgehende Pflicht. Ich sage: leider; denn es ist nicht angenehm, eine von den bedeutendsten Autoritäten angefochtene und, wie man glaubt, beseitigte Meinung zu vertheidigen. Auch kann ich aus der Bemerkung Strabon's, dass die Polemik eben nur den Koryphäen der Wissenschaft gegenüber der Mühe verlohne, meinerseits keinen sonderlichen Trost schöpfen. Männer wie J. v. Klaproth, J. Grimm und K. Zeuss sind Gegner, denen zu widersprechen misslich ist, und dass sich auch A. v. Humboldt ihnen beigesellt hat, konnte vollends entmuthigen. Aber es will auch Etwas sagen, unter Niebuhr's Fahnen für eine lang gehegte, im Feuer der Zweifel erprobte Ueberzeugung einzustehen, den Gedanken des unsterblichen Forschers zu deuten und zu begründen, eine Frage, die durch Gelehrsamkeit nicht minder wie durch Unwissenheit in Verwirrung gebracht ist, dem Gebiete unsicherer Vermuthungen zu entrücken und durch die Aufstellung sachlicher Gründe zur endlichen Entscheidung reif zu machen.

Bei der im zweiten Abschnitt unternommenen Beweisführung, deren Ausführlichkeit der Leser durch das Gewicht der Gegner und durch die natürliche Schwierigkeit der Aufgabe gern entschuldigen wird, habe ich auch, nicht ohne Bangigkeit, das linguistische Gebiet betreten; voll Misstrauen gegen den Sirenensang der Etymologien glaubte ich mich nament-

lich auf dem schlüpfrigen Boden einer Sprache, deren wissenschaftliche Behandlung noch in den ersten Anfängen liegt, mit äusserster Vorsicht bewegen zu müssen. Auch würde ich das Bedenken, mit diesem Theile meiner Untersuchungen vor die Oeffentlichkeit zu treten, schwerlich überwunden haben, wenn nicht ein so vorzüglicher Kenner asiatischer Sprachen, wie Herr Professor Schott, mit aller Bereitwilligkeit, welche den auf Förderung jedes ernsten Studiums gerichteten Sinn eines Archegeten der Wissenschaft charakterisirt, den über die Sprache der Skythen handelnden Abschnitt seiner Prüfung unterzogen und mich ermuthigt hätte, ihn dem Urtheil der gelehrten Welt vorzulegen. Wo der berühmte Sprachforscher, dem meinen wärmsten Dank auszusprechen mir ein Bedürfniss ist, Bedenken geäussert hat, habe ich mich für verpflichtet gehalten, sie mitzutheilen, damit, was zweifelhaft ist, auch als zweifelhaft erscheine.

Hätte ich mich in diesem Abschnitt mit Anführung desjenigen begnügen wollen, was für die Begründung meiner Ansicht unumgänglich nothwendig schien, so wäre er einer bedeutenden Einschränkung fähig gewesen. Aber ich glaubte, es würde den Freunden und namentlich den Erklärern eines so viel gelesenen Schriftstellers wie Herodot nicht unerwünscht sein, für die erste Hälfte des vierten Buches, dessen sachliche Interpretation weit hinter dem zurückgeblieben ist, was für die über Aegypten und Persien handelnden Abschnitte geleistet worden, einen möglichst vollständigen Commentar zu erhalten. Vielleicht findet der Leser auch, dass gerade die auffallende Uebereinstimmung skythischer und mongolischer Sitte in zahllosen, mehr oder minder charakteristischen Einzelnheiten eine nicht unerhebliche Beweiskraft besitzt.

Der dritte Abschnitt enthält Untersuchungen über die

Lage der einzelnen griechischen Ansiedelungen, topographisches Detail und dürre Rechnungen, in welche ich eine Skizze über das Gemeinwesen von Cherronesos und eine übersichtliche Zusammenstellung der wichtigsten bei Kertsch und Taman entdeckten Alterthümer verflochten habe. Da ich nicht beabsichtigte, einen archäologischen Katalog zu schreiben, macht die zuletzt erwähnte Episode keinen Anspruch auf Vollständigkeit; sollte mir Wesentliches entgangen sein, so wird sich bei der Geschichte des bosporanischen Reiches Gelegenheit finden, das Fehlende zu ergänzen.

Auch der zweite Band, mit dem das Werk abgeschlossen wird, soll drei Abschnitte enthalten. Der erste wird den Handelsverhältnissen der pontischen Colonien zur Zeit ihrer Blüthe gewidmet sein; der zweite sich speciell mit Olbia beschäftigen und die Völkerbewegung auseinandersetzen, welche den ersten Anstoss zum Verfall der griechischen Pflanzstädte gab; der dritte den Zustand und die Geschichte des bosporanischen Reiches bis zum Untergange Mithradats darstellen.

Diese Eintheilung, die eine zweckmässige Verarbeitung des reichhaltigen Stoffes erleichtert, machte auf der andern Seite eine anscheinend willkürliche Trennung des Gleichartigen unvermeidlich. Obgleich der vorliegende Band einen topographischen und einen ethnographischen Abschnitt enthält, habe ich doch die ausführlichen Bemerkungen über die Lage und die Alterthümer Olbia's, über Geten, Kelten, sarmatische und kaukasische Stämme, und über die Völker des fernen Nordens für den letzten Band zurückgelegt, weil sie von der Geschichte der Colonien und von der Feststellung der alten Handelsstrassen nicht füglich getrennt werden können.

Es ist also ein Fragment, was ich dem Publicum vorzulegen wage, — ein Fragment in mehr als einem Sinne; und

es bittet nicht bloss deshalb um nachsichtige Beurtheilung. In dem langen Zeitraum, innerhalb dessen ich mich mit den Vorstudien zu dieser Arbeit beschäftigte, — und mancher Theil hat das *nonum prematur in annum* überstanden — wurde mir immer klarer, dass ich bei unzulänglichen Kräften viel wagte, — und ich zweifle nicht, dass ich viel geirrt habe; denn die Mannigfaltigkeit des Stoffes verlangt universellere Kenntnisse als die meinigen. Durchdrungen von dieser Ueberzeugung, kann ich meiner Schrift keinen andern Wunsch und keine andere Hoffnung mitgeben, als dass Kenner sie nicht der Verwerfung sondern der Verbesserung für werth erachten und sich bewogen finden möchten, mir durch Belehrung, Nachweisung und Mittheilung des zerstreuten, oft schwer zugänglichen Materials zur Vervollständigung des ersten und zur würdigeren Ausführung des zweiten Bandes hilfreich die Hand zu bieten.

Berlin, 12. Juni 1855.

K. Neumann.

Inhalt.

Seite.

Erstes Buch. Das Land.

Einleitung. Commercielle Bedeutung der nordpontischen Küste . . . 1.
Bodenerhebung der südrussischen Steppen . . . . . 14.
Landschaftlicher Charakter . . . . . 18.
Qualification der Steppe für den Ackerbau . . . . . 42.
Gegenwärtiges Klima der Steppen . . . . . 47.
Klima der Steppen im Alterthum . . . . . 58.
Volksansicht . . . . . 59.
Meinung der Gelehrten . . . . . 60.
Positive Angaben über die Temperatur und die Verbreitung der Culturgewächse . . . . . 65.
Zeugnisse über die Feuchtigkeit der Atmosphäre . . . . . 68.
Waldvegetation im Alterthum . . . . . 74.
Qualification der Steppe für den Waldwuchs . . . . . 75.
Allgemeine Angaben der Alten darüber . . . . . 78.
Die Hylaia und die Wälder der östlichen Steppe im Alterthum und Mittelalter . . . . . 80.
Ausdehnung und allmähliche Vernichtung der Wälder in den Steppengrenzländern . . . . . 85.
Grosses Waldland im Nordosten . . . . . 90.
Resultat . . . . . 98.
Zweites Buch. Die Bewohner. . . . . 100.
Herodot's Skythen, ein bestimmtes Volk . . . . . 101.
Traditionen über die Abstammung der Skythen . . . . . 106.
Nationalsage . . . . . 106.
Dichtung der pontischen Griechen. . . . . 109.
Massageten-Sage . . . . . 111.
Issedonen-Sage . . . . . 126.
Concordanz der Massageten- und Issedonen-Sage . . . . . 130.
Diodor's Bericht . . . . . 136.
Die Einwanderung der Skythen aus dem Finnenlande und die daraus gezogenen Folgerungen . . . . . 139.

Seite.
Körperbeschaffenheit der Skythen . . . . . 148.
Frappante Abweichung der Skythen von andern Völkern in physischer Hinsicht . . . . . 149.
Vorwiegen der Racenmerkmale . . . . . 151.
Bartlosigkeit . . . . . 153.
Hautfarbe . . . . . 155.
Statur . . . . . 157.
Weibisches Aussehen . . . . . 162.
Lücken in Hippokrates' Bericht . . . . . 168.
Sprache der Skythen . . . . . 174.
Skythische und mongolische Eigennamen . . . . . 175.
Stammnamen . . . . . 177.
Heroen-Namen der Nationalsage . . . . . 184.
Göttternamen . . . . . 186.
Die von Herodot übersetzten Namen . . . . . 193.
Skythisirtes Griechisch bei Aristophanes . . . . . 197.
Umfang und Bevölkerung des Skythenlandes . . . . . 200.
Grenzen . . . . . 201.
Nördliche Nachbarn . . . . . 207.
Unterworfene Völker . . . . . 216.
Zahl der eigentlichen Skythen . . . . . 223.
Skythische Horden und Fürsten . . . . . 226.
Zersplitterung des Volks . . . . . 227.
Fürstengewalt . . . . . 229.
Ceremonien bei dem Leichenbegängniss skythischer Fürsten . . . 231.
Skythischer Götzendienst . . . . . 243.
Die Götter der Skythen und die des Schamanenthums . . . . . 246.
Gebräuche beim Opfern, Wahrsagen, Schwören . . . . . 258.
Lebensweise und Charakter der Skythen . . . . . 270.
Wohnungen . . . . . 271.
Heerden . . . . . 274.
Nahrungsmittel . . . . . 278.
Kleidung und Waffen . . . . . 287.
Eheliches Verhältniss . . . . . 296.
Kriegsgebräuche . . . . . 302.
Volkscharakter . . . . . 307.
Sarmaten und Bergvölker . . . . . 321.
Rückblick . . . . . 331.
Drittes Buch. Die hellenischen Pflanzstädte.
Aelteste Fahrten auf dem Pontos Euxeinos . . . . . 335.
Kenntniss Homer's . . . . . 336.
Fahrten der Phönizier, Karer und Kreter . . . . . 340.
Ursprung der Kenntnisse über das schwarze Meer bei den Milesiern 342.
Milesische Colonisation . . . . . 348.
Die Küste zwischen den Mündungen des Istros und des Borysthenes . . 349.
Die Achilles-Laufbahn, der Meerbusen Karkinites und die Nordwestküste Tauriens . . . . . 365.

Seite.

Cherronesos . . . . . 379.
Verhältnisse der Mutterstadt und Gründung von Alt-Cherronesos . 380.
Ueberreste von Alt-Cherronesos . . . . . 387.
Uebersiedelung nach dem jüngeren Cherronesos und Lage desselben 392.
Vertheidigungswerke, Wasserleitungen, Leichenkeller . . . . . 397.
Feldereintheilung . . . . . 403.
Weinbau . . . . . 414.
Verfassung und Cultus . . . . . 418.
Besitzungen der Cherronesiten in der Nachbarschaft . . . . . 438.
Handelsstrasse im Norden des taurischen Gebirgs . . . . . 444.
Die taurische Gebirgsküste . . . . . 446.
Theudosia . . . . . 464.
Der südliche Theil der bosporanischen Halbinsel von Theudosia bis Nymphaion . . . . . 469.
Pantikapaion und die Umgegend . . . . . 477.
Lage Pantikapaion's . . . . . 478.
Tempel und Sculpturen . . . . . 483.
Gräber und ihr Inhalt . . . . . 492.
Vasen und Vasengemälde . . . . . 522.
Schmucksachen . . . . . 530.
Die Küsten der Maitis . . . . . 533.
Das Mündungsland des Hypanis . . . . . 545.
Die kaukasische Gebirgsküste . . . . . 571.

Erstes Buch.

Das Land.

Einleitung. Commercielle Bedeutung der nordpontischen Küste.

Am Nordgestade des schwarzen Meeres wiederholte sich in diesem Jahrhundert ein Schauspiel, welches bereits zweimal in längstvergangenen Zeiten die Aufmerksamkeit civilisirter Völker und die lebendige Theilnahme aller Freunde fortschreitender Cultur in Anspruch genommen hatte: es wurde von Neuem versucht, Landschaften, welche seit dem grauen Alterthum von ungebildeten und wilden asiatischen Hirtenvölkern durchzogen waren, durch die friedlichen Einwirkungen des Handels und Ackerbau's in den Kreis der europäischen Entwickelung einzuführen.

Die natürliche Bedeutung dieser Küstenländer für den Handel ist so gross, dass sie sich selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen wiederholt geltend gemacht hat. Sie hat die hervorragendsten Culturvölker verschiedener Geschichtsepochen, Griechen und Italiäner, angeregt, grosse Gefahren und die noch stärkere Macht des Vorurtheils zu überwältigen, um sich eine dauernde Verbindung mit dem fernen Gestade zu sichern.

Es ist bekannt, wie abschreckend die meisten Schriftsteller des Alterthums Klima und Natur der Steppen nördlich vom schwarzen Meere schildern. Was Plinius von dem nördlichsten Theile Skythiens sagt, dass es ein von der Natur verdammter, in dickem Nebel begrabener Erdstrich sei, schien früheren Schriftstellern auch von den Uferlandschaften zu gelten; denn der Glaube an die Schrecknisse, welche die ältesten Dichtersagen an das schwarze Meer und die von ihm bespülten Länder geknüpft hatten, vererbte sich lange, und war für jene Zeiten auch nicht ganz ohne Grund. Aber die betriebsamen Griechen liessen sich weder durch die Gefahren eines unfreundlichen Meeres,

noch durch die Grausamkeit der wilden Bewohner des Taurischen Gebirgs, die den gestrandeten Fremdling erbarmungslos vom Felsen stürzten, noch durch die Menschenräuber, die den ungastlichen Kaukasus noch fürchterlicher machten, abschrecken, mit ihren mangelhaften Fahrzeugen an den verrufenen Küsten muthig vorwärts zu streben, nach dem fernen Kolchis und durch die Meerenge der Kimmerier zu den Mündungen des „äussersten Tanais". Umgeben von unzuverlässigen und rohen Nomaden oder von kriegerischen Reitervölkern, erbauten sie am Gestade ihre Pflanzstädte, und drangen furchtlos von hier nach Norden vor, in Gegenden, die, wie ihre Sagen meldeten, vor Eis und Nebel unzugänglich sein sollten.

Auch als die Genuesen am schwarzen Meer ihre Factoreien anlegten, hausten hier Horden, wie sie Europa seit der Hunnenzeit nicht schrecklicher gesehen hatte. Die ganze Christenheit zitterte vor den asiatischen Unholden, deren ruchlose Barbarei mit so düstern Farben geschildert wurde, dass der heilige Ludwig, unter Anspielung auf die im Abendlande übliche Form ihres Namens, die schrecklichen Eindringlinge als Ausgeburten des Tartarus bezeichnete, die alle Christenseelen in den Himmel befördern würden, so lange sie nicht selbst in ihre höllischen Sitze zurückgeschleudert wären. Und um den alleinigen Handelsverkehr mit solchen Horden zu erringen, in denen die Phantasie jener abergläubischen Zeiten die leibhaftigen Kinder des Teufels erblickte, haben die seemächtigsten Staaten des Mittelalters, Pisa, Genua und Venedig in den erbittertsten Kriegen gegenseitig ihrer Grösse unheilbare Wunden geschlagen: so wichtig war ihnen der Besitz jenes entfernten, von bedenklichen Gefahren umdrohten Küstenstrichs; ihn zu schirmen, wurden friedliche Kaufleute zu Rittern; auf den Felsen errichteten sie ihre festen Burgen, um, stets auf den Kampf gefasst, hinter gewaltigen Wällen ihre kaufmännischen Geschäfte zu verhandeln.

Nach langer Knechtschaft raffte sich Russland auf, das mongolische Joch abzuschütteln. Das Gebäude der Macht Tschingis-Khans war längst in Trümmer zerfallen, und die Trümmer verwitterten schnell. Wie alle despotischen Staaten Asiens früh zum Untergange gezeitigt, wurden Kasan und Astrachan bald überwältigt. Seitdem war das Augenmerk der russischen Herrscher unablässig darauf gerichtet, den Küstensaum zu erwerben, der schon zweimal in historischer Zeit glänzendere Tage gesehen. Fest und unbeirrt hat die russische Politik im Laufe der folgenden Jahrhunderte nach diesem Ziele gestrebt und es zum grossen Theil erreicht; sie kennt den Werth des Preises, der

auf den Sieg in diesem Kampfe gestellt ist, und scheut nicht die Mühe des Kampfs. Seitdem Russland die Nordküste des schwarzen Meeres besitzt, sind hier grosse Anstrengungen gemacht, das verödete Land dem Wohlstande entgegen zu führen, dessen es fähig ist. Wenn Griechen und Genuesen lediglich von der Küste aus wirken konnten, während aus dem Innern des Landes ihrer Thätigkeit nur Hindernisse entgegentraten, dringt jetzt gleichmässig vom Küstensaume, von den Flussthälern, wie von den kornreichen Landschaften des Innern der Ackerbau in die Steppe vor; das bisher ungebundene Umherschweifen der Hirtenstämme wird in engere Grenzen gebannt, sie selbst mehr und mehr an ein sesshaftes Leben gewöhnt. Vieles ist in der kurzen Frist geleistet worden; aber die tiefe Abneigung der Nomaden gegen feste Sitze und die mehrhundertjährige Verwahrlosung des Bodens setzen auch den kräftigsten Bemühungen schwer überwindliche Hindernisse entgegen.

So hat das pontische Gestade in allen drei Zeitaltern auf mächtige Nationen eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausgeübt. Und mit Recht. Denn auch jetzt hat die Erfahrung weniger Decennien hinlänglich bestätigt, was die Zeit der Griechen und Genuesen überzeugend gelehrt hat, dass die commercielle Wichtigkeit dieser Küste unverwüstlich ist.

Odessa wurde erst 1794 gegründet,[1]) in dürrer Gegend, auf einer den ganzen Sommer hindurch in Staubwolken eingehüllten Küste; nicht einmal an einem in das Innere hinaufführenden Strome; seine Rhede ist offen und den Ost- und Südoststürmen sehr ausgesetzt.[2]) Dennoch wuchs die Stadt so rasch, dass sie in dem Zeitraum von 50 Jahren an 80000 Einwohner in ihren Mauern sammelte[3]) und fast

1) Im J. 1796, welches gewöhnlich als Gründungsjahr angegeben wird, wurde der Flecken zur Stadt erhoben.

2) Voyage dans la Russie méridionale et la Crimée, par la Hongrie, la Valachie et la Moldavie, exécutée en 1837 sous la direction de M. Anatole de Demidoff par MM. de Sainson, de Play, Huot, Leveillé, Raffet, Rousseau, de Nordmann et du Ponceau. Paris 1840. t. I, p. 264. — Kohl, Reisen in Südrussland. 2 Bde. Dresden und Leipzig 1841. Thl. I, S. 54. 60. — Hommaire de Hell. les steppes de la Mer Caspienne, le Caucase, la Crimée et la Russie méridionale Paris 1843. t. I, p. 14. 19. 20. III, 89.

3) Im J. 1850 zählte Odessa bereits 90000 Einw.; dazu kamen noch 20000 Ausländer und Matrosen, 10000 Arbeiter, die nur im Sommer hier beschäftigt werden, und 3000 Reisende. „Neurussischer Kalender. Odessa 1852.“ S. 85. Die starke Zahl der wechselnden Bewohner ist bei russischen Hafen- und Markt-

den siebenten Theil der Gesammtausfuhr des russischen Reiches, im Werthe von etwa 12 Mill. Rubel Silber, an sich zog.[1]) Eine solche Entwickelung, die nicht, wie die Petersburgs im vorigen Jahrhundert, durch äussern Zwang, sondern lediglich durch die Macht der natürlichen Verhältnisse und einige Berücksichtigung der ersten Bedingungen jeder Handelsblüthe Seitens der Regierung hervorgerufen wurde, — eine solche Entwickelung ist jetzt einzig auf dem europäischen Continent; und es ist bedeutsam, dass sie vornehmlich von Griechen und Italiänern gefördert wurde, gerade von den Nationen, deren glücklicher Handelsinstinct durch die glänzenden Erfahrungen ihrer Voreltern ganz besonders auf die commercielle Wichtigkeit der pontischen Küste hingewiesen war. Und was würde Odessa geworden sein, wenn ein gemässigtes Zollsystem seinen thätigen Kaufleuten erlaubt hätte, das unermessliche Hinterland mit den Erzeugnissen anderer Länder zu versorgen! Aber der Werth der Einfuhr beträgt nur die Hälfte des Werthes der Ausfuhr;[2]) und von dieser verhältnissmässig geringen Einfuhr geht wiederum kaum die Hälfte über die Zolllinie, welche das Gebiet des Freihafens umgränzt.[3])

Hierin liegt wohl ein Hauptgrund, warum Kaffa zur Zeit der genuesischen Herrschaft unter ungünstigern Verhältnissen doch noch schneller emporblühte. Als die Genuesen im Jahre 1269 Kaffa grün-

---

plätzen nicht auffallend. In Rybinsk, das im Winter zwischen 6—7000 Einw. zählt, sollen sich im Sommer zuweilen gegen 130000 Menschen aufhalten; v. Haxthausen, Studien über die inneren Zustände Russlands, Bd. I, S. 166.

1) v. Reden, das Kaiserreich Russland. Berlin 1843. S. 311. — Wie die Bevölkerung, ist auch der Handel in den letzten zehn Jahren gestiegen. Nach dem „neurussischen Kalender 1852", S. 391 belief sich der Werth der ausgeführten Waaren für 1848 auf 16,404,000 Rub. S., für 1849 auf 15,710,000, für 1850 auf 13,916,327 R. S.; für 1852 sogar (nach der „nordischen Biene" v. 1853 No. 118) auf 24,735,415 R. S., auf mehr als das Doppelte der im Text angegebenen Summe. Für den oben angenommenen Zeitpunkt, die Mitte des vorigen Decenniums, kann man den Werth der Gesammtausfuhr Russlands auf 80 bis 90 Mill. Rub. S. veranschlagen. Nach einem Durchschnitt der sieben Jahre von 1835 bis 1841 belief er sich auf etwas über 280 Mill. Rub. Pap. Reden a. a. O., S. 208. 209.

2) In den Jahren 1837 bis 1841 durchschnittlich jährlich 5,143,000 R. S. (Ausfuhr: c. 11,390,000 R. S.) v. Reden a. a. O., S. 282. — Im J. 1848: 7,813,000 R. (Ausf.: 16,404,000); 1849: 8,907,000 R. (Ausf.: 15,710,000); 1850: 7,047,331 (Ausf.: 13,916,327 S. R.) Neuruss. Kal. 1852. S. 391. — Im J. 1852: 9,827,359 R. S. Einfuhr, 24,735,115 R. S. Ausfuhr. Nord. Biene 1853 No. 118.

3) Im J. 1830 z. B. wurden Waaren für 15,357,561 Rub. Pap. eingeführt, von denen nur für 8,092,000 in das Innere gingen. Schubert, Handbuch der

deten, lag das griechische Theudosia längst in Trümmern; aber in dem Zeitraum von zwanzig Jahren erstarkte die junge Stadt in dem Grade, dass sie sich in ferne Händel mischen, das syrische Tripolis gegen den Sultan von Aegypten durch ein Geschwader unterstützen konnte;[1]) und als die Türken sich Kaffa's bemächtigten, war die Stadt so herrlich, dass die Eroberer sie voll Bewunderung das zweite Stambul nannten. Es zeigte sich in der That bald, dass der Verkehr mit diesen Gegenden die Hauptquelle des genuesischen Reichthums gewesen war.

Im Alterthum endlich wurde die Nordküste des schwarzen Meeres bald eine der wichtigsten Kornkammern für die übervölkerten Landschaften des eigentlichen Hellas, und erlangte hiedurch eine solche Bedeutung, dass in der für die griechische Freiheit verhängnissvollsten Epoche kluge Staatsmänner, wie Demosthenes, in der Hinweisung auf die Nothwendigkeit einer ungestörten Verbindung mit jenen Kornländern einen der wirksamsten Hebel für die Förderung einer gesunden Politik fanden.[2]) Damals hatte sich am skythischen Gestade ein reiches Leben entwickelt; blühende Städte, untermischt mit zahlreichen Niederlagen und Ankerplätzen, erhoben sich am Meeresufer; strebsame Kaufleute drangen, von zweifelhaften Sagen geleitet, weit nach Nordost zu dem uralischen Goldlande, und reichbeladene Karavanen führten die Schätze Indiens durch das heutige Turan zum kaspischen Meere, von wo sie in die griechischen Häfen zusammenströmten.

Dass die Cultur, die damals und — wenn auch nicht in so umfassender Weise — zur Zeit der Italiäner hieher verpflanzt war, nach längerer oder kürzerer Blüthe wieder unterging, lag nicht an der Ungunst natürlicher Verhältnisse, sondern an zufälligen Ereignissen. Die griechischen Städte sanken unter dem Schwert barbarischer Horden dahin, die aus den Steppen jenseits des Don hervordrangen; und die Italiäner erlagen dem türkischen Sturm. So lange nicht die Feindseligkeiten der Menschen störend in die ruhige Entwickelung eingriffen, hat die wohlthätige Natur im Alterthum und im Mittelalter, wie in un-

---

allgemeinen Staatskunde. Königsb. 1835. Thl. I, 1. S. 248. — Im J. 1837 waren von 25 Mill. Rub. Pap. für eingeführte Waaren nur 9 Mill. (Kohl a. a. O. I, S. 51), in den Jahren 1839, 1840, 1841 durchschnittlich von 18 Mill. Rub. Pap. nur 8,750,000 zur Versendung in das Innere bestimmt (v. Reden a. a. O. S. 282). Das Verhältniss ist also sehr ungünstig.

1) Elie de la Primaudaie, études sur le commerce au moyen age. Histoire du commerce de la Mer Noire et des Colonies Génoises de la Krimée. Paris 1848. p. 79.

2) Man vergleiche z. B. Demosthenes pro corona § 87. 89. 241.

sern Tagen, hinlänglich bewiesen, dass sie diese Gegenden nicht nur nicht verdammt, sondern zu Bedeutung und Wohlstand bestimmt hat.

Allein wie gross auch die Uebereinstimmung der Erscheinungen sein mag, durch welche sich die commercielle Bedeutung der südrussischen Küste in den verschiedensten Zeitaltern bewährt hat: es springt sofort in die Augen, dass unter den Gründen, welche die Blüthe der griechischen, genuesischen und russischen Städte bewirkten, manche erhebliche Verschiedenheit herrscht.

Den auffallendsten Unterschied deuteten wir bereits an: der Handel Odessa's beruht vorzüglich auf der Ausfuhr, während die Wirksamkeit des zweiten Hebels für das Wohl einer Handelsstadt, ein umfassender und vortheilhafter Absatz der eingeführten Artikel, durch ein ungünstiges Zollsystem, wenn nicht ganz vereitelt, so doch stark gelähmt wird. Odessa's Einfuhr beschränkt sich auf Colonialwaaren, frische und getrocknete Früchte, rohe Baumwolle und Seide, Oel, Weine, Farbestoffe und andere Producte, die in Russland garnicht oder nicht in hinlänglicher Fülle gedeihen; die Einfuhr von Manufactur-Erzeugnissen, die bei dem Stande der russischen Industrie einen höchst vortheilhaften Absatz finden würden, ist der hohen Zölle wegen ganz unerheblich.[1])

In dieser Beziehung ist Odessa augenscheinlich viel ungünstiger gestellt, als die griechischen und genuesischen Handelsplätze, bei denen beide Triebfedern des Reichthums eine ungehemmte und glänzende Wirksamkeit entwickeln konnten. Ja, es lag in der Natur der Sache, dass in den vergangenen Zeiten die Einfuhr hier eine ungleich wichtigere Rolle spielen musste, als es ihr jetzt selbst unter den günstigsten Verhältnissen möglich wäre; denn Griechen und Genuesen handelten mit asiatischen Barbaren, welche, mit den Erzeugnissen europäischer Kunstfertigkeit und deren Werth völlig unbekannt, für ziemlich werthlose Waaren um so höhere Preise zahlten, je weniger die Concurrenz

1) Nach einer Tabelle bei Possart (das Kaiserthum Russland. Stuttg. 1840. Thl. I, S. 339) für d. J. 1828 betrug der Werth der eingeführten Manufacturwaaren mit Einschluss der Halbfabrikate (Twist, Rohzucker u. dgl.) noch nicht die Hälfte der Gesammteinfuhr. Da nun, wie wir oben bemerkten, kaum die Hälfte der eingeführten Waaren in das Innere geht, und da die Fabrikthätigkeit Odessa's ganz unerheblich ist, so kann man schon hieraus schliessen, dass fast sämmtliche, nach dem Inland geführte Waaren aus Rohproducten bestehen, während von den eingeführten Manufacturwaaren, vom Schmuggel abgesehen, sehr wenig in das Innere gelangt. Nach den offiziellen Angaben ging in den Jahren 1836 u. 1837 von den in Odessa eingeführten Manufacturwaaren nur der zehnte Theil in das Innere. (Possart a. a. O. I, S. 311.)

verschiedener Nationen auf die Herstellung eines angemessenern Verhältnisses zwischen Preis und Waare einwirken konnte. Denn die unsinnige Finanzpolitik der byzantinischen Kaiser, welche die wichtigsten Handelsartikel, selbst die zum Lebensunterhalt unentbehrlichsten, zu Gegenständen des Monopols machte, hatte den angebornen Handelsgeist ihrer griechischen Unterthanen dermassen ertödtet, dass diese in vollkommener Indolenz selbst günstigere Zeitumstände nicht benutzten, und den in einigen Zweigen noch immer vortheilhaften Verkehr mit der Hauptstadt des orientalischen Reichs sogar rohen Völkern, wie den Russen des zehnten und eilften Jahrhunderts, ohne Rivalität überliessen.[1]) Dadurch erhielten die Italiäner freies Spiel: das System des Monopols und unerschwinglicher Abgaben, die so wandelbar und unvernünftig waren, dass griechische Handelsleute es zuweilen vorzogen, Schiff und Ladung zu verbrennen, ehe sie sich solchen Erpressungen unterwarfen, hatte seine Verwerflichkeit durch die zunehmende Verarmung des Volks und die andauernde Abnahme der Staatseinkünfte so überzeugend dargethan, dass die Italiäner den frischen Eindruck dieser Erfahrungen und die Noth des Hofes benutzten, eine günstige Aenderung der Handelspolitik nach der andern zu erwirken, natürlich nur zu ihrem ausschliesslichen Vortheil. Die italiänischen Staaten spielten auf solche Weise den alleinigen Handel auf dem schwarzen Meer in ihre Hände; zunächst das strebsame, zu früh unter den Schlägen der Pisaner dahingesunkene Amalfi, und Venedig, dessen Kaufleute schon im achten Jahrhundert Byzanz besuchten; dann Genua; Pisa schloss sich mit kluger Politik je nach den Umständen, bald an Venedig, bald an Genua an. Aber seit dem Sturz des lateinischen Kaiserthums hatte Genua in diesen Gewässern das entschiedenste Uebergewicht; es trat in Verbindung mit den mongolischen Horden, welche durch die Beute Indiens und Persiens bereichert[2]) die südrussischen Steppen erobert hatten, und verkaufte an sie Waaren von geringem Werth, die bei civi-

1) Vgl. hierüber de la Primaudaie, a. a. O., p. 19—26.

2) Für den Reichthum der Mongolen legen ihre Gräber Zeugniss ab. „Zuverlässig ist es," sagt Pallas, „dass in den Gräbern dieser Gegend" (in der die mongolische Hauptstadt Serai lag) „unsäglicher Reichthum an Geschmeide, massiv goldenen und silbernen Pferdezierrathen und Gefässen vormals vorgefunden worden sind, wovon das Meiste heimlich an Goldschmiede und Kaufleute verhandelt und also unbekannt geblieben, ein Theil aber in die Kunstkammer der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften gekommen ist". Bemerkungen auf einer Reise in die südlichen Statthalterschaften des Russischen Reichs. Leipzig 1799. 4. Bd. I, 165. — Vergl. auch „über die Lage von Serai, die Hauptstadt der goldenen Horde" in Erman's Archiv für wissenschaftliche Kunde Russlands, Bd. V, 33.

lisirten Völkern nicht abgesetzt werden konnten, dünne Leinwand, Tuche von grellen Farben, Gürtel und andere Galanteriewaaren, durch Concurrenz nicht behindert, mit unglaublichem Gewinn.[1]) Aehnlich waren die Verhältnisse zur Griechenzeit; die Hellenen verkehrten zwar zunächst mit Völkern, deren einziger Reichthum in ihren Heerden bestand; aber sie wussten dabei alle Vortheile zu benutzen, die von dem Tauschhandel mit ungebildeten Nationen bei der Unbestimmtheit der Werthverhältnisse unzertrennlich sind, und genossen sie, was das Wichtigste ist, ebenfalls ohne Nebenbuhler. Denn die Phönizier, wenn sie überhaupt je das schwarze Meer besuchten, waren längst aus diesen nördlichen Gewässern gewichen; und den Verkehr anderer seemächtiger Völker in vorhellenischer Zeit, wie namentlich den der Karer, hatte Milet geerbt.

Um die Angaben über die Blüthe der genuesischen und griechischen Colonien zu verstehen, muss man sich stets daran erinnern, dass das überraschende Emporkommen Odessa's doch nur immer einer der beiden Triebkräfte, welche die Handelsblüthe zeitigen, zu danken ist, und dass gerade diejenige, welche für Griechen und Italiäner die fruchtbringendste war, in Bezug auf Odessa jetzt nur eine schwache Wirksamkeit zu äussern im Stande ist.

Ein anderer, nicht minder wesentlicher Umstand, der den Griechen und Genuesen sehr förderlich war, während er zum Wohle Odessa's nicht mehr mitwirken kann, liegt darin, dass vor der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien die kostbaren Erzeugnisse des südlichen und östlichen Asiens hauptsächlich auf Landwegen verführt wurden und zu einem beträchtlichen Theil in den pontischen Häfen zusammenströmten. Seehandel nach Indien ist zwar seit undenklichen Zeiten getrieben worden; im Alterthume nahmen betriebsame semitische Stämme an den Ufern des persischen und rothen Meerbusens die indischen Waaren in Empfang, die durch den Seehandel einiger Völkerschaften arischen Stammes hierher geführt wurden; und im Mittelalter war Alexandrien als wichtigster Stapelort für diesen Verkehr zu grossem Wohlstand gelangt. Allein wie beträchtlich dieser Handel zu Zeiten auch gewesen sein mag: er hat aus Gründen, die nicht ganz klar erkannt werden können und die in dem Charakter der wenig bekannten Zwischenhändler gelegen haben müssen, der Benutzung der Landstrassen durch Centralasien nie in dem Grade Abbruch gethan, wie jetzt der Seehandel um das Vorgebirge der guten Hoffnung. Auch ge-

1) De la Primaudaie, a. a. O. p. 125.

lang es den Venetianern nicht immer, zu verhindern, dass die aegyptischen Sultane auf die eingehenden Waaren beträchtliche Zölle legten; dann erlitt der alexandrinische Handel bedenkliche Erschütterungen und der Verkehr wandte sich noch mehr den alten Landstrassen zu.[1]) Dazu kam, dass man, nach einer Bemerkung des Spaniers Clavijo zu schliessen, der sich im J. 1406 nach Centralasien begeben hatte, für einige indische Producte, wie feine Gewürze und Spezereien, den Landweg stets dem Seetransport vorzog;[2]) dasselbe galt, nach einer Anmerkung des Florentiners Balducci Pegolotti (1335) von allen Waaren, die nicht schwer ins Gewicht fielen.[3]) Dass der Verkehr auf den Handelsstrassen Innerasiens so lange im Schwunge blieb, findet vornehmlich in dem Umstande seine Erklärung, dass die Handelsverbindungen der Semiten sich nicht über die Westküste der vorderindischen Halbinsel in das Innere und den Norden derselben ausgedehnt zu haben scheinen; so blieben die Erzeugnisse des reichen Gangesthals und der Landschaften an den Indusquellen vorzüglich, und die China's ausschliesslich auf den Landweg gewiesen. Der innerasiatische Verkehr war ausserdem zur Griechen- und Römerzeit dadurch wesentlich erleichtert, dass der Oxos (Amu), der sich damals noch in das kaspische Meer ergoss, eine ausgedehnte und bequeme Wasserstrasse bot, die eine Mitwirkung des Karavanenhandels nur auf verhältnissmässig geringen Strecken erforderlich machte; für den chinesischen Handel auf der Strecke von dem Lande der Seren (Kaschghar) durch die Pässe des Bolor zu einem der turanischen Ströme, für den indischen auf der Strecke vom heutigen Kabullande durch die Pässe des Hindukoh nach dem Balkhflusse, der ebenfalls den Oxos erreichte, ehe das jetzt dort übliche Bewässerungssystem seine Wasserfülle zu sehr geschwächt hatte; und im Westen war nur ein kurzer Landtransport über die Höhen nothwendig, welche die Wasserscheide zwischen dem Gebiet des Kur und dem des Rion (Phasis) bilden. So war der indische und chinesische Handel im Alterthume und im Mittelalter auch für die pontischen Häfen von Nutzen; in frühester Zeit für Phasis, Dioskurias und die bosporanischen Handelsplätze, im Mittelalter für das venetianische Tana an der Mündung des Don und für das genue-

1) De la Primaudaie, a. a. O. p. 148. 149.

2) Sprengel, Geschichte der wichtigsten geographischen Entdeckungen bis zur Ankunft der Portugiesen in Japan 1542. 2te Aufl. Halle 1792. S. 365.

3) Sprengel, a. a. O. S. 251.

sische Trebisonde.[1]) Jetzt berühren die Waaren, die aus China und Indien zu Lande verführt werden, die Häfen des schwarzen Meeres nicht mehr; der chinesische Handel zieht sich über Kjachta durch Sibirien hin; und die bucharischen Handelsleute, welche die Erzeugnisse der Länder um die Indusquellen und ihrer eignen Heimath weiter befördern, ziehen durch die Kirgisensteppe an die orenburger Linie, von wo die Waaren nach den mittelrussischen Handelsstädten gelangen. Auch diese Quelle des Wohlstandes fliesst also für das heutige Odessa nicht mehr.[2])

Eine grössere Uebereinstimmung zeigt der Ausfuhrhandel in den drei Geschichtsperioden. So sind namentlich die Erzeugnisse der Vieh- und Bienenzucht, der Ertrag der Jagd und Fischerei in allen Zeiten von der grössesten Bedeutung gewesen, wenigstens in ihrer Gesammtheit, da in der Wichtigkeit der einzelnen Artikel die grössere oder geringere Ausdehnung des Marktes und der je nach dem Wechsel der Sitten verstärkte oder verminderte Verbrauch allerdings manche Schwankungen herbeigeführt hat. Der Pelzhandel z. B. war im Alterthum bei Weitem nicht so wichtig, wie im Mittelalter und in unsern Tagen; dafür besassen ihn aber die griechischen Kolonien ausschliesslich, während ihn die genuesischen mit Nowgorod, Wisby und Lübeck, die heutigen russischen Städte am schwarzen Meer mit Petersburg und Leipzig theilen müssen. Bei andern Artikeln hat nur eine geringere Aenderung

---

1) Im Mittelalter, wo der in das kaspische Meer sich ergiessende Arm des Oxos nicht mehr die hinlängliche Wassermenge besessen zu haben scheint, theilte sich nämlich die Handelsstrasse gleich westlich von Marakanda (Samarkand); eine Abzweigung führte nordwestlich um das Nordufer des kaspischen Meers nach Astrachan und von hier nach Tana; eine andere nach der südöstlichen Ecke desselben Gewässers, nach Astrabad, von wo die Waaren zum Theil allerdings auch zu Wasser nach Astrachan, zum Theil aber durch Georgien nach Sebastopolis (Dioskurias), wo die Genuesen ein Comptoir hatten, und zum Theil über Tauris und Erzerum nach Trebisonde geführt wurden.

2) Ob sie stets gänzlich verstopft bleiben wird, muss man dahingestellt sein lassen. Wenn Russland Chiwa in seine Gewalt bekommt, wird voraussichtlich der Versuch gemacht werden, den Oxos in sein altes Bette zu leiten, — ein Versuch, dessen Gelingen vielleicht nicht in das Reich der Unmöglichkeit zu gehören scheint, und der für Centralasien die bedeutendsten Folgen haben würde. Vorläufig hindern die unsichern politischen Verhältnisse der turanischen Staaten den Aufschwung des Verkehrs auf den alten Wegen des Landhandels. Aber die Engländer, die auf den alten viel besuchten Handelsstrassen durch das Kabulthal nach den Pässen von Bamiyan dringen, wissen recht gut, dass Bamiyan für den innerasiatischen Handel mit dem unermesslichen Indien dasselbe bedeutet, was Gibraltar für den Handel des mittelländischen Meers.

hinsichtlich des Ausfuhrplatzes stattgefunden; der Handel Odessa's mit Wachs erhält jetzt z. B. seine vorzüglichste Nahrung aus den Gegenden am mittlern und obern Dnjestr, während Griechen und Genuesen diesen wichtigen Handelsartikel von den kaukasischen Bergvölkern bezogen, mit denen beide in besserem Einvernehmen standen, als jetzt die Russen.

Viel zweifelhafter dagegen ist es, ob die zweite Hauptklasse der Ausfuhrgegenstände, die Producte des Pflanzenreichs, in allen Zeiten von gleicher Bedeutung für den Handel sein konnte. Die beträchtliche Menge von Weizen, Flachs und Hanf, die Odessa auf den europäischen Markt wirft, ist nicht in den Küstenlandschaften erzeugt; der Flachs stammt aus den innern Provinzen des Reichs, da er in Südrussland lediglich als Oelgewächs gebaut und der Stengel nur als Viehfutter und Brennmaterial benutzt wird;[1]) der Hanf aus der Ukraine und Weissrussland; und der Weizen grösstentheils aus Bessarabien und Podolien.

Nach neuern Nachrichten hat jetzt zwar auch in Südrussland der Ackerbau eine solche Ausdehnung gewonnen, dass hier Getreide für die Ausfuhr producirt wird;[2]) aber dieser Fortschritt hat zu dem bisherigen Wachsthum Odessa's nichts beigetragen; noch vor Kurzem stand der Erndteertrag der Südprovinzen sogar zu ihrer spärlichen Bevölkerung in argem Missverhältniss,[3]) und auch jetzt wird der neue Auf-

---

1) Tengoborski, études sur les forces productives de la Russie. Paris 1852. t. I, p. 215. II. p. 43.

2) Tengoborski, a. a. O., I, 191. 195. Südrussischer Weizen ist zwar schon längst in den Odessa'er Handel gekommen; die Vortheile des dortigen Markts mussten diejenigen Colonisten, welche über ihren Bedarf producirten, anziehen; allein es fragt sich, ob der dadurch verursachte Abgang nicht anderweitig durch Zufuhren aus den kornreichern Provinzen des Innern ersetzt wurde und ob bereits jetzt, im Allgemeinen, für ganze Gouvernements angenommen werden kann, dass ihre Bewohner mehr Getreide produciren, als sie zu ihrer eignen Consumtion bedürfen. Vor zehn Jahren trug, wie Herr v. Haxthausen versichert (Bd. II, 320), Neurussland zu dem von Odessa ausgeführten Getreide „so viel wie garnichts bei."

3) Bei v. Reden (a. a. O., S. 96 u. 97) und Possart (a. a. O., S. 253 u. 254) findet man eine Tabelle über den Betrag der Aussaat zur Erndte von 1830 und über das Multiplum der Erndte nach den einzelnen Gouvernements. Ihr zufolge kamen, ohne Abzug des für die nächste Aussaat, für Branntweinbrennereien, Viehfutter u. dgl. bestimmten Getreidequantums, ungefähr im Gouv. Iekaterinoslaw $3\frac{3}{4}$, im Gouv. Cherson $3\frac{3}{8}$, im Gouv. Taurien $1\frac{3}{5}$ Scheffel Cerealien auf den Kopf; selbst wenn wir annehmen, dass der wirkliche Erndteertrag doppelt so gross als der hier angegebene war, so würde er noch immer keinen Ueberschuss

schwung nicht wirksam genug sein, um die Wichtigkeit der alten Bezugsquellen für Odessa's Getreidehandel in Schatten zu stellen. Es liegt auf der Hand, dass der Handel der Genuesen und Griechen entweder gar nicht, oder doch nicht in dem Maasse durch Zufuhren aus dem Innern genährt werden konnte.

Im Mittelalter stand der Ackerbau im Innern Russlands auf der niedrigsten Stufe. Das anbaufähige Land war zum grossen Theil und gerade in denjenigen Provinzen, welche heute zu den getreidereichsten gehören, mit ausgedehnten Waldungen bedeckt. Jagd, Viehzucht und Fischerei bildeten die Hauptnahrungsquellen; die Consumtion von Cerealien war gering, und man baute nur das Wenige, was man nothwendig brauchte, da der Ueberschuss nicht verwerthet werden konnte. Dazu kam die Einwirkung äusserst unglücklicher politischer Verhältnisse: das Land war in eine Anzahl Fürstenthümer zerrissen, die sich gegenseitig fortwährend mit verwüstenden Kriegen heimsuchten, und zur Zeit der genuesischen Herrschaft vollendeten oft wiederholte Raubzüge der schrecklichen Mongolen bis tief in das Innere Russlands das durch Bürgerkriege begonnene Werk der Zerstörung. Selbst in den kurzen Zeiträumen, in denen scheinbar der Frieden herrschte, konnte das erschöpfte Land sich nicht erholen: die Pächter des den Mongolen zu entrichtenden Tributs durchzogen in Gesellschaften vereinigt wie Räuberbanden das Land, und die Habgier dieser gefährlichen Gäste verschlang die spärlichen Früchte des Fleisses eben so vollständig, wie der wilde Krieg. Wer ihren Erpressungen nicht Genüge that, wurde ohne Erbarmen in die Horde geschleppt; und es war schwer, ihre Habsucht zu befriedigen: bei ihrer Ankunft verliessen die armen Bewohner Haus und Hof, um in den Wäldern wenigstens Leben und Freiheit zu retten. Unter so unseligen Verhältnissen musste der Aufschwung, den das Land unter den ersten Warägern genommen hatte, wieder vollständig vernichtet werden; was nutzte es, für den Krieg und die Plünderung zu arbeiten? inmitten der tiefsten Zerrüttung und allgemeiner Unsicherheit wich die Neigung zu friedlichen Beschäftigungen der einbrechenden Verwilderung, Räuber gesellten sich zu Räubern, und die sittigende Sorge für die Zukunft, dieser segenschwangere und doch so zarte Keim jeder gedeihlichen Entwickelung, fand keinen Boden mehr in den aufgeregten Gemüthern.

---

für den Export gewähren, da man für die Consumtion des Individuums mindestens 8 Scheffel annehmen muss. (Der russische Soldat erhält an Cerealien $3\frac{1}{4}$ Tschetwert, über 12 Berl. Scheffel).

Während so das eigentliche Russland seiner Auflösung entgegen zu gehen schien, herrschten im Süden und Südosten die Mongolen, ein dem Dienste der Demeter nicht holdes Geschlecht. Unter solchen Umständen möchte man bezweifeln, dass der Getreidehandel in dem Verkehr der Genuesen mit dem schwarzen Meer eine bedeutende Rolle gespielt hat, und es scheint in der That, dass zu ihrer Zeit hauptsächlich aus den Häfen an der Donau- und Dnjestr-Mündung Getreide ausgeführt wurde[1]). Die überaus fruchtbaren Landschaften der heutigen Walachei, der Moldau und Bessarabiens, die von dem politischen Missgeschick, welches auf dem Reiche der Waräger lastete, weniger berührt wurden, waren damals wie jetzt reich an Cerealien, welche die Genuesen für den Handel nutzbar machten. Aber wir wissen doch auch, dass in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts eine Belagerung Kaffa's durch die Tataren in den Städten des byzantinischen Reiches eine Hungersnoth hervorrief[2]), — ein deutlicher Beweis, dass auch der Getreidehandel Kaffa's von grosser Wichtigkeit war und dass der Ackerbau im östlichen Theile der Krim mit Erfolg betrieben wurde.

Noch sicherer ist es, dass die Ausfuhr von Getreide für die griechischen Colonien, namentlich für das bosporanische Reich und für Olbia, eine sehr wichtige, wo nicht die wichtigste Quelle des Wohlstandes war, — eine auffallende Thatsache, die eine genauere Erörterung verdient.

Es ist kaum nöthig zu bemerken, dass die griechischen Colonien noch weniger als die genuesischen auf Getreidezufuhr aus dem Innern rechnen konnten. Wenn wir erwägen, in welchem Zustande ein Jahrtausend später die Waräger die meisten slawischen Stämme fanden; wenn wir bedenken, dass damals nur sehr wenige, vielleicht nur die Poljänen und Slowenen, die in hölzernen Flecken wohnten, einigen Ackerbau trieben, dass die meisten andern, wie die Derewier, die Wjatitschen, die Radimitschen nach Nestor's Ausdruck wie wilde Thiere in den Wäldern lebten und ihren Tribut nur in Pelzen und Fellen entrichten konnten, dass Pelze und Felle selbst im Kiew'schen bis zur Zeit Wladimirs des Grossen d. h. bis byzantinische Münzen in Cours kamen, die Stelle des Geldes vertraten: so wird es uns sehr zweifelhaft werden, ob ein Jahrtausend früher, zur Griechenzeit, hier schon überhaupt irgendwo der erste Schritt vom Jäger- und Hirtenleben zum Ackerbau versucht war. Daraus folgt, dass das Getreide, mit dem die

1) de la Primaudaie, a. a. O., 129, 218.

2) Nicephorus Gregoras, XIII, c. 12 (ed. Bonn. p. 683, 686).

pontischen Colonien ihr Mutterland versorgten, in ihrer unmittelbaren Nähe, d. h. in der Steppe selbst erzeugt war; und das geht in der That aus sehr bestimmten Angaben der Alten hervor, während sich keine Spur einer Andeutung findet, dass die Getreidevorräthe der milesischen Colonisten aus den Landschaften nördlich von der Steppe einen Zuschuss erhalten hätten.

Wir haben schon oben erwähnt, dass die neurussischen Steppen noch vor wenigen Decennien, zu einer Zeit, als im Gouvernement Jekaterinoslaw nur 583, in Cherson 380, in Taurien 210, im Lande der donischen Kosaken nur 102 Menschen auf der Geviertmeile lebten, kaum das zur Ernährung dieser ausserordentlich spärlichen Bevölkerung erforderliche Getreide producirten. Der Umfang einiger griechischen Colonien, wie Olbia, Cherronesos, die Angaben über die zahlreichen Städte und Flecken, welche sich in dem bosporanischen Reiche zusammendrängten, und einige vereinzelte Mittheilungen über die Stärke der Heere, welche manche sarmatische Horden, namentlich in den Steppen zwischen dem Don und der Wolga, ins Feld schicken konnten, machen es höchst wahrscheinlich, dass diese Landschaften im Alterthum stärker bevölkert waren. Dennoch erzeugten damals die Steppen Getreide für den Ausfuhrhandel.

Diese Thatsache, die durch die Erfahrungen der letzten zehn Jahre allerdings ihres unglaublichen Charakters zum grossen Theil entkleidet ist, nöthigt uns, einen genauern Blick auf die Natur des Landes zu werfen, auf welchem die Thätigkeit der Hellenen im grauen Alterthume so auffallende Resultate erzielt hatte.

Bodenerhebung der südrussischen Steppen.

Von den Karpathen aus erstreckt sich durch das südliche Russland ein Granitlager von verschiedener Breite in ostsüdöstlicher Richtung nach dem asowschen Meere hin, wo es an den Ufern der Berda zum letzten Male bemerkt wird. Es ist meistentheils mit einem Gemisch von schwarzer Dammerde und schwerem Thon, nur an wenigen Stellen bloss mit Granitgruss bedeckt[1]), und tritt überall zu Tage, wo es von den grossen Flüssen durchbrochen wird, die mit reissender Schnellig-

1) v. d. Brincken, Ansichten über die Bewaldung der Steppen des europäischen Russlands, mit allgemeiner Beziehung auf eine rationale Begründung des Staatswaldwesens. Braunschweig 1833. 4. S. 39—41. — Für das Folgende vergleiche besonders Hommaire de Hell, les steppes de la Mer Caspienne. III, p. 11—25.

keit über seine Stufen fortschiessen; so am Dnjestr bei Kalus, Mogilew, Jampol bis Dubossary; am obern Laufe des Bug im nordwestlichen Theile Podoliens; an den Flüssen in der südlichen Hälfte des Gouvernements Kiew; am Dnjepr unterhalb Jekaterinoslaw[1]). An dieses Granitlager lehnt sich nördlich eine Kreideschicht, die an der Küste des asowschen Meeres zwischen der Berda und Taganrog, an dem hohen Westufer des Don und Donez zuweilen zu Tage tritt, und im nördlichen Theile des Landes der donischen Kosaken, in den Gouvernements Tambow, Woronesh, Charkow, und den westlicher gelegenen die Unterlage für ein fettes schwarzes Erdreich bildet. Südlich von der Granitschicht dehnt sich die auf Tertiärkalk ruhende Steppe aus, über das Gouvernement Cherson bis zu den Donaumündungen, mit schwacher Abdachung gegen Südwest; sie ist im Parallel von Jekaterinoslaw etwa 300 Fuss über dem Meeresspiegel erhaben, und bildet an der Küste ein abschüssiges Gestade, welches in Bessarabien nur 60 Fuss hoch ist, weiter nach Osten aber, bis zur Dnjeprmündung, allmählich zu der beträchtlichern Höhe von 120 bis 150 Fuss ansteigt. Diese Steppe bietet besonders in ihrem nördlichen Theile schwache Undulationen dar; im Süden gewährt sie überwiegend den Anblick einer vollständigen, unermesslichen Ebene, in welcher sich der Reisende bei dem Mangel unterscheidender Merkzeichen wie durch Zauber festgebannt glaubt, trotz der erstaunlichen Schnelligkeit, mit welcher das russische Dreigespann ihn durch die einsame Gegend führt. Nichts desto weniger ist der Boden nicht ohne tiefe Einschnitte; die grossen Ströme haben sich durch die Humus- und Thonschichten ein tiefes, breites, meist von steilen Rändern eingefasstes Bette gegraben; die Zuflüsse äusserten in Folge dessen ebenfalls das Bestreben, durch tiefere Aushöhlung ihres Rinnsals ihr Wasser allmählich zum Niveau des Hauptstromes hinabzuleiten, und fanden in dem nachgiebigen Erdreich keinen Widerstand; selbst da, wo an den steilen Thalrändern eine wenn auch nur schwache Depression des hohen Steppenbodens mündete, in welche das Regen- und Schneewasser von weit und breit zusammen strömte, um sich das steile Ufer hinab in das Flussthal zu stürzen, rissen auch die periodischen Gewässer allmählich tiefe Seitenklüfte ein, die im Sommer meist trocken liegen, während im Frühjahr das trübe Schneewasser in diesen Schluchten von Stufe zu Stufe stürzt und sie zum Nachtheil der Communication von Jahr zu Jahr erweitert[2]). Aber die vielfache Ver-

1) Lehrberg, Untersuchungen zur Erläuterung der ältern Geschichte Russlands. Petersburg 1816. 4. S. 319. 2) Vgl. Kohl, a. a. O., Bd. II, S. 66—69.

ästelung der Flussthäler, Bachrinnen und Regenklüfte trägt nicht dazu bei, den Anblick der Steppe weniger einförmig zu machen; denn der Reisende bemerkt sie erst, wenn er an ihren steilen, zerrissenen Rändern steht.

Von der 130 Fuss hohen Steppe am rechten Dnjepr-Ufer unterhalb Cherson schweift das Auge jenseits des weiten Bassins, in welchem die zahlreichen Arme des gewaltigen Stromes anmuthig bewaldete Inseln bilden, und einiger Sanddünen am linken Ufer, über eine viel tiefer gelegene, nur etwa 12 Fuss über den Meerespiegel sich erhebende und völlig horizontale Fläche hin, die sich in grösssester Einförmigkeit von der Spitze Kinburn östlich durch mehr als drei Längengrade bis Genitschi, der Landzunge von Arabat gegenüber, ausdehnt und auch jenseits des Isthmus von Perekop den nördlichen Theil der Krim bildet. Erst hinter der Station Djurmeen, auf dem Wege von Perekop nach Simferopol, steigt sie allmählich an,[1]) und bei der zuletzt genannten Stadt erheben sich die Vorhöhen des taurischen Gebirges. Das ist die grosse Tiefebene, über die einst in vorhistorischer Zeit, ehe die Erdoberfläche ihre letzten wesentlichen Veränderungen erlitt, die Meereswogen rollten; zahlreiche Salzseen auf der Landenge von Perekop und in der nördlichen Hälfte der Krim, und der Salzgehalt des Bodens an mehreren Stellen der taurischen Steppe sind die Ueberbleibsel dieses frühern Zustandes der Dinge, an den sich eine dunkle, von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzte Erinnerung bei den Alten erhalten zu haben scheint.[2])

Wie im Süden zu den taurischen Bergen, erhebt sich im Norden dieser ehemalige Meeresboden allmählich zu der Höhe der chersonschen Steppe; oberhalb Berislaw erreicht das linke Dnjepr-Ufer die Höhe des rechten und die taurische Steppe zeigt fortan denselben Charakter, wie die des Gouvernements Cherson. Nicht so allmählich ist der Uebergang an der Küste des asowschen Meeres, wo sich gleich hinter Genitschi beträchtliche Thäler und Flussbecken zeigen, bis zum Kalmius hin; die Berda entblösst das Gestein des neurussischen Granitlagers, das hier zum letzten Mal zu Tage tritt. Zwischen Mariupol und Taganrog steigt die Küste in Stufen an; längs des Meeres dehnt sich eine Tiefebene aus, vollkommen horizontal, über eine bis gegen zwei Meilen breit; und die hohe Steppe, die durch Thalsenkungen bedeutend

---

1) Pallas, Bemerkungen etc. Bd. II, S. 11.

2) A Carcinite Taurica incipit, quondam mari circumfusa et ipsa, quaqua nunc jacent campi. Plin. hist. nat. IV, 26.

gewellt ist, fällt gegen diesen niedrig gelegenen Küstensaum mit steilen Wänden ab, welche allem Anschein nach ebenfalls einst den Wirkungen der Meereswogen ausgesetzt waren.[1])

Die hohe, einförmige Steppe bildet auch den südlichen Theil des Gouvernements Jekaterinoslaw. Weiter nördlich wird die Gegend mannigfaltiger. Ein Steinkohlen führendes Schiefer- und Kreidelager, welches sich zwischen den Zuflüssen des Donez einerseits und der Samara, der Krinka und dem Mius andererseits hinzieht, hat bei seiner Erhebung zahlreiche Hügel, bis zur Höhe von 4—500 Fuss, aufgeworfen, ohne jedoch die auf ihm lagernden Thonschichten überall durchbrechen zu können. Dieselbe Hügelbildung zeigt sich im westlichen Theile des Landes der donischen Kosaken.

Jenseits des Don dehnt sich zunächst südlich von der Bodenanschwellung bei Zaritzin, welche den Don von der Wolga scheidet, eine hohe einförmige, mit schwarzem Erdreich bedeckte Steppe aus, welche östlich zur Sarpa, südlich zum Manytsch und westlich zum Don steil abfällt und im Allgemeinen gegen den zuletzt genannten Strom schwach geneigt ist. Was östlich und südlich von dieser fast dreieckigen hohen Steppe liegt, ist wiederum Tiefland und alter Meeresboden, ohne jede merkliche Abdachung. Das Letztere erhellt besonders deutlich aus dem Laufe des Manytsch und der Kuma; obgleich die Quelle des erstern nur 16 Meilen vom kaspischen Meere entfernt ist, schleicht er dennoch dem in gerader Linie über 60 Meilen entfernten Don entgegen, während die Kuma, die sich dem kaspischen Meere zugewendet hat, auf der horizontalen Fläche im Sande versiegt, ehe sie die See erreicht. Die geringe Abdachung der kaspischen Steppe zum Don hin macht sich namentlich zur Zeit des Frühlingshochwassers bemerklich. Dann tritt der untere Don weit über sein linkes flaches Ufer, und bedeckt, zuweilen über dreissig Meilen in das Innere hinein, die Niederung des Manytsch mit seinem Wasser, so dass der letztere, willenlos dem Impulse der Frühlingsfluth nachgebend, auch in seinem mittlern Laufe eine östliche Richtung anzunehmen scheint. Diese Bodenverhältnisse machen den Manytsch zu einem der traurigsten Flüsse, und es giebt keinen Strom in Europa, dessen Bedeutung in so argem Missverhältniss zu seiner Längenausdehnung steht. In seinem obern Laufe von keinem lebendigen Quell genährt, bildet er hier nur das Reservoir für das Regen- und Schneewasser der Frühlingszeit, und zeigt acht Monate im Jahr ein vollkommen trockenes Bette. In seinem mittlern Lauf

1) Pallas, a. a. O. I, 481. 491.

empfängt er von Süden her einige Zuflüsse, die auf dem nördlichsten Ausläufer des Kaukasus entspringen, aber durch einen längern Lauf in der flachen quellenlosen Sandsteppe so geschwächt sind, dass sie seiner Wasserarmuth nicht aufhelfen können. Weiter westlich, am Südrande der oben erwähnten Hochsteppe, besteht er aus einer Reihe von Teichen, Lachen und Sümpfen, die — ausgenommen zur Zeit der grössesten Hitze — durch Rinnsale mit einander in Verbindung stehen, und durch Süsswasserquellen genährt werden, welche am Abhange der hohen Steppe zwischen der Tertiärkalk- und Thonschicht hervorsprudeln. Zu der Zeit, als die Wogen des kaspischen Meeres die ganze horizontale, salzhaltige Steppe östlich von der Sarpa bedeckten und an dem steilen Rande sich brachen, mit dem die hohe Steppe jenseits des Don zur Sarpa abfällt, bildete die Thalsenkung des Manytsch die Meerenge, durch die das kaspische Meer mit dem asowschen in Verbindung trat.

Die Monotonie der Steppen südlich von der Thalsenkung des Manytsch wird nur durch einen Höhenzug unterbrochen, der sich von dem kaukasischen Hochgebirg loslöst, das rechte Ufer des obern Kuban begleitet, dann, während der Strom sich westwärts wendet, in nördlicher Richtung bis 47 Gr. nördlicher Breite fortsetzt, und sich nach Westen allmählich zum asowschen Meere abdacht. Auf seinem westlichen Abhang entspringen mehrere kleine Flüsse, welche wenigstens im Frühjahr das Land der Tschernomorischen Kosaken bewässern. Der östliche Abfall des Höhenzuges ist steiler; hier entspringt die Kuma, die anfangs, so lange sie nach Norden fliesst und durch die von den Hügeln rinnenden Quellen gespeist wird, wasserreich ist und schöne Wiesen bildet, dann aber, sobald sie mit östlichem Laufe den alten Meeresboden erreicht und aus der ebenen Fläche keine Zuflüsse mehr erhält, langsam durch Schilfniederungen hinschleicht und ihre durch die in diesen Gegenden überaus starke Verdunstung sehr verringerte Wassermasse dazu verbraucht, den dürren Steppensand zu tränken, so dass sie das Meer nicht mehr erreicht.

Landschaftlicher Charakter.

Der landschaftliche Charakter und die Culturfähigkeit der von uns durchflogenen Gegenden sind durch ihre Bodenerhebung wesentlich bedingt. Die Einförmigkeit der letztern drückt auch jenen das Gepräge der Monotonie auf. Nur an der nördlichen Grenze der Steppenregion, wo die Bodenerhebung grössere Abwechselung darbietet, gewinnt die Landschaft an Anmuth, die Cultur an Bedeutung.

So gehört das Gouvernement Podolien, grösser als die Provinz Schlesien und dichter bevölkert als die Provinz Preussen, zu den gesegnetsten Landstrichen des russischen Reiches. Der breite Gürtel des ungemein fruchtbaren, für den Weizenbau ganz besonders geeigneten „schwarzen Erdreichs", das sich von dem Gouvernement Orenburg aus in südwestlicher Richtung durch das ganze mittlere Russland erstreckt, umfasst auch Podolien, und entwickelt hier, gut bewässert durch die zahlreichen Bäche, welche von den Hügeln in der Mitte des Landes zum Dnjestr und Bug herabströmen, und begünstigt durch ein gemässigtes Klima, seine volle Ergiebigkeit. Unter so günstigen Umständen ist auch die Cultur hier verhältnissmässig weit vorgeschritten; über die Hälfte des Gesammtareals ist Ackerland[1]); Weiden, Unland und Sümpfe nehmen nur 15 Procent der Bodenfläche ein[2]). In Bezug auf die Ausdehnung der Wiesen ist Podolien fast noch glücklicher ausgestattet, als der wiesenreichste Theil der preussischen Monarchie, die Provinz Preussen; sie verhalten sich dort zum Gesammtareal wie 19 zu 100, zum bebauten Boden wie 37 zu 100[3]). Viel schlechter ist es mit den Wäldern bestellt: betrachtet man das Verhältniss ihrer Ausdehnung zum Gesammtareal, so steht Podolien nicht nur hinter Preussen und Oesterreich, sondern sogar hinter Frankreich zurück[4]);

---

1) Zur bequemern Vergleichung mit andern Ländern bemerken wir, dass das Ackerland in Oesterreich 34 pCt., in Preussen 44 pCt., in Frankreich 49 pCt., im europäischen Russland nur 18 pCt. des Gesammtareals einnimmt, während es in Podolien 53 pCt. beträgt; — wobei übrigens nicht zu vergessen ist, dass in Russland, bei der dort vorherrschenden Dreifelderwirthschaft oder bei andern, noch weniger vorgeschrittenen Culturmethoden stets ein bedeutender Theil des Ackerlandes brach liegt. — Diese und die folgenden statistischen Angaben sind meistens dem schon angeführten, vortrefflichen Werke Tengoborski's entlehnt.

2) In Preussen 20 pCt., in Frankreich 23 pCt., in Oesterreich 26 pCt. Wegen der grossen Ausdehnung der Steppen in Neurussland rechnen wir die Weiden nicht mit den Wiesen, sondern mit den uncultivirten Ländereien zusammen.

3) In der Provinz Preussen bilden die Wiesen nur 14 pCt. des Gesammtareals, — was immer ein sehr günstiges Verhältniss ist; da nun der bebaute Boden dieser Provinz 36 pCt. des Areals beträgt, während er sich in Podolien auf 53 pCt. beläuft, so gestaltet sich das Verhältniss der Wiesen zum Ackerlande in der Provinz Preussen noch etwas besser, als in Podolien, fast wie 39 : 100. Vgl. Schubert, Handbuch der allgemeinen Staatskunde des preussischen Staats. Königsberg, 1846, 1848. Bd. II, p. 8. — Das ungünstigere Wiesenverhältniss in den westlichen Culturstaaten wird durch den ausgedehnten Anbau von Futterkräutern ausgeglichen, wovon im südlichen Russland noch keine Rede ist; hier wird dagegen durch die weitläuftigen Steppenweiden die Viehzucht erleichtert.

4) In Podolien betragen die Waldungen 12 pCt., in Frankreich 16 pCt., in

aber einen bessern Maassstab für die Hinlänglichkeit der Waldungen findet man in dem Verhältniss ihrer Ausdehnung zur Masse der Consumenten, zur Bevölkerung; und in dieser Beziehung fällt in Podolien doch noch eine grössere Waldfläche auf das Individuum als in Frankreich, und eine nur etwas geringere, als in Preussen[1]). Indess sind die Forsten ungleich über das Gouvernement vertheilt; nur seine nordwestliche Hälfte hat Ueberbleibsel der unermesslichen Laubwälder erhalten, die in vergangenen Zeiten unzweifelhaft den ganzen Landstrich bedeckten und deren verwesendes Laub die dicke Schicht fruchtbarer Pflanzenerde bildete, welche jetzt zum Gedeihen des Ackerbaues so mächtig beiträgt; dort findet man namentlich bei Bar noch so schöne Forsten, dass ein neuerer Reisender sie als Urwälder bezeichnet[2]). Während sich also in diesem Theile das Auge an der reichen Abwechselung erfreut, die durch zahlreiche Dörfer, reichbewaldete Hügel, üppige Wiesen, in deren hohem Grase ausgedehnte Heerden einer tüchtigen Rindviehrace weiden, und durch fruchtbare Ackerfelder hervorgerufen wird, kommt man weiter nach Südost in einförmigere Gegenden; der Waldwuchs wird spärlicher, die Bevölkerung ärmer; im äussersten Zipfel des Gouvernements, der durch eine Linie von Balta über Olgopol nach Gaysyn abgeschnitten wird, verschwinden die Wälder gänzlich, und das massenweise Vorkommen gesellig lebender Kräuter auf weit ausgedehnten Landstrichen kündigt die Nähe der Steppe an.

Auch der nördliche, hügelige und wohlbewässerte Theil der Moldau und Bessarabiens gehört zur Zone des schwarzen Erdreichs und zeichnet sich durch ungemeine Fruchtbarkeit aus. Der Landmann muss zwar oft drei bis fünf Paar Ochsen vor den Pflug spannen, um

---

Preussen gegen 22 pCt. (in der Provinz Preussen 25 pCt.), in Oesterreich über 30 pCt. des Gesammtareals. Die Durchschnittszahl für das ganze europäische Russland ist 36 pCt.

1) Es fallen nämlich auf das Individuum in Frankreich 0,23; in Podolien 0,27; in Preussen 0,33; in Oesterreich 0,48; im ganzen europ. Russland durchschnittlich 2,97 Dessätinen Wald (5040 Dessätinen bilden eine deutsche Quadratmeile); Podolien steht demnach in Bezug auf Wald etwa der preussischen Rheinprovinz, den Regierungsbezirken Breslau, Liegnitz und Arnsberg gleich, wo auf das Individuum (nach der Bevölkerung im J. 1843) 1,2 Magdeburger Morgen Wald fallen, und übertrifft die drei sächsischen Regierungsbezirke (Merseburg 1,1; Erfurt 0,9; Magdeburg 0,6 Magdeb. Morgen für den Kopf), die Regierungsbezirke Münster (0,8), Minden (0,7), Aachen (1), Köln (0,9) und Düsseldorf (0,5). Vgl. die Tabelle bei Schubert a. a. O. Th. II, S. 175, 176.

2) „Ueber Przezdziecki's Bilder aus Podolien, Wolhynien und der Ukraine", in Erman's Archiv für wissenschaftliche Kunde Russlands, Bd. IV, S. 97.

den schweren und fetten Boden aufzureissen, aber er ist auch eines reichen Ertrages so gewiss, dass er von einer Misserndte spricht, wenn er nur das sechste Korn gewinnt[1]). Schöne Wälder findet man nur in den westlichen gebirgigen Strichen der Moldau; auf den bessarabischen Hügeln sind sie so sparsam, dass das gesammte Waldland dieser Provinz nur 6 Procent ihres Bodens einnimmt, und sie verschwinden fast gänzlich, sobald man die letzten Höhen jenseits Jassy und bei Kischenew hinter sich gelassen hat[2]). Bei der zuletzt genannten Stadt macht die Waldvegetation gewissermaassen ihre letzten glücklichen Versuche; in einem Umkreise von fünf bis sechs Meilen finden sich recht schöne Eichen- und Buchenwaldungen, so dass Kischenew seines Holzreichthums wegen ein in ganz Neurussland viel beneideter Ort ist und sogar einen Theil seines Ueberflusses auf Wagen nach den entfernten Handelsplätzen Odessa und Ismail versendet. Die wenigen Gehölze, die sich vereinzelt jenseits der Hügelregion in die Steppe hinauswagen, büssen den Versuch durch eine armselige, freudelose Existenz. So der Eichenwald vor Bender, dem es nicht an Ausdehnung fehlt, da er anderthalb Meilen lang und dreiviertel Meilen breit ist; aber seine Eichen sind, wie Kohl bemerkt, „sämmtlich ungesund und krüppelig, und obgleich nicht eigentliches Gebüsch, sondern zwergartige Bäume, doch durchweg nicht höher als zehn Fuss; mit Gebüsch untermischt, stehen sie alle sehr weitläuftig auseinander und bieten dem Menschen weiter nichts als Brennholz“. Südlich vom sieben und vierzigsten Breitengrade verändert sich die Landschaft in jeder Beziehung. Von hier ab erstreckt sich unabsehlich bis zur See und zur untern Donau die Steppe, eine nach Süden geneigte, von zahlreichen Bachgerinnen durchfurchte Fläche, deren schwarze, mit Feuchtigkeit hinlänglich getränkte Dammerde das Gras in dichtem, üppigem Wuchs bis zu Manneshöhe emportreibt. So lange die Dürre anhält, ist die Communication auf der weiten Ebene ausserordentlich bequem; aber wenige Regentage genügen, selbst mitten im Sommer, den Boden dermassen zu erweichen, dass

---

1) Kohl, II, S. 46. Demidoff, II, 311.

2) Im Anfange des vorigen Jahrhunderts zogen sich in der Moldau gute Wälder viel tiefer nach Süden. In einer Reiseroute aus dem J. 1714, die Pallas im dritten Bande der „Neuen Nordischen Beiträge“ (Petersburg, 1782) veröffentlicht hat, heisst es p. 193: „Von Jassy kömmt man durch grosse Wälder in vier Stunden nach Rentü; ... von Wassilkowa (sechs und eine halbe Stunde von Rentü) geht der Weg eine halbe Stunde über Ackerfelder und Waldung; ... von Burlat sind sechs Stunden durch Wald und Ackerfelder bis an das Dorf Putseny“. Die Steppennatur hatte also damals noch nicht vollständig gesiegt.

Pferde und Wagen in dem tiefen Schlamm versinken und der Reisende sich durch das hohe Gras der herrenlosen Prairien einen neuen Weg bahnen muss. Nur selten trifft man hier ein Dorf, oder eine von spärlichen Ackerfeldern und einigen Obstbäumen umgebene Ansiedelung; das Auge sieht nur, anfangs staunend, bald aber ermüdet, die weite Grasfläche im Winde wogen, und über ihr in langgezogenen Kreisen zahlreiche Adler und Geier schweben, welche das reiche Thierleben der menschenarmen Wildniss hieher gelockt hat. Je weiter man nach Süden vordringt, desto feuchter wird der Boden: die zahlreichen Bäche, die im parallelen Laufe von Norden nach Süden dem schwarzen Meere und der Donau zufliessen, bilden Sümpfe, oder erweitern sich zu grossen Seen; bis endlich, in der Nähe der Donau, die ganze Gegend zu einem ungeheuren, von hundert Bächen, von Seen und Schilfniederungen labyrinthisch durchschnittenen Sumpflande wird, in dem das Auge sich vergebens zu orientiren sucht[1]). Das ist der Charakter der „getischen Einöde", die von den alten Schriftstellern so oft erwähnt wird, und die bis zu diesem Jahrhundert ein Lieblingsaufenthalt der Hirtenvölker gewesen ist, während sich in der nördlichen Hälfte der Moldau und Bessarabiens der Ackerbau verhältnissmässig früh entwickelt zu haben scheint[2]). Als die zuletzt genannte Provinz in die Gewalt Russlands fiel, wohnten im Norden die sesshaften Rumunen, die den Markt von Ismail und Reni mit Getreide versorgten; im Süden weideten die tatarischen Nogaier ihre ausgedehnten Heerden, wanderten aber zum Theil schon vor, zum Theil unmittelbar nach der Besitzergreifung durch die Russen in das Land ihrer Glaubensgenossen jenseits der Donau aus und liessen die reichen Weiden des Budjak fast menschenleer zurück. Seitdem hat sich hier in Folge der angestrengten Bemühungen der russischen Regierung eine sehr gemischte Bevölkerung angesiedelt: Grossrussen und Kosaken, Bulgaren und Griechen, Deutsche und Schweizer, Zigeuner, Armenier und Juden. Dennoch leben in dieser Provinz, die so gross ist, wie die Rheinprovinz und Westphalen zusammen und die im Norden den Ackerbau, im Süden der Viehzucht so ausserordentlich günstig ist, nur 923 Menschen auf der Quadratmeile.

Die Donau theilt sich oberhalb Ismail in zwei Arme, welche ein umfangreiches Delta umschliessen. Der nördliche fliesst bei Ismail und

---

1) Demidoff, voyage, I, 194.

2) Vgl. Skalkowski, historische Untersuchungen über das Land Budjak und das heutige Bessarabien, in Erman's Archiv, Bd. V, S. 563 u. f.

Kilia vorbei, bildet durch Seitenarme, die sich mit dem Hauptstrom wieder vereinigen, zahlreiche Inseln, ergiesst sich aber mit einer Mündung, der sogenannten Kilia-Mündung, in das Meer. Die Tiefe des Hauptarms ist ziemlich beträchtlich; aber die Mündung ist jetzt dermassen versandet, dass sie für die Schifffahrt unbrauchbar ist. Der zweite Arm verzweigt sich nach kurzem Laufe in südöstlicher Richtung wiederum bei Tuldscha; der nördliche Zweig, der von der See zugängliche Sulina-Strom, bildet mit dem Kiliaarm ein Delta, welches durch ein beide Arme verbindendes Rinnsal in zwei Inseln getheilt wird, von denen die westliche Tschetal, die östliche Lieti heisst. Auch der sehr tiefe Sulina-Strom ist an seiner Mündung so versandet, dass tiefgehende Schiffe nicht in ihn einlaufen können. Der von Tuldscha nach Südost sich wendende St. Georgsarm, der die russische Grenze bildet, ist für die Schifffahrt ganz unbrauchbar; er sendet vor seiner Mündung in das Meer noch nach Süden einen unbedeutenden Arm ab, der sich in den mit dem Meere durch mehrere Kanäle in Verbindung stehenden See Ramsin ergiesst; der bedeutendste Ausfluss des Sees führt den Namen der Portitza-Mündung und bildet mit der St. Georgsmündung eine Insel, welche von Russland und der Türkei als neutrales Gebiet betrachtet wird. Durch den Umstand, dass der See Ramsin an mehrern Stellen mit dem Meere in Verbindung tritt, wird es erklärlich, dass die Alten von fünf, sechs oder sieben Donaumündungen sprachen, je nachdem sie nämlich die vier Ausflüsse des Sees, die auf genauern Karten verzeichnet sind, sämmtlich oder nur zum Theil mitzählten. Da die von den Flussarmen umschlossenen Inseln an ihren höchsten Stellen sich nur etwa zehn Fuss über das Niveau des Meeres erheben, sind sie grösstentheils den Frühlings- und Herbstüberschwemmungen ausgesetzt, und starke Regengüsse machen sie eben so unpassirbar, wie die Ebenen des Budjak; aber durch ihren Boden, der von den Ablagerungen des Stromes gebildet ist, sind sie mit Ausnahme der mit Schilf und Röhricht bestandenen Flussufer und des sandigen Küstensaumes zu allen Culturen geschickt, und zur Zeit der Türkenherrschaft hatte sich hier in der That ein blühender Gartenbau entwickelt. Der ausgezeichnete Ruf, dessen sich die Aepfel, Birnen, Pfirsiche, Aprikosen und besonders die Quitten des Delta's erfreuten, gab den Schilderungen, die Ovid einst von diesen Gegenden entworfen, ein starkes Dementi. Aber als die Inseln nördlich vom Georgsarm an Russland fielen, wanderten die fleissigen Gärtner zu den Türken aus, die den Werth kühler Gärten und erfrischender Früchte vor allen andern Völkern, und insbesondere vor den rauhen Moscovitern zu würdigen wissen. Seitdem sind die

Inseln mit Ausnahme des Etablissements an der Sulina-Mündung zur menschenleeren Einöde geworden, die nur zuweilen von Fischern besucht wird, oder von Linienkosaken, welche hier Weiden und Espen zur Feuerung fällen, nachdem sie die Obstbäume der Tataren zu gleichem Behufe verbraucht haben [1]).

Da Bessarabien von Norden nach Süden an Breite zunimmt, gehört der bei weitem grössere Theil der Provinz zur Region der Steppe, und die statistischen Angaben liefern demnach das auffallende Resultat, dass von dem Gesammtareal nur 16 Procent beackert werden und nur 6 Procent mit Wald bestanden sind, während die Wiesen 35 Procent, die Steppen und das uncultivirte Land 43 Procent der Bodenfläche einnehmen, — ein Zahlenverhältniss, welches die Natur des Landes am Besten veranschaulicht [2]).

Der Dnjestr, der Bessarabien von dem Gouvernement Cherson scheidet, hat sich mit seinen schnell dahin brausenden Fluthen ein tiefes von steilen Gehängen eingefasstes Bett gegraben, welches sich schon bei Bender zu einer Breite von mehr als einer Meile erweitert und bei der Mündung des Stroms in den Liman fast zwei Meilen breit ist, so dass man bei dem leichten Nebel, der fast stets über der feuchten Niederung ruht, das gegenüberliegende Ufer nicht immer erkennen kann. In mäandrischen Krümmungen rollt der tiefe Strom durch das weite, den Frühjahrsüberschwemmungen unterworfene Bassin, in seinem obern Lauf von Wäldern (Espen, Pappeln, Weiden), die hier Feuchtigkeit und Schutz vor den gefährlichen Steppenwinden finden, unterhalb Bender von ausgedehnten Schilf- und Rohrfeldern eingefasst, aus deren Dickicht die Fischer ganze Schaaren von Enten, Pelikanen und silbergrauen Reihern aufstören. Das Schilf der Flussniederungen ist für das holzarme Neurussland von grosser Bedeutung; es bildet nicht nur das gewöhnliche Brennmaterial, sondern wird auch zum Häuserbau, zum Dachdecken und zu vielen andern Zwecken des gewöhnlichen Lebens verwendet, so dass in Odessa stets ganze Berge dieses Dnjestr-Rohrs feil geboten werden. Der Dnjestr-Liman entwickelt sich bei hinlänglicher Tiefe an einigen Stellen zu einer Breite von zwei Meilen; eine schmale Nehrung trennt ihn von der See, mit der er durch zwei Durchbrüche in Verbindung tritt; doch ist nur der südwestliche für Schiffe von geringem Tiefgang zugänglich [3]).

1) Hommaire de Hell, III, p. 261—267.

2) Tengoborski I, 84.

3) Hommaire de Hell, III, 271—274. — Kohl I, 157—159, 174. II, 6—8.

Oestlich vom Dnjestr liegt das Gouvernement Cherson, dessen Flächeninhalt den der Provinz Pommern und der Mark Brandenburg zusammen genommen übertrifft. Es bildet die höchste der südrussischen Steppenflächen und zeigt nur in seinem nördlichsten Theil einige Abwechselung in der Bodenerhebung; die letzten Hügel verlieren sich auf der Mitte des Weges von Olviopol nach Wosnesensk [1]). Hier im Norden finden sich auch die letzten vereinsamten Vorposten der Waldvegetation; denn auf der kurzgrasigen Steppe, welche den südrussischen Granitrücken bedeckt, erscheinen noch hin und wieder Gesellschaften von wilden Obstbäumen, die nördlicher, in der Ukraine, zu ganzen Wäldern vereinigt vorkommen [2]); auch die Buche bildet am obern Ingul und Ingulez kleine Haine [3]), die Eiche noch einen schönen Wald [4]). Aber weiter nach Süden hin werden die Baumgruppen immer spärlicher; die Bäume selbst verrathen durch ihren kümmerlichen Wuchs, wie unbehaglich sie sich in solcher Einsamkeit fühlen, fern von ihren fröhlichen Gesellen [5]); bald wird die hohe Steppe so baumlos, dass die Entdeckung eines verkrüppelten wilden Birnbaums für den Reisenden ein merkwürdiges und erwähnenswerthes Ereigniss ist. Hier beginnt das Reich der Gräser und Kräuter, deren sybaritisches Leben jedem zarten Baumpflänzchen, welches in der fremden Gesellschaft eine geduldete Existenz zu finden hoffte, dreist alle Nahrung entzieht; sie ersticken es mit ihren vielfaserigen dichtverschlungenen Wurzeln, und ihre schnell und üppig emporschiessenden Halme gönnen ihm selbst das Licht der Sonne nicht. Aber auch ihnen ist die Zeit schwelgerischer Vegetation kurz zugemessen. Sie beginnt, sobald der Schnee schmilzt. Dann entfalten Crocus, Tulpen, Hyacinthen und andere Zwiebelgewächse schnell ihren vielfarbigen Flor und die ganze Fläche bedeckt sich mit dem frischen Grün der Kräuter. Auch das Thierleben regt sich fröhlich: überall spielen im Grase die aus ihrem Winterschlaf erstandenen possirlichen Zieselmäuse; überall begegnet

---

1) K. Koch, Reise durch Russland nach dem kaukasischen Isthmus. 2 Thle. Stuttgart und Tübingen, 1842, 1843. Bd. II, S. 549.

2) Kohl a. a. O., I, S. 6.

3) v. d. Brincken a. a. O., S. 54.

4) Den schwarzen Wald, im Kreise Alexandria, der gegen 4000 Dess. (⅛ □M.) gross ist. v. Haxthausen, II, S. 456.

5) So schildert schon Ovid die Steppe (epist. ex Ponto III, 1, 17).

Rara, nec haec felix, apertis eminet arvis
Arbor: et in terra est altera forma maris.

man ausgedehnten Rinder- und Schafheerden, die den grössten Theil des Jahres im Freien bleiben, oder Schaaren von Pferden, die, während des Winters durch unzulängliche Hürden gegen Kälte und Schnee, und durch kärgliches Futter kaum gegen den Hungertod geschützt, sich jetzt übermüthig auf der Steppe umhertummeln, froh der wiedergewonnenen Kraft. Schwärme von wilden Tauben fliegen hin und wieder; im hohen Grase promeniren die stolzen numidischen Jungfrauen und die nachdenklichen Kraniche; Schaaren von Trappen ziehen niedrig über die Steppe hin, Adler und Habichte schweben hoch in den Lüften, während sich die Geier um das gefallene Vieh mit den Wölfen streiten, die das kleinrussische Buschland und das Röhricht der Flussniederungen verlassen haben, um im Schutze des hohen Grases die Steppenheerden zu umschleichen und ein versprengtes Füllen oder Schaaf zu ergreifen. Aber selbst in dieser Zeit des regsten Pflanzen- und Thierlebens leidet die Steppe an der ihr eigenthümlichen Einförmigkeit: die an und für sich nicht zahlreichen Pflanzengattungen, die auf ihr gedeihen, verweben sich nicht untereinander zu einem durch einige Mannigfaltigkeit das Auge erfreuenden Teppich, sondern eine und dieselbe Gattung bedeckt fast ausschliesslich die ausgedehntesten Strecken. „Ein paar Werste weit," sagt Kohl, „sieht man nichts als Wermuth und Wermuth, wieder ein paar Werste nichts als Wicken, eine halbe Meile Königskerzen, eine andere halbe Steinklee, eine Station lang nickendes Seidenkraut, tausend Millionen nickende Häupter, eines Mittagsschlafes Länge Salbei und Lavendel, einen Horizontkreis voll mit Tulpen, ein Rosedaheet von zwei Meilen im Umkreise, ganze Thäler mit Kümmel und Krausemünze, unbegrenzte Bergrücken mit Windhexe und sechs Tagereisen mit vertrockneten Grashalmen. So ungefähr ist die Vegetation der Steppe vertheilt, so unerfreulich, so anmuthlos und alles Schmuckes bar" [1]). Namentlich ist die Menge des Wermuths, der übrigens weiter östlich noch ausgedehntere Strecken einnimmt, zu allen Zeiten den Reisenden auffallend gewesen, da er der Steppe eine überaus traurige Färbung giebt; Ovid führt dieses Kraut namentlich an, um die skythische Einöde in ihrer ganzen unerfreulichen Gestalt zu schildern [2]); pontischer Wermuth war im Alterthum weit und breit bekannt; ihm schrieben die Alten vornehmlich das Gedeihen der Viehzucht in

1) Das gruppenweise Vorkommen der Steppenkräuter ist für ganz Südrussland charakteristisch. In Bezug auf die Steppen in Tambow bemerkt es Petzholdt, Beiträge zur Kenntniss des Innern von Russland. Leipz. 1851. S. 24.

2) „Tristia per vacuos horrent absinthia campos". Ovid. epist. ex Ponto III, 1, 21.

diesen Gegenden zu [1]), und massen gerade dem pontischen Wermuth auch als officinelles Kraut einen grossen Werth bei [2]). Auch dem Franciscaner Benedict, dem Begleiter Plan de Carpin's, der im dreizehnten Jahrhundert durch das südliche Russland an den Hof des Tataren-Khan's zog, fielen die grossen Wermuthfelder auf; er unterlässt nicht, sie im Komanenland, das sechs Tagereisen hinter Kiew anfing, zu erwähnen und sich des ovidischen Verses zu erinnern; „denn dies Land hiess einst Pontus," setzt er hinzu, um die Ueberschrift der Episteln des römischen Dichters zu erklären [3]).

Die Zeit der Vegetation dauert nicht drei Monate; in dürren Jahren — und diese sind die häufigsten — ist sie noch kürzer. Im Juni versiegen die Steppenflüsschen und Bäche; die Gräser vertrocknen in ihrem Saft und gewähren in diesem Zustande dem Vieh allerdings eine so vortreffliche Nahrung, wie das beste Heu, machen aber für den Menschen den Anblick der Steppe unendlich trostlos. Im Juli, wenn die Hitze am höchsten steigt, zerfallen die meisten Kräuter in Staub; die Erde wird steinhart und klafft in weiten Spalten auf; Menschen und Thiere verschmachten bei der unerträglichen Sonnengluth in der schattenlosen Wüstenei; das Vieh hat nur zur Nachtzeit die Neigung, seiner Nahrung nachzugehen; am Tage drängen sich Pferde und Schaafe eng zusammen, um sich durch den eignen Schatten vor den brennenden Sonnenstrahlen einigermassen zu schirmen; nur dann, wenn ihnen ein Luftzug den feuchten Hauch eines fernen Gewässers zuweht, erheben

1) Absinthii genera sunt plura: Santonicum appellatur a Galliae civitate: Ponticum a Ponto, ubi pecora pinguescunt illo. Plin. hist. nat. XXVII, 28. Die Schaafe fressen ihn in der That mit Begier. Pallas, Neue Nordische Beiträge. Bd. III, S. 398. Plinius bemerkt, dass die Schaafe davon die Galle verlören, und auch Theophrast (hist. plant. IX, 17), der ebenfalls berichtet, dass sie durch den pontischen Wermuth fetter und schöner würden, führt jene Ansicht an, ohne sie, wie es scheint, zu theilen. Schneiders Bemerkung, dass das Hammelfleisch dadurch bitter werde, wird durch Pallas nicht bestätigt. Dagegen berichtet dieser Naturforscher, dass durch die bei Jenotaewsk an der Wolga wachsende Wermuthart die Milch der Kühe bitter wird, während das Fleisch einen vorzüglichen Geschmack erhält. Pallas, Bemerkungen I, 176.

2) Wegen seiner heilsamen Wirkung auf den Magen zog man den Wein mit pontischem Wermuth ab. Plin. XIV, 19, 5. XXVII, 28. Nach Cato soll er auch ein Präservativ dagegen sein, dass man sich wund reitet. Plin. XXVI, 58.

3) d'Avezac, relation des Mongols ou Tartares par le frère Jean du Plan de Carpin. Première édition complète, publiée d'après les manuscrits de Leyde, de Paris et de Londres, et précédée d'une notice sur les anciens voyages en Tartarie en général et sur celui de Jean du Plan de Carpin en particulier. Paris 1838. 4. p. 380.

sie sich aus ihrer Abspannung; mit weitgeöffneten Nüstern fangen die Pferde die kühle Feuchtigkeit auf und eilen unaufhaltsam über die braune Steppe dem Orte zu, an dem sie das ersehnte Labsal zu finden hoffen. In dieser Zeit ist das Reisen durch die todte Einöde ausserordentlich beschwerlich: ein sehr feiner Staub, der die Menschen ganz schwarz färbt und der in der Zone des schwarzen Erdreichs überall bemerkt wird, schwimmt, sobald er sich von dem Boden losgelöst hat, stundenlang in der Luft, dringt den Menschen in die Lungen und vermehrt die Qual des Durstes [1]); vergebens eilt der Reisende, den Rand der sonnverbrannten Scheibe zu erreichen, in deren Mittelpunkt er sich festgebannt glaubt; zuweilen gaukelt ihm die Luftspiegelung in der Ferne das trügerische Bild eines sich kräuselnden Wasserspiegels vor, oder verzerrt die Gestalten einer fernen Karavane zu masslosen Dimensionen und den abentheuerlichsten Formen.

Erst im September werden die Tage kühler. Nächtlicher Thau, zuweilen auch ein Herbstregen erquickt die Pflanzenwelt wieder, lockt nachspriessendes Gras hervor, welches den Boden bis in den December mit seinem Grün bekleidet. Diese Jahreszeit ist die schönste der Steppe. Im December beginnt der Winter, mit sehr wechselnder Temperatur. Es hat Jahre gegeben, in denen das Vieh den ganzen Winter im Freien zubringen konnte; aber gewöhnlich steigt die Kälte bis 28° R., und wird durch die schneidenden Nordostwinde, die ohne alles Hinderniss über die unermessliche Ebene hinbrausen, ganz unerträglich. Der Schneefall, der im mittlern und nördlichen Russland dem menschlichen Verkehr so sehr förderlich ist, äussert im Süden die entgegengesetzte Wirkung; hier können sich die zahlreichen Karavanen, die im Sommer die Producte des mittlern und westlichen Russlands nach dem Süden verführen, im Winter nicht in die Steppe hinauswagen; denn nie sind sie vor den entsetzlichen Schneestürmen sicher, der furchtbarsten Winterplage aller der Steppen, die sich vom Gouvernement Cherson aus östlich bis zur chinesischen Grenze erstrecken. Ein solcher Schneesturm hält gewöhnlich drei Tage an; zuweilen wühlt der Orkan nur, bei sonst heiterm Himmel, den lockern Schnee, der die weite Fläche bedeckt, wogengleich auf, treibt und wirbelt die Schneemassen in wildem Taumel vor sich her und begräbt den Reisenden unter ihnen. Aber ein wahrhaft furchtbares Schauspiel entwickelt sich, wenn sich zu gleicher Zeit schwere Wolken entladen, wenn Himmel und Erde nur ein dichtes vom Sturme gepeitschtes Schneemeer bilden. Dann ist es

1) Vgl. hierüber Petzholdt a. a. O. Seite 37.

dem Reisenden unmöglich, auch nur zehn Schritte weit vorwärts zu blicken; er kann bei dem schneidenden Winde oft nicht einmal die Augen öffnen; an ein Einhalten der Richtung, an eine Orientirung, die sonst schon schwer genug ist, ist nicht zu denken; er muss sich dem Instincte seiner Pferde anvertrauen. Aber dieser verlässt die sonst so sichern Thiere; unwillkürlich seitwärts sich neigend, suchen sie der fessellosen Wuth des Orkan's auszubeugen, lenken von der rechten Strasse ab, kommen oft, ohne dass der Reisende es merkt, mit kreisförmiger Wendung in eine gerade entgegengesetzte Richtung, je nachdem der Wirbel sie irre leitet; unsicher auf den ihnen fremden Pfaden, scheu vor dem empörten Element, weichen sie zuletzt willenlos jedem Impulse des umspringenden Sturmes, bis sie entkräftet im tiefen Schnee stecken bleiben oder in eine der Regenklüfte stürzen, welche den Steppenboden durchfurchen. Es ist nicht selten, dass Reisende am Eingange der Dörfer elend umkamen, weil sie nicht wussten und nicht sahen, wie nahe sie dem Rettungshafen waren. Schrecklich ist das Schicksal der Heerden, die auf offner Steppe von einem solchen Schneesturm überrascht werden, besonders, wenn er von der Richtung des Hofes her weht, dem sie angehören. Die Pferde sprengen wild auseinander, rennen meilenweit; es ist nicht möglich, sie zusammen zu halten. Die Schaafe drängen sich dicht aneinander, setzen sich in Bewegung, dem Winde folgend; vergeblich ist die Anstrengung der Hirten, den leitenden Thieren diejenige Richtung zu geben, in der allein Rettung möglich ist; einige wenige folgen unentschlossen; die Mehrzahl trabt, schneller und schneller, in der Richtung fort, die der Sturm ihnen vorzeichnet. Die Hirten, selbst der Wuth des Orkanes preisgegeben und vor Kälte erstarrt, geben endlich das fruchtlose Bemühen auf, folgen der von dämonischer Gewalt fortgetriebenen Heerde, so lange ihre Kräfte es gestatten. Zuweilen führt ein glücklicher Zufall den Zug gerade auf ein Gehöft, wo dann schnell die ganze Mannschaft aufgeboten wird, ihn einzufangen; aber ein solches Glück ist selten in der menschenarmen Gegend; meistens stürzen die Thiere früher oder später die steilen Gehänge eines Flussthales oder das Meeresgestade hinab, um dort im tiefen Schnee begraben zu werden, und hier noch eine Strecke auf das Eis hinaus die sinnlose Wanderung fortzusetzen, bis die schwache Decke unter der ungewohnten Last zusammenbricht und über der Heerde die Wellen zusammenschlagen. Solche Unglücksfälle sind leider sehr häufig, da die Viehställe im südlichen Russland für die ausgedehnten Heerden nicht ausreichen, die Landwirthe sich damit begnügen, durch leichte Hürden das Vieh gegen die strengste Kälte eini-

germassen zu schirmen, und durch Mangel an Heu genöthigt sind, die Heerden so lange als möglich auf der Steppe für sich selbst sorgen zu lassen. Wie verheerend die Schneetreiben wirken, mag man daraus schliessen, dass die Kirgisen der mittlern Horde im Jahre 1827 durch sie 280,500 Pferde, 30,400 Rinder, 10,000 Kameele und über eine Million Schaafe einbüssten [1]). Hommaire de Hell erzählt, dass in dem Winter, der seinem Aufenthalt in Astrachan vorherging, der kalmükische Fürst Tumen allein 6000 Pferde verloren hatte, die durch Schneestürme in das kaspische Meer getrieben waren; der berühmte Geolog versichert, dass er selbst während solchen Unwetters oft stundenlang nach einem Obdach suchte inmitten eines Dorfes, von dem er des Schneewirbels wegen kein Haus gewahr werden konnte [2]).

Von diesem allgemeinen Charakter der chersonschen Steppe, der durch geringe, hin und wieder vorkommende und die Feuchtigkeit länger bewahrende Bodensenkungen nur wenig modificirt wird, machen nur die Thäler der grössern Flüsse, des Bug, Ingul, Ingulez und Dnjepr eine bemerkenswerthe Ausnahme. Sobald diese Ströme die ihr Bette einengende Granitschicht verlassen haben, treten ihre hohen Ufer weiter auseinander, und begrenzen mit ihren bald steilen, bald abgerundeten Abhängen fruchtbare Niederungen, die sich zu einer Breite von einer halben bis zu einer ganzen Meile erweitern, und in denen reiche Wiesen mit Wäldern, Büschen und Schilfstrecken abwechseln. Der grösste Theil derselben ist den Ueberschwemmungen des Hochwassers ausgesetzt; aber nur selten tritt die Fluth bis an den Fuss der Abhänge, auf denen man zu der hohen Steppe emporsteigt. Von ganz besonderer Anmuth ist das Thal des Dnjepr, eines Stromes, den Wasserfülle und Tiefe zu einem der schönsten Europa's machen; seine Quelle liegt un-

---

1) Gr. v. Helmersen, Reise nach dem Ural und der Kirgisensteppe in den Jahren 1833 u. 1835. St. Petersburg. In den „Beiträgen zur Kenntniss des russischen Reichs und der angrenzenden Länder, herausgegeben von K. E. v. Bär und Gr. v. Helmersen", Bd. V, S. 166. Hier ist der Beginn und Verlauf der Schneestürme recht anschaulich geschildert. „Es sind", heisst es hier, „in Orenburg Beispiele vorgekommen, dass Menschen zwischen der Festung und den Vorstädten im Buran (Schneesturm) ums Leben kamen. Einem Fussgänger gelingt es oft nicht einmal, sich auf den grossen Plätzen der Stadt zurecht zu finden". Genau dasselbe erzählt Basiner, Reise durch die Kirgisensteppe nach Chiwa. Petersburg 1848. S. 29. (Diese Reise bildet den 15. Bd. derselben Sammlung). Orenburg ist freilich unglaublich weitläuftig gebaut. Sehr lebendig spricht auch Kohl von den Schneestürmen im zweiten Bande seiner Reise durch Südrussland.

2) Hommaire de Hell. I, 97. 98. III, 37. 38.

ter gleicher nördlicher Breite mit Memel, seine Mündung unter dem Parallel, der die nördlichen Theile des lombardisch-venetianischen Königreichs durchschneidet; zwischen der östlichsten und westlichsten Quelle, die ihm ihr Wasser zusenden, dehnen sich zwölf Längengrade aus; auf dieser immensen Fläche, die in Europa nur den Flussgebieten der Wolga und Donau nachsteht, alle andern weit übertrifft, spenden ihm unzählige Quellen, Bäche und Flüsse ihren Tribut und verleihen ihm eine Fülle, welche die besondere Wärme, mit der Herodot den schönen Strom preist, vollkommen begreiflich macht. Aber noch ein anderer Umstand macht den Dnjepr jedem Reisenden vorzüglich angenehm: hier endlich ruht das durch die weite Steppenfahrt ermüdete Auge wieder mit Wohlgefallen auf begrenzten landschaftlichen Bildern. So weit der Dnjepr die südöstliche Grenze des Gouvernements Cherson bildet, fliesst er in einer breiten Niederung, bald in eine mächtige Strömung vereinigt, bald in verschiedene Arme getheilt, zwischen denen sich hier reiche Wiesen, dort romantische Inseln mit den üppigsten Eichen- und Erlenwäldern erheben. Diese reiche Vegetation, die für die Kraft des von steter Feuchtigkeit getränkten jungfräulichen Bodens zeugt, steigt auch die Thalufer hinan, doch nur die, die nach Süden und Westen gewendet sind: aber sie wagt sich nicht auf die hohe Steppe hinaus [1]).

Nach dieser Uebersicht über die Verhältnisse des Gouvernements Cherson werden unsere Leser es erklärlich finden, dass Steppen und unbebautes Land fast die Hälfte seiner Bodenfläche, und die Wiesen (Heuschläge in den Bodensenkungen der Steppe und Flusswiesen) fast dreissig Procent derselben einnehmen, während das bebaute Land kaum einundzwanzig Procent und die vereinzelten Gehölze zusammengerechnet gar nur 1,3 Procent des Gesammt-Areals bilden [2]). Obgleich in dem Gouvernement die dritte Stadt des Reiches und einige andere nicht unbeträchtliche Hafenplätze liegen, ist seine durchschnittliche Bevölkerung sehr spärlich: 632 Einwohner auf der Quadratmeile.

Noch trauriger ist es mit dem taurischen Gouvernement bestellt. Während sich in Cherson nur an der Küste, namentlich östlich von Odessa [3]), einige Sandstrecken finden, erheben sich in der tiefliegenden taurischen Steppe gleich am linken Dnjepr-Ufer Sanddünen, hinter denen sich eine Flugsandfläche über dreiundzwanzig Quadratmeilen aus-

1) Hommaire de Hell. I, 165. 166.

2) Tengoborski, a. a. O. I, 81.

3) Wenn man sich Odessa von Osten nähert, muss man eine Meile durch tiefen Sand fahren. Daniel Schlatter, Bruchstücke aus einigen Reisen nach dem südlichen Russland in den Jahren 1822 bis 1828. St. Gallen 1830. S. 39.

dehnt [1]). Der Salzgehalt dieses ehemaligen Meeresbodens ist in einige seiner tiefern Stellen zusammengespült [2]); auch die hier gegrabenen Brunnen liefern zuweilen ein salzig-bitteres ungeniessbares Wasser; und selbst in der benachbarten, schon mit Pflanzenerde bedeckten Steppe ziehen sich nach dem faulen Meer einige Gründe mit schwarzem, an den tiefsten Stellen salzhaltigem Boden hin, den Pallas mit Wahrscheinlichkeit für das Product des verwesten Schilfes hält, welches diese ehemaligen Meeresbusen bedeckte; auch jetzt noch tritt zuweilen das Wasser des faulen Meeres bei anhaltenden Ostwinden in solche Niederungen ein und nöthigt den Reisenden zu Umwegen [3]). Merkwürdiger Weise grünt inmitten der Sanddünen ein frisches, natürliches Birkenwäldchen [4]), das einzige auf neurussischem Steppenland, — eine für unsern Zweck sehr bemerkenswerthe Thatsache, auf die wir später zurückkommen werden. Im Uebrigen gehört die Steppe in dem südlichen Theile des taurischen Continents zu den allerärmsten [5]); sie ist nicht mit einem zusammenhängenden Rasen bedeckt, sondern das Gras steht büschelweise, lässt zwischen den einzelnen Stauden kahle oder mit trocknen Wurzeln angefüllte Stellen, und ist deshalb für die Bearbeitung mit Sense und Harke nicht geeignet. Dennoch bleibt die Frühjahrsvegetation auch hier nie aus; in dürren Jahren wird das Gras freilich nur wenige Zoll hoch und vertrocknet nach zwei oder drei Monaten, während andere Kräuter, wie Kleearten, die im übrigen Europa den ganzen Sommer hindurch grünen, im Juni und Juli ganz in Staub zerfallen. Auch nasse Jahre vervollständigen die Berasung nicht; die einzelnen Stauden schiessen dann mehrere Fuss hoch auf, bedecken mit ihren langen Halmen die dürren Stellen und geben dadurch der Steppe den Anschein einer kräftigeren Vegetation, als sie ihr wirklich eigen ist. Nur die Thalsenkungen (Dolinen), welche mehr Feuchtigkeit in sich sammeln, sind gleichmässiger, wenn auch immer

---

1) P. v. Köppen, „über einige Landesverhältnisse der Gegend zwischen dem untern Dnjepr und dem asowschen Meere". Im eilften Bande der bereits angeführten Sammlung von Bär und Helmersen, S. 4.

2) Hommaire de Hell. III, 50.

3) Pallas, Bemerkungen u. s. w. Bd. I, S. 511. 512. 515.

4) Hommaire de Hell. III, p. 63.

5) Eine sehr lehrreiche Arbeit über die südrussischen Steppen und über die darin im taurischen Gouvernement belegenen Besitzungen des Herzogs von Anhalt-Köthen, von Franz Teetzmann (dem Verwalter dieser Güter) findet sich im eilften Bande der Sammlung von Bär und Helmersen. Die folgenden Angaben sind dieser werthvollen Darstellung entlehnt.

noch sparsam begrast und werden als Heuschläge benutzt; doch gehören sie, selbst in feuchten Jahren, nach deutschen Begriffen nur in die Kategorie mittelmässiger und schlechter Wiesen. Uebrigens haben die Heerdenbesitzer — und gerade in diesem Theile der Steppe befinden sich sehr ausgedehnte Schäfereien — keinen Grund, ungewöhnlich feuchte Jahre zu wünschen; denn diese treiben einzelne besonders häufige Kräuter zu einer Entwickelung, in der sie den Schaafheerden nicht nur nicht nützen, sondern geradezu gefährlich werden; und da sich überdies der Umfang des Viehstandes nach dem Ertrage der Ländereien in gewöhnlichen, d. h. in dürren Jahren, richten muss, so kann man bei dem Mangel an Absatz hier selbst von etwaigem Ueberfluss keinen Gebrauch machen. Wie überall, zeigen auch hier die Steppen nur an ihren besten Stellen eine gewisse Mannigfaltigkeit von Kräutern; gewöhnlich überwiegt das schon obenerwähnte Seidenkraut oder der Bocksbart (Stipa capillata) dermassen, dass alle andere Pflanzen neben ihm verschwinden [1]). Dieses Kraut, dessen Gedeihen weder durch Dürre noch durch Frost gehemmt wird, bildet während der ersten Zeit seines Wachsthums eine den Schaafen sehr zuträgliche Nahrung; aber in feuchten Jahren reift sein Same schon im Juli und August, und da er mit Stacheln versehen ist, dringt er den Schaafen in die Leiber und arbeitet sich bei jeder Bewegung des Thieres tiefer in das Innere hinein. „Dann sind," sagt ein Landwirth aus jener Gegend, „nicht Hände genug herbeizuschaffen, um den Thieren die Stacheln abzulesen, und was man heute davon mühselig abgelesen, hat das Schaaf nach etlichen Tagen wieder aufgefangen; die Mühe beginnt von Neuem, und das Schaaf wird durch die vielfachen kleinen Verwundungen täglich magerer, mancher Stachel muss ausgeschnitten werden, mancher entgeht aber auch

1) Im eilften Bande der Sammlung von Bär und Helmersen hat Herr Corniess, der reichste Mennonit und tüchtigste Landwirth an der Molotschna, Abbildungen des unzusammenhängenden Graswuchses auf drei verschiedenen Qualitäten des Steppenbodens gegeben und die verschiedenen Species der Grasarten durch die Illumination bemerklich gemacht. Es ergiebt sich daraus, dass auf dem besten Boden, der auf der Quadratsashen 4 Pfund 1 Loth 2½ Solotnik Heu lieferte, noch festuca ovina überwiegt; auf der zweiten Sorte, die im Kreise Melitopol noch für gutes Land gehalten wird, aber nur einen Heuertrag von 1 Pfund 10 Loth 2 Solotnik für die Quadratsashen lieferte, war die stipa schon häufiger; auf der dritten Sorte, die nur 22 Loth 2 Solotnik Heu gab, und die deshalb nur als Weide benutzt werden kann, war sie überwiegend. (S. 17—21). — Aus einer in demselben Bande, S. 122 u. f. befindlichen Tabelle erhellt, dass 50 pCt. der Steppenflor aus stipa capillata, 15 pCt. aus stipa pennata, 7 pCt. aus medicago falcata, 4 pCt. aus vicia Cracca bestehen. Alle andern Pflanzen kommen demnach nur sporadisch vor.

den suchenden Händen, dringt bis zu den edleren Theilen, tödtet das Thier, oder veranlasst noch nach Jahren Geschwüre und in deren Folge Stellen, die von Wolle entblösst sind“ [1]). Dieser Uebelstand macht alle die Gegenden, an denen die beiden Arten der Stipa vorherrschen, auf sechs bis sieben Monate, bis der Samen ausgefallen ist, als Schaafweiden ziemlich unbrauchbar, und da in solchen feuchten Jahren auch der grösste Theil der andern Kräuter mit unglaublicher Ueppigkeit emporgeschossen ist und in seinem überreifen Zustande kaum so gut wie Stroh nährt, so wandelt den Landwirth leicht die Versuchung an, sich des gefährlichen Krautes durch Abbrennen der Steppe zu entledigen, in der Hoffnung, dass ein baldiger Regen frischen und nahrhafteren Graswuchs aus dem Boden hervorlocken werde. Aber abgesehen von der Schwierigkeit oder Unmöglichkeit, dem einmal entfachten Brande die erwünschte Richtung zu geben und ihm feste Grenzen zu stecken, ist die Witterung in der Steppe noch weniger berechenbar als anderswo, und im Spätsommer hier auf Regen hoffen, heisst auf den unwahrscheinlichsten Glückszufall bauen; bleibt der Regen aus, so hat der Landwirth durch das Abbrennen der Steppe eine schlechte Weide mit einer Einöde vertauscht. Deshalb ist nach der Ansicht sachkundiger Agronomen eine solche Maassregel in dieser Jahreszeit nur unter besondern Umständen und bei Anwendung aller Vorsichtsmassregeln rathsam, zumal der Brand die zartern, den Schaafen besonders zuträglichen Pflanzen, wie Klee und Wicken, vollständig zerstört und auf den abgebrannten Stellen mehrere Jahre hindurch nur die Stipa-Arten und die Schaafgarbe aufschiessen; am wenigsten bedenklich ist das Abbrennen im ersten Frühjahr, wo der Boden noch hinlängliche Feuchtigkeit besitzt und mit grösserer Wahrscheinlichkeit auf Regen und starken Thau gerechnet werden kann. In der That sieht man auch in dieser Jahreszeit die Steppe überall vom Brande aufleuchten, da nach einer allgemein verbreiteten Meinung die Zerstörung der alten Wurzeln und die durch ihre Asche verursachte Düngung dem jungen Graswuchs sehr förderlich sein soll. Es ist, aus der Ferne betrachtet, ein imposantes Schauspiel, wenn die Steppe meilenweit brennt und das unendliche Feuermeer den nächtlichen Himmel röthet; in der Nähe verliert der Anblick an Grossartigkeit: die Flammen züngeln nur einige Fuss hoch empor, verbreiten sich aber, namentlich wenn sie durch Wind einiger-

1) Franz Teetzmann, „über den Steppenbrand in den taurischen Steppen“. Bei Bär u. Helmersen XI, p. 43. — Vgl. Kohl II, S. 121. 122. Demidoff II, 158. 159.

massen unterstützt werden, mit kaum glaublicher Schnelligkeit. „Wir haben erlebt," sagt Herr Teetzmann, „dass in Zeit von acht Stunden hundert Quadratwerst abbrannten." Zuweilen geräth die Steppe auch durch Unvorsichtigkeit in Brand, namentlich in dürren Sommern, und ein ungünstiger Wind treibt die durch das trockne Gras schnell genährten Flammen den Gehöften oder Viehtriften zu; dann besteht das gewöhnlichste Mittel, dem Brande Einhalt zu thun, darin, dass man eine Strecke vor dem Feuer die Erde schnell mit dem Pfluge mehrmals aufreisst; aber in der trocknen Jahreszeit ist dieses Mittel bei der Härte des Bodens zuweilen nicht ausführbar, und man muss sich auf den Versuch beschränken, die Flammen unter nassen Säcken zu ersticken, oder gar ruhig abwarten, bis sie einen breiten befahrenen Weg erreichen, wo sie aus Mangel an Nahrung gewöhnlich von selbst erlöschen. Dennoch vergeht kein Jahr, in dem die beabsichtigten oder die zufälligen Steppenbrände nicht hier oder dort mehr oder minder erheblichen Schaden stiften; und es ist, wenn nicht überall, so doch für einige Gegenden sogar gesetzlich verboten, die Steppe anzuzünden [1]); aber das merkwürdige Schauspiel wiederholt sich sowohl in den russischen wie in den kirgisischen Steppen regelmässig alljährlich, da es fast unmöglich ist, den Schuldigen zu ermitteln.

Die tiefliegende Steppe des südlichen Tauriens setzt mit derselben Vegetationsarmuth über den Isthmus von Perekop nach der Halbinsel Krim fort, bildet die grössere Hälfte derselben und zeigt sich namentlich in dem nordwestlichen Theile in ihrer ganzen Trostlosigkeit. Sie umschliesst hier und in der Nähe von Perekop grosse Salzseen, die zu den ergiebigsten der Krim gehören. Erst da, wo sie sich dem Gebirge nähert und wo sie vom Salgir bewässert wird, bildet ihr Boden reichere Weiden. Eine ähnliche Verbesserung zeigen die beiden nördlichsten Kreise des taurischen Gouvernements (Dnjeprowsk und Melitopol), im Vergleich mit dem Landstrich zwischen Aleschki und Perekop, dem alten Meeresboden. Auf dem Wege von Genitschi nach Mariupol verschwinden die Sandflächen schon an den Utluk-Bächen [2]); die Steppe wird grasreicher, die Dammerdeschicht, welche den Tertiärkalk bedeckt, stärker; so namentlich im östlichen Theile des Kreises Dnjeprowsk [3]), und längs der Küste des asowschen Meeres, wo die Nogaier sesshaft

1) Helmersen, Reise nach dem Ural und der Kirgisensteppe. Im fünften Bande der Sammlung von Bär und Helmersen, S. 168.

2) Pallas, Bemerkungen u. s. w. Bd. I, 511.

3) Köppen und Teetzmann bei Bär und Helmersen Bd. XI, S. 12. 112.

gemacht sind[1]); an dem Ufer der Molotschna, wo Pallas nur schöne Weiden fand, erheben sich jetzt die zahlreichen, von herrlichen Fruchtgärten umgebenen Ackerbaucolonien der Schwaben und preussischen Mennoniten, die der als wasserlos verrufenen Steppe Brunnen auf Brunnen entlockten und die bisher einförmige Einöde in eine lachende Oase umschufen. Die ersten Mennoniten kamen im J. 1804 an die Molotschna; im Jahre 1837 zählten die Gärten, aus deren freundlichem Grün ihre drei und vierzig Dörfer hervorschimmerten, über 316000 Obstbäume[2])! Diese fleissigen Landwirthe pflanzen jährlich 25000 bis 50000 Stämme[3]), und lassen sich dadurch nicht abschrecken, dass oft ein grosser Theil der jungen Pflanzungen durch die strenge Winterkälte zu Grunde gerichtet wird. Das Ackerland ist je nach der Stärke der Dammerdeschicht von verschiedenem Werth, an einigen Stellen, wie an der Berda, so fruchtbar, dass die Colonisten das zum Ackerbau bestimmte Drittheil ihres Areals, ohne mit dem Bau von Cerealien und Futterkräutern abzuwechseln, beständig unter dem Pfluge haben und doch keine Abnahme der Ergiebigkeit bemerken.

Wir durchfliegen schnell die weiten Steppen des Gouvernements Jekaterinoslaw, dessen Umfang den der Provinz Ost- und Westpreussen übersteigt. In seinem kleinern, westlichen Theile ruht auf der Granitschicht eine Dammerde von ziemlich kühler Temperatur, die einen kurzen Rasen hervorbringt; die bei Weitem grössere östliche Hälfte gehört der Region des schwarzen Erdreichs an, zeigt im Norden, wo dasselbe auf den kohlenführenden Schichten ruht, eine grössere Mannigfaltigkeit der Bodenerhebung[4]), und enthält im Nordosten sogar die ergiebigsten Landstriche, die in Neurussland überhaupt angetroffen werden[5]). Auch in diesem Gouvernement hat die Colonisation ziemliche Fortschritte gemacht; so erfreuen sich namentlich die Mennoniten-Colonien am Dnjepr, wo er aus den steilen Granitwänden herausgetreten ist, eines glücklichen Gedeihens[6]); und auch in den Ge-

1) Dan. Schlatter, a. a. O., S. 317. — v. Haxthausen II, S. 361.

2) Hommaire de Hell, I, p. 258.

3) Tengoborski II, p. 95. — Nach Haxthausen II, 193 hatte man 1842 über 167000 tragbare Obstbäume und über 400000 Obststämme in den Schulen. Verpflanzt wurden 1842: 25609; 1843: 35169; 1841: 39512 junge Stämme. Maulbeerbäume waren über 600000 vorhanden.

4) Demidoff, voyage I, 335. — Hommaire de Hell III, 18. 19.

5) Hommaire de Hell I, 331.

6) Dan. Schlatter, a. a. O., S. 25. 26. — Hommaire de Hell I, 240. 241. Im J. 1849 besassen die Einwohner von zehn dieser Dörfer gegen 300000 Obstbäume und pflanzten jährlich 20—30000 Stämme. Tengoborski II, 97.

genden, welche an das Land der donischen Kosaken grenzen, erhoben sich seit 1841 in dem Zeitraum von vier Jahren vierzig Ackercolonien mit einer Bevölkerung von 30000 Seelen, die sich in um so günstigerer Lage befinden, als der Absatz ihrer Producte in den nahen Hafenplätzen Taganrog, Mariupol und Berdjansk ziemlich gesichert ist[1]). Dadurch ist das Gouvernement wenigstens so weit gefördert worden, dass fast dreissig Procent seiner Bodenfläche beackert werden, die Wälder aber sind ebenso spärlich, wie im Gouvernement Cherson[2]), während doch noch zu Pallas Zeiten die Waldungen am Ursprunge des Mius und der Krinka Stämme lieferten, die auf den Werften von Taganrog zum Bau von Fregatten verwendet werden konnten[3]).

Die unregelmässigen Hügel, welche den nördlichen Theil des Gouvernements Jekaterinoslaw verschönern, erstrecken sich auch zwischen dem Donez und den Quellen des Mius und der Krinka in das wiesenreiche, von zahlreichen Flüssen bewässerte Land der donischen Kosaken. So findet man in der Gegend südlich vom Donez weite Ravins, in denen das Auge auch durch einige Baumvegetation erfreut wird[4]). Die Hügel fallen zu jenem Flusse ziemlich steil ab; sein linkes Ufer ist wiesig und flach[5]); weiter nach Nordost, zum Don hin, erhebt sich die Steppe wieder, mit niedrigen weiten Undulationen, in deren Senkungen die Vegetation selbst im August ihre Frische behält; hier und da deuten sogar einige verkrüppelte Eichen an, dass man sich den Grenzländern der Steppe nähert. Aber auf den flachen Höhen erscheint im Sommer die Steppennatur noch in ihrer ganzen Einförmigkeit: braune, von Nagethieren unterwühlte, von Stepphühnern und Raubvögeln besuchte Felder von vertrockneten Pflanzenstengeln, welche die gelbbraune Saiga-Antilope flüchtigen Laufs durchschweift; nur hin und wieder in der Nähe der Poststationen ein Ackerfeld oder ein mit Gurken und Wassermelonen bepflanztes Gärtchen[6]). Viel mannigfaltiger wird die Landschaft am Don, der bei Kasanskaja das Kosakenland betritt. Sein Lauf ist, so weit die Frühjahrsüberschwemmungen reichen,

---

1) P. v. Köppen, über einige Landesverhältnisse der Gegend zwischen dem untern Dnjepr und dem asowschen Meere, bei Bär und Helmersen Bd. XI, p. 34.

2) Tengoborski I, 84.

3) Pallas, Bemerkungen u. s. w. Bd. I, S. 465.

4) Hommaire de Hell III, 18.

5) Pallas, Bemerkungen u. s. w. Bd. I, S. 479.

6) K. Koch, a. a. O. Bd. I, S. 91. — Koch durchreiste im August die Steppe zwischen Kasanskaja und Neu-Tscherkask.

durch üppige Grasfluren bezeichnet, welche mit Buschwerk und kleinen Gehölzen, aus denen die freundlichen Kosakenstanitzen anfangs spärlich, dann häufiger hervorblicken, anmuthig abwechseln; weiterhin erstrecken sich frische, im Frühjahr mit wilden Anemonen und Ranunkeln geschmückte Matten[1]). Das nördlich vom Don gelegene, von dem Choper, dem Buzuluk und der Medwediza durchflossene Land zeigt schon mehr Spuren des Uebergangs von der Steppennatur zu einer mannigfaltigeren Vegetation; das hohe Gras der von diesen Flüssen gebildeten Wiesen ist oft mit Schilf durchwachsen, und in ihrer Nachbarschaft finden sich schon ziemlich ausgedehnte Gehölze, die an ihrem obern Lauf im Gouvernement Saratow noch umfangreicher und häufiger werden[2]). Der hohe Landrücken, der das rechte Wolgaufer begleitet, setzt der östlichen Richtung des Don ein Ziel und nöthigt ihn zu südwestlichem Laufe, während dessen seine Ufer sich allmählich erhöhen und dem Strome mehr den Charakter verleihen, der den andern neurussischen Flüssen eigen ist. Wo der Don und die Wolga sich am meisten nähern, erhebt sich zwischen beiden Strömen eine hohe öde Steppe mit sandhaltigem Lehmboden, die sich etwa dreiviertel Meilen vor dem Don terrassenförmig zu der Thalniederung abzudachen beginnt. Das jenseitige, rechte Ufer steigt bei Pjäti-Isbensk, wo die Strasse nach Sarepta abgeht, einige hundert Schritte vom Flusse zu einer Höhe von 360 bis 380 Fuss an, und ist von vielen tiefen Spalten und Schluchten zerrissen, in denen meist Quellen rieseln und Gehölze von Eichen, Erlen, Pappeln, Ahorn mit verschiedenem Buschwerk und Gestrüpp malerisch abwechseln. Von hier ab fliesst der Don in einem bald von steilen Gehängen, bald von sanft anschwellenden Hügeln eingeschlossenen Thale, das sich nach Süden hin erweitert. Zahlreiche, zum Theil mit Pappeln bewaldete Inseln bildend, schlängelt er sich mit vielen Krümmungen durch die üppigen Wiesen der Niederung, an einer Reihe von Kosaken-Stanitzen vorbei, die, mit Gemüse- und Weingärten umgeben, in immer kürzern Zwischenräumen aufeinanderfolgen. Der Weg von Pjäti-Isbensk nach Neu-Tscherkask hält sich in einiger Entfernung von dem Strome auf den Höhen des rechten Ufers, wo auch auf der hohen Steppe wilde Apfel- und Birnbäume in Menge vorkommen, führt durch das selbst im Sommer frische Thal des Tschir, hinter dem die Hügel wieder ansteigen, dann durch einige (am rechten Don-Ufer

1) v. d. Brincken, S. 50. 51.

2) Fr. Göbel, Reise in die Steppen des südlichen Russlands. Zwei Theile 4. Dorpat 1838. Bd. I, S. 302.

seltene) Sandstriche in die fruchtbare Flussniederung. Die Don-Hügel nehmen wieder an Höhe zu, jemehr man sich Neu-Tscherkask nähert, das amphitheatralisch an einem gegen vierhundert Fuss hohen Rücken erbaut ist [1]). Weiter nach Westen verflachen sie sich; man sieht von ihnen südwärts jenseits eines Labyrinthes von Flussarmen die niedrige Steppe des Manytsch und das flache von den Ablagerungen des Don gebildete Delta. Von hier aus erstreckt sich längs der Nordküste des asowschen Meeres bis zum Kalmius, der die Grenze des Gouvernements Jakaterinoslaw bildet, ein ungemein ergiebiges Erdreich zwischen dem Donez und dem Meere. „Das Land um Taganrog," sagt Pallas [2]), „ist so fruchtbar, dass man auf ungedüngtem Neubruch vier bis fünf Jahre nach einander Weizen säen kann und oft zwanzig- bis dreissigfältig, ja in guten Jahren bis achtunddreissigfältig erntet. Die diesjährige Ernte, welche im Durchschnitt nur zehnfältig ausgegeben hatte, wurde hier für einen Misswachs gehalten. Von Hirsen hat man Beispiele gehabt, dass von sechs ausgesäeten hundertundzwanzig Malter geerntet wurden. Gute Wirthe haben hier auch zum Gartenbau und zur Vermehrung aller nützlichen Holzarten die herrlichste Gelegenheit: denn der genugsam befeuchtete Boden bringt bei der geringsten Cultur Alles gleichsam von selbst und wuchernd hervor; alle Obstbäume wachsen zur Bewunderung schnell und bringen, auch ungepfropft, vorzügliche Früchte, besonders Aprikosen, Kirschen und Aepfel. Erstere und die Pfirsiche halten im Freien aus." Es ist bekannt, dass ein von Peter dem Grossen hier gepflanztes Eichenwäldchen trefflich gedeiht, und Pallas ist der Ansicht, dass der Boden hier überall zur Anpflanzung von Eichen- und Ulmenwäldern geschickt ist.

Jenseits des Don gehören noch zum Kosakenlande die hohe, an vielen Stellen schon salzhaltige Steppe, die östlich zur Sarpa, südlich zum Manytsch mit steilen Gehängen abfällt, die salzige Niederung des Manytsch und die südlich von demselben sich wieder etwas erhebende Steppe bis zum Jeya, deren schwarzen, zähen, hin und wieder salzigen Boden Pallas für ein Product ungeheurer Schilfmoräste hält, welche in vorhistorischer Zeit das die Manytschniederung überschwemmende Meer einfassten [3]) — ein ausgedehntes Terrain, dessen grösster Theil den nomadischen Kalmüken als Weideland zugewiesen ist.

Schon aus dieser Uebersicht können wir den Schluss ziehen, dass das Land der donischen Kosaken, welches übrigens ungefähr so gross

1) Göbel, a. a. O. I, 228—235. — K. Koch, a. a. O. I, 120.
2) Pallas, Bemerkungen u. s. w. Bd. I, 476.
3) Pallas, a. a. O. I, 442—445.

ist, wie die nicht-preussischen Zollvereinsstaaten vor dem Septembervertrage zusammengenommen, seine Bewohner überwiegend auf die Viehzucht hinweist; nur in dem verhältnissmässig kleinen Theile zwischen dem Donez, dem Don und dem asowschen Meere gewährt der ungemein fruchtbare Boden einen starken Antrieb zum Ackerbau. Und in der That nimmt das Ackerland kaum 16 Procent des Gesammtareals ein, während die Wiesen über 64, die Steppen und das Unland über 17 Procent der Bodenfläche bilden, — ein Verhältniss, welches das Land zur Viehzucht ganz vorzüglich geeignet macht. Die Waldfläche beträgt fast 3 Procent des Bodens; sie ist also allerdings grösser, als in Jekaterinoslaw und Cherson, aber doch immer so unbeträchtlich, dass man das Land der donischen Kosaken zu den waldlosen Ländern rechnen muss.

In Bezug auf das Gouvernement Astrachan, welches dem Bereich unserer Untersuchungen ferner liegt, genügt fast die Bemerkung, dass $96{,}_3$ Procent seines Flächeninhalts (der 2860 Quadratmeilen beträgt) von Steppen und Wüsten eingenommen sind; $2{,}_7$ Procent bilden die Wolgawiesen; Ackerland und Wälder müssen sich auf das letzte Procent beschränken. Aber der Umstand, dass diese weiten Strecken fast ausschliesslich aus ehemaligem Meeresboden oder dem von den Meereswogen mit Salz geschwängerten Küstenstriche bestehen, giebt den astrachanischen Steppen ein eigenthümliches und noch viel trostloseres Gepräge als den bisher von uns geschilderten. Der völlig horizontale, mit Sandschollen und Dünen, die zwischen sich salzhaltende Vertiefungen lassen, beworfene Boden bringt zwar auch hier alljährlich seine Frühlingsflor hervor, Tulpen und Fritillarien auf den höhern Stellen, Salzkräuter in den Bodensenkungen; aber bei der Dürre des Bodens und der tropischen Hitze, die sich gleich nach den ersten Frühlingswochen einstellt, ist diese Vegetation so vergänglich und benarbt übrigens den Boden nur so spärlich, dass sie im Laufe der Jahrtausende, seitdem das Meer diese Fläche verliess, noch immer nicht im Stande gewesen ist, den Sand mit einer Pflanzenerde von der Dicke weniger Linien zu bedecken. Nur eine bläuliche, starkduftende und salzliebende Wermuthart überzieht hier und dort wuchernd den Boden; sie bildet schon auf der Hälfte des Wegs von Tschernoi-Jar nach Astrachan unübersehliche Felder [1]); demnächst sind als Zeichen des Pflanzenlebens nur die Schilfstrecken zu erwähnen, welche an den Salzseen und Salz-

1) Potocki, voyage dans les steps d'Astrakhan et du Caucase, publié par Klaproth. Par. 1829. vol. I, p. 33. — Pallas, Bemerkungen etc. I, 176.

pfützen des obern Manytsch und der untern Kuma zahlreichen Sumpf- und Wasservögeln zum Aufenthalt dienen. Mit dem durch eine so spärliche Vegetation und ein Gemenge von Seemuscheln einigermassen zusammengehaltenen Steppenboden wechseln nun völlig vegetationslose Dünen und weite Striche von Flugsand ab; schon bei Jenotaewsk an der untern Wolga trifft man ein solches überaus ödes Sandmeer [1]); und wenn man von Astrachan sich nach der Mündung des Terek begeben will, muss man eine ganz ähnliche Einöde durchreisen, die von keinem Ravin, geschweige denn von einem Bach oder einem Quell durchzogen wird, und so niedrig ist, dass bei anhaltenden Ostwinden die Meereswogen noch jetzt eine halbe Meile weit in das Land hineingejagt werden. Diese Reihe von Sandflächen, Dünen und Salzpfützen widerstrebt jedem Anbau; es giebt Poststationen, auf denen es nicht möglich ist, das gewöhnlichste Küchenkraut zu erzielen, und der Reisende muss sich deshalb in Astrachan mit Mundvorrath und süssem Wasser eben so vollständig verproviantiren, als wenn das Meer noch jetzt über diese Steppen brauste und es sich um eine Seereise handelte.

Das Gouvernement Stauropol zeichnet sich dadurch aus, dass es innerhalb seiner Grenzen alle die abweichenden Eigenthümlichkeiten der bisher beschriebenen Steppen vereinigt und sie zum Theil in noch schärfer ausgeprägter Form darbietet. Die vollkommene Sterilität der kaspischen Dünen in dem Gouvernement, das wir so eben verlassen haben, kann allerdings nicht übertroffen werden; aber sie findet sich in Ciskaukasien zwischen der untern Kuma und dem untern Terek mindestens in derselben abschreckenden Gestalt; westlich von diesem salzgeschwängerten Sande, wo der Boden sich etwas erhebt, dehnen sich trockne kräuterreiche Steppen mit schwarzer Dammerde aus, wie wir sie in Cherson und Jekaterinoslaw fanden; die Prairien Bessarabiens wiederholen sich mit viel üppigerer Vegetation am obern Terek und Kuban, in der reichbewässerten Kabarda; und die sumpfigen Schilfländereien im südlichen Theile Bessarabiens gewähren nur ein schwaches Bild von den ungeheuern Rohr- und Schilfwaldungen, durch welche der Kuban auf seinem untern Laufe mit vielen Armen und Windungen dem Meer entgegenschleicht. Wenn man dem Laufe der Kuma stromaufwärts folgt, bemerkt man mit Interesse den allmählichen Uebergang von der salzhaltigen Sandsteppe und der vegetationsarmen Einöde zu günstigeren Bodenmischungen und kräftigerem Pflanzenwuchs. Hat

1) Humboldt's, Ehrenberg's und Rose's Reise nach dem Ural, dem Altai und dem kaspischen Meere. Berlin 1837. 1842. Bd. II, 289.

man die Wüste, in welcher die Kuma versiegt, hinter sich gelassen, so kommt man in Fluren, die, mit einem nach und nach sich frischer erhebenden Kräuterwuchs bekleidet, sich südlich nach dem Terek ausdehnen und von zahllosen Trutthühnern und Fasanen belebt werden [1]); die Niederung des Flusses bedeckt sich allmählich, statt des einförmigen Schilfes, mit Weidengebüsch und Schleedorngestrüpp; dann erscheinen wilde Obstbäume, Zwergulmen, von wildem Wein umrankt; endlich auch einige hochstämmige Bäume, aber vereinzelt und mit vielem Unterholz vermischt. Auch die Niederung der Bywalla, eines Baches, der von Westen nach Osten fliesst und sich da in die Kuma ergiesst, wo diese ihre nördliche Richtung plötzlich in eine östliche verändert, ist nur mit Buschholz bestanden [2]). Aber schon an diesem Wendepunkt und in seiner Nähe, wo die Kuma noch eine ziemlich beträchtliche Wassermasse mit sich führt, befruchtet der Fluss ein ungemein ergiebiges Ackerland, wo das alte Madschar lag [3]), und bildet bei dem von Maulbeerplantagen und Weingärten umgebenen Wladimirofka eine der lachendsten Oasen, die der Reisende in einer Steppe erwarten darf [4]). Südlich von dieser Linie der Bywalla und Kuma erstreckt sich nun bis zum Kuban und zur Malka ein schwarzes fruchtbares Erdreich [5]); die Niederungen der Kuma während ihres Laufes von Süden nach Norden, und der Podkuma, der Hügelrücken, der das rechte Ufer des Kuban begleitet, der Beschtau bekleiden sich mit Wäldern, in denen das Reh gerne weilt; und an der Podkuma, am obern Kuban, am Terek und seinen Zuflüssen dehnen sich Wiesen aus, die von allen Reisenden einstimmig gepriesen werden. In nördlicher Richtung setzt der Waldwuchs bis Stauropol fort [6]); jenseits dieser Stadt führt die Strasse nach dem untern Don durch eine holzlose aber kräuterreiche Steppe, bis die Vegetation allmählich wieder abnimmt, je mehr man sich der Niederung des salzigen Manytsch nähert.

Qualification der Steppe für den Ackerbau.

Wir übergehen hier vorläufig die Schilderung des taurischen Gebirges, des Kubandelta's und der kaukasischen Küste, deren durchaus

1) v. d. Brincken, a. a. O. S. 52.
2) Pallas, Bemerkungen etc. I, 291. 292. 306.
3) Pallas, a. a. O. I, 295—298.
4) Hommaire de Hell, II, 159—163.
5) Pallas, a. a. O. I, 320.
6) K. Koch, a. a. O. I, 122.

abweichende Natur von uns später, bei Darstellung der hellenischen Colonisation, gezeichnet werden wird, und wenden zunächst unsere Aufmerksamkeit auf die Qualification der bereits beschriebenen Landschaften für den Ackerbau.

Es springt sofort in die Augen, dass sie in dieser Beziehung einen sehr verschiedenen Rang einnehmen müssen, da die Natur ihres Bodens alle Nuancen von dem dürren, salzgeschwängerten Flugsande bis zu den glücklichsten Erdmischungen durchläuft. Doch kann man mit Sicherheit annehmen, dass, abgesehen vom Gouvernement Astrachan, diejenigen Stellen, welche ihrer Sterilität und ihres Salzgehaltes wegen jedem Anbau widerstreben, nur sehr unbedeutend sind. Sie finden sich im östlichen und nördlichen Theile Ciskaukasiens, demnächst, sehr vereinzelt und von ganz unbeträchtlicher Ausdehnung, in einigen salzhaltigen Gründen des taurischen Gouvernements. Abgesehen von diesen sporadischen, wüsten Flecken ist die immense Fläche des südlichen Russlands mit einer schwarzen Pflanzenerde bedeckt, deren Bestandtheile, nach den bisher veröffentlichten chemischen Analysen zu schliessen, je nach den verschiedenen Gegenden variiren, im Allgemeinen aber dem Pflanzenleben sehr förderlich sind. Petzholdt, der das schwarze Erdreich der Tambowschen Steppe genau untersucht hat, bemerkt, dass, ganz abgesehen von dem grossen Gehalt des Bodens an organischen Substanzen, jedenfalls der bemerkenswerthe Reichthum an Alkalien und namentlich an Kali zur Erklärung der Fruchtbarkeit viel beiträgt. „Es ist mir," sagt er, „mit Ausnahme einiger von Sprengel untersuchten Seemarschboden Ostfrieslands (sie enthielten aber vorzugsweise grosse Mengen von Natrum) kein culturfähiger Boden bekannt, der in dieser Hinsicht mit unserm Tschernosem wetteifern könnte. Aber auch in Betreff eines andern für die Ernährung der Culturpflanzen besonders wichtigen Körpers, der Phosphorsäure, ist unser Boden sehr reich, und es ist mir auch in dieser Beziehung kein zweiter Boden, dessen Untersuchung in die letztverflossenen Jahre fällt, bekannt geworden, der sich, was die Menge der Phosphorsäure anlangt, mit dem Tschernosem zu messen vermöchte" [1]). Nicht ganz so ausgezeichnet, aber immer noch vortrefflich, ist die Ackererde der andern Gouvernements; da sie aber meist auf einer festen, die Feuchtigkeit nicht aufnehmenden Thonschicht ruht, so hängt die Ergiebigkeit der Aecker in erster Linie von der Stärke der Dammerdeschicht ab, nicht

1) Petzholdt, Beiträge zur Kenntniss des Innern von Russland. Leipz. 1851. S. 51.

sowohl, weil da, wo die Pflanzenerde nicht tief ist, bei der Beackerung durch den Pflug Theile eines unergiebigen Erdreichs emporgebracht werden, sondern weil sich hier bei der Festigkeit des darunter liegenden zähen Thones die Wirkungen der Nässe und Dürre sehr schnell und in der verhängnissvollsten Weise fühlbar machen. In nassen Jahreszeiten nämlich muss die dünne Ackererde bei der Undurchdringlichkeit des Untergrundes die Gesammtmasse der Feuchtigkeit in sich aufnehmen, und sie verwandelt sich in Folge dessen in einen schlammigen Brei. Dies tritt jedoch bei der vorherrschenden Trockenheit des Klima's fast nur zur Zeit des Schneeschmelzens, also vor der Bestellung der Felder ein, und würde von den Landwirthen mit ruhigerm Auge angesehen werden können, wenn nicht ein anderer Uebelstand auf dem Fusse folgte. Da die Frühlingsfeuchtigkeit nicht in tiefere Erdschichten dringt, wo sie gegen schnelle Verdunstung geschirmt ist, erfolgt in den südrussischen Steppen bei der rasch zunehmenden Hitze [1]) auch die Austrocknung des Erdreichs mit einer Schnelligkeit, dass dem Landmann oft nicht die zur Vollendung der Feldarbeiten erforderliche Zeit bleibt: der weiche Boden bedeckt sich zunächst mit einer festen Kruste, welche den Pflanzenwurzeln den Zugang der Luft hermetisch verschliesst, die Pflanzenerde vertrocknet dann in ihrer ganzen Stärke, wird im Sommer steinhart und platzt auseinander. Bei Regengüssen im Sommer wiederholt sich dieselbe Erscheinung: wo das Wasser bequemen Abfluss hat, rollt es schnell über den harten Boden in die Regenklüfte und Bachgerinne; im andern Falle durchweicht der Boden, aber nach einigen Stunden verdunstet die nicht tief eingedrungene Feuchtigkeit in den Strahlen der Julisonne noch viel schneller, wie im Frühjahr. Es braucht kaum bemerkt zu werden, dass solche Verhältnisse dem Ackerbau im höchsten Grade nachtheilig sind; aber glücklicherweise scheinen die Stellen, an welchen die Ackerschicht nur 1 bis 1½ Fuss stark ist, nicht sehr häufig und ausgedehnt zu sein; die Besitzungen des Herzogs von Anhalt-Köthen, wo sie 16 Zoll stark ist, liegen gerade in dem ärmsten Theile der culturfähigen Steppe, in der südlichen Hälfte des taurischen Continents; und sonst kommen solche Verhältnisse wohl nur auf Bodenanschwellungen vor, von denen die Regenwasser im Laufe

1) „Les eaux provenant de la fonte des neiges septentrionales n'ont pas encore fini de s'écouler, que déjà le thermomètre s'élève dans la steppe à 30 degrés de l'échelle centigrade." Hommaire de Hell III, 38. Ueber den raschen Uebergang vom Winter zum Sommer in der Orenburgschen Steppe spricht sehr anschaulich Basiner, Reise nach Chiwa S. 29—31.

der Jahrhunderte immer mehr Dammerde in die Niederungen gespült haben. Auf solchen Stellen ist der Ackerbau allerdings precär, nicht etwa, weil der durchschnittliche Ernteertrag einer ganzen Reihe von Jahren gering ist, sondern wegen der völligen Unsicherheit und den entsetzlichen Schwankungen des Ertrages. Denn unter einigermassen günstigen Umständen bewährt sich auch hier die Kraft des jungfräulichen Bodens so überraschend, dass die Durchschnittsberechnung des Ertrages für einen längern Zeitraum noch immer ein ziemlich günstiges Resultat liefert. Herr Teetzmann, Verwalter der herzoglich anhaltischen Güter, giebt in seiner bereits mehrmals erwähnten, sehr lehrreichen Abhandlung über die südrussischen Steppen den Ernteertrag auf Askanianova für zehn aufeinanderfolgende Jahre (1832—1841) an; es erhellt daraus, dass durchschnittlich Roggen und Sommerweizen etwas mehr als das sechste, Gerste fast das siebente, Hirse das dreiundzwanzigste Korn lieferte, — ein Resultat, mit dem man sehr zufrieden sein könnte, wenn es sich nicht auf die einzelnen Jahre so ungleich vertheilte, dass 1833 die gesammte Ernte ausfiel, 1836 die Gerste nur die Aussaat wiedergab, während in andern Jahren der Roggen sechszehnfach, Weizen und Gerste fünfzehnfach, die Hirse sogar vierundsechszigfach trug. Solche Schwankungen, die bei der Unmöglichkeit, den Ueberfluss guter Jahre vortheilhaft zu verwerthen und den Ausfall schlechter Jahre durch Zufuhr bequem zu decken, noch fühlbarer werden, sind dem Betriebe der Landwirthschaft auf Ländereien mit einer so dünnen Schicht von Pflanzenerde allerdings sehr nachtheilig.

Indess können auch die obigen Angaben einen Blick auf die Ertragsfähigkeit des Bodens an denjenigen Stellen eröffnen, wo der eben besprochene Umstand gar nicht oder doch nicht in dem Grade nachtheilig einwirkt; und diese scheinen den bei Weitem grössern Theil des Steppenlandes zu bilden. Aus einigen vereinzelten Notizen erhellt, dass die Schicht der Pflanzenerde selbst auf höhern Stellen zuweilen mehr als zwei Fuss stark lagert, während sie in den Bodensenkungen oft zu einer Mächtigkeit von mehreren Ellen zusammengeschwemmt ist, so dass sie, wie Herr Teetzmann einräumt, den Fehler des Untergrundes vergessen lässt. Hier wirkt weder die Nässe so auflösend, da sie tiefer in das Erdreich eindringen kann, noch die Dürre so austrocknend, da die Feuchtigkeit in der kühlen Tiefe länger bewahrt wird und ihre durch schwache Verdunstung allmählich erfolgende Abnahme leichter durch einen ab und zu wieder einfallenden Regen ergänzt werden kann. Da nun die Ackererde, wie alle Berichte übereinstimmend versichern, ihren Bestandtheilen nach zur Klasse des humosen, strengen

Bodens, des starken Weizenbodens gehört, und die praktische Erfahrung das Resultat der chemischen Untersuchung bestätigt, so hängt der Ernteertrag lediglich von der Witterung ab. „Es geht aus der zu Tage stehenden Erdschicht der ebenen Steppe hervor, dass sie, wie uns das auch sonst die Erfahrung gelehrt hat, die Bestandtheile besitzt, um derentwillen man sie dem fruchtbaren Boden zugesellen könnte, und fünfzehnfältige Ernten“ (die, wie Herr Teetzmann an einer andern Stelle bemerkt, gar nicht unerhört sind) „werden allerdings von ihr gewonnen werden können, wenn eben das im Verhältniss zum Untergrunde gerechte Maass von Feuchtigkeit eintritt.“ In diesem Falle „erfreuen wir uns überreicher Ernten, wie wir sie in Deutschland auch in den fruchtbarsten, am besten angebauten Gegenden nie haben“ [1]).

Es ergiebt sich hieraus, dass der Boden der neurussischen Steppen an sich im Allgemeinen zum Ackerbau vorzüglich geeignet ist, und dass sein Ertrag nur da schwankend wird, wo die auf der undurchdringlichen Thonlage ruhende Dammerdeschicht eine zu geringe Stärke besitzt. Dieses Resultat wird durch das Gedeihen der Ackercolonien in den verschiedensten Gegenden, im Kreise Melitopol (Gouv. Taurien), am Dnjepr in Jekaterinoslaw, an den Grenzen des Kosakenlandes, in Cherson und Bessarabien vollkommen bestätigt. Es ist richtig, dass die Colonisten zuweilen in Bedrängniss gerathen; aber diese ist nicht den natürlichen Verhältnissen, sondern zufälligen Umständen beizumessen, die politisch-socialer Art, also wandelbar sind. Dahin gehört namentlich der Mangel an Arbeitskraft und der hohe Preis derselben, eine Folge der ausserordentlich dünnen Bevölkerung; ferner das Prohibitivsystem, welches die begünstigten Fabrikanten in den Stand setzt, durch Gewährung eines hohen Tagelohns zahlreiche Arbeitskräfte den ackerbautreibenden Gegenden zu entfremden [2]); endlich der Mangel

---

1) Teetzmann, a. a. O. S. 113. 127. 128. Nach der chemischen Analyse Hermanns enthält auch die Humusschicht der krim'schen Steppe alle organischen Bestandtheile guter Gartenerde, und sie ist an einigen Stellen so fruchtbar, dass Dünger ihr nicht zuträglich ist. Demidoff voyage II, 461. 462.

2) Nach Haxthausen I, 119 verdiente z. B. im Gouv. Jaroslaw eine Weberin mit Leichtigkeit täglich 9 bis 14 Sgr., ein Tagelohn, der namentlich im Verhältniss zu den Getreidepreisen sehr hoch ist. In den Jahren 1846—1849 sank nach einer Tabelle bei Tengoborski (Bd. I, 352) der Preis des Scheffels Roggen in 10 Gouvernements (Tambow, Poltawa, Pensa, Woronesh, Kursk, Jekaterinoslaw, Kiew, Kurland, Orenburg und Saratow) zeitweilig unter 14 Sgr., in dem zuletzt genannten Gouvernement einmal auf 8⅔ Sgr. herab. Der Durchschnittspreis des Roggens in diesen 4 Jahren war nur im Gouv. Orenburg unter 14 Sgr., in Kiew und Saratow 17 Sgr.

an gesichertem und bequemem Absatz der Bodenerzeugnisse, der theils durch die schlechten Communicationsmittel, theils durch die ebenfalls wesentlich im Prohibitivsysteme begründeten Schwankungen des auswärtigen Handelsverkehrs hervorgerufen wird; denn da die fremden Schiffe zum grössten Theile leer einlaufen und demnach die Kosten der meist weiten Hin- und Rückreise zum Preise des eingenommenen Getreides schlagen müssen, werden sie jetzt nur durch sehr niedrige Getreidepreise in die russischen Häfen gelockt, während eine durch gemässigte Zollsätze erleichterte Einfuhr einen regelmässigen Schiffsverkehr, eine regelmässige und erhöhte Nachfrage nach den Producten des Ackerbau's, als der angemessensten Rückfracht hervorrufen würde. Die Colonisten werden endlich auch durch die Concurrenz der Besitzer der grossen, von Leibeigenen bearbeiteten Güter schwer benachtheiligt; diese können nämlich bei dem System der Frohnden den Betrag der Productionskosten nicht mit hinlänglicher Genauigkeit veranschlagen und drücken in dieser Unwissenheit den Preis zum grossen Schaden derjenigen herab, die eine genauere Rechnung führen müssen und deshalb den wirklichen Werth der Waare besser kennen. Aber alle diese Uebelstände, ohne welche die Colonien noch glänzendere Fortschritte machen würden, stammen, wie man sieht, nicht aus der Beschaffenheit des ihnen zugemessenen Bodens, sondern aus ganz andern Verhältnissen her; die Colonisten haben, wie der ehrliche Schlatter bemerkt, Nahrung im Ueberfluss, aber es fehlt ihnen oft an Geld [1]). Die Stellen, an welchen die Beschaffenheit der Ackerkrume den Getreidebau behindert, sind in den neurussischen Steppen von verhältnissmässig geringem Umfange.

Klima.

Dagegen üben Klima und Witterung jetzt in der That einen ungünstigen Einfluss auf den Ackerbau aus.

Es ist bekannt, dass die Linien gleicher mittlerer Jahreswärme auf dem alten Continent bis zu dem Meridian von Jakuzk sich mehr und mehr nach Süden neigen, je weiter man ostwärts vorschreitet. Da diese Erscheinung hauptsächlich in der Abnahme der Küstengliederung und in dem Auftreten gewaltiger, zusammenhängender, nicht durch Gebirgsketten gegen die Einflüsse der Polargegenden geschützter Ländermassen ihren Grund hat, so kann man erwarten, dass die südliche Neigung der Isothermen sich beträchtlich verstärken muss, sobald sie die russische

1) Schlatter, a. a. O. S. 359.

Grenze überschritten und ein Ländergebiet betreten haben, in dem die beiden erwähnten Umstände ihre volle Wirksamkeit entwickeln, während zu gleicher Zeit die im westlichen Europa eine Temperaturerhöhung hervorbringenden, aus dem wärmestrahlenden Afrika wehenden Südwinde bei der östlichen Lage Russlands ihren Einfluss verloren haben [1]). Die Thermometerbeobachtungen in den Gegenden, die dem Bereich unserer Untersuchungen angehören, umfassen leider noch nicht so ausgedehnte Zeiträume, dass aus ihnen ein zuverlässiges Durchschnittsresultat gewonnen und mit Sicherheit bestimmt werden könnte, in welchem Grade die südliche Neigung der Isothermen unter dieser östlichen Länge zunimmt. Erst wenn die Früchte der Saat gereift sein werden, die A. v. Humboldt namentlich bei seiner Reise nach Central-Asien ausgestreut hat, werden wir auch hier eine befriedigende Genauigkeit erlangen. Vorläufig müssen wir uns mit dem Resultate begnügen, dass die mittlere Jahrestemperatur des europäischen Russland's im Parallel von Cherson zwischen $+ 7,2^{0}$ und $+ 8^{0}$ R. zu betragen scheint [2]). Sie steht also hier ungefähr auf gleicher Linie mit der Temperatur, die wir im nördlichen Deutschland, in Holland und auf den britischen Inseln finden, — in Gegenden, die dem Nordpol sechs bis sieben Grade näher gerückt sind [3]).

Allein dieser Umstand erhält für das Pflanzenleben erst dadurch eine besondere Wichtigkeit, dass die Erniedrigung der mittlern Jahrestemperatur nicht durch gleichmässige Herabdrückung der Sommer- und Wintertemperatur hervorgerufen wird. Die mittlere Sommerwärme entspricht vielmehr im Allgemeinen der geographischen Breite dieser Landschaften; sie ist z. B. in Astrachan eben so hoch als in Bordeaux, obgleich

---

1) Sehr bezeichnend sagt Ovid von seinem Verbannungsorte: languida quo fessi vix venit aura noti (Epist. ex Ponto II, 1); und ähnlich drückt sich Hippokrates aus: *καὶ οὐ σφόδρα τὰ διαπνεύματα τὰ ἀπὸ τῶν θερμῶν πνέοντα ἀφιγνέεται, ἐὰν μὴ ὀλιγάκις καὶ ἀσθενέα* (de aëre, aquis et locis § 95).

2) Die mittlere Jahrestemperatur von Cherson selbst wird von Kupfer (Erman's Archiv Bd. I, 247) und Wesselowski (bei Tengoborski I, 17) auf 7,9 ° R., in einem neuern Bericht des zuletzt genannten Gelehrten (Russ. Kalend. 1851) auf 7,6 ° R. angegeben. In Humboldt's Ansichten der Natur (dritte Aufl. I, 166) sind für diesen Ort durch ein Versehen Angaben nach Celsius (mittlere Jahrestemperatur 9,4 °, mittlere Wintertemperatur — 3,1 °) unter die nach der achtzigtheiligen Scala berechneten gerathen.

3) Nach Mahlmann's Tabellen zu Humboldt's Asie Centrale beträgt die mittlere Jahrestemperatur in Göttingen 9,1 °, in Elberfeld 9,3 °, in Dublin 9,5 ° Cels. Die letztere würde der Temperatur von Cherson nach Wesselowski's neuester Angabe entsprechen, obgleich Dublin fast sieben Grade nördlicher liegt.

diese Stadt um mehr als einen Grad südlicher als Astrachan liegt [1]). Dagegen zeigen diejenigen Linien, welche die gleiche Wintertemperatur angeben, in Russland eine ganz auffallende Neigung nach Süden, so dass die Herabdrückung der mittleren Jahrestemperatur fast ausschliesslich der unter dieser Breite unverhältnissmässigen Strenge der Winter beizumessen ist. Wenn die Isochimene, welche Gumbinnen und Suwalki durchschneidet, sich plötzlich so stark nach Süden wendet, dass sie Nicolajew und Cherson erreicht [2]), so kann man aus der auffallenden Richtung dieser Curve abnehmen, in wie schnellem Verhältniss die Winterkälte steigt, je mehr man nach Osten vorschreitet. So ist die Wintertemperatur in Astrachan — 2° R., fast um sieben Grade geringer als die von Bordeaux, obgleich beide Orte sich einer gleich hohen Sommerwärme erfreuen; und während sich in den wärmestrahlenden Sandsteppen an der Mündung des Terek eine wahrhaft tropische Sommerhitze entwickelt, sinkt im Winter Réaumurs Thermometer in denselben Gegenden 20°, ja 24° unter Null [3]).

Es ergiebt sich hieraus für die Cultur das bemerkenswerthe Resultat, dass hinsichtlich der Temperatur fast alle diejenigen Pflanzen, die im westlichen Europa unter gleicher nördlicher Breite gedeihen, auch in den neurussischen Steppen fortkommen werden, wofern sie nur durch Vorsichtsmassregeln im Winter gegen das Uebermass von Kälte geschirmt werden können. In der Sonnengluth des langen Sommers wird hier also die Traube stets zu vollständiger Reife gelangen und einen trinkbaren Wein liefern; aber die Vorsicht wird es gebieten, den Weinstock im Winter mit Erde zu bedecken. Aprikosen, Pfirsiche und andere edle Obstarten eines gemässigten Klima's werden reifen; wie denn auch A. v. Humboldt versichert, nirgends, selbst auf den canarischen Inseln und in Spanien nicht, so herrliches Obst und namentlich so treffliche Trauben gesehen zu haben, wie in Astrachan; aber man wird die Stämme im Winter umwickeln müssen. Dagegen wird das Leben der immergrünen Myrthe, die doch unter viel nördlichern Breitengraden, an der Südküste der Bretagne, ja im nordöstlichen Irland im Freien gut fortkommt, hier lediglich von

---

1) Nach A. v. Humboldt (Kosmos I, 347) 21,2° Cels. (17° R.). Hommaire de Hell sagt (I, 454), dass in der astrachanschen Steppe während der Sommermonate das Thermometer am Tage selten unter 28° C. sinkt. Hyperbolisch, aber anschaulich drückt sich Basiner (Reise nach Chiwa S. 29) hinsichtlich Orenburgs aus, dass es den Sommer Palermo's und den Winter Archangels besitze.

2) 2° nach Tengoborski (I, 15); — 2,7° nach Wesselowski.

3) A. v. Humboldt, Asie Centrale III, 33.

der Gnade des Boreas abhängen; denn sie kann gegen den Frost nicht geschirmt werden, und die mittlere Wintertemperatur ist hier fast um sechs Grade geringer als z. B. in Dublin. Für nicht perennirende Gewächse springen die Resultate dieser klimatischen Beschaffenheit von selbst in die Augen: sie werden durch sie nicht berührt.

Der Grund der auffallenden Strenge neurussischer Winter ist in der geographischen Lage der Steppen zu suchen. Hinter ihnen dehnen sich bis in eine sehr hohe nördliche Breite gewaltige Ländermassen aus, die schon an sich eine niedrige Wintertemperatur besitzen und in unmittelbarer Berührung mit dem Eismeer stehen. Wenn sich in der Ukraine ein hoher Gebirgsrücken erheben möchte, der im Norden und Nordosten die Steppen gegen die Einwirkung der vom Eise starrenden Regionen schirmte; oder wenn sich im heutigen Klein- und Grossrussland ein weites Meer mit seiner gleichförmigern und gemässigtern Temperatur befände, welches die Schärfe der über seinen Spiegel hinstreichenden Polarwinde milderte, — so würde die klimatische Beschaffenheit der Steppen eine ganz andere sein. Aber jetzt führen die Winde, die am häufigsten in der Steppe wehen, der Nordost und der Nord, durch Gebirge nicht gebrochen, durch Luftschichten mit einer erhöhteren Temperatur nicht gemildert, die ganze Strenge des nordischen Klima's auch in die viel südlichern Steppenlandschaften, und selbst der Ost, der sich nächst den genannten Winden am häufigsten einstellt, weht aus dem Kirgisenlande, aus Gegenden, in denen das Thermometer im Winter ebenfalls bis auf 25° unter Null herabsinkt, und der Oxos und Aralsee sich alljährlich mit Eis belegen [1]). Ueber die weiten und kalten Flächen, die sich nach Norden und Osten ausdehnen, brausen die Winterstürme mit unglaublicher Schnelligkeit fort, steigern sich, durch die eigne nie gebrochene Kraft genährt, bis zum übermüthigsten Taumel, und führen Temperaturwechsel herbei, die den Bewohnern geschirmterer Gegenden völlig unerhört sind. Den unermesslichen Flächen ist, wie Hommaire de Hell bemerkt, „die wahrhaft ausserordentliche Einförmigkeit beizumessen, welche im Wechsel der atmosphärischen und klimatischen Erscheinungen von dem Ufer der Donau bis jenseits des kaspischen Meeres herrscht. Zwischen den Städten Odessa und Neu-Tscherkask (die in gerader Richtung etwa hundert Meilen von einander entfernt sind), zeigt sich in Betreff des Eintretens der Kälte und des Schneefalls nur ein Unterschied von wenigen Stunden. Ich bin von der Hauptstadt der Kosaken in dem Moment abgereist, wo

1) Basiner's Reise nach Chiwa S. 178. 209.

15° Kälte und ein schreckliches Schneetreiben auf 12° Wärme (Celsius) folgten. Aber ungeachtet der unglaublichen Schnelligkeit meiner Reise, fand ich bei meiner Ankunft zu Odessa denselben Temperaturwechsel, der meine Abreise von Neu-Tscherkask bezeichnet hatte“ [1]).

Es könnte vielleicht auffallend erscheinen, dass der mächtige Einfluss der Polarregion, der sich im Winter bis in die neurussische Steppe geltend macht, hier nicht auch im Sommer eine beträchtliche Herabdrückung der Temperatur bewirkt, zumal auch in dieser Jahreszeit die vorherrschenden Winde aus den Gegenden zwischen Ost und Nord wehen. Allein zwei Umstände paralysiren in dieser Zeit jene Einwirkung vollkommen. Einmal nimmt, wie wir bereits bemerkten, die mittlere Sommertemperatur nach Osten hin bei Weitem nicht in dem Grade ab, wie es mit der mittlern Wintertemperatur und in Folge dessen auch mit der mittlern Jahrestemperatur der Fall ist. In den Sommermonaten erfreuen sich selbst sehr nördliche Gegenden, denen in Folge der langen Tage die erwärmende Kraft der Sonne immer nur wenige Stunden entzogen bleibt, einer recht gemässigten Temperatur, die auf die Abkühlung der südrussischen Steppen keinen bemerkenswerthen Einfluss äussern kann [2]). Aber ein viel wesentlicherer Grund liegt in der Natur der Steppe selbst. Von dem Augenblick ab, wo die Sonne sich über den Horizont erhebt, bis zu dem Moment ihres Untergangs wirkt sie auf die unabsehliche Ebene ununterbrochen mit einer viel grössern Kraft, als in den meisten andern Gegenden unter derselben Breite; hier bricht keine feuchte Luftschicht, wie sie z. B. über den Ebenen der Lombardei lagert, die Macht des Sonnenstrahls; kein Berg, kein Hügel entzieht die umliegende Landschaft auch nur für wenige Stunden durch seinen Schatten den Einwirkungen der Tageshitze; kein Wald, ja auf weiten Strecken selbst kein Baum, schirmt auch nur einen geringen Theil des Bodens vor den versengenden Strahlen. Das zauberische Spiel der schwindenden und wachsenden Schatten, den länger währenden Kampf zwischen Licht und Dunkel, der in mannigfaltigern

1) Hommaire de Hell III, 29.

2) An trocknen Stellen erhitzt sich auch im äussersten Norden der Boden auf eine sehr empfindliche Weise. „Nam obliquitas radiorum,“ sagt A. v. Humboldt (de distributione geographica plantarum. Lutetiae Paris. 1817. p. 141) „longâ morâ quam super horizontem sol trahit, pensatur. Aquae ex nive liquescenti manantes paludes efficiunt; unde in summo septentrione tanta vis plantarum palustrium inter plantas alpinas. Contra terra, quae paludes circumdat, tam arida est adeoque Lichene rangiferino contecta, ut peregrinatorum plantae ardore, rennorum pedes morbo peculiari afficiantur.“

Gegenden die Landschaft bei dem Auf- und Untergange der Sonne auf Stunden so abwechselungsvoll und reizend macht, sucht man auf der Steppe vergebens; sobald sich, nach kurzer Dämmerung, die Feuerkugel über den Horizont erhoben hat, überstrahlt sie sofort die ganze, weite, schattenleere Grasfläche, brennt über ihr den ganzen Tag, bis zu dem Moment ihres Unterganges, wo dann eben so rasch ein dämmernder, bald tiefer werdender Schatten einförmig über die Ebene sich ausgiesst. Es ist nicht zu verwundern, dass unter solchen Umständen die Vegetation verdorrt, der Boden vertrocknet, sich in hohem Grade erhitzt und nun selbst eine Wärmestrahlung bewirkt, welche die Temperatur ungemein erhöhen und die etwaige Einwirkung kühlerer Winde erheblich abschwächen muss. Am Auffallendsten zeigt sich natürlich die wärmestrahlende Kraft des Bodens auf den Sandflächen der kaspischen Steppen; der brennende Sand erhitzt die auf ihm ruhende trockne Luft in einem für Menschen und Thiere unerträglichen Grade[1]), und ein Wind, der über diesen glühenden Heerd weht, wirkt selbst in den westlichern Steppen ertödtend und erschlaffend. „Noch glaube ich," sagt Herr Teetzmann, „eines glühend heissen Windes erwähnen zu müssen, den ich dem berüchtigten Sirokko an die Seite stellen möchte; er weht zuweilen schon im Mai[2]), und kommt bis in den September vor; aber er weht zum Glück nur strichweise; was er auf seinem Wege trifft, vertrocknet in wenigen Stunden. Ganze Getreidefelder, die gestern noch die beste Hoffnung gaben, sind morgen gelb und vertrocknet; Blätter an den Bäumen rollen zusammen, völlig gedörrt; junge Baumstämme, die schon einen Zoll im Durchmesser haben, vertrocknen durch und durch"[3]). Dieser glühende Wind weht aus den kaspischen Steppen: es war ein Südostwind, den Clarke in Woronesh mit dem Sirokko verglich[4]). Dass dies Uebermass der Hitze zum grossen Theil durch die unmittelbare Einwirkung der Sonnenstrahlen hervorgerufen wird, lehrt auch die meist sehr empfindliche Temperatur der Nächte.

Es ist interessant, die durch die weite Ausdehnung des vollkommen ebenen Landes mit unglaublicher Schnelligkeit fortgepflanzte Ein-

1) Der Obrist v. Blaremberg, der im Juni 1841 die Temperatur des Sandes in den Wüsten des Sir Darja untersuchte, fand sie 50° R. und darüber. S. Basiner's Reise nach Chiwa S. 216.

2) In den kaspischen Steppen beginnt der Frühling schon im Februar.

3) Teetzmann, S. 97.

4) Clarke Travels I, p. 204.

wirkung der Polargegenden bis an ihre äussersten Grenzen zu verfolgen. Die Kirgisensteppe in ihrer ganzen Breite vom Jaik bis zur chinesischen Grenze, eine natürliche Fortsetzung der sibirischen Tiefebene, ferner das turanische Flachland, bilden ein gewaltiges Ländergebiet, in dem die Herrschaft des Boreas unbestritten ist; erst das hohe Gebirge von Khorasan, unter demselben Breitengrade, der die südlichsten Spitzen der pyrenäischen, italischen und griechischen Halbinsel durchschneidet, bildet die Grenze seines Reichs und verschliesst es gegen jede Invasion der von den iranischen Sandwüsten wehenden heissen Südwinde. Diese ganze Ländermasse ist ungeachtet ihrer weit nach Süden vorgeschobenen Lage im Winter sehr oft einer wahrhaft sibirischen Temperatur unterworfen, und selbst in der guten Jahreszeit führt der Nordwind eisige Kälte so ungehindert mit sich, dass sich in Chiwa, unter dem Parallel von Livorno, zuweilen bereits im August Nachtfröste einstellen [1]). Weiter westlich stellt sich schon unter einer nördlichern Breite der Kaukasus den Einflüssen des Nordens als einen unüberwindlichen Wall entgegen. Im Südwest, in Bessarabien und an den Donaumündungen zeigen sich die Einwirkungen der kalten Zone, der grössern Entfernung wegen, beträchtlich abgeschwächt, und ihre letzten matten Wellen brechen sich an den bulgarischen Bergen. Aber die Küste zwischen den Donaumündungen und der Krim bildet für die Nord- und Nordoststürme ein weit geöffnetes Thor, durch welches sie lustig hindurchbrausen, um dann, der Meeresströmung folgend, Konstantinopel hin und wieder mit russischen Wintertagen zu beschenken. Die merkwürdigsten Erscheinungen bietet jedoch die Nordküste Kleinasiens dar; ihr westlicher Theil ist noch denselben Einflüssen unterworfen, welche die Wintertemperatur Konstantinopels oft so empfindlich machen; weiter nach Osten, in den Strichen, die durch den Kaukasus wenigstens gegen den Nordost geschützt sind, also gewissermassen im Halbschatten dieses Gebirges liegen, hebt sich die Temperatur; und die Küste östlich von Sinope ist durch jenes Gebirge bereits vollkommen gegen den Nord- wie gegen den Nordostwind gedeckt und erfreut sich viel milderer Winter als Konstantinopel: so dass also auf der kleinasiatischen Nordküste das allgemeine Gesetz, nach welchem die Temperatur auf dem alten Continent nach Osten hin allmählich abnimmt, eine durch den Wechsel der Bodenerhebungen verursachte Ausnahme erleidet [2]).

---

1) Basiner's Reise nach Chiwa S. 208.

2) Das auffallend milde Klima von Sinope, Amisos u. s. f., wo der Oelbaum gedieh, war schon für die Alten ein Gegenstand des Nachdenkens. Im Vergleich

Der so weit hin sich erstreckende Einfluss der kalten Zone hat für die neurussische Steppe nicht nur eine Herabdrückung der Durchschnitts-Temperatur, sondern auch ein grosses Schwanken der Witterungsverhältnisse zur Folge. Diese Gegenden sind immerhin so weit nach Süden gerückt, dass der Frühling in Astrachan und Stauropol schon im Februar, in den westlichern Steppen schon in der ersten Woche des März beginnt, sobald nicht anhaltende kalte Winde eine Verzögerung herbeiführen. Wir haben schon oben bemerkt, dass hier wenige warme Tage genügen, das Pflanzenleben anzuregen: die Steppe prangt bereits in ihrem vollen Frühlingsschmuck, während die nördlichen Gouvernements noch Wochen und Monate lang mit Schnee und Eis bedeckt sind, und andererseits ergreift in den nördlichen Regionen der Winter sein Scepter schon zu einer Zeit wieder, in der die Bewohner des Südens sich noch eines warmen Sommers oder milden Herbstes erfreuen. Bei dem durch Nichts unterbrochenen Zusammenhange dieser weiten Landstriche ist es nun nicht zu verwundern, dass in den südrussischen Steppen, sobald der Wind nach Norden umspringt, oft sehr spät im Frühjahr und sehr früh im Herbst eine ganz unerwartete und der Pflanzenwelt verderbliche Kälte eintritt. Zuweilen scheint nach mehrern Frühlingswochen der Winter wiederkehren zu wollen, und Nachtfröste vereiteln sehr oft die Hoffnung des Landmanns. Es ist vorgekommen, dass in der taurischen Steppe noch in der letzten Aprilwoche das Gras und das Laub der gewiss nicht empfindlichen Weidenbäume erfror. Herr Teetzmann hat in einer Gegend, in welcher der Frühling meistens schon in den ersten Wochen des März beginnt, noch am 11. Mai einen Frühlingsnachtfrost, und schon am 20. August einen Herbstnachtfrost erlebt: das giebt uns eine Vorstellung von den gewaltsamen Uebergriffen, die sich die kalte Zone bis in diese entfernten Gegenden hin zuweilen erlaubt[1]). Solche unerwartete Wechsel hängen wesentlich von der Richtung des Windes ab; wenn der Nordost in den Uebergangsperioden der Jahreszeiten längere Zeit ruht, ist es vorgekommen, dass der letzte Frühlingsnachtfrost schon am 20. März, der

---

mit der viel südlichern Hochebene Bagadania zwischen dem Argaios (Erdschisch-Dagh im Paschalik Karaman) und Tauros, wo kaum eine Frucht reifte, erklärte es Strabon (lib. 1, cap. 1) sehr richtig durch die höhere Lage des Plateau's.

1) Viel greller wird der Wechsel in den östlichern Gegenden. In Orenburg notirte man z. B. am 13. April 1843 um 2 Uhr Nachmittags + 18° R. und am 27. u. 28. April zwischen 5 u. 6 Uhr Morgens — 6° R. Es soll hier keinen Monat im Jahre geben, in dem nicht Nachtfröste vorkommen, obgleich die Julihitze ziemlich andauernd auf + 25 bis 30° R. steigt. Basiner, Reise nach Chiwa S. 32. 33.

erste Herbstnachtfrost erst am 19. September erfolgte[1]). So schwankt sowohl das Aufhören als der Beginn der Kälte zum grossen Nachtheile des Landmanns innerhalb des weiten Zeitraums von vier bis sechs Wochen, völlig unberechenbar: und auch während des Winters selbst zeigt die Temperatur die grösste Unregelmässigkeit. Der Winter von 1832 zu 1833 war so gelinde und kurz, dass das Vieh stets im Freien bleiben konnte, während auf das Jahr 1848 ein so strenger und langer Winter folgte, dass man die Heerden 125 Tage im Stalle halten musste[2]). Bei solchen Witterungsverhältnissen müssen natürlich die wesentlichen Grundlagen einer rationellen Landwirthschaft ins Schwanken gerathen: es ist ungewiss, wann die Feldarbeiten begonnen werden sollen; ungewiss, wie lange die Bestellzeit dauern wird; ungewiss, wie stark die zur Beackerung einer bestimmten Bodenfläche erforderlichen Arbeitskräfte sein müssen; es ist ferner bei der so sehr verschiedenen Dauer der Weidezeit ungewiss, wie stark die Heerden sein dürfen, die mit Sicherheit ernährt werden können.

Ein zweiter erheblicher Uebelstand liegt in der grossen Trockenheit des Klima's. Im Frühling bleibt der Regen allerdings fast nie aus, und die Winterfeuchtigkeit allein würde überdiess zur Entwickelung der Vegetation hinreichen; aber unter den zehn Jahren, über die Herr Teetzmann seine Erfahrungen veröffentlicht hat, waren doch nur drei reich an Frühlingsregen. Der Sommer ist fast stets dürr; ebenso der Herbst; ja, es ist vorgekommen, dass in zwei und zwanzig auf einander folgenden Monaten weder Schnee noch Regen fiel. Obwohl nun dergleichen Erscheinungen seltene Ausnahmen bilden[3]), sind die neurussischen Steppen doch die trockensten Landschaften Europa's. Man hat die durchschnittliche Menge des alljährlich fallenden Regens für die gemässigte Zone der nördlichen Halbkugel auf 35 Par. Zoll veranschlagt; sie nimmt auf dem alten Continent mit dem Auftreten grosser zusammenhängender Ländermassen nach Osten hin beträchtlich ab; aber während sie in Berlin noch 19½″, in Petersburg noch 17″ beträgt[4]), soll sie sich in der taurischen Steppe nach Herrn Teetzmann's Beobachtungen nur

---

1) Teetzmann, a. a. O., S. 100. 101.

2) „Bericht über die Massregeln der Regierung zur Beförderung der Landwirthschaft in Russland während der Jahre 1844 bis 1849", in Erman's Archiv für wissenschaftliche Kunde Russlands, Bd. VIII, S. 488.

3) So hatte man 1838 in Askanianowa (taurische Steppe) 59 Regentage; 1839: 35; 1840: 39; 1841: 51. — Teetzmann, a. a. O., S. 98. 99.

4) Nach Kupfer (in Erman's Archiv, I, S. 247) 18,61″.

auf 6″ belaufen [1]). Weiter nach Süden, nach dem taurischen Gebirge hin wird die Witterung günstiger; in Sympheropol rechnet man im Jahre durchschnittlich auf neunzig Regen- und Schneetage, und veranschlagt die jährlich fallende Regenmenge auf 15″ [2]); aber auch diese Verbesserung ist noch immer nicht hinlänglich, um der genannten Stadt, trotz der Nähe des Meeres, ein trocknes Continental-Klima absprechen zu können. Es ist bemerkenswerth, dass auch die Menge des Thaus den Regenmangel nicht ersetzt; nur die Küstenstriche bilden hiervon eine entschiedene Ausnahme, da sie selbst in den trockensten Sommern durch reichlichen Thau entschädigt werden. Mehr als die Strenge des Winters, mehr als der Wechsel der Temperatur, schadet die Trockenheit der Luft dem Ackerbau in den südrussischen Steppen.

Es wirken verschiedene Gründe zusammen, um einen solchen Mangel an feuchten Niederschlägen zu veranlassen. Zunächst die Richtung der vorherrschenden Winde. Sie wehen über geschlossene Ländermassen, und zum Theil gerade über diejenigen Gegenden, die sich durch Trockenheit der Luft vor allen andern des Erdballs auszeichnen. „Die grösste Trockenheit", sagt A. v. Humboldt [3]), „die man bisher auf der Erde in den Tiefländern beobachtet hat, ist wohl die, welche wir, G. Rose, Ehrenberg und ich, im nördlichen Asien fanden, zwischen den Flussthälern des Irtysch und Obi." Diese Barabinzensteppe, die Steppen am Ischim, das Land der Kirgisen, das Flachland zwischen den südlichen Ausläufern des Ural und dem kaspischen Meere, und ganz Südrussland bis zur Donaumündung bilden ein zusammenhängendes, durch fünfzig Längengrade sich erstreckendes Steppenland, ohne nennenswerthe Bodenerhebungen, — eine weit geöffnete Rennbahn für den trocknen Nordost. Und selbst wenn aus den waldreichen Gegenden Nordrusslands oder vom schwarzen Meere her ein mit Feuchtigkeit geschwängerter Luftzug der Steppe sich naht, zieht ihn der von dem heissen Steppenboden emporsteigende warme Luftstrom aufwärts und verflüchtigt die Dünste, die sich zu Wolken verdichtet hätten, wenn sie in eine kältere Region gelangt wären. Es ist sehr selten, dass sich Wolken, die von der See landwärts getrieben werden, über der Steppe entladen; sie werden seitwärts gelenkt oder verflüchtigen sich, sobald sie in den Bereich der wärmestrahlenden Steppe gelangt sind.

---

1) In der Havannah 102″. A. v. Humboldt, Kosmos I, 359.

2) Nach Kupfer a. a. O. 13,9″.

3) Kosmos I, 360. Asie Centrale III, 86 u. f.

Aber der Hauptgrund des Mangels an Regen und Thau liegt in der Steppe selbst. Sie ist arm an grössern Wasserbehältern, deren anhaltende Ausdünstung der Luft einen beständigen Zuschuss von Feuchtigkeit mittheilen könnte; und selbst die Zahl der fliessenden Gewässer ist im Verhältniss zur Bodenfläche ausserordentlich gering. Denn die vielen Bachgerinne und Regenklüfte, welche den Steppenboden durchfurchen, dienen nur dazu, den Wasservorrath mit unerwünschter Schnelligkeit in einige wenige Hauptrinnsale zu leiten, welche ihrerseits der Dünstebildung eine zu geringe Oberfläche darbieten, und liegen den grössten Theil des Jahres trocken. Es ist überraschend, dass der alte Hippokrates diese Eigenthümlichkeit der grossen Steppenflüsse mit scharfem Auge erkannt hat. „Die sogenannte Skythensteppe," sagt er, „ist ein ebenes, grasreiches, baumleeres und mässig bewässertes Land; denn es sind hier grosse Ströme, welche das Wasser aus den Ebenen fortführen" [1]). Der vollständige Mangel an Wäldern versetzt nun die Steppe vollends in die Lage, der Luft im Sommer nur trockne Wärme mittheilen zu können. Es ist oft genug auseinandergesetzt worden, in welchem Grade Wälder die Feuchtigkeit der Atmosphäre erhöhen und erhalten. Indem sie den Boden vor der unmittelbaren Einwirkung der Sonnenstrahlen schützen, halten sie nicht nur den Schnee und die Nässe des Winters länger fest und können die benachbarten Fluren oft bis spät in das Frühjahr hinein tränken; sondern sie bewahren selbst im Sommer durch den Schatten ihres Laubdachs dem Boden einen gewissen Grad von Kühle und Feuchtigkeit, und somit das Material zur Bildung von Dünsten, und geben auch von der Feuchtigkeit, welche die Bäume selbst in ihrem Innern erzeugen, durch Ausathmen einen bedeutenden Theil an die Atmosphäre wieder ab. Durch diesen Lebensprocess bildet sich stets in dem Schatten dichter Waldungen und über ihnen eine feuchte Luftschicht, die entweder in den verschiedenen Formen des Niederschlags den benachbarten Gegenden nützlich wird oder doch im Falle ihrer Verflüchtigung die Intensität von dem erhitzten waldleeren Boden aufsteigenden warmen Luftstroms so weit bricht, dass er das aus feuchtern Gegenden oder vom Meere herziehende Gewölk nicht mehr regelmässig auflösen kann. Duldet die Ebene erst wieder Wolken über sich, so entladen sie sich auch gern,

---

1) *Ποταμοὶ γάρ εἰσι μεγάλοι, οἳ ἐξοχετεύουσι τὸ ὕδωρ ἐκ τῶν πεδίων.* Hipp. de aëre, aquis et locis, ed. Peterson §. 92. — Von dem Ableiten des Wassers durch Röhren braucht Herodot den Ausdruck *ὀχετεύειν*. III, 60. Die Construction des Compositums bei Hippokrates ist bezeichnender.

sobald sie mit der kühlern Luft in der Nähe ausgedehnter Waldungen in Berührung kommen.

Die südrussische Steppe, deren Boden schon an sich geneigt ist, sich seines Wasservorraths so schnell als möglich zu entledigen, entbehrt dieser wohlthätigen Wirkung der Waldvegetation gänzlich, und man erblickt hierin mit Recht die Hauptursache des ausserordentlich trockenen Klima's. Wenn eine Verbesserung desselben in Südrussland möglich ist, so ist sie nur durch Wiederbewaldung der Steppe zu erzielen. Von dieser Idee ausgehend hat die russische Regierung die grossartigsten Arbeiten unternommen, über deren wahrscheinliche Erfolge sich sehr verschiedene Meinungen geltend machen, da es von vielen Seiten bezweifelt wird, dass die Steppe der Waldvegetation und durch sie einer Verbesserung des Klima's fähig ist. Es erscheint demnach nicht bloss für die graue Vergangenheit, sondern auch für die Thätigkeit der Gegenwart von Belang, über die Frage nach dem Zustande und der klimatischen Beschaffenheit der Steppen zur Zeit der Griechen, in der ältesten Culturperiode der nordpontischen Küste, soweit es überhaupt möglich ist, Licht zu verbreiten.

Klima der Steppen im Alterthum.

Meteorologische Beobachtungen von wissenschaftlicher Genauigkeit werden wir freilich bei den Alten nicht erwarten dürfen. Denn die Meteorologie war kaum durch Aristoteles auf wissenschaftlichem Boden angepflanzt worden, als sie auch schon — man kann sagen, gleich nach seinem Schüler Theophrast — der Verwahrlosung Preis gegeben wurde. Je weniger in einem Zeitraum von zwei Jahrtausenden für ihre gedeihliche Entwickelung geschah, desto zahlreicher waren die wilden, theils nutzlosen, theils gefährlichen Triebe, die wuchernd aus ihren Wurzeln aufschossen, bis endlich in unserer Zeit A. v. Humboldt und L. v. Buch die Culturfähigkeit der lange verwilderten Pflanze und ihren wahren Werth erkannten und ihrem Wachsthum die erspriessliche Richtung gaben.

Wir werden die klimatischen Angaben der Alten, sobald sie nicht bestimmte und unzweifelhafte Einzelnheiten betreffen, selbst im besten Falle nur als Beobachtungen unbefangener Laien betrachten dürfen, und uns auch hierbei stets vergegenwärtigen müssen, dass auf diesem Gebiet ein objectives Urtheil nur durch die Kenntniss der unter den verschiedensten Himmelsstrichen und bei den verschiedensten Bodenerhebungen vorkommenden Erscheinungen möglich wird, — eine Kenntniss, die den Griechen abging. Denn die Tropengegenden kannten sie nicht

durch eigenes Anschauen, — Herodot und Strabon waren über ihre Grenze nicht vorgedrungen [1]); — und beträchtliche Gebirge, wie den Kaukasus, in denen gewissermassen die Natur selbst uns übersichtliche Compendien der Klimatologie und Pflanzengeographie darbietet, haben nur wenige griechische Schriftsteller gesehen und keiner erforscht. Wo die Griechen über klimatische Verhältnisse ein allgemeines Urtheil fällen, sprechen sie vom specifisch griechischen Standpunkt. Man wird es nie ohne Theilnahme lesen, wenn diese Kinder eines milden Klima's über die unerträgliche Kälte Skythiens mit der ihnen angeborenen Anmuth klagen; aber es ist nicht möglich, wissenschaftliche Schlüsse daraus zu ziehen. Die Kaufleute, welche die nordpontische Küste besuchten, kamen aus dem milesischen Lande, wohin der Nordost die Wohlgerüche von den Myrthengebüschen des Messogis wehte, oder aus Attika, dem Lande des Oelbaums, oder von den sonnigen Inseln des Archipels; — wie sollte es ihnen nicht fürchterlich erscheinen, wenn sich dort im Winter grosse Ströme und selbst ein Theil des Meeres mit haltbarem Eise belegten? wie sollten sie nicht glauben, dass sie nun den äussersten Grenzen der bewohnbaren Erde nahe wären? So wurde die skythische Kälte sprichwörtlich, mit demselben Rechte, wie in unsern Tagen die sibirische; und in dem Bewusstsein, dass sie sich eines gesegneteren Himmelsstriches erfreuten, hörten die Griechen gern von den Schrecknissen des Nordens, und auch die übertriebensten Erzählungen schienen ihnen glaubwürdig. Der unglückliche Ovid hatte in seinem beklagenswerthen Schicksal einen neuen Grund, das Klima seines Verbannungsortes mit ungünstigem Blicke zu betrachten; aber wenn er Beispiele für die Unwirthbarkeit der Gegend um Tomi anführt, nöthigt er uns Nordländern oft ein Lächeln ab. Es ist richtig, dass der Istros zuweilen gefriert, aber es konnte nur einem Verbannten des Landes unerträglich erscheinen, in dem „die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht." Dass die Bewohner Tomi's der rauhen Witterung wegen Beinkleider trugen [2]), ist so fürchterlich eben auch nicht; wenn er zur Erntezeit „der Schnitter nackte Gestalten" vermisste [3]), so lag der Grund wohl mehr in den Sitten, als im Klima; und wenn er klagt, dass dort keine Traube, kein Obst reifte, an den Ufern keine Weide, auf den

1) Herodot kam bis Elephantine (II, 29); Strabon sagt (lib. II, c. 5), dass er bis zur äthiopischen Grenze, also etwa bis zum nördlichen Wendekreise vorgedrungen ist.

2) Pellibus et sutis arcent mala frigora braccis,
Oraque de toto corpore sola patent. Trist. III, 10. Vgl. Trist. V, 8.

3) Tu neque messorum corpora nuda vides. Epist. de Ponto III, 1.

Hügeln keine Eiche wuchs [1]), so ist dieser Mangel sicherlich nicht dem Klima beizumessen, denn Griechen und Barbaren bauten selbst in ungünstigern Gegenden Wein und vorzügliches Obst [2]), sondern der vollständigen Verwüstung des Landes durch die unaufhörlichen Streifzüge der Barbaren, die, wie es Ovid selbst mit den lebhaftesten Farben schildert, sogar den Ackerbau unmöglich machten [3]). Aber im Vergleich mit Rom ist das Klima Tomi's allerdings empfindlich genug, dass sich auch eine härtere Natur, als Ovid, *tenerorum lusor amorum*, in der getischen Einöde recht unglücklich fühlen konnte.

Doch nicht bloss die Dichter, sondern auch die tüchtigsten Geographen des Alterthums hegten über die Kälte in Skythien Vorstellungen, die wenigstens für den pontischen Küstenstrich übertrieben waren [4]). Eratosthenes und Strabon bezweifelten es sogar nicht einmal, dass zu Pantikapaion am kimmerischen Bosporos ein kupferner Wasserkrug wirklich in Folge strenger Kälte zersprungen sei, wie der Arzt oder Priester versicherte, der das *corpus delicti* zum ewigen Angedenken im Asklepiostempel aufgestellt hatte [5]). Zwei Gründe wirkten zusammen, solchen und ähnlichen irrigen Vorstellungen selbst bei so kenntnissreichen Männern Eingang zu verschaffen. Erstens rückten die tüchtigsten Geographen, Eratosthenes, Hipparch und Strabon die pontische Küste zu weit nach Norden. Nach Hipparch's Berechnungen war nämlich die Borysthenesmündung 34000 Stadien vom Aequator entfernt; er und seine Nachfolger schoben sie also, — wenn man auch hier mit Eratosthenes 700 Stadien auf den Grad rechnet [6]), — etwa zwei Brei-

1) Trist. III, 12. Epist. de Ponto I, 4. 8. III, 1. 8.

2) Die Geten z. B. gewannen in ihren Sitzen nördlich von der Donau so viel Wein, dass ihr König Boirebistas, um die kriegerische Kraft des Volks durch Enthaltsamkeit zu heben, den Weinbau untersagte. Strab. l. VII, c. 3. (ed. Tauchn. II, p. 86).

3) Tum quoque quum pax est trepidant formidine belli,
Nec quisquam presso vomere sulcat humum. Trist. III, 10.
Est igitur rarus qui jam colere audeat, isque
Hac arat infelix, hac tenet arma manu. Trist. V, 11.

4) Vgl. Jdeler, Meteorologia veterum Graecorum et Romanorum. Berolini, 1832. p. 242. sqq.

5) Strab. II, c. 1 (ed. Tauchn. I, p. 117). Dass der gelehrte Virgil (Georg. III, 363) bei der Schilderung der skythischen Kälte diesen Umstand nicht übergehen konnte, versteht sich von selbst.

6) Die Fehler, welche Eratosthenes zu diesem Resultate führten, (Strab. l. II, 5; ed. Tauchn. I, p. 180. 210) hat Jdeler nachgewiesen: „Ueber die von den Alten erwähnten Bestimmungen des Erdumfangs und die von den Neuern daraus abgeleiteten Stadien", in den Abhandl. der Berl. Akad. der Wissenschaften 1825.

tengrade zu weit nach Norden vor. Unglücklicherweise wurde der Fehler dieser zum Theil auf Beobachtungen an der Sonnenuhr, zum Theil auf die Entfernungsangaben der Seefahrer gegründeten Annahme[1]) für die Klimatologie dadurch noch verwirrender, dass Hipparch durch Berücksichtigung der sorgfältigen Beobachtung, welche Pytheas am längsten Tage in Massilia an der Sonnenuhr angestellt hatte, und durch Combination derselben mit der oben angeführten, viel zu hohen Angabe über die Entfernung des Aequators von Byzanz die Ueberzeugung gewann, beide Städte lägen unter demselben Parallel, während doch eine Differenz von mehr als zwei Breitengraden stattfindet[2]); Hipparch's gewichtige Autorität verdrängte die der Wahrheit viel näher tretende, wenngleich ebenfalls zu hohe Annahme seines Vorgängers Eratosthenes[3]), und verewigte den Irrthum über die nördliche Breite von Byzanz für das ganze Alterthum. Da nun die Entfernung zwischen dieser Stadt und der Borysthenesmündung, — zwischen Punkten, welche nach Annahme der Alten ziemlich genau unter demselben Meridian lagen, — und die Entfernung von Massilia zur nordgallischen oder südbritischen Küste angeblich übereinstimmen, beide nämlich 3700 Stadien betragen sollten, so schloss Strabon, dass die Borysthenesmündung unter demselben Parallel läge, der den Kanal durchschneidet, — während zwischen beiden eine Differenz von fast vier Breitengraden stattfindet. Leider verwarf Strabon nun auch Pytheas' Angaben über die nördliche Ausdehnung des bewohnbaren Landes und das Eismeer als unglaubwürdig[4]),

---

1) Zum Theil durch wissenschaftliche Beobachtungen hatte man in Alexandrien das Resultat gewonnen, dass diese Stadt 22,200 Stad. vom Aequator entfernt sei, also etwa unter 31° 42′ N. Br. (bei Ptolemaios 31°) liege, was der Wahrheit (31° 12′ 20″) ziemlich nahe kommt. Nun nahm man an, dass Alexandrien, Byzanz und die Borysthenes-Mündung unter demselben Meridian lägen, und gab, auf die Messungen der Seefahrer bauend, die Entfernung von Alexandrien bis Byzanz auf 8100 Stad., von hier bis zur Borysthenes-Mündung auf 3700 Stad. an. Der bedeutsame Fehler der ersten Angabe wird nur dadurch erklärlich, dass man wahrscheinlich Rhodos als Zwischenstation benutzte, welches z.B. nach Poseidonios ebenfalls unter dem Meridian von Byzanz und Alexandrien lag.

2) Demnach lag Byzanz unter 43° 17′. Ptolemaios, welcher wusste, dass die in der vorigen Anmerkung erwähnten Stationspunkte nicht genau unter demselben Meridian lägen, wagte doch nur eine geringe Rectification eintreten zu lassen; er setzt Byzanz unter 43° 7′.

3) Vgl. Letronne, éclaircissement sur les passages de Strabon relatifs à la latitude de Marseille et de Byzance, selon Pythéas et Hipparque. Im Journal des Savans 1818 p. 691 ff.

4) Nach Pytheas Angaben war berechnet worden, dass Thule von dem Parallel der Borysthenes-Mündung 11,500 Stad., von dem Parallel von Massilia also

rückte das letztere viel zu sehr nach Süden, und verringerte dadurch die Entfernung des schwarzen Meeres vom nördlichen Ocean dermassen, dass man den skythischen Strömen, obgleich man im Allgemeinen von ihrer Grösse überzeugt war, eine auffallend geringe Stromentwickelung beizulegen gezwungen war [1]). Nach Strabon's Meinung begann das nördliche Eismeer und endete die bewohnte Erde unter dem Parallel von Hierne, dessen Entfernung von dem Massilia's er auf 9000 Stadien anschlägt [2]); daraus folgt, dass er sich die nördliche Grenze Skythiens unter dem Parallel dachte, der heute durch Memel und Moskau geht, das europäische Russland also ungefähr in seiner Mitte durchschneidet. Da er nun in Folge der irrigen Ansicht über die nördliche Breite von Byzanz auch die Borysthenesmündung zu weit nach Norden rückte, blieben ihm für die Ausdehnung Skythiens nach Norden nur noch sieben Breitengrade übrig. Weniger sorgsame Geographen halfen sich bei ihrer Unkenntniss mit leeren Vermuthungen, die sich noch viel weiter von der Wahrheit entfernten und jeder Stütze entbehrten; Poseidonios z. B. meinte sogar, dass der Isthmus von Pelusium zum rothen Meere, der kaukasische Isthmus, und die Entfernung vom asowschen Meere zum nördlichen Ocean ziemlich gleich gross wären, nämlich ungefähr gegen 40 Meilen [3]). Solche Vorstellungen mussten unvermeidlich auch andern Irrthümern Eingang verschaffen. Kaufleute aus den griechischen Emporien waren weit nach Norden vorgedrungen und hatten ihren Landsleuten theils nach eignen Erfahrungen, theils nach den Angaben nördlicher Völker Mittheilungen über die klimatischen Verhältnisse der nördlichsten Himmelsstriche gemacht. Da man nun die Ausdehnung Skythiens nach Norden für sehr gering hielt, glaubte man in diesem Lande keine beträchtliche klimatische Verschiedenheit annehmen zu

---

11,900 Stad. oder 21° 42′ entfernt war. Demnach lag Thule fast unter 65° N. Br., und dieser Parallel durchschneidet in der That gerade die Mitte von Island.

1) Ptolemaios z. B. setzt die nördlichste Quelle des Borysthenes nur um $4\frac{1}{2}$° nördlicher als seine Mündung.

2) *Τὸν δὲ διὰ τοῦ Βορυσθένους παράλληλον τὸν αὐτὸν εἶναι τῷ διὰ τῆς Βρεταννικῆς εἰκάζουσιν Ἵππαρχός τε καὶ ἄλλοι, ἐκ τοῦ τὸν αὐτὸν εἶναι καὶ τὸν διὰ Βυζαντίου τῷ διὰ Μασσαλίας· ὃν γὰρ λόγον εἴρηκε τοῦ ἐν Μασσαλίᾳ γνώμονος πρὸς τὴν σκιάν, τὸν αὐτὸν καὶ Ἵππαρχος κατὰ τὸν ὁμώνυμον καιρὸν εὑρεῖν ἐν τῷ Βυζαντίῳ φησίν. Ἐκ Μασσαλίας δὲ εἰς μέσην τὴν Βρεταννικὴν οὐ πλέον ἐστὶ τῶν πεντακισχιλίων σταδίων· ἀλλὰ μὴν ἐκ μέσης τῆς Βρεταννικῆς οὐ πλέον τῶν τετρακισχιλίων προελθών, εὕροι ἂν οἰκήσιμον ἄλλως πως· τοῦτο δ' ἂν εἴη τὸ περὶ τὴν Ἱέρνην. ὥστε τὰ ἐπέκεινα εἰς ἃ ἐκτοπίζει τὴν Θούλην, οὐκέτ' οἰκήσιμα.* Strab. lib. I, c. 4. (ed. Tauchn. I, p. 100).

3) Bei Strab. lib. XI, c. 1. (ed. Tauchn. II, p. 398).

dürfen und das, was von viel nördlichern Gegenden galt, ohne erheblichen Irrthum auch auf die pontische Küste anwenden zu können. So versichert denn z. B. Hipparch, dass am Borysthenes (er meint bei Angaben über die nördliche Breite immer dessen Mündung), also etwa unter der Breite von Bern, in den Sommernächten der Horizont stets von den Strahlen der Sonne geröthet sei[1]), und auch Herodot, der doch in dieser Frage durch kein System irre geleitet wurde, hält sich von einer solchen Vermischung der für verschiedene Breiten geltenden Angaben nicht frei. Nachdem er uns von der pontischen Küste bis zu den Arimaspen (in der östlichen Hälfte des Gouvernements Perm) geführt, erzählt er, dass in diesem ganzen Landstrich acht Monate hindurch eine unerträgliche Kälte herrsche, — was ihm in Olbia wahrscheinlich über das Arimaspenland von Kaufleuten berichtet war und für dieses allerdings gilt; in Jekaterinenburg haben sogar nur drei Monate: Juni, Juli und August eine höhere Temperatur, als die durchschnittliche des griechischen Winters (8,5° R.); den Mai im Arimaspenlande mit einer mittlern Temperatur von 8° konnten die Griechen allenfalls noch zur erträglichen Jahreszeit rechnen, aber der September (5,3° R.) sank bereits zu tief unter die Durchschnittstemperatur ihres Winters[2]). Dort gab es also im Vergleich mit dem griechischen Klima wirklich acht Wintermonate, aber Herodot springt, um uns keinen Zweifel darüber zu lassen, dass er diese Angabe als für ganz Skythien gültig betrachtet, vom Arimaspenlande flugs zum kimmerischen Bosporos hinüber, bemerkt, dass dieser im Winter sich mit Eis belege, und schliesst dann mit der treuherzigen Versicherung: „So herrscht hier also acht Monate hindurch der Winter, und auch in den vier übrigen ist es recht kalt.“[3])

---

1) *Φησὶ δέ γε ὁ Ἵππαρχος κατὰ τὸν Βορυσθένην καὶ τὴν Κελτικὴν* (aus diesem Zusatz erhellt, dass er auch hier die Mündung des Stromes meint) *ἐν ὁλαῖς ταῖς θερναῖς νυξὶ παραυγάζεσθαι τὸ φῶς τοῦ ἡλίου περιστάμενον ἀπὸ τῆς δύσεως ἐπὶ τὴν ἀνατολήν.* Strab. lib. II, c. 1. (ed. Tauchn. I, p. 119).

2) Die Temperatur Jekaterinenburgs nach Humboldts Asie Centrale III, p. 71.

3) Herodot IV, 28. Es ist übrigens auch möglich, dass diese Ausdrucksweise schon zu Herodots Zeit eine scherzhafte Hyperbel zur Bezeichnung eines rauhen Klima's war. Der lustige Citherspieler Stratonikos, von dessen Bonmots uns Athenäus (lib. VIII, in der Ausgabe Dindorfs Bd. II, 761—771) eine reiche Sammlung aufbewahrt hat, drückte sich in ganz ähnlicher Weise über das thrakische Ainos aus, wo das Hyperbolische der Redensart klar ist. — In Bezug auf Ptolemaios Ansicht müssen wir noch eine Bemerkung hinzufügen. Wenn er den Grad nur zu 500 Stad. rechnet, so darf daraus nicht gefolgert werden, dass er die Nordküste des Pontus, deren nördliche Breite er auf 48° 30′ angiebt, eigentlich zu südlich setzt, da nach seiner Rechnung 48½ Breitengrade nur 24,250 Stadien Ent-

Ich weiss nicht, ob es ebenfalls der Scheu vor dem leeren Raume beizumessen ist, dass der Mensch die spärlichen in wenig bekannten Gegenden erwähnten Punkte möglichst nahe aneinanderzurücken geneigt ist; aber die modernen Erklärer der alten Geographen haben in dieser Beziehung vor Herodot wenig voraus; sie lassen die Entfernungen in solchen Ländern ganz wunderbar zusammenschrumpfen, disponiren über Strecken von mehrern hundert Meilen mit wahrhaft fürstlicher Verschwendung, und ob die Reisen der Alten sich bis zum Ural, oder zum Altai, oder zur chinesischen Mauer erstreckten, scheint ihnen so ziemlich dasselbe zu sein.

Doch nicht nur die mathematische Geographie, auch die Physik trug ihr Scherflein dazu bei, die übertriebenen Ansichten der Griechen und Römer über die skythische Kälte zu bestärken. Die Alten meinten nämlich, dass Seewasser nicht gefrieren könne, und als Hellanikos und Herodot von dem kimmerischen Bosporos das Gegentheil versicherten, erregten sie das grösseste Aufsehen. Von Einigen wurde die Thatsache, die so sehr gegen alte Meinungen verstiess, bezweifelt; und als sie nicht mehr in Abrede gestellt werden konnte, sah man sich nach einer Erklärung des merkwürdigen Phänomens um, bei welcher die alte Theorie möglichst aufrecht erhalten werden konnte. Die Gelehrten wiesen auf den verhältnissmässig geringen Salzgehalt des Pontos hin: in kein anderes Meer sendeten so viele und so grosse Ströme eine solche Menge süssen Wassers: dieses halte sich seiner grössern Leichtigkeit wegen über dem Salzwasser: es gefriere eigentlich also nur das süsse Fluss-

---

fernung vom Aequator bedeuteten, also in Wahrheit einer nördlichen Breite von nur 40° 25′ entsprächen. Da Ptolemaios seine Grade meistens aus den Stadienangaben berechnet hat, so nähert man sich in der That der Wahrheit sehr oft, wenn man nach dem von ihm selbst angegebenen Massstabe seine Gradbestimmungen auf Stadien zurückführt. Allein die nördliche Breite mehrerer Orte (z. B. Syene, Alexandria, Babylon, Rhodus, Byzanz, Massilia) war astronomisch oder durch Autoritäten bestimmt, und Ptolemaios benutzte die für diese festen Punkte gewonnenen Resultate zur Rectification der Stadienangaben, so dass trotz der fehlerhaften, von ihm adoptirten Gradmessung bei seiner Bestimmung der nördlichen Breite der Irrthum bei Weitem nicht so anwachsen konnte, wie bei den Längenangaben, wo ihm dergleichen feste Punkte zur Controlle und Regulirung seiner Rechnungen mangelten. In Bezug auf die Breite von Byzanz folgte er den ältern Astronomen und benutzte dann den festen Parallel dieser Stadt als Ausgangspunkt für die Bestimmung der Breite nördlicherer Gegenden aus Stadienangaben; er liess hierbei allerdings manche Correctur eintreten, da er z. B. wusste, dass die Borysthenes-Mündung und Byzanz nicht unter demselben Meridian lägen; allein der Hauptfehler pflanzte sich natürlich fort, da man Byzanz selbst um mehr als 2 Grade zu weit nach Norden gerückt hatte.

wasser[1]). Auch Ovid hat diese Auffassung durch ein Gedicht zu verewigen gesucht[2]). Aber die Meisten knüpften doch an das Zufrieren des Bosporos die Idee, dass nur ein unerhörtes Uebermass von Kälte einen solchen Umsturz der Naturgesetze bewirken könne, und so prangt denn das Eis des kimmerischen Bosporos immer als die Krone aller Beweise, *quanta sit illic frigidae nimietatis injuria,* d. h. welche gesetzwidrige Kälte in Skythien herrsche. Was die Thatsache betrifft, so bedecken sich heute wie in alter Zeit die Liman's, in die sich die russischen Flüsse ergiessen, sehr oft mit Eis, da sie eine schwache Strömung haben; und bei sehr strengem Frost dehnt sich die Eisdecke auch zuweilen eine Strecke ins Meer hinaus. Dieses gilt namentlich vom asowschen Meer, das die Alten richtiger eine Limne nannten und dessen nördlicher, schmaler Theil ziemlich regelmässig zufriert; denn der Don hat von allen russischen Strömen das schwächste Gefälle und er wird deshalb mit Recht in den Kosakenliedern als der „stille" besungen. Das Zufrieren des kimmerischen Bosporos ist meistens eine Folge des aus dem asowschen Meere sich hieher zusammendrängenden Treibeises, das sich hier leicht versetzt und schon durch mässige Kälte zu einer haltbaren Eisdecke verbunden wird: hier ist also am wenigsten Grund zu einer besondern Verwunderung.

Wir haben bisher nur die Ansichten der alten Systematiker erwähnt und ihre Quellen aufzudecken uns bemüht, um darzuthun, dass sie allein nicht geeignet sind, die Meinung zu rechtfertigen, dass das skythische Klima im Alterthum noch viel ungünstiger gewesen sei als jetzt. Fassen wir einzelne, bestimmte klimatologische Notizen bei alten Schriftstellern ins Auge, so wächst bei uns vielmehr die Ueberzeugung, dass die mittlere Jahrestemperatur in jener Zeit um Nichts geringer als jetzt gewesen ist.

Es ist sehr zu bedauern, dass Herodot den klimatischen Verhältnissen Skythiens nicht eine grössere Aufmerksamkeit zugewendet hat. Er spricht von dichtem Schneegestöber, versäumt aber diese günstige Gelegenheit, der gefährlichen Schneestürme zu gedenken, eines Phänomens, das doch selbst allen Nordländern im höchsten Grade fürchterlich erscheint; so dass man fast vermuthen muss, in alter Zeit habe dieses eigenthche Steppenunwetter, wenigstens in der Nähe von Olbia, nicht eine so entsetzliche Wuth entwickelt, als in unsern Tagen. Er

1) Macrobius, Saturn. VII, 12 (ed. Bipont. vol. II, p. 256 sqq.). Ammianus Marcellinus XXII, 8, 48.

2) Ovid, epist. de Ponto IV, 10.

spricht eben so wenig von der drückenden Sommerhitze, — was man vielleicht dadurch erklären wird, dass sie einem Südländer weniger auffallend war. Wir dürften uns in der That nicht sehr verwundern, wenn wir bei den Griechen keine Bemerkung über diesen Punkt fänden. Um so gewichtiger ist es, dass die Thatsache allerdings in Griechenland bekannt war und die Aufmerksamkeit der Naturforscher erregt hatte. Aristoteles spricht von der übermässigen Kälte und von der drückenden Hitze in den Ländern am Pontos; er hatte also eine ganz richtige Vorstellung von dem excessiven Klima dieser Gegenden und warf die Bemerkung hin, dass es vielleicht durch die Dicke oder Schwere der auf ihnen ruhenden Luftschicht zu erklären sei, die im Winter allerdings nur schwer erwärmt werden könne, im Sommer aber, einmal erhitzt, eine unerträgliche Temperatur entwickele[1]). Auch Strabon waren solche Nachrichten bekannt, und es ist interessant, zu sehen, wie er sich diesen Beobachtungen gegenüber verhält, die mit den von ihm bereitwillig aufgenommenen Angaben über die skythische Kälte wenig übereinzustimmen schienen. Ueberaus vorsichtig, wie gewöhnlich, und zu Zweifeln geneigt, deutet er leise seine Vermuthung an, dass die Einwohner, an ein strengeres Klima gewöhnt, den Grad der Sommerhitze vielleicht überschätzen möchten: aber aus dem Umstande, dass er die von Aristoteles aufgestellte Erklärung dieser klimatischen Eigenthümlichkeit anführt und dass er auf die Windstille der Ebenen als auf einen andern möglichen Erklärungsgrund hinweist, erkennt man doch deutlich, dass er sich wohl bewusst war, hier einen Punkt berührt zu haben, der in der wissenschaftlichen Welt als eine Thatsache und als ein der Erklärung bedürftiges Problem betrachtet wurde[2]).

Aber volle Gewissheit darüber, dass die Temperaturverhältnisse der nordpontischen Küste keinen erheblichen Wechsel erlitten haben, verdanken wir einigen Notizen aus dem Gebiete der Pflanzengeographie.

---

1) *Διὰ τί ἐν τῷ Πόντῳ καὶ ψύχη μάλιστα καὶ πνίγη; ἢ διὰ τὴν παχύτητα τοῦ ἀέρος; τοῦ μὲν γὰρ χειμῶνος οὐ δύναται διαθερμαίνεσθαι, τοῦ δὲ θέρους ὅταν θερμανθῇ, κάει διὰ τὴν παχύτητα· ἡ δὲ αὐτὴ αἰτία καὶ διότε τὰ ἱλώδη τοῦ μὲν χειμῶνος ψυχρά, τοῦ δὲ θέρους θερμά· ἢ διὰ τὴν τοῦ ἡλίου ῥοράν; τοῦ μὲν γὰρ χειμῶνος πόῤῥω γίνεται, τοῦ δὲ θέρους ἐγγύς.* Arist. Problem. XXV, 6.

2) *Λέγεται δὲ καὶ τὰ καύματα σιροδρὰ γίγνεσθαι, τάχα μὲν τῶν σωμάτων ἀηθιζομένων, τάχα δὲ τῶν πεδίων νηνεμούντων τότε, ἢ καὶ τοῦ πάχους τοῦ ἀέρος ἐκθερμαινομένου πλέον, καθάπερ ἐν τοῖς νέφεσιν οἱ παρήλιοι ποιοῦσι.* Strab. lib. VII, c. 3. (ed. Tauchn. II, p. 91).

Theophrast und Plinius versichern übereinstimmend, dass bei Pantikapaion, also nicht auf der Südküste der taurischen Halbinsel, deren kurze, nach Süden geöffnete Thäler sich eines viel mildern Klima's erfreuen, sondern in einer Gegend, die allen Einwirkungen der Nord- und Nordostwinde zugänglich war, nicht nur Aepfel und Birnen von vorzüglicher Güte gediehen, sondern auch die viel zärtlichern Granaten und Feigen, und dass diese edeln Obstbäume dort in grosser Zahl und beträchtlicher Stärke vorkämen. Theophrast setzt hinzu, dass man die Granaten- und Feigenbäume im Winter bedecke; Plinius erwähnt diesen Umstand nicht, vermuthlich, weil er erfahren hatte, dass eine solche Vorsichtsmassregel nicht überall auf der taurischen Halbinsel erforderlich war: wie denn in der That der Feigenbaum heute in den südlichen Thälern wild oder verwildert vorkommt. Dass die Stadt Cherronesos, die ebenfalls den nördlichen Winden ausgesetzt war, einen beträchtlichen Weinbau trieb, lehrt uns eine alte Inschrift[1]). In Bezug auf Pantikapaion bemerkt Strabon, dass der Wein hier reifte; aber da er eben von der schrecklichen Kälte dieser Gegend gesprochen, setzt er hinzu, dass er wenig Trauben liefere und dass er im Winter mit Erde bedeckt werden müsse[2]): wovon das Letztere jedenfalls richtig ist. Der Wein bedarf aber einer mittleren Jahrestemperatur von 8°, mindestens 7° R., und die Traube verlangt zur Reife eine mittlere Sommerwärme von mindestens 16° R.[3]). Da nun die Traube hier reifte, darf man sich nicht wundern, dass die Bewohner Pantikapaions über das Klima ihrer neuen Heimath ganz andere Vorstellungen hegten als die im eigentlichen Griechenlande verbreiteten: das erhellt namentlich daraus, dass sie in verschiedenen Epochen versuchten, den Lorbeer und die Myrthe anzupflanzen. So berichtet schon Theophrast; und Plinius wusste, dass auch zu Mithradat's Zeit derartige Versuche angestellt waren, da den Griechen der religiösen Gebräuche wegen an dem Fortkommen des Lorbeers und der Myrthe viel gelegen war. Die Versuche misslangen natürlich bei der Strenge der skythischen Winter; aber ihre Erneuerung lehrt zur Genüge, was die Landeseinwohner selbst von dem Klima ihrer Heimath erwarten zu dürfen glaubten, und die Ausdrücke Theophrast's zeigen, dass man das Erfrieren des Lorbeers und der Myrthe in einem Lande, in dem die Feigenbäume gross und stark würden, eigentlich für wunderbar hielt und in Folge dessen ihnen eine viel zärtlichere Na-

1) Boeckh, Corp. Inscript. Graec. no. 2097.
2) Strab. lib. II, cap. 1. VII, cap. 3. (ed. Tauchn. I, p. 116, II, p. 91.)
3) Humboldt, de distributione geographica plantarum, p. 159.

tur zuschrieb, als sie ihnen in der That eigen ist[1]). Denn die Myrthe kommt, wie wir schon oben bemerkten, in Gegenden fort, in denen die Trauben nie und selbst die Obstarten Deutschlands kaum reif werden; sie braucht nicht den Grad der Sommerwärme, der zum Reifen der Traube, der Granate, der Feige erforderlich ist; aber sie verlangt eine gleichmässigere Temperatur und erträgt den Frost nicht. Sie kommt in Irland fort, dessen mittlere Jahrestemperatur (7° 6 R.) vielleicht noch etwas niedriger ist als die der pontischen Küste; aber das Klima ist dort so gleichmässig, dass die mittlere Wintertemperatur noch + 3° 4 R. beträgt, anderthalb Grade mehr als in der Lombardei, und vier bis fünf Grade mehr, als am Pontos. Aus diesen Angaben erhellt, dass Skythien damals wie jetzt heisse, dem Gedeihen der Früchte zuträgliche Sommer, und strenge, namentlich dem Fortkommen der immergrünen Gewächse verderbliche Winter hatte.

Dennoch glauben wir, so lange positive Zeugnisse bedächtiger Schriftsteller noch irgend einen Werth besitzen, nicht behaupten zu können, dass die klimatischen Verhältnisse der nordpontischen Küste zur Griechenzeit in allen Stücken den jetzigen gleich gewesen sind. Eben so wichtig als die Temperatur der Jahreszeiten ist für das Pflanzenleben in diesem Himmelsstrich die Masse des feuchten Niederschlags; und in dieser Beziehung finden wir bei den Alten nicht nur keine Andeutung über die Trockenheit des Klima's und den Regenmangel, den sie doch in andern Ländern, in Kyrene, Aegypten, Babylonien,

---

1) Die Stelle Theophrast's (hist. plant. IV, 5) lautet in Sprengel's Uebersetzung: „Von den durch Anbau veredelten Gewächsen sollen der Lorbeer und die Myrthe am wenigsten auf kalten Plätzen ausdauern; die letztere noch weniger als der Lorbeer. Als Beweis führt man an, dass auf dem Olymp zwar viel Lorbeer, aber keine Myrthe gefunden wird. Am Pontos aber um Pantikapaion kommt keines von beiden fort, obgleich man sich alle Mühe gegeben und um der heiligen Gebräuche willen Alles versucht hat. Dagegen wachsen dort viele und grosse Feigenbäume und Granaten, die man (im Winter) bedeckt; Birnbäume auch und Apfelbäume von allen Arten und von vorzüglicher Güte; doch setzen sie nicht zeitig an, sondern werden vielmehr spät reif.“ In den Anmerkungen (Bd. II, 153. 154) bemerkt Sprengel, dass Granaten im östlichen Taurien wild wachsen und dass Feigenbäume in ganz Taurien einheimisch sind; das mag zur Zeit der Türkenherrschaft richtig gewesen sein, jetzt scheint es nur von den südlichern Thälern zu gelten. — Plinius sagt (hist. nat. XVI, 59): „Circa Bosporum Cimmerium in Panticapaeo urbe omni modo laboravit Mithridates rex et ceteri incolae, sacrorum certe causa, laurum myrtumque habere: non contigit, quum teporis arbores abundent ibi, Punicae ficique, jam mali et piri laudatissimae.“ Plinius hatte die Stelle Theophrast's offenbar vor Augen, aber die Erwähnung Mithradats zeigt, dass ihm auch anderweitige Nachrichten vorlagen.

ja sogar in Baktrien sehr wohl bemerken, sondern sie versichern gerade das Gegentheil. Es war unter den Griechen allgemeine Meinung, dass Skythien eher zu den feuchten als zu den trocknen Ländern gehöre; und wenn wir auch alle Umstände, die hier ein irriges Urtheil der Alten verursachen oder unterstützen konnten, sorgfältig in Erwägung ziehen, so bleibt doch immer als Wahrheit das Resultat stehen, dass die Griechen sich nicht über eine dem Landbau hinderliche Dürre zu beklagen hatten und sich wirklich darüber nicht beklagten.

Es ist nicht unsere Absicht, die zahlreichen, bei den alten Schriftstellern zerstreuten Andeutungen, die auf das „feuchte" Skythien zielen und atmosphärische Erscheinungen dieses Himmelsstrichs sogar mit den in sumpfigen Gegenden vorkommenden in Parallele stellen, einzeln durchzugehen und durch kritische Prüfung ihren oft nur geringen Wahrheitsgehalt zu ermitteln, zumal da sie meistentheils nur die allgemeine Verbreitung einer doch vielleicht irrigen Ansicht beweisen würden. Wir beschränken uns vielmehr auf die beiden klarsten und gewichtigsten Zeugnisse.

Der Arzt Hippokrates hat in einer merkwürdigen Schrift seine Ansichten über die Einwirkungen, welche die Beschaffenheit der Atmosphäre, der Gewässer und die topographischen Verhältnisse eines Orts auf den physischen und geistigen Zustand des Menschen ausüben, niedergelegt und überhaupt den Menschen in seinem innigen Zusammenhange mit und in seiner Abhängigkeit von der Natur aufgefasst. Er spricht hier auch viel von den Skythen, als einem ganz eigenthümlichen Menschenschlage, dessen Besonderheit er, den Consequenzen seines Systems getreu, durch die klimatische Beschaffenheit des Landes zu erklären sucht, wobei er Wahres mit Falschem in wunderbarer Weise vermischt. Er versichert mehrmals, dass über der Skythensteppe stets ein dichter Nebel ruhe, dass ihre Bewohner im Feuchten lebten, eine feuchte Luft athmeten u. dgl. m.[1]).

So zuversichtlich diese Behauptungen auch hingestellt sind: ihre Beweiskraft kann mit triftigen Gründen angefochten werden. Auf reiche Kenntnisse gestützt, giebt Hippokrates in der erwähnten Schrift die Grundzüge eines Systems, und es liegt in der Natur solcher Arbeiten, durch welche die ersten Fundamentalsätze einer Lehre festgestellt werden sollen, dass in ihnen die grosse Mannigfaltigkeit der wirklichen

1) Hippocrates, de aere, aquis et locis §. 96: *ἠὴρ τε κατέχει πουλὺς τῆς ἠμέρης τὰ πεδία, καὶ ἐν νοτίοισι διαιτεῦνται.* und §. 97 von den Einwohnern, *τὸν ἠέρα ὑδατεινὸν ἕλκοντες καὶ παχύν κ. τ. λ.*

Verhältnisse, durch welche die allgemeinen Grundsätze vielfach modificirt werden, noch nicht erschöpfend berücksichtigt wird. Lebhafte Systematiker, namentlich wenn sie die richtige Spur der Wahrheit gefunden haben, schweben stets in der Gefahr, aus einer häufig vorkommenden, auffallenden Combination von Ursache und Wirkung auf ein stets gültiges Naturgesetz, aus dem Vorhandensein gewisser bekannter Ursachen auf das Vorhandensein der nach ihrem System nothwendigen Wirkungen, und umgekehrt, mit zu grosser Sicherheit zu schliessen. Man wird es demnach immerhin für möglich halten, dass auch Hippokrates entweder aus den ihm bekannten klimatischen Verhältnissen Skythiens auf die seiner Meinung nach dadurch bedingte physische Beschaffenheit des dort wohnenden Volkes, oder, wenn ihm die letztere bekannt war, auf das ihm unbekannte Klima geschlossen hat. Dass er aus eigner Anschauung von der klimatischen Beschaffenheit Skythiens Kenntniss gehabt hat, ist nicht nachweisbar; er schildert zwar das kolchische Klima mit einer sehr überraschenden Wahrheit und macht auch in Bezug auf die skythischen Flüsse eine schon oben von uns angeführte Bemerkung, die von scharfer Beobachtung zeugt; allein seinen klimatischen Angaben ist doch so viel Falsches beigemischt, dass wir einen längern Aufenthalt im Skythenlande, wie er zur Beurtheilung klimatischer Verhältnisse nothwendig ist, bei ihm nicht voraussetzen, sondern in seinen richtigen Anmerkungen nur die Einzelnheiten wiederfinden können, die ihm von sachkundigen und aufmerksamen Beobachtern mitgetheilt waren. Dagegen wird nicht bezweifelt werden können, dass er selbst in seiner Heimath oder in Athen skythische Sklaven gesehen hat; und so liegt die Vermuthung nahe, dass er nach seinem System aus der ihm bekannten körperlichen Beschaffenheit des Volks sich ein Bild des skythischen Klima's entworfen hat, zu dem er übrigens in den alten Gedichten und in neuern Mittheilungen einige Grundzüge gefunden zu haben glaubte. Wie wir aus Strabon sehen, hatte man schon im Alterthum die Idee, dass Homer durch positive Nachrichten über die am Nordufer des schwarzen Meeres wohnenden Kimmerier zu der von den Kimmeriern handelnden Episode seiner Dichtung veranlasst sei; nach Strabon behandelte er das hieraus entlehnte Motiv mit poetischer Freiheit, hauptsächlich darin, dass er, wie der Zusammenhang des Gedichts es erforderte, die Kimmerier nach dem äussersten Westen versetzte. Ein neuerer Reisender, der lebendige Dubois de Montpéreux, geht noch weiter: er versetzt Odysseus' Irrfahrten überhaupt in das schwarze Meer, und verficht diese Erklärung, für die sich mindestens nicht weniger als für jede

andere sagen lässt, mit Geist und Sachkenntniss, oft in höchst überraschender Weise. Es scheint mir, dass Strabon's Bemerkung über die Kimmerier auch für alle übrigen Beziehungen vollkommen anwendbar ist: Homer konnte die pontische Küste offenbar besser kennen, als Sicilien oder gar Spanien, und positive Nachrichten über den an wunderbaren Arzneikräutern reichen südöstlichen Winkel des Pontos, über die zahlreichen, übelriechende Gasarten aushauchenden und Schlamm ausströmenden Hügel der heutigen Halbinsel Taman, des alten Kimmerierlandes u. dgl., gewährten ihm die Motive zu den Dichtungen von der Zauberin Kirke, dem Kokytos, den Kimmeriern u. s. w., die er frei gestaltete; die Argonautenfabel, deren Schauplatz diese Gegenden bilden, ist älter als die homerischen Gedichte. Als später die pontischen Küstenländer bekannt wurden, musste die Anwendbarkeit vieler homerischen Stellen auf sie natürlich auffallen, und so wurde man veranlasst, auch die dichterischen Zusätze auf sie zu übertragen. Nun waren die homerischen Verse von dem in Nebel und Wolken gehüllten Kimmerierlande, dessen schreckliches Dunkel nie durch einen Sonnenstrahl erhellt würde, aller Welt geläufig und man bezog sie auf die wirklichen Ursitze der Kimmerier; später hörte man, dass im Skythenlande eine Limne sei, die Maitis, wie auch Herodot glaubte, nicht kleiner als der Pontos Euxeinos selbst; dass dort zahlreiche und sehr gewaltige Ströme wären; Herodot liess diese fast sämmtlich aus Seen oder Sümpfen entspringen; — ist es da zu verwundern, dass man sich Skythien als feucht dachte? Die ewigen kimmerischen Nebel, die Unwirksamkeit des Sonnenlichts, grosse Ströme, meerartige Gewässer, Seen und Sümpfe waren, wie mich dünkt, Elemente genug, die auch einen Mann wie Hippokrates veranlassen konnten, sich sein Bild von dem skythischen Klima zu construiren, welches mit den Grundsätzen seines Systems so sehr im Einklange stand.

Dennoch glaube ich, dass Hippokrates' Worte sehr lehrreich sind. Als er schrieb, standen einige Colonien an der nordpontischen Küste schon seit zwei Jahrhunderten; ihr Ackerbau war alt; schon zur Zeit der Perserkriege wurde Griechenland vom Pontos aus mit Getreide versorgt; es ist also sicher, dass die dortigen Colonien mit den hellenischen Staaten zu Hippokrates' Zeit mindestens seit einem halben Jahrhundert durch den Getreidehandel in lebhaften Verkehr getreten waren. Wenn nun die nordpontische Küste im Alterthum eben so durch Dürre gelitten hätte, wie jetzt, so musste dieses Uebel besonders dem Getreidebau fühlbar geworden sein und konnte unmöglich ein halbes Jahrhundert und länger in den Gegenden, die von dort her einen beträcht-

lichen Theil ihres Getreidebedarfs bezogen, so vollkommen unbekannt bleiben, dass ein so kenntnissreicher und umsichtiger Mann wie Hippokrates, die bedeutendste medicinische Celebrität und nichts weniger als ein Stubengelehrter, bei der diametral entgegengesetzten Ansicht von der Nässe des skythischen Klima's verharren und aus ihr eine der Hauptstützen seines Systems machen konnte. Andere Irrthümer, über die schreckliche Kälte und dass dort alle Jahreszeiten ziemlich gleichmässig kalt wären, mochten sich erhalten; der Glaube an die Feuchtigkeit Skythiens konnte es nicht, wenn die Colonisten dort das directe Gegentheil gefunden hätten, eine Trockenheit, welche den Ackerbau, die Basis ihres Handelsverkehrs und ihres Wohlstandes, gefährdete. Wenn er sich dennoch in Attika, das aus der taurischen Halbinsel Getreide bezog, und bei einem Hippokrates erhielt, so scheint mir darin ein Beweis zu liegen, dass die Colonisten sich nicht über eine auffallende Trockenheit zu beklagen hatten und dass sie sich nicht durch eine ihren Erwartungen geradezu entgegengesetzte Wirklichkeit zur Berichtigung eines alten Vorurtheils veranlasst fühlten.

Diese Auffassung wird durch Herodots Zeugniss bestätigt und vervollständigt. „Die hiesige Witterung," sagt er, „unterscheidet sich wesentlich von der in andern Gegenden herrschenden; denn die Frühlingsregen sind hier nicht der Rede werth, während es im Sommer nicht aufhört zu regnen; und in der Zeit, in der an andern Orten Gewitter sich bilden, bilden sie sich hier nicht; im Sommer aber sind sie häufig; und wenn es im Winter gewittert, wird es wie ein Wunder betrachtet [1])".

Ich sehe nicht, wie man über diese detaillirte Angabe eines besonnenen Mannes, der an Ort und Stelle war, und Vieles gesehen hatte, ohne eine ungerechtfertigte Zweifelsucht hinwegkommen will. Es scheint mir, dass Herodot hier eine auffallende Besonderheit des ächten Continentalklima's nicht unglücklich charakterisirt hat, die Besonderheit, dass unmittelbar auf Frühlingsanfang mehrere warme, trockne Wochen folgen, während sich im Hoch- und Spätsommer Regengüsse einstellen, die den Landmann um so eher zu Klagen über anhaltende Nässe bewegen, da sie in die Erntezeit fallen [2]). Mit solcher klimati-

1) *Κεχώρισται δὲ οὗτος ὁ χειμὼν τοὺς τρόπους πᾶσι τοῖσι ἐν ἄλλοισι χωρίοισι γενομένοισι χειμῶσι· ἐν τῷ τὴν μὲν ὡραίην οὐκ ὕει λόγου ἄξιον οὐδέν, τὸ δὲ θέρος ὕων οὐκ ἀνίει, βρονταί τε ἦμος τῇ ἄλλῃ γίνονται, τηνικαῦτα μὲν οὐ γίνονται, θέρεος δὲ ἀμφιλαφέες· ἢν δὲ χειμῶνος βροντὴ γένηται, ὡς τέρας θωυμάζεται.* Herod. IV, 28.

2) In einem Pergament-Evangelium vom J. 1144 hat Karamsin altrussische

schen Beschaffenheit stimmt die Angabe über die Sommergewitter vollkommen überein; in Griechenland selbst stellten sich nach Arrhians Zeugniss die meisten Gewitter im Frühling und im Herbst ein [1]).

Ein derartiges Klima, wie Herodot es schildert, scheint die Uebergangsstufe von dem gemässigten Continental- zum eigentlichen Steppenklima zu bilden. Es herrscht jetzt in den Landstrichen, wo die grossen geschlossenen, bis in die Polargegenden sich erstreckenden Ländermassen beginnen. Wenn sich in einer Gegend die Luft durch die Frühlingssonne allmählich erwärmt hat, so ziehen sich, sobald die schöne Jahreszeit weiter vorgerückt ist, aus kältern Himmelsstrichen wolkenführende Luftströme dorthin; das Gewölk entladet sich jedoch nur dann, wenn die Kraft der von dem erwärmten Boden aufsteigenden heissen Luftsäulen nicht zu stark ist. Das Letztere tritt ein, sobald das Land eine baumleere Steppe ist; auf Steppenboden wird die Verdunstung der Feuchtigkeit schnell vollendet, die Austrocknung und Wärmestrahlung des Bodens beginnt früh, und der aufsteigende Wärmestrom gewinnt im Hochsommer eine solche Intensität, dass er das Sommergewölk in die Höhe führt und verflüchtigt. Es scheint mir demnach, dass Herodot die dem jetzigen Steppenklima Neurusslands vorangegangene klimatische Entwickelungsperiode bezeichnet hat.

Es wird immer gut sein, nicht zu vergessen, dass Herodot nur in Olbia war, dass er weiter nach Osten nicht gereist ist, dass seine Worte vielleicht also nur für das heutige Gouvernement Cherson gelten. Wenigstens finden wir in Bezug auf die Kumasteppe bei Diodor eine Notiz, welche bereits ein ächtes Steppenklima veranschaulicht. „In dem Theile Skythiens," sagt er, „der sich an das kaukasische Gebirge anlehnt, soll, wenn der Winter schon vergangen ist, noch alljährlich ganz ungewöhnlich heftiges Schneegestöber eintreten und mehrere Tage anhalten" [2]). Das ist für diese Gegenden, in denen die Frühlingsvegetation schon im Februar beginnt und die dennoch allen Einflüssen des Boreas ausgesetzt sind, sehr richtig und bezeichnend.

Monatsnamen gefunden. Hier heisst der März merkwürdiger Weise Suchi, der trockne. S. Karamsin, Gesch. des russ. Reichs, übersetzt von Hauenschild (Riga 1820), Bd. I, S. 58.

1) Siehe Ideler, meteorologia veterum Graecorum et Romanorum p. 162. — Auch von Italien sagt Plinius (hist. nat. II, c. 51): hieme et aestate rara fulmina.

2) *Πρὸς μὲν γὰρ τοῖς ὄροις τῆς Σκυθίας τοῖς πρὸς τὸ Καυκάσιον ὄρος συνάπτουσι, παρεληλυθότος ἤδη τοῦ χειμῶνος, καθ' ἕκαστον ἔτος νιφετοὺς ἐξαισίους γίνεσθαι συνεχῶς ἐπὶ πολλὰς ἡμέρας.* Diod. Sic. I, 41.

Waldvegetation im Alterthum.

Wir haben oben bemerkt, dass die Trockenheit der Luft in den südrussischen Steppen zwar auch durch die Einförmigkeit der Bodenerhebung und die durch sie bedingte Art des Verdunstungsprocesses, hauptsächlich aber durch den Waldmangel bewirkt wird. Wenn nun jene Eigenthümlichkeit des Steppenklima's zu Herodots Zeit wenigstens in dem westlichen Theile der jetzigen Steppen nicht bemerkt wurde, so fragt es sich, ob die Hauptursache derselben, der Waldmangel, damals nicht vorhanden war. Die bisher hierüber ausgesprochenen Meinungen gehen so weit auseinander, dass nach Einigen die Steppe einst vollständig, nach Andern nie bewaldet war. Jene Ansicht hat Herrmann aufgestellt und die gänzliche Vertilgung der Wälder den Nomaden zugeschrieben, die seit Jahrtausenden diese Landschaften durchstreift haben. Es ist möglich, dass er für vorhistorische Zeiten Recht hat; seine Ausführung hat viel innere Wahrheit, entbehrt aber aller positiven Beweise, die nur aus einer sorgfältigen chemischen Untersuchung der Bodenbestandtheile entnommen werden können. Bär hat Herrmann's Ansichten mit einer schwerbegreiflichen Gereiztheit angegriffen und sie durch Missverständnisse, Uebertreibungen und eigene, nicht gerade geistreiche Erfindungen lächerlich zu machen gesucht [1]). Das Vieh der Nomaden ist nicht deshalb den Wäldern so gefährlich, weil es weniger „gesittet" ist, als das Vieh der Kronbauern, sondern weil die Heerden eines lediglich mit Viehzucht sich beschäftigenden Volkes ungleich ausgedehnter sind, weil sie schon deshalb schwerer beaufsichtigt werden können und namentlich weil sie ohne Rücksicht auf den Schutz der Wälder beaufsichtigt werden, die für den Nomaden in der That nicht nur keinen Werth haben, sondern ihm geradezu aus vielen Gründen verdriesslich sind. Dass das Vieh, wie Herrmann behauptet, die jungen Baumpflanzen lieber frisst, als das Gras, ist im Allgemeinen allerdings nicht richtig; aber einerseits ist dieses weder die einzige, noch die bedeutendste Art, in der das Vieh den Bäumen schadet; und andererseits ist es Jedem, der zu solchen Beobachtungen Gelegenheit hatte, bekannt, dass Füllen z. B. mit besonderm Vergnügen die Rinde junger Bäume benagen und ihnen dadurch verderblich wer-

1) Bär's Vorrede zu Köppen's Bericht über den Wald- und Wasservorrath im Gebiete der obern und mittlern Wolga. Im vierten Bande der Sammlung von Bär und Helmersen.

den, und dass Ziegen gerade deswegen für Wälder eine schwere Plage sind. Der letzte Umstand hat auch die Regierung des Staates, dem Herr v. Bär angehört, bewogen, zum Schutze der Waldungen des taurischen Gebirgs durch ein Gesetz eine erschreckliche Ziegen-Razzia zu veranstalten [1]). Bär's Bemerkung, dass nicht Nomaden das Land zur Steppe machen, sondern dass die Steppe Nomaden anlockt und an das Hirtenleben fesselt, enthält eine einleuchtende Wahrheit, wenn sie richtig verstanden wird, — die Wahrheit nämlich, dass Nomaden waldreiche Gegenden vermeiden und die waldleeren den mässig bewaldeten vorziehen; aber daraus folgt nicht, dass nicht ein dauernder Aufenthalt der Nomaden in spärlich bewaldeten Gegenden dieselben in ganz holzarme, in wirkliche Steppen verwandeln sollte. Berücksichtigung des Waldvorraths ist eine sehr späte Frucht der Civilisation sesshafter Völker; bei den Nomaden sucht man sie vergebens. Warum sollten diese die Wälder schonen? Sie erschweren ihnen die Uebersicht und das Zusammenhalten ihrer ausgedehnten Heerden; Bauholz bedarf der Nomade nicht; und da er nicht so lange an einer Stelle bleibt, dass das frisch gefällte Holz die nöthige Trockenheit gewinnt, gewähren ihm Strauchwerk und dürre Steppenkräuter ein überall vorhandenes, bequemeres und leichter entzündliches Brennmaterial, als dasjenige, das ein Baum ihm darbietet. So finden Hirtenvölker weder in dem eignen Nutzen, noch in der Rücksicht auf ihre Nachkommen einen Antrieb zur Schonung der Wälder.

Es kommt uns indess nicht darauf an, nachzuweisen, wie Wälder vernichtet werden können, da die tägliche Erfahrung es hinlänglich lehrt, sondern darauf, ob sie in den nordpontischen Ländern wirklich im Laufe der Jahrhunderte vernichtet worden sind. Peterson, der im Auftrage der Regierung die südrussische Steppe in Bezug auf künstliche Bewaldung derselben untersucht hat, ist geneigt, die Frage zu bejahen [2]). Er beruft sich auf die Ueberbleibsel „der einst bedeutend grossen Waldungen," nicht bloss in den Flussthälern, sondern auch auf der Höhe und in den Schluchten der Steppe, sechzig bis hundert Werst südlich von Ananjew, Olviopol, Bobrinez und Orechow, auf der Land-

---

1) Seit d. 1. Jan. 1843. v. Bär, kurzer Bericht über wissenschaftliche Arbeiten und Reisen, welche zur nähern Kenntniss des russischen Reichs in Bezug auf seine Topographie, physische Beschaffenheit u. s. w. in der letzten Zeit ausgeführt sind. In der Sammlung von Bär u. Helmersen, Bd. IX, Abth. 1, S. 309.

2) In der ersten Abtheilung des neunten Bandes der Sammlung von Bär und Helmersen, p. 314 u. f.

zunge Fedotow am asowschen Meer, und auf der äussersten Ostspitze der Halbinsel Kertsch. „Es schien mir," sagt er, „da ich zu chemischer Untersuchung Nichts bei mir führte, als ob überall, wo sich kochsalzfreier, schwarzbrauner fetter thoniger Humusboden in der Steppe vorfand, derselbe das Product früher bestandener üppiger Laubholzvegetation sei, da er nicht allein demjenigen, welcher gegenwärtig in Laubholzwäldern des warmen Klima's erzeugt wird, ungemein ähnlich, sondern auch merklich verschieden ist von demjenigen, der durch das jährliche Absterben und Vermodern von Gramineen und Steppenkräutern entsteht. In diesem letztern lässt sich meist durch einfache mechanische Mittel ein bedeutender Gehalt von Salzen und Kieselerde erkennen, seine Färbung ist heller, meist in's Graue spielend, trockne Körnchen haben keine fettglänzende Oberfläche, und das Grün der Flora ist bei ziemlich gleichen Witterungsverhältnissen nicht so tiefdunkel und saftig als auf dem erstgenannten Boden." Peterson ist demnach der Ansicht, dass der Steppenboden dem Waldwuchs nicht widerstrebe, und stimmt hierin mit einer bedeutenden forstwissenschaftlichen Autorität, v. d. Brincken, vollkommen überein, wenn die Ansichten beider Männer über das bei der Wiederbewaldung zu beobachtende Verfahren auch auseinandergehen.

Es versteht sich von selbst, dass die Steppe weder überall Wälder getragen hat, noch überall zur Wiederbewaldung geeignet ist. Der salzhaltige Meeresgrund der kaspischen Steppen ist zum Waldwuchs vollkommen untauglich; in den westlichen Gegenden scheint Alles von der Stärke der Humusschicht und der grössern oder geringern Entfernung des undurchdringlichen thonigen Untergrundes von der Oberfläche abzuhängen. Dass die Steppe in der That an vielen Stellen fähig ist, selbst hochstämmige Bäume zu tragen, lehrt die Erfahrung. Wir berufen uns auf das Zeugniss v. Haxthausens, der sich z. B. über die Baumpflanzungen in Jekaterinoslaw folgendermassen äussert [1]): „Der Director bewies uns durch sie bis zur Evidenz, dass wenigstens gewisse Gegenden der Steppe der Bewaldung sehr wohl fähig seien. Es waren hier alle Arten von Waldbäumen: Eichen (Quercus robur), Eschen, Akazien, die verschiedenen Pappelarten, selbst Buchen, die man sonst in ganz Russland nicht findet [2]), gezogen und alle gedeihen vortrefflich. Man behauptet zwar, die Steppe habe durchgängig einen Untergrund, der eine bald dickere, bald schwächere Humusdecke habe: stiessen die

1) v. Haxthausen, Studien u. s. w. Bd. II, S. 166.

2) Ausgenommen auf der Südküste der Krim.

Bäume nun auf diesen unfruchtbaren Untergrund, so stürben sie sogleich völlig ab. Ich kann nicht glauben, dass dies überall der Fall ist, oder er steht gerade hier in Jekaterinoslaw ganz unglaublich tief; denn selbst Bäume mit den stärksten Pfahlwurzeln, von denen man, wie z.B. von der Eiche, behauptet, sie treibe ihre Wurzeln eben so tief in die Erde hinein, als der Baum die Zweige zum Himmel emporstrecke, standen hier im gesundesten Wachsthum. Die hier stehenden vierzigjährigen Eichen hatten die Stärke und Höhe völlig ausgewachsener hundertundfünfzigjähriger; dreissigjährige Pappeln hatten vierzehn Fuss Umfang. Es mag sein, dass die Bäume kein sehr hohes Alter erreichen; doch ist darüber hier noch keine Behauptung aufzustellen, denn die Erfahrung fehlt; aber wenn sie in dreissig bis vierzig Jahren völlig ausgewachsen sind, so ist ja hierbei gar kein Schaden, wenn sie später rasch absterben." Ganz besonders haben die deutschen Ansiedler gezeigt, was Beharrlichkeit und Sorgsamkeit in dieser Beziehung leisten können. Die Colonisten am Dnjepr im Jekaterinoslaw'schen haben in Thälern und Schluchten so viel Holz angepflanzt, dass die neuen Pflanzungen und die alten kleinen Waldbestände auf den Dnjepr-Inseln ihnen nicht nur das nothwendige Nutzholz, sondern auch einiges Brennholz liefern [1]), Die bedeutendsten Fortschritte haben die noch jüngern Colonien an der Molotschna gemacht. Eine Anpflanzung von Eichen und Ulmen, die Herr Kornies auf einem hohen Kurgan, also allen Steppenwinden ausgesetzt, angelegt hatte, fand Herr v. Haxthausen im besten Wachsthum, und in den Baumschulen desselben ausgezeichneten Landwirths gediehen, wie der ebengenannte Reisende versichert, alle Holzarten vortrefflich, „doch," setzt er charakteristisch hinzu, „die Laubhölzer besser als die Nadelhölzer" [2]). Nur durch das augenscheinliche Gelingen dieser vereinzelten Versuche wird es erklärlich, dass sich im Jahre 1834 jeder von den 857 in neununddreissig Colonien lebenden Wirthen verpflichtete, eine halbe Dessätine zu Waldanlagen auszusetzen, und davon den dritten Theil mit Maulbeerbäumen, den Rest mit andern Holzarten zu bepflanzen [3]). Im Jahre 1837 zählten die Mennonitencolonien bereits 609,096 Waldbäume [4]); fünf Jahre später fand v. Haxthausen, ausser den beträchtlichen Privatanlagen des Herrn Kornies, 652 preuss. Morgen mit mehr als 2,300,000 Bäumen bepflanzt [5]).

1) v. Haxthausen, Bd. II, S. 179.
2) a. a. O. Bd. II, S. 183.
3) a. a. O. II, S. 194.
4) Hommaire de Hell, I, p. 258.
5) v. Haxthausen, II, S. 194.

„Als die Colonisten hier ankamen, war kein Baum auf der ganzen Fläche zu erblicken. Sie brauchten zum Brennmaterial damals Stroh, Schilf, Burian und Mistziegel; gegenwärtig gewähren ihnen ihre Holzpflanzungen und Besamungen selbst schon einiges Brennholz. Da haben sie denn seit einigen Jahren angefangen, den Mist statt zu Mistziegeln zur mässigen Düngung zu verwenden, und es ist ihnen dadurch gelungen, die Fruchtbarkeit zu erhöhen und die Brachen bedeutend einzuschränken. Kornies versichert, im Jahre 1843 hätten die Felder der Colonisten, welche gedüngt und sorgfältig bearbeitet worden, eine vier-, fünf- und sechsmal grössere Ernte gewährt, als die Felder, welche nur nach dem frühern Schlendrian bearbeitet gewesen. Misswachs, der früher sehr häufig war, stellt sich auf sorgfältig bebauetem Acker selten ein, jetzt schon seit zehn Jahren nicht“ [1]). Auch die Nachrichten über die Colonien im östlichen Theile des Gouvernements Jekaterinoslaw lauten günstig, und das von Peter dem Grossen bei Taganrog gepflanzte Eichenwäldchen gedeiht vortrefflich. Selbst in dem dürren Kreise Aleschki haben einige wohlhabende Gutsbesitzer mit gutem Erfolge, freilich auch mit bedeutenden Kosten, umfangreiche Baum- und Obstgärten angelegt. Fassen wir alle diese Nachrichten über eine gedeihliche Baumcultur an den verschiedensten Punkten und die noch vorhandenen Ueberreste natürlicher Waldungen am obern Ingul, an den Quellen des Mius, im Sande bei Aleschki ins Auge, so werden wir es als durch die Erfahrung erwiesen annehmen müssen, dass der Steppenboden an sehr vielen Stellen dem Baumwuchs durchaus nicht widerstrebt, und dass er sich in frühern Jahrhunderten allerdings einer stärkern Bewaldung erfreut haben kann.

Wir wenden uns zu der Frage, wie weit dieses zur Griechenzeit der Fall gewesen ist.

Ausser der Anzahl grosser Ströme bewunderte Herodot im Skythenlande besonders die weite Ausdehnung ebener Flächen [2]). Auf das Gemüth eines Mannes, der eine Zeitlang unter den Palmen der weiten babylonischen Ebene gelebt hat, würden die skythischen Weideländer nicht einen so lebhaften Eindruck gemacht haben, wenn sie häufiger durch Waldungen unterbrochen und begrenzt gewesen wären. So vergegenwärtigt uns schon diese Aeusserung Herodot's eine wesentliche

1) v. Haxthausen, II, 191.

2) *Θωυμάσια δὲ ἡ χώρη αὕτη οὐκ ἔχει, χωρὶς ἢ ὅτι ποταμούς τε πολλῷ μεγίστους καὶ ἀριθμὸν πλείστους· ὃ δὲ ἀποθωυμάσαι ἄξιον καὶ πάρεξ τῶν ποταμῶν καὶ τοῦ μεγάθεος τοῦ πεδίου παρέχεται, ἐρήσεται κ. τ. λ.* Herod. IV, 82.

Eigenthümlichkeit jener Gegend, und zur Vervollständigung des Bildes erwähnt er auch mehrmals den Waldmangel Skythiens. Es ist indess nicht mit Sicherheit zu ersehen, ob die betreffenden Bemerkungen auch für das Land westlich vom Dnjepr Geltung haben, wo damals ackerbautreibende Stämme sassen. Herodot erwähnt den Waldmangel im Lande der nomadischen Skythen, jenseits des Dnjepr, dann in den Landschaften jenseits des Don, und hier mit dem steigernden Zusatz, dass hier auch keine Fruchtbäume oder gepflanzten Bäume wüchsen [1]), woraus hervorgeht, dass sich damals eine Abnahme der Baumvegetation von Westen nach Osten bemerklich machte. Diesem Sachverhältniss entspricht auch die Zahl der in den verschiedenen Gegenden gegründeten griechischen Colonien; wie es denn kaum glaublich ist, dass die Griechen sich in ganz holzarmen Gegenden angesiedelt haben sollten. An den Küsten des asowschen Meeres sind die Colonien sehr spärlich; von Bedeutung ist nur Tanais, das sich aus den Wäldern des Flussthals bequem mit Holz versorgen konnte. Dagegen drängen sie sich an der Küste zwischen den Mündungen der Donau und des Dnjepr und auf der heutigen Halbinsel Kertsch dicht aneinander. Dass die letztere zur Griechenzeit nicht holzarm war, bezeugt Theophrast. Nachdem er von den bei Pantikapaion fortkommenden Fruchtbäumen gesprochen, fährt er fort: „unter dem wilden Nutzholz sind dort die Eiche, Ulme, Esche u. dgl.; aber weder Fichte, noch Tanne, noch Pinie, und überall kein Kienholz“ [2]). Der letzte Zusatz lehrt, dass der Nachricht Theophrast's eine positive und genaue Kenntniss der dortigen Baumvegetation zum Grunde liegt; denn das allmähliche Verschwinden der Nadelhölzer auf dem Strich des schwarzen Erdreichs, je weiter man nach Süden vorrückt, ist allerdings für ein Land unter dieser nördlichen Breite auffallend und nur durch die Bodenbeschaffenheit, nicht, wie Plinius meint [3]), durch zu grosse Wärme der Temperatur zu erklären. Wie wir oben mitgetheilt haben, hat auch Herr v. Haxthausen bei den neuen Anpflanzungen bemerkt, dass das Nadelholz nicht so fröhlich, wie das Laubholz gedeiht, und Kohl erzählt weitläuftig, mit welchen Schwierigkeiten die Erziehung von Fichten bei Odessa verbunden ist [4]). Wenn Theophrast so genaue Nachrichten vorlagen, so müssen wir annehmen, dass auch seine Bemerkung, das Holz der bei Pantikapaion

1) Herod. IV, 20, 21.
2) Theophr. hist. plant. IV, 5.
3) Plin. hist. nat. XVI, 76, 1.
4) Kohl, a. a. O. Bd. I, 77. 78.

wachsenden Eichen, Ulmen und Eschen sei feucht und schlechter als das sinopische, auf praktischen Erfahrungen beruht, und es liegt die Vermuthung nahe, dass das von Haxthausen erwähnte überaus schnelle Wachsthum der Bäume der Qualität des Holzes Abbruch thut.

Es ist offenbar ein Zufall, dass uns in Bezug auf eine Gegend, die jetzt waldleer ist, eingehende und von Sachkenntniss zeugende Nachrichten über die Baumvegetation durch einen alten Schriftsteller erhalten sind; die misslungenen Versuche, edlere Gewächse dort anzupflanzen, hatten die Griechen veranlasst, die Vegetationsverhältnisse jener Halbinsel im Ganzen genauer ins Auge zu fassen. In Bezug auf andere Gegenden kommt uns dieser Umstand nicht zu statten. Da Herodot jedoch erst in dem Lande jenseits des Dnjepr den Waldmangel erwähnt, dürfen wir annehmen, dass das heutige Cherson, an dessen Küste mehrere Colonien gegründet waren, — wenn es auch damals schon ein waldarmes Land gewesen sein mag, — dennoch hin und wieder mit natürlichen Baumgruppen besetzt war, dass also die nach Westen vordringende Steppennatur damals noch nicht einen vollständigen Sieg über dieses Gouvernement davon getragen hatte.

Aber wichtiger ist es, dass sich zu Herodots Zeit jenseits des Dnjepr eine Waldlandschaft befand, die er Hylaia nennt, und die sich am linken Ufer des Strom's drei oder vier Tagereisen weit aufwärts zog. Denn die Landschaft Gerrhos, vierzehn Tagereisen stromaufwärts am Dnjepr gelegen, war die äusserste Skythiens [1]); von hier wohnten zehn oder eilf Tagereisen abwärts die sogenannten Georgen [2]), ein Skythenstamm, der südlich an das Waldland stiess. Da man bei der schnellen Strömung des Dnjepr für die Tagefahrt stromaufwärts nicht mehr als vier Meilen rechnen kann, lag die Landschaft Gerrhos in der Nähe der Stromschwellen, doch südlich von denselben, und die Sitze des erwähnten Skythenstammes erstreckten sich bis etwa in die Gegend, in der heute Berislaw liegt; südlich davon bis zum Meere lag Hylaia [3]). Die östliche Ausdehnung dieses Waldlandes ist ungewiss; denn es ist zweifelhaft, welchen Fluss Herodot unter dem Hypakyris gemeint hat, der die östliche Grenze der Hylaia bildete [4]). Aber eine anderweitige Andeutung gewährt uns hierüber einigen Aufschluss. In einer von pontischen Griechen erdichteten Mythe wird eine Grotte in Hylaia er-

1) Herod. IV, 53. 71.
2) Es finden sich beide Angaben bei Herodot, IV, 18 und IV, 53.
3) Herod. IV, 18. 76.
4) Herod. IV, 55.

wähnt[1]). Da die betreffende Fabel, auf die wir später zurückkommen, von den Hellenen offenbar zu dem Zweck, die Landeseinwohner an sich heranzuziehen, und nicht ohne Geschick ersonnen war, muss man voraussetzen, dass sie den Localitäten, mit denen die pontischen Griechen vertraut sein konnten, angepasst war. In einer Gebirgsgegend kann ein Dichter wohl dreist von Grotten sprechen, da Niemand an ihrem Vorhandensein zweifeln wird; aber in dem gebirgsleeren Skythien hätte man in einer auf die Landesbewohner berechneten Mythe ein solches, zu Zweifeln aufforderndes Einschiebsel vermieden, wenn man nicht eine Stelle im Auge haben konnte, an der sich wirklich Grotten befanden. Diese können nun natürlich erst da vorkommen, wo an den Thalrändern der Molotschna und Berda das unterirdische Gestein zu Tage tritt; und hier finden sie sich in der That: der in der russischen Sectengeschichte berüchtigte Kapustin hat in einer solchen Höhle an der Molotschna die letzten Jahre seines Lebens zugebracht[2]). Die Waldlandschaft erstreckte sich also östlich mindestens bis dahin, wo der südrussische Granitrücken zum letzten Male sein Gestein entblösst. Das Gedeihen der Baumzucht an der Molotschna und das Vorkommen eines natürlichen Birkenwäldchens — des einzigen in dieser ganzen Gegend — in dem Sande des Kreises Aleschki zeigen, dass Herodots Nachricht aus physischen Gründen nicht bezweifelt werden kann. Ein von uns noch nicht berührter Umstand trägt noch mehr zur Erklärung derselben bei. Mangel an Feuchtigkeit des Bodens ist natürlich, wie überall, so auch in der Steppe ein wesentliches Hinderniss des Baumwuchses. Nun trifft man in der Steppe bei dem Brunnengraben meistentheils erst dann auf Wasser, wenn man durch die Humus- und Thonlagen zur Sandschicht vorgedrungen ist. In den sandigen Districten des Kreises Aleschki, auf der Landzunge Kinburn, findet man desshalb oft schon in einer Tiefe von zwei bis drei Fuss süsses Wasser[3]); dagegen müssen die Brunnen tiefer gegraben werden, je mehr sie sich von dieser Sandgegend entfernen. Köppen hat die Tiefe von 129 Brunnen der Mennonitencolonien an der Molotschna mitgetheilt; die geringste ist neun Fuss; die Colonisten an der Berda haben dagegen am frühesten in einer Tiefe von 21 Fuss

---

1) Herod. IV, 9. Dass die Fabel von pontischen Griechen erzählt wurde, bemerkt Herodot im vorhergehenden Paragraphen.

2) v. Haxthausen, a. a. O. Bd. I, S. 407. 408.

3) Köppen, über einige Landesverhältnisse der Gegend zwischen dem unteren Dnjepr und dem asowschen Meer, im eilften Bande der Sammlung von Bär u. Helmersen, S. 4. 5.

Wasser gefunden[1]). Hieraus erhellt, dass der sandige Boden, der in einem beträchtlichen Theile von Herodot's Hylaia vorherrscht, für einige Baumarten, namentlich für Birken, sehr wohl geeignet ist. Dass der Wald sich südlich über die Landenge von Perekop erstreckt hat, ist nicht anzunehmen; hier war salzhaltiger, alter Meeresboden. Die Landzunge Tendera, neben der nach Herodot das Waldland begann, bezeichnet Strabon als eine baumlose Nehrung.

Es ist zu bedauern, dass wir über das spätere Schicksal dieses Waldlandes nur sehr unsichere Andeutungen besitzen. Griechische und römische Schriftsteller erwähnen die Hylaia zwar oft, aber allem Anschein nach schreiben sie Herodot nur ab. Erst im zehnten Jahrhundert nach Chr. G. finden wir bei dem Kaiser Constantin Porphyrogeneta eine Notiz mit dem Gepräge der Selbstständigkeit. Er spricht von einem Graben, der einst in alter Zeit über den Isthmos von Perekop gezogen sei; dieser sei nun verschüttet, und es befände sich hier ein dichter Wald, durch den die Petschenegen nur auf zwei Wegen nach Cherson und Bosporos (Pantikapaion) gelangten[2]), — worunter er höchst wahrscheinlich die Strasse über den Isthmos von Perekop und die über Genitschi und über die Landzunge von Arabat versteht.

Von den wunderbaren Mönchen, die zur Zeit der Tatarenherrschaft durch die kaspischen Steppen und dann, das Credo oder Salve regina singend, an den fürchterlichen Abgründen des Mus-Tagh, Bolor-Tagh und Thian-Schan vorbei in die mongolischen Wüsteneien wanderten, hat nur Rubruquis (1253) Taurien durchzogen, und wir verdanken ihm auch über diesen District einige schätzenswerthe Nachrichten. Nachdem er von Soldaja (Sudak an der Südküste der Krim) das taurische Gebirge überschritten, fand er jenseits desselben in der von Quellen und Bächen bewässerten Ebene einen schönen Wald[3]), — die Gebirgs-

---

1) Köppen a. a. O. S. 61—65.

2) *Ὁ δὲ αὐτὸς κόλπος ἔρχεται ἀντικρὺ τῶν Νεκροπύλων τῶν ὄντων πλησίον τοῦ Παντάρεως ποταμοῦ ὡς ἀπὸ μιλίων δ', καὶ μίσγεται, ἐν ᾧ καὶ σοῦδαν οἱ παλαιοὶ ποιησάμενοι διεβίβασαν τὴν θάλασσαν, μέσον ἀποκλείσαντες πᾶσαν τὴν Χερσῶνος γῆν καὶ τῶν κλιμάτων καὶ τὴν Βοσπόρου γῆν κρατοῦσαν μέχρι α' μιλίων καὶ πλειόνων τινῶν. ἐκ δὲ τῶν πολλῶν ἐτῶν κατεχώσθη ἡ αὐτὴ σούδα καὶ εἰς δάσος ἐγένετο πολύ· καὶ οὐκ εἰσὶν ἐν αὐτῷ πλὴν δύο ὁδοὶ, ἐν αἷς οἱ Πατζινακίται διέρχονται πρός τε Χερσῶνα καὶ Βόσπορον καὶ τὰ κλίματα.* Const. Porphyr. de administrando imperio, ed. J. Becker p. 180.

3) „Ayant passé les montagnes vers le Nord, on trouve une belle forêt en une plaine, remplie de fontaines et de ruisseaux: après quoi se voit une campagne de quelque cinq journées jusqu' au bout de cette province, qui s'étressit

wälder erstreckten sich also damals noch in das vom Salgir, der Alma und andern Bächen durchrieselte Flachland. Jenseits des Waldes dehnte sich indess auch zu jener Zeit, fünf Tagereisen weit, bis zum Isthmos, eine baumleere Steppe aus, mit ergiebigen Salzseen. Darauf durchzog Rubruquis das Komanenland, zur Rechten das Meer (das asowsche), zur Linken Einöden, die sich einige zwanzig Tagereisen weit erstreckten und in denen man nur „Wälder auf Gebirgsgestein" findet; jenseits des Komanenlandes liegt das dicht bewaldete Russland[1]). Diese steinigen Wälder können nur auf die Gehölze gedeutet werden, die sich damals noch auf der Granitformation zwischen der Molotschna und Berda erhoben. Auch weiter östlich, am Mius, hatten sich starke Waldungen bis ins Mittelalter erhalten: nicht nur die überwachsenen Wurzeln mächtiger Bäume, sondern auch die Tradition der Bewohner spricht für die frühere Bewaldung des hier sehr fruchtbaren Steppenbodens, und Kowalewski ist der Meinung, dass die Wälder hier noch zur Zeit der Genuesen standen[2]). Ebenso reicht in den westlichsten Gegenden der Hylaia der Waldwuchs bis in so neue Zeit, dass Reisenden aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Mittheilungen über ihn gemacht werden konnten: der Baron Tott, der sich von der Dnjepr-Mündung längs der Küste nach Perekop begab, versichert nach Angaben der Einwohner, dass dieser Landstrich — und gerade hier lag Herodots Hylaia — früher mit Wald bedeckt war[3]). Von dem in alter Zeit so ausgedehnten Waldlande haben sich jetzt nur an den äussersten Rändern kleine Ueberreste erhalten: bei Aleschki und auf der Halbinsel Fedotowa.

Dass übrigens auch das Land zwischen Don und Wolga, unbeschadet der Versicherung Herodots, im Mittelalter nicht so völlig baumleer war wie jetzt, davon überzeugt man sich bald, wenn man die Bemerkungen Josaphat Barbaro's liest, der bei einem sechszehnjährigen Aufenthalt in Tana Gelegenheit hatte, die Steppen in den verschiedensten Richtungen zu durchstreifen. Nicht nur in den Flussthälern des Don und der Wolga erwähnt Josaphat Barbaro Wälder mit den mächtigsten Bäu-

---

vers le Nord, ayant la mer à l'Orient et l'Occident." Rubruquis voyage en Tartarie, in der Samml. asiat. Reisen von P. Bergeron (Haag 1735) vol. I, p. 5.

1) Nous cheminions toujours droit à l'Orient, depuis que nous fûmes une fois sortis du pays de Ghazarie, ayant la mer au Midi, et de grands deserts au Nord, qui durent quelquefois plus de vingt journées d'étendue et où on ne trouve que des forêts des montagnes avec des pierres. Rubruquis a. a. O. cap. XIV, p. 26.

2) Erman's Archiv für wissenschaftliche Kunde Russlands, Bd. I, S. 269.

3) Rennel, The geographical System of Herodotus, London 1800, p. 63.

men [1]), sondern auch in Gegenden, die jetzt entschiedenes Steppenland sind. Er berichtet den Zug des Chezimahmeth, wie er ihn nennt (Kutschuk Muhamed), und des Naurus vom Ledile (Ethil, Wolga) zum Don. Sie marschirten bei Giterkan (Astrachan) vorbei, durch eine Steppe Tumen, dann mit weitem Umwege an den Grenzen des Tscherkessenlandes vorbei, das sich übrigens damals sehr weit in die Ebene nach Norden erstreckte, da die Tscherkessen ihre räuberischen Streifzüge bis in die unmittelbare Nähe von Tana ausdehnten [2]), und wendeten sich dann zum Meer von Tabacche (dem asowschen) und zum Don. Dieser Zug, der nur durch Gegenden ging, welche heute zu den Steppen gehören, veranlasst den Venetianer bei der Darstellung der Art und Weise, wie die Mongolen solche Züge veranstalten, zu bemerken, dass sich in den Wäldern jener Gegend viel Wild findet, und die Treibjagden in denselben zu schildern [3]). In einer rein geographischen Episode, in der Josaphat Barbaro das Land zwischen der Donmündung und Menglerien (Mingrelien) überblickt, erwähnt er drei Tagereisen von Tana ein fruchtbares Land Chremuch, dessen Herr die schönsten Wälder und Flüsse besass [4]), — also mitten im Lande der tschernomorischen Kosaken, dessen Flüsse zu allen Zeiten ihres Fischreichthums wegen bekannt waren. Dergleichen positive Angaben bestätigen, was die Erfahrungen unserer Tage lehren, dass die Steppennatur, wie eine Krankheit der Erdrinde, allmählich um sich greift. Ihre Verheerung war im Mittelalter noch nicht so vollständig wie jetzt, und nach demselben Gesetz kann man mit Sicherheit behaupten, dass sie im Alterthum noch weniger vorgeschritten war, als im Mittelalter.

Wenn wir nun aus diesen Angaben Barbaro's über das Land jenseits des Don, in dem nach Herodot der Mangel an Baumvegetation am bemerklichsten war, einen Rückschluss auf den Zustand der westlichern Landschaften im Alterthum machen, werden wir die Ueberzeugung gewinnen, dass wir uns das südliche Russland zur Griechenzeit im Allgemeinen zwar immer als ein waldarmes Land, doch keineswegs als eine völlig waldleere Steppe zu denken haben. Von glaubwürdigen Griechen werden Laubgehölze auf der Halbinsel Kertsch und eine grosse Waldlandschaft in dem continentalen Theile des taurischen Gouvernements erwähnt, gerade in solchen Gegenden, wo sich auch heute noch einige

1) Josaphat Barbaro's Reise ist lateinisch übersetzt in P. Bizari rerum Persicarum historia, Francofurti 1601 fol. p. 441 ff. Man vgl. p. 448. 451. 455.

2) a. a. O. p. 448.

3) a. a. O. p. 445.

4) a. a. O. p. 452.

armselige Ueberreste ehemaliger Waldungen befinden; den übrigen Theil des Landes bildete eine mit spärlichen Baumgruppen besetzte Weidestrecke, die sich im Laufe der folgenden Jahrhunderte in ächtes Steppenland verwandelt hat.

Den Einfluss der Hylaia auf die klimatischen Verhältnisse kann ich indess nur für einen beschränkt localen halten. Herr v. d. Brincken hat seinen Plan zur Wiederbewaldung des Kreises Melitopol, wie mir scheint, mit Recht auf die Ansicht gegründet, dass Wälder im südlichen Russland dann am heilsamsten wirken, wenn sie Schutz gegen den Nordost gewähren. Die Hylaia aber lag gerade im südlichsten Theile des Festlandes, und ihr klimatischer Nutzen konnte demnach nur darin bestehen, dass sie das durch die nicht häufigen Südwinde landeinwärts getriebene Gewölk, das sich jetzt fast immer verflüchtigt, sobald es die von dem verbrannten Steppenboden aufsteigenden Wärmesäulen erreicht, durch ihre eignen Ausdünstungen verstärkte, über die Steppe leitete und seine Entladung in der Nachbarschaft beförderte. Wenn sich die Hylaia, wie wir es oben nachzuweisen suchten, von der Dnjepr-Mündung bis zum asowschen Meer und über die Molotschna hinaus erstreckte, so war ihre Ausdehnung viel bedeutender, als die der heutigen taurischen Gebirgswälder. Dennoch ist die Einwirkung der letztern auf die Menge des feuchten Niederschlags in der Nachbarschaft so bedeutend, dass die alljährlich fallende Regenmenge in Sympheropol 15″ beträgt, während sie sich in Askanianowa, auf dem Continent des taurischen Gouvernements, nur auf 6″ beläuft. Wir können deshalb als sicher annehmen, dass die grössere Ausdehnung der taurischen Wälder, wie wir sie für das dreizehnte Jahrhundert durch Ruhruquis kennen gelernt haben, und das Vorhandensein der noch ausgedehnteren Hylaia im Alterthum für die angrenzenden Landschaften, zu denen namentlich das Gebiet von Olbia gehörte, in klimatischer Beziehung ein noch merklicheres Resultat hervorgebracht hat.

Allein diese Einwirkung konnte sich, wie gesagt, nur auf einen beschränkten Raum erstrecken. Wichtiger war schon der Umstand, dass die Landschaften, welche jetzt den Nordrand der Steppe bilden, im Alterthum eine ganz andere Gestalt hatten.

Die Gegenden nördlich von dem neurussischen Granitrücken sind nach Peterson's Ansicht früher ein höchst waldreiches Gebiet gewesen, während sie jetzt nur zu den mässig oder schlecht bewaldeten gehören[1]). Als Beweise führt er an: die Aussagen der ältesten Landesbe-

1) Die Ausdehnung der Wälder beträgt nämlich im Gouv. Kiew 21,5, in Pol-

wohner; die ausgezeichnete Tiefe und Fettigkeit der Humusschichten auf den Ebnen und Höhen; die Ueberbleibsel von Laubwäldern, die fast ausschliesslich aus Harthölzern und den sie begleitenden Sträuchern bestehen; das Vorkommen junger Birnbaumsprösslinge auf hohen, seit Menschengedenken baumlosen Steppen; etwa achtzig Jahr alte Urkunden über Schenkungen und Käufe von Ländereien, in welchen Notizen über den jetzt gänzlich verschwundenen Holzwuchs vorkommen; alte tatarische Benennungen von Steppenflüssen, Schluchten und Höhenzügen, deren Bedeutung mit den tatarischen Namen der meisten Laubhölzer und Sträucher vollkommen übereinstimmt; endlich die noch jetzt fortschreitende Ausdehnung der Steppennatur[1]). Andere Reisende bezeugen dasselbe. Sie fanden in den Steppengrenzländern Reste von Baumwurzeln, die bewiesen, dass sich die Waldregion einst weiter nach Süden erstreckt hat; selbst in der neuesten Zeit, in der sich der Holzmangel in diesen Gegenden doch schon sehr fühlbar gemacht hat, ist die Waldverwüstung unaufhörlich fortgeschritten, und die Landeseinwohner zeigen dem Reisenden weite Strecken, auf denen einst Wälder standen, während sie jetzt kaum einiges Gestrüpp tragen[2]). Der Grund dieser bedauernswerthen Zerstörung liegt theils in dem slawischen Volkscharakter, theils in der eignen Action der Steppennatur. Man braucht nur die Klagen des trefflichen Pallas zu lesen, um sich von dem unverantwortlichen Leichtsinn zu überzeugen, mit dem die russischen Bauern in den Wäldern wirthschaften. Um eine Zaunlatte, ein Stück Holz zur Reparatur eines Ackergeräths zu erhalten, werden die schönsten Bäume gefällt, und so lange behauen, bis das gewünschte Brett übrig bleibt. Die russischen Bauern, sagt Herr v. Haxthausen, sind geschworene Feinde jedes Baums. Und wie sie im Kleinen, wirthschaftet leider ein beträchtlicher Theil der wohlhabendern Grundbesitzer im Grossen. Bei der geringsten Verlegenheit veräussern sie bedeutende Walddistricte zum Abholzen, und es ist charakteristisch, dass die Reisenden es selbst in so holzarmen Gouvernements wie Woronesh und Saratow, für nöthig erachten anzuführen, dass sich hier und dort einsichtsvollere Gutsbesitzer zur Eintheilung ihrer Waldungen in Schläge, zu dem ersten Schritt einer geregelten Waldwirthschaft

---

tawa 12,8, in Charkow 10,1, in Woronesh 6,6 und in Saratow 6,8 pCt. der Bodenfläche; sie zeigt also ebenfalls eine ziemlich regelmässige Abnahme nach Osten hin. Tengoborski I, 84.

1) Peterson, Untersuchung der Steppe in Bezug auf künstliche Bewaldung, im neunten Bande der Sammlung von Bär u. Helmersen, S. 314. 315.

2) v. Haxthausen, Bd. II, S. 157. 161. 324.

herbeigelassen haben. „Man kann sich in der That nicht vorstellen", bemerkt Hommaire de Hell, „mit welcher Rapidität die schönsten Wälder Tauriens verschwinden; von Jahr zu Jahr werden ganze Hügel vollständig entholzt, und das Gouvernement, das so streng gegen die Ziegen ist, ergreift keine Massregel, um dieser unheilvollen Verwüstung Einhalt zu thun. Mehrere grosse Grundbesitzer sind in Processe verwickelt, die ihr Besitzrecht sehr in Frage stellen, und während die Processe schweben, wetteifern sie förmlich in dem Werk der Zerstörung. Die Wirkungen dieser Entwaldung werden schon schmerzlich empfunden: die Bäche verlieren an Wasserfülle, eine grosse Anzahl von Quellen ist bereits versiegt, und die Toise Brennholz kostet in Jalta an der Südküste bereits 40 Rubel [1])". Das geschieht in einer Gegend, wo doch der durch die Nähe des Meeres erleichterte Absatz und die Nachbarschaft der baumleeren Steppe den Werth des Holzes längst bemerklich gemacht haben.

Zu dieser angebornen Nichtachtung der Wälder, durch die sich der slawische Stamm sehr wesentlich von dem finnischen unterscheidet, kommen noch einige, vielleicht aus derselben Quelle stammende holzverzehrende Gewerbe, die tief in den Sitten begründet sind. In erster Linie steht die Art der Flussschiffahrt mit rohgezimmerten flachen Barken, die nur zu einer Fahrt dienen und am Orte ihrer Bestimmung zu jedem Preise losgeschlagen werden. Der Staatsrath v. Köppen, dessen Zuverlässigkeit allen Glauben verdient, hat berechnet, dass in sieben an der Wolga gelegenen Gouvernements durchschnittlich jährlich gegen 9000 solcher Barken errichtet werden: zu jeder derselben verwendet man je nach ihrer Grösse 150 bis 1500 Bäume, von denen etwa der siebente Theil hochstämmige sind [2]). Dieses Verfahren ist uralt. Im zehnten Jahrhundert trieben die Kriwitschen und andere Slawenstämme ein förmliches Gewerbe damit, Boote auszuhöhlen und sie alljährlich in grosser Anzahl zum Verkauf an die Russen nach Kiew zu führen; diese Boote dienten ebenfalls nur zu einer Fahrt [3]). Schon der in jenen Zeiten sehr lebhafte Handelsverkehr der Russen mit dem byzantinischen Reiche beanspruchte eine beträchtliche Anzahl solcher Fahrzeuge; bei kriegerischen Zügen wurden sie nach Tausenden ge-

1) Hommaire de Hell II. p. 555. Vgl. v. Haxthausen II, 157.

2) v. Köppen, Bericht über den Wald- und Wasservorrath im Gebiete der obern und mittlern Wolga, im vierten Bande der Sammlung von Bär u. Helmersen, S. 216.

3) Constant. Porphyr. de administrando imperio, ed. Becker, p. 75.

zählt[1]). Die Nomaden hieben inzwischen im südlichen Russland die Wälder nieder, um bei ihren unaufhörlichen Kreuz- und Querzügen auf Flössen, die sie nachher sorglos stromabwärts treiben liessen, bequem über die Flüsse setzen zu können. Josaphat Barbaro drückt (im fünfzehnten Jahrhundert) über die Anzahl und den Umfang dieser Flösse sein höchstes Erstaunen aus[2]). Dergleichen Sitten, ein Jahrtausend hindurch befolgt, müssen allerdings auf die Abnahme der Waldungen einen merklichen Einfluss ausüben.

Ein anderes Gewerbe, dessen Nutzen seiner Schädlichkeit bei Weitem nicht gleichkommt und das dennoch in grossem Umfange betrieben wird, ist die Fabrication von Bastmatten und Bastschuhen, die namentlich den Lindenwäldern verderblich wird. Aber am Allgemeinsten wirkt die unerschütterliche Vorliebe der Russen für hölzerne Wohnungen; im siebenzehnten Jahrhundert wohnte selbst der Zar noch in einem hölzernen Hause, obgleich er einen steinernen Palast besass. So lange die Russen in Häusern wohnen, waren diese aus Baumstämmen und Balken errichtet; aus Baumstämmen bestanden sogar bis spät ins Mittelalter hinein die Mauern vieler Städte und Dörfer; mit Balken machen die Russen bis in die neueste Zeit ihre Strassen wegsam. Wie wenig das Volk trotz der häufigen, durch diese Bauart so sehr begünstigten Feuersbrünste, welche, wie man berechnet hat, jedes Dorf innerhalb zwanzig Jahren einmal vollständig zerstören, sich von der alten Sitte hat trennen können, lehrt namentlich ein Blick auf das Verhältniss der steinernen Gebäude zu den hölzernen in den bereits waldarmen und waldleeren Gouvernements. In den Dörfern ist ein Haus von Stein oder von Ziegeln ein Phänomen; aber selbst wenn man nur die städtischen Gebäude ins Auge fasst, so ergiebt sich, dass nur in den Gouvernements Taurien und Cherson, in denen ein ungemein weicher, so leicht wie Holz zu bearbeitender Kalk-

---

1) Oleg zog 906 mit 2000 Fahrzeugen, auf deren jedem sich 40 Mann befanden, gegen Konstantinopel; im J. 967 führte Swätoslaw 60000 Krieger auf Booten nach Bulgarien; und Igor soll auf seinem Griechenzuge im J. 941 sogar 10000 Boote gebraucht haben. S. Karamsin, Russ. Geschichte Bd. I, S. 106. 129. 191.

2) Post mensem unum ego, qui navigio per fluvium ad piscinam meam visendam ibam, in tot fasces et rates incidi, quae secunda jam vice venerant et relictae prius a Tataris erant, ut vix per easdem penetrans admodum difficulter coeptum iter meum continuare possem. Vidi ultra hoc etiam per rivos ubique tot lignorum fluitantes rates, adeo ut eorum infinita multitudo in maximum me stuporem et admirationem adduxerit. Josaphat Barbaro a. a. O. p. 151.

stein den Bau steinerner Gebäude sehr erleichtert, die Zahl der letztern überwiegend ist. Und was soll man dazu sagen, dass in dem waldleeren Gouvernement Jekaterinoslaw unter 1000 städtischen Gebäuden nur 176, im Kosakenlande nur 161, in Bessarabien nur 76 von Stein oder Ziegeln sind? Aber auch das verdient bemerkt zu werden, dass unter den Gouvernements, in denen die Anwendung von Steinen und Ziegeln zum Häuserbau bisher die geringsten Fortschritte gemacht hat, sich gerade die nur noch spärlich bewaldeten Steppengrenzländer befinden. In Woronesh zählt man unter 1000 städtischen Gebäuden nur 61, in Tambow und Podolien nur 51, in Saratow 46, in Charkow 25, in Kiew 17, in Tschernigow 10 und in Poltawa nur 9 Häuser von Ziegeln oder Stein. Die vier zuletzt genannten Gouvernements stehen in dieser Beziehung selbst dem Waldlande Wologda nach, von dessen 6967 Quadratmeilen über 91 Procent mit Wald bedeckt sind[1]).

An den durch diese wirthschaftlichen Verhältnisse stark gelichteten Randwäldern übt nun die Steppe ihre aggressive Kraft, theils durch ihr rauhes Klima, theils durch die üppige Kräutervegetation, mit ihrem jedes andere Pflanzenleben ausschliessenden Charakter. In allen Steppengrenzländern, in Saratow, Charkow hört man Klagen über eine Verschlechterung des Klima's; und dass nicht bloss die *laudatores temporis acti* solche Klagen erheben, erhellt leider aus unzweifelhaften Thatsachen. Eichen, welche die zärtlichern Jugendjahre längst überstanden haben, erfrieren jetzt oft auffallender Weise im kräftigsten Alter, sobald ihnen die Steppe näher rückt und sie nicht mehr durch dichte Waldung gegen die tödtliche Schärfe der Steppenwinde geschützt sind, — während ihre Genossen in viel nördlichern Himmelsstrichen von der Strenge des Klima's nicht angefochten werden. Solche Erscheinungen beweisen, dass man die klimatische Bedeutung der Wälder in diesen Gegenden ohne wechselnde Bodenerhebung viel höher veranschlagen muss, als in andern, wo Hügel und Gebirge die massgebenden Witterungsregulatoren sind, die den Einfluss der Wälder weit überwiegen. Sie beweisen zugleich, dass die Klagen alter Landeseinwohner, man könne jetzt das Vieh bei Weitem nicht mehr so lange im Freien halten, wie früher, wirklich auf praktische Erfahrungen gegründet sind. Aber noch mehr unterstützt die Steppe die zerstörende Thätigkeit der Menschen durch die Kraft der sich in ihr

1) Die Zahlen hat Tengoborski (I, 145) amtlichen statistischen Angaben aus dem J. 1840 entnommen.

Jahrtausende hindurch entwickelnden Grasvegetation. Auf dem Boden, der vielleicht seitdem die Erdrinde ihre letzten wesentlichen Veränderungen erlitt, durch das Laub der Wälder gedüngt worden, schiessen Gräser und Kräuter mit unglaublicher Ueppigkeit und Fülle empor, berauben die vereinzelt stehenden Bäume ihrer Nahrung und überliefern sie einem frühen Tode. Daher die in allen Steppengrenzländern von Podolien bis in das Kirgisenland wiederkehrende Erscheinung, dass die der Steppe zugewendeten Waldränder aus kränkelnden oder bereits verdorrten Bäumen bestehen. An die Möglichkeit, dass die Wälder sich von selbst in die Steppe verbreiten sollten, ist unter solchen Umständen natürlich nicht zu denken[1]).

Das Jahrhunderte lange Zusammenwirken dieser Momente, der in den Volkssitten tief begründeten zerstörenden Thätigkeit der Menschen, und der eignen Action der Steppennatur, bestätigen die Versicherung Peterson's, dass die Landschaften nördlich von dem neurussischen Granitrücken einst viel waldreicher als jetzt waren. In der That waren zu Nestor's Zeit die Sewerier im heutigen Tschernigow und Poltawa entschieden ein Jägervolk; sie entrichteten an Oleg ihren Tribut in Mardern[2]); und selbst die ackerbautreibenden Poljänen im Kiewschen wurden von den Chazaren „in den Wäldern auf den Anhöhen" gefunden[3]), und bei ihnen scheint die Jagd ebenfalls den sichersten Ertrag abgeworfen zu haben. Denn die Chazaren, die doch von andern Völkern gern Geld oder Getreide nahmen, begnügten sich damit den Poljänen wie den Sewerern, Radimitschen und Wjatitschen ein Eichhörnchen vom Schornstein als Tribut aufzulegen[4]). Wenn man heute den Bewohnern des Gouvernements Kiew denselben Tribut auferlegte und ihnen die Einfuhr von Fellen aus entlegenern Gegenden abschnitte, so würden sie in wenigen Jahren zahlungsunfähig werden, selbst wenn die Einwohnerzahl nur halb so gross wäre.

Unter den Steppenländern zieht vorzüglich das Gouvernement Saratow mit den benachbarten Landstrichen unsere Aufmerksamkeit auf sich, sowohl weil es von der pontischen Küste gegen Nordost liegt, als auch, weil es in den Hügelreihen, welche das rechte Wolgaufer be-

---

1) Vgl. Gr. v. Helmersen, Reise nach dem Ural und der Kirgisensteppe, im fünften Bande der Sammlung von Bär u. Helmersen, S. 201. 202.

2) Nestor, bei Schlözer Bd. III. S. 75.

3) a. a. O. Bd. II. p. 137.

4) a. a. O. Bd. II. p. 151. — Karamsin, russ. Gesch., Bd. I, S. 36. 313.

gleiten, die bedeutendste Bodenerhebung in ganz Südrussland darbietet. Und gerade von dieser jetzt ganz waldarmen Gegend lässt sich am Bestimmtesten nachweisen, dass sie ursprünglich ein dichtes Waldland und selbst noch im Mittelalter reich an bedeutenden Wäldern war.

Zu Herodots Zeit wohnten im südlichen Theile von Saratow und im nördlichen des Kosakenlandes die Budinen und Gelonen, in einer von mannigfaltigen Bäumen dicht bewaldeten Landschaft, in welcher an stehenden Wassern, an rohrumkränzten Sümpfen Ottern und Biber gefangen wurden. Hier lag eine Stadt, die, dem Charakter der Waldlandschaft entsprechend, ganz aus Holz erbaut und auch mit hölzernen Mauern umgeben war [1]) — wie auch das heutige Saratow über hundert Jahre hindurch eine hölzerne Festung mit Thürmen und Thoren hatte [2]). Nördlich vom Budinenlande lag, sieben Tagereisen weit, ein menschenleerer Landstrich, — dann kam man, wenn man sich mehr nach Osten wandte, zu dem Jägervolk der Jyrken und Thyssageten, die in undurchdringlichen Wäldern hausten, und deren Sitze im nordöstlichen Saratow und in den südlichen Theilen der Gouvernements Pensa und Simbirsk zu suchen sind. Diese Nachrichten über den Waldreichthum jener Landschaften, so auffallend sie bei dem ersten Blick auf die heutige Beschaffenheit derselben erscheinen, haben gleichwohl einen hohen Grad von Zuverlässigkeit, da die Handelsstrasse der Griechen zu den Issedonen durch die bezeichneten Gegenden führte, Herodot sich ausdrücklich auf das Zeugniss der Kaufleute beruft und ein Irrthum der Reisenden bei solchen Nachrichten undenkbar ist. Auch werden sie von andern Seiten in unabhängiger Weise bestätigt. Wir erfahren z. B., dass im Budinenlande zur Griechenzeit das Elenn hauste [3]), eine Notiz, die im vollkommenen Einklang mit Herodots Angaben über die dort vorkommenden Ottern und Biber die Gegend als eine wasser- und sumpfreiche Waldlandschaft bezeichnet.

Genau dasselbe Bild gewinnt man aus den Angaben der arabischen Geographen, deren Terrainkenntniss aus derselben Quelle, wie die der Griechen floss. Auch die Araber durchzogen des Handels wegen dieses Land: sie reisten nach Bulgar, und gaben dem Landwege den Vorzug, da die Schiffahrt auf der Wolga stromaufwärts doppelt so lange Zeit be-

1) Herod. IV, 21. 108. 109.

2) Göbel, Reise in die Steppen des südlichen Russlands. Dorpat 1838. 4. Bd. I, S. 289.

3) Aristot. de mirabilibus c. XXIX, und die Stellen, die Beckmann hiezu anführt.

anspruchte [1]) Zu ihrer Zeit wohnten hier die Burtas, deren Land sich fünfzehn Tagereisen weit längs der Wolga erstreckte und südlich an das Reich der Chazaren, nördlich an das der Bulgaren stiess, und schildern sie als ein ebenfalls in hölzernen, aber vereinzelt stehenden Häusern wohnendes Jägervolk, das den Arabern die sehr geschätzten, nach ihm *burtasije* genannten schwarzen Fuchspelze lieferte [2]). Istachry bemerkt ausdrücklich, dass der den Bulgaren zinspflichtige Theil der Burtas in Wäldern lebte [3]).

Bedeutende Wälder haben sich hier bis in das späte Mittelalter und die neuere Zeit erhalten. Die Stadt Saratow selbst erhebt sich auf altem Waldboden: wo jetzt die Kirche zum Erzengel Michael steht, war dichter Wald und der Ort heisst noch jetzt „die Baumstümpfe“ [4]). Der Freiherr von Haxthausen erfuhr, dass die Wälder am grossen Irgis, wo jetzt eine kahle Steppe sich ausdehnt, noch vor sechszig Jahren fast undurchdringlich waren“ [5]). Westlich davon, im nördlichen Theile des Kosakenlandes und im Gouvernement Woronesh befanden sich am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts „die stattlichsten Wälder mit hohen Eichen, Buchen, Birken und Tannen“ [6]), die Peter dem Grossen ein treffliches Bauholz für seine Flotte lieferten. Im folgenden Jahrhundert sah noch Gmelin bei Pawlowsk am Don ausgedehnte Waldungen, die zu Clarke's Zeit bereits ausgerottet und durch unansehnliches Unterholz ersetzt waren [7]). Damit stimmt überein, dass Jenkinson auf seiner Reise nach Astrachan, in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, erst von Perewolok (Zaritzin) die Steppe beginnen lässt [8]). Wenden wir uns nun nordwärts, zu den Sitzen der Thyssageten und Jyrken, so gelangen wir in die eigentlichen Eichenländer: die Gouvernements Simbirsk und Pensa. Pallas war Zeuge ihrer Verwüstung. „Mit Bedauern“, sagt der berühmte Naturforscher, „sah ich überall die Ruinen der

1) Istachry, bei Dorn Geographia Caucasia, in den Mémoires de l'Académie de St. Petersbourg, VIème série, t. VI, p. 532. — d'Ohsson, des peuples du Caucase p. 53.

2) Saweljew, Muhamedanische Numismatik, in Erman's Archiv Bd. VII, p. 57. — d'Ohsson, a. a. O. S. 72. 73. — v. Hammer, goldne Horde, S. 14.

3) Bei Dorn, a. a. O., S. 531.

4) Göbel, a. a. O., I, S. 289.

5) v. Haxthausen, Studien etc. Bd. II, S. 57.

6) Müller, Sammlung russ. Geschichten, Bd. II (1737), S. 179.

7) Clarke, Travels, I, p. 219, 220.

8) Recueil des voyages au Nord (Nouv. édition), Amsterdam 1732. 8. t. IV, p. 476.

schönsten zerstörten Eichenwaldungen, die nur mit schlechten strauchenden Loden aus den nachgebliebenen Stöcken aufschlagen. Alles Bau- und Schirrholz müssen hier die Eichen hergeben, und zu den Thorwegen des elendesten Bauernhofs müssen allemal zwei der dicksten und geradesten Eichenstämme, die der Bauer nur anzuführen vermag, dienen, anstatt dass man sie zu höhern Endzwecken schonen sollte. Ueberall sieht man Vorräthe von breiten eichenen Bohlen, deren nur zwei aus einem Stamm gespalten zu werden pflegen, herum liegen, womit der Bauer zur Stadt fährt und womit alle Stuben gedielt werden. Auf dem ganzen Wege bis Pensa sieht man überall diese und andere Beispiele der unverzeihlichsten Verschwendung des edeln Eichenholzes.... Die Natur thut hier und forthin durch die ganze pensische Statthalterschaft alles Mögliche, um schöne Eichenwaldungen hervorzubringen“ [1]). In Bezug auf den südlichen Theil des genannten Gouvernements bemerkt derselbe Reisende: „Die bis auf drei Spannen dicke Bedeckung des Landes mit schwarzer Pflanzenerde, welche auch auf den offenen, flachgewellten, mehrentheils nordwärts haltenden Gefilden und offenen Hügeln überall angetroffen wird, rührt unstreitig von vormaligen, alle diese Gegenden bedeckenden Waldungen her. An vielen Orten erkennt man auch, theils an dem aus den Wurzeln ausgeschlagenen Gesträuch, theils an den aus ältern Wurzelstöcken entstandenen häufigen Rasenhügeln die Spuren sonst vorhandener völlig verwüsteter Eichenwälder“ [2]). Auch im Gouvernement Saratow, das jetzt fast ganz Steppe ist, haben sich solche Ueberreste früherer Waldungen, Büsche von Eichen, Birken, Espen, wilden Obstbäumen, bis in die neueste Zeit erhalten; aber die unerbittliche Steppennatur verwischt diese Spuren einer bessern Zeit immer mehr und mehr [3]). Als Pallas im vorigen Jahrhundert von Pensa über Petrowsk nach Saratow reiste, fand er hinter Petrowsk wie hinter Sokura noch ziemlich beträchtliche Waldbestände [4]).

Dem fetten Humusboden, dem Product ehemaliger Laubwälder, welche diese ganze Gegend, auch jenseits der Wolga in der Richtung auf Uralsk hin bedeckten, ist die ausserordentliche Fruchtbarkeit zu danken, welche die Gouvernements Pensa, Simbirsk, Saratow und Woronesh auszeichnet. Im Saratowschen braucht man nur für den Taback

---

1) Pallas, Bemerkungen etc., I, 13. 14.
2) Pallas, a. a. O., I, 24.
3) Göbel, a. a. O., I, 305.
4) Pallas, I, 43. 44.

Dünger[1]), und hält ihn sonst sogar für schädlich, — eine Annahme, welche nach der Ansicht des Chemikers Göbel, der die verschiedenen Bodenarten dieses Gouvernements einer wissenschaftlichen Analyse unterworfen hat, wohl begründet sein kann[2]). Dennoch, sagt derselbe Gelehrte, hat man Beispiele, dass ein und dasselbe Feld zwanzig, dreissig, ja vierzig Jahre hinter einander ohne Dünger mit Weizen besät wurde und nach Massgabe der allgemeinen Fruchtbarkeit des Jahres die reichsten Erträge lieferte. Selbst der gewöhnliche Steppenboden wird von Göbel als ein humusreicher Sandboden charakterisirt, der bei hinlänglicher Feuchtigkeit sich ungemein ergiebig zeigt, während der sogenannte Weizenboden den fruchtbarsten und glücklichsten Erdmischungen beigezählt werden muss, die überhaupt gefunden werden können.

War nun die Gegend im Norden der grossen Donbiegung einst ein ausgedehntes Waldland, so war sie in Folge der Bodenbeschaffenheit ohne Frage auch an Sümpfen reich, wie Herodot sie schildert. Denn die Zuflüsse des obern Don haben niedrige Ufer und setzen bei den Frühjahrsüberschwemmungen das anliegende Land weit und breit und für längere Zeit unter Wasser. So der Woronesh: durch die Verdunstung des bei seinen Ueberschwemmungen zurückbleibenden Wassers wird die Luft in der Gouvernements-Hauptstadt für gewisse Jahreszeiten höchst ungesund[3]). Auch die Ufer des Bitjug sind noch jetzt sumpfig[4]); der Choper überschwemmt zwei Werst weit das Land und sein Zufluss, die Worona, ist, wie Petzholdt bemerkt, mit todten Flussarmen, Uferlachen, Ausbuchtungen, sumpfigen Ufern überaus gesegnet[5]). Die Gegend, wo der Don das Kosakenland betritt, schildert Clarke in der Mitte des Monats Juni folgendermassen: „Wir reisten (von Kasanskaja) bis zum Abend dreissig Werst und brachten die Nacht in einer Gegend zu, die voll von Morästen, übelriechenden Sümpfen und schlammigen Lachen war, an deren stagnirendem Wasser einige Karavanen ebenfalls Halt gemacht hatten... Die Atmosphäre einer solchen Gegend kann im Sommer nur pestilentialisch sein. Das Land gleicht den pontinischen Sümpfen in Italien, ist voll Röhricht, Bin-

1) Humboldt's, Ehrenberg's und Rose's Reise nach dem Ural u. s. w., Bd. II, S. 219.

2) Göbel, a. a. O., I, 295—299.

3) Clarke, Travels, I, 203. 210.

4) Arseniew, Reisebemerkungen über die Regierungsbezirke von Woronesh, Kursk u. s. w. in Erman's Archiv, V, 185.

5) Al. Petzholdt, Beiträge zur Kenntn. des Innern v. Russland, S. 175. 176.

sen und hohen Wasserpflanzen; das unaufhörliche Geschrei der Frösche und Kröten übertönte jedes andere Geräusch während der Nacht“ [1]). Zeigen sich nun noch jetzt, wo das Land baumleer ist, mitten im Sommer solche Nachwirkungen des Frühjahrswassers, so werden wir uns eine Vorstellung von der Bodenbeschaffenheit zu jener Zeit machen können, als noch die von den griechischen und arabischen Reisenden erwähnten Waldungen das Land bedeckten, die Verdunstung behinderten und die Wasserfülle der Flüsse vermehrten. Da war die Bildung ausgedehnter Moräste unvermeidlich, und es wird nicht mehr befremden, dass in der feuchten Waldwüste Ottern und Biber hausten, in den Sümpfen der Flussniederungen das Elenn vor den Insecten sich schirmte. Und es fehlt nicht an positiven Zeugnissen, dass diese Thiere sich hier bis in das späteste Mittelalter aufgehalten haben. Karamsin theilt die Reisebeschreibung eines russischen Geistlichen mit, der im J. 1380 den Metropoliten Pimen nach Konstantinopel begleitete; hier heisst es bei der Fahrt auf dem obern Don: „nur wilde Thiere, Antilopen, Elennthiere, Wölfe, Bären, Fischottern und Biber schauen auf die reisenden Fremdlinge, wie auf eine in diesen Gegenden seltene Erscheinung; Schwäne, Adler, wilde Gänse und Kraniche schwebten beständig über uns“ [2]). Viel jünger als dieser Bericht, ist wohl die Stadt Bobrow, d. i. die Biberstadt, am Bitjug, — deren Namen die Natur des Landes zur Zeit ihrer Gründung veranschaulicht. Auch im nördlichen Saratow erinnert der (türkische) Name des Baches Kondaly daran, dass es dort vormals Biber gab [3]). Die Araber erhielten die Biberfelle nicht bloss von Türken, sondern auch von Slawen; denn sie kennen und brauchen auch den slawischen Namen des Thieres, und Edrisi bezeichnet die Waldungen nördlich vom Komanenlande als Aufenthaltsort des Bibers [4]). Jetzt scheint sich das menschenscheue Thier ganz aus diesen Gegenden zurückgezogen zu haben [5]); Elennthiere, Biber und Ottern zusammen fand Pallas (1768) noch im Lande der Thyssageten

---

1) Clarke, Travels I, 236.

2) Karamsin, russ. Gesch., Bd. V, S. 94.

3) Pallas, Bemerkungen etc., I, 40.

4) Frähn, Ibn Fosslan's und anderer Araber Berichte über die Russen älterer Zeit (St. Petersb. 1823. 4.), S. 56. Note.

5) v. d. Brincken versichert zwar (Bewaldung der Steppen, S. 68), dass sich am Don noch jetzt Biber aufhalten; ich habe aber nirgends eine Bestätigung dieser Nachricht gefunden.

und Jyrken, am Sok, an der Samara und deren Zuflüssen; Biber und Ottern waren aber auch hier bereits im Verschwinden [1]).

Ich habe den ehemaligen Waldreichthum der jetzigen Steppen nördlich von der grossen Donbiegung ausführlicher nachgewiesen, nicht bloss, um die Angaben des griechischen Historikers über die Beschaffenheit des Budinenlandes zu begründen [2]), sondern vornehmlich, weil diese Thatsache von der äussersten Wichtigkeit für die atmosphärische Beschaffenheit und somit für die Culturfähigkeit der nordpontischen Küstenlandschaften ist. Die Gouvernements Woronesh und Tambow, der nördliche Theil des Kosakenlandes und das Saratow'sche mit Einschluss der einst dichtbewaldeten Gegenden an den Irgisbächen jenseits

1) Pallas, Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs, Thl. I, (2. Aufl. St. Petersb. 1801), S. 97. 198. 199. 211.

2) Wie wenig es zur Erläuterung alter Schriftsteller genügt, einige neuere Reisebeschreibungen zu durchfliegen, lehrt Herr Dr. Kolster, der in den neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, herausgegeb. v. Seebode und Jahn, Suppl. XII. XIII. 1846, zwei längere und sonst sehr schätzenswerthe Arbeiten über Herodot's Skythenland veröffentlicht hat. Nachdem er durch eine ruhige und vorsichtige Kritik bei Erklärung des alten Historikers den Leser für sich eingenommen hat, überfällt ihn plötzlich eine Wildheit, sobald er im Norden der Donbiegung zu dem Budinenlande gelangt: die Wälder und Sümpfe, Bibern und Ottern bringen ihn ausser sich, und lediglich aus nicht hinlänglicher Kenntniss der Localität stürzt er sich in die verzweifeltsten Hypothesen. Zu seinem Schrecken erfährt hier der Leser, dass Herodot den Don mit der Donau verwechselt haben soll: und nun folgt eine Reihe der abenteuerlichsten Combinationen. Die Budinen glaubt Herr Dr. Kolster in den Bulinen am adriatischen Meer (auf dem dalmatischen Gebirg zwischen Sebenico und Spalatro) zu entdecken; um sie aber näher bei der Hand zu haben, zieht er sie bis an die Donau zwischen Save und Drau. Die Namen des Syrgis und Oaros, zweier Flüsse, welche das Budinenland durchströmen, will er in den Namen Sirmium und Noaros wieder erblicken; die Thyssageten, die nordöstlich von den Budinen wohnen, sollen die Agathyrsen, und der Zug des Dareios gegen die Skythen soll durch die heutige Walachei zwischen Peterwardein und Essek über die mittlere Donau gegangen sein, — u. s. f. Zu allen diesen Combinationen, die man kaum ohne Bestürzung anhören kann, sollen nun Ptolemaios' Angaben über die Sitze der Budinen den Weg gewiesen haben. Aber wer sich die Mühe giebt, dem gelehrten Alexandriner unter Zugrundelegung der festen Punkte an der Nordküste des schwarzen Meeres nachzurechnen, wird zu dem Resultate gelangen, dass seine Budinen der heutigen Stadt Kiew gegenüber im südwestlichen Theile des Gouvernements Tschernigow wohnten, — in Gegenden, die von Slawonien und Dalmatien doch noch recht weit entfernt sind. Herr Dr. Kolster würde seine sonst treffliche Arbeit mit derselben Besonnenheit, die ihren Anfang auszeichnet, auch beendet haben, wenn er das Relief des von den Zuflüssen des obern Don durchströmten Bodens genauer gekannt und dadurch die Ueberzeugung gewonnen hätte, dass Herodot's Angaben den physischen Verhältnissen durchaus entsprechen.

der Wolga hängen im Norden mit Gouvernements zusammen, die noch im vorigen Jahrhundert mit ausgedehnten und schwer zugänglichen Waldungen bedeckt waren. Die dichten und sumpfigen Wälder an der Mokscha im nördlichen Tambow und stromabwärts bei Murom im Gebiet von Wladimir und Nishne-Nowgorod waren bis in die neue Zeit berüchtigt; in Pensa und Simbirsk erhoben sich finstere und weit ausgedehnte Wälder am rechten Ufer der Sura noch im J. 1768, als Pallas diese Gegenden durchreiste. Das umfangreiche Land zwischen der untern Oka im Westen und der Wolga im Norden und Osten war im Mittelalter ein zusammenhängender Eichen- und Lindenwald, in dessen geheimnissvollem Dunkel die finnischen Mordwinen heidnisches Wesen bis in dieses Jahrhundert bewahrten. Hieraus ergiebt sich für die Beschaffenheit des Landes im Alterthum ein wichtiges Resultat: von den noch jetzt vorhandenen unermesslichen Urwäldern Wologda's, Perm's und Wjätka's erstreckte sich zur Griechenzeit eine gewaltige, feuchte, zum Theil sogar sumpfige Hylaia durch die Gouvernements Nishne-Nowgorod, Kasan, Simbirsk, Pensa, Saratow bis nach Woronesh und dem nördlichen Theile des Kosakenlandes hin, durch fünfzehn Breitengrade hindurch. Diese ausgedehnte Waldregion musste allerdings für das Klima der pontischen Küsten, nicht sowohl durch eine Modification des Grades der mittleren Jahrestemperatur, als durch die Einwirkung auf die Masse des feuchten Niederschlages, von wesentlicher Bedeutung sein. Sie lag im Nordosten der pontischen Küstenlandschaften, und zog sich über die Wolgahöhen hin, die beträchtlichsten Bodenerhebungen des südlichen Russlands. Die feuchten Ausdünstungen, die über der weiten Waldwüste ruhten, mussten im Winter die Schärfe, im Sommer die Trockenheit des Nordosts mildern, und somit die beiden wesentlichsten Uebel des jetzigen Klima's der neurussischen Steppen erheblich abschwächen [1]).

1) Nach einer Notiz bei Plinius (hist. nat. II, c. 46) berichteten Einige, dass der Cäcias auf dem schwarzen Meere Wolken mit sich führe, — was, vielleicht abgesehen von der Gegend bei Trapezunt, nicht sehr glaublich ist, da dieser Wind aus ONO wehte. Da aber der Cäcias auch Hellespontias genannt wurde und der letztere Name für das eigentliche Hellas mehr dem Meses, einem Nordostwinde, als dem Cäcias entspricht, mag Plinius aus einer Quelle geschöpft haben, welche in der auf den Meses lautenden Nachricht die seemännische Terminologie in den gewöhnlichen Sprachgebrauch übersetzt und an Stelle des sehr selten genannten Meses den dem Volke bekannteren Hellespontias eingeschoben hatte. Der Meses konnte in der That sowohl über die Gewässer des bosporanischen Reiches, wie über die Olbia's, Wolken heraufführen: er wehte über die nordöstliche feuchte Hylaia.

In welchem Grade die nördlichen Winde jetzt der Baumvegetation in Neurussland schaden, lehrt das Dnjepr-Thal in sehr auffallender Weise. Es ist, wie bemerkt, ziemlich gut bewaldet. Aber bei den zahlreichen Krümmungen des Flusses springt die Vegetation häufig von dem einen Ufer zum andern über, je nachdem das rechte oder das linke gegen die Nord- und Nordostwinde geschützt ist. Die geschirmten Abhänge sind mit Bäumen und Sträuchern bedeckt; aber diese verlieren an Frische des Wuchses, je mehr sie sich dem Niveau der hohen Steppe nähern; auf die von den nördlichen Winden bestrichene Ebene wagen sie sich freiwillig nicht hinaus [1]). Es war also auch für die Baumvegetation von Bedeutung, dass im Alterthum die Kraft des strengen Elements durch dicht bewaldete Höhen im Nordosten gebrochen war.

Fassen wir das Resultat dieser Untersuchung zusammen.

In den nordpontischen Küstenländern hatte sich zur Griechenzeit die Steppennatur noch nicht vollständig entwickelt. Die Wälder des mittleren Russlands erstreckten sich damals weiter nach Süden, bis an die Graniterhebung; und im Nordosten zog sich ein breiter Gürtel von dichten, zum Theil feuchten Wäldern tief nach Süden, bis zu der Stelle hinab, wo Wolga und Don sich am meisten nähern. Innerhalb dieses durch den weiter vorgeschobenen Waldrand enger begrenzten Terrains erhob sich auf dem continentalen Theile des heutigen taurischen Gouvernements ein ziemlich ausgedehnter Wald, von dem jetzt nur sehr unbedeutende Ueberreste erhalten sind; die taurischen Gebirgswälder erstreckten sich nordwärts tiefer in die Ebenen hinab, und auch die bosporanische Halbinsel war mit Eschen- und Ulmenwäldern versehen. Im übrigen Theile der Ebene nahm die Waldarmuth immer mehr zu, je weiter man nach Osten ging. Nur hier, in gerade östlicher Richtung, zwischen den Parallelen der Kuma- und Wolgabiegung, hingen die pontischen Küstenländer mit ächten Steppen zusammen.

Das Klima war im Winter strenge, besonders im Vergleich mit dem griechischen; Lorbeer und Myrthe widerstanden dem Frost nicht. Dagegen war die Sommerwärme selbst den Hellenen auffallend, und völlig hinreichend, um den Wein und die edlern Obstarten zur Reife zu bringen. Ueber grosse Trockenheit der Luft erhob sich damals keine Klage, obgleich sie von Ackerbaucolonien, als der wichtigste Grund des Misswachses in diesen Gegenden, schmerzlich empfunden werden musste und in den hellenischen Staaten, die auf Getreidezufuhr aus den

1) Hommaire de Hell, I, 165. 166.

pontischen Häfen angewiesen waren, nicht hätte unbekannt bleiben können. Der Grund liegt in dem näher gerückten Kranze feuchter Wälder, der die Küstenlandschaften umgab und sie namentlich gegen die austrocknenden Nordostwinde schützte. Der Hauptübelstand des Klima's, der heute eine gleichmässige Ergiebigkeit des überaus fruchtbaren Bodens hindert, äusserte also im Alterthum seine nachtheiligen Wirkungen nicht.

So war das Land beschaffen, in dem die Hellenen sich ansiedelten.

Zweites Buch.

Die Bewohner.

Wenn die Hellenen in Skythien ein Land vorfanden, das durch die Bestandtheile und die frische Kraft seines jungfräulichen Bodens einen reichen Lohn für die Mühe des Anbaus versprach, und ein Klima, das viel günstiger war, als sie erwartet hatten, schien die Eigenthümlichkeit der hier hausenden Völkerstämme friedlichen Ansiedelungen keine besonders erfreuliche Aussicht zu eröffnen. Der geringe Grad der unter den nordischen Barbaren verbreiteten Cultur konnte unternehmungslustige Kaufleute zwar zu der Hoffnung berechtigen, dass sie aus dem Verkehr mit Gegenden, in denen Viehzucht, Fischerei und Jagd überaus reiche Erträge lieferten, alle die Vortheile ziehen würden, die für ein in allen Künsten weit vorgeschrittenes Volk aus dem durch Concurrenz nicht beengten Tauschhandel mit ungebildeten Nationen hervorzugehen pflegen, sobald diese die Bedürfnisse eines bequemeren Lebens kennen lernen; aber derselbe Umstand machte es auch fraglich, ob feste Ansiedelungen inmitten roher Nomadenstämme die für ihr Gedeihen erforderliche Sicherheit und die erwünschte Gelegenheit zur Ausbreitung ihrer Handelsbeziehungen nach dem Innern finden würden. Es ist interessant zu erforschen, wie die Griechen mit der unvergleichlichen Klugheit und Geschmeidigkeit, die dieses seltene Volk für den Verkehr mit den verschiedensten Nationen geschickt machten, die hieraus hervorgehenden Schwierigkeiten durch sorgsame Benutzung aller günstigen Umstände und namentlich durch die Wahl der Punkte, an denen sie sich niederliessen, zu überwinden suchten. Um dieses deutlich zu machen, müssen wir einen Blick auf die Bewohner der Küstenlandschaften werfen, mit denen die Griechen in Verbindung traten.

Herodot's Skythen.

Die Hellenen nannten die Stämme, die sie bei ihrer Ansiedelung diesseits des Don fanden, Skythen; die Reitervölker, welche die Steppen zwischen dem Don, der Wolga und dem Kaukasus durchschwärmten, Sarmaten.

Die Vermuthungen über den Ursprung der Skythen haben das Reich der Möglichkeit so vollkommen erschöpft, dass nur die Satyre eine neue Hypothese aufstellen könnte. Einige halten die alten Skythen für einen Zweig der indo-germanischen Völkerfamilie, insonderheit für Slawen oder für Arier; Andere für Türken; Andere für Finnen; noch Andere für Mongolen; die letzte Ansicht, die namentlich von Niebuhr aufgestellt ist, wird von einigen Seiten bereits als veraltet oder gar als „sonderbar" bezeichnet. Für jede dieser Meinungen haben sich sehr bedeutende Autoritäten ausgesprochen; zur Zeit scheinen jedoch diejenigen, welche die Skythen für Finnen halten, den meisten Anklang zu finden.

Wo die namhaftesten Gelehrten so erheblich von einander abweichen, konnte es natürlich nicht ausbleiben, dass Einige behaupteten, die Griechen hätten mit dem Namen Skythen kein bestimmtes Volk bezeichnet, sondern unter diesem unbestimmten Sammelnamen alle verschiedenen Völker begriffen, die im Alterthume die weiten Landstriche des heutigen europäischen und asiatischen Russlands durchzogen.

Wenn diese Behauptung richtig wäre, so würden die ernsten Forschungen bedeutender Historiker ein so trauriges Bild fruchtlosen Bemühens darstellen, dass ein zweiter Polygnot auf einem neuen Gemälde der Unterwelt für ein thörichtes, unerspriessliches Unterfangen kein bezeichnenderes Symbol finden könnte, als einen Gelehrten, der über die Abstammung der Skythen schreibt. Aber die Behauptung ist weniger richtig, als bequem, und die wahre Sachlage folgende.

Das erste Volk, welches die Griechen an der Küste zwischen den Mündungen der Donau und des Dnjepr kennen lernten, nannten sie Skythen; es ist natürlich und eine in der Völkerkunde häufig wiederkehrende Erscheinung, dass in neu entdeckten Ländern der Name des zuerst bekannt gewordenen Volkes auch auf die weiter entfernt lebenden, die allmählich aus dem Dunkel auftauchen, ausgedehnt wird, bis eine genauere Kenntniss wesentliche Stammunterschiede ergiebt. Der Name Skythen kommt in der griechischen Literatur zuerst bei Hesiod vor; wenn alle Werke dieses alten Dichters erhalten wären und wenn er in ihnen die Skythen häufiger erwähnt hätte, würden wir wahrschein-

lich die ganze Unbestimmtheit und Elasticität des Ausdrucks erkennen, die der Zeit aufdämmernder Kenntniss natürlich war. Noch zwei Jahrhunderte später bezeichnete der Milesier Hekataios ziemlich unbestimmt alle Völker nördlich vom schwarzen Meere als Skythen; die Melanchlainen oder Schwarzmäntel, die Issedonen sind bei ihm Skythen; und wenn eine Notiz des Byzantiners Stephanos genau ist, nannte er sogar Kaschmir im fernen Asien ein skythisches Vorgebirge[1]). Ebenso unbestimmt erscheint der Ausdruck bei Hellanikos; er nennt die Maioten Skythen[2]); und selbst ein Zeitgenosse Herodots, der Historiker Herodor, scheint alle Völker nördlich vom Pontos als Skythen bezeichnet zu haben, obgleich wir bei ihm, als einem geborenen Herakleoten, wohl eine genauere Kenntniss jener Gegenden erwarten durften; nach seiner Deutung war Prometheus ein König der Skythen; Skythen schmiedeten ihn an den Felsen, weil er ihr Land vor den Ueberschwemmungen des Flusses Aëtos nicht schirmen konnte[3]).

Mit ähnlichen Vorstellungen kam auch Herodot nach Olbia, wo sich damals bereits Skythen angesiedelt hatten. Der Mann, den seine Wissbegierde antrieb, unter den Palmen Babylons die gelehrten Chaldäer aufzusuchen und an den Ufern des Nil sich in die Weisheit ägyptischer Priester einweihen zu lassen, versäumte auch hier nicht, persönliche Beziehungen mit einflussreichen Personen unter den nördlichen Barbaren anzuknüpfen[4]), und er erfuhr sowohl von ihnen, wie von den zahlreichen Kaufleuten, die nach Norden weite Reisen gemacht hatten und von denen man, wie er versichert, leicht Nachrichten über die nördlichen Völker erhalten konnte, dass hier durchaus nicht überall Skythen wohnten, sondern dass dieser eigenthümliche Menschenschlag im Westen, Norden und Osten von Völkern andern Stammes umgeben war. Ja wir können mit Sicherheit annehmen, dass sich in einer Handelsstadt mit so ausgebreiteten Verbindungen wie Olbia theils des Handelsverkehrs wegen, theils als Sklaven

---

1) Hecataei Milesii fragmenta ed. Klausen. Berolini 1831. no. 154. 168. 179. Hier heisst es *Κασπάπυρος, πόλις Γανδαρική, Σκυθῶν ἄκτη.* Kaspapyros ist Kaschmir, das bei den Indern Kâçyapura heisst. Herodot schreibt also (III, 102) unrichtig Kaspatyros. Vgl. Lassen, Keilinschriften von Persepolis S. 111. Kaçyapa war ein Heiliger, welcher den See, der einst das Thal von Kaschmir ausfüllte, abliess und so das Land bewohnbar machte. Klaproth, mémoires rélatifs à l'Asie, II, 218.

2) Hellanici fragm. 92, bei Müller fragm. hist. Graec. I, p. 57.

3) Schol. Apoll. Rhod. II, 1248. Fragmenta Herodori bei Müller, II, 34.

4) Herod. IV, 76.

stets eine beträchtliche Anzahl nördlicher Barbaren aufhielt, die von den hier lebenden Skythen nicht als Landsleute anerkannt wurden, so dass sich Herodot durch eigne Erfahrung von der Verschiedenartigkeit der im Norden lebenden Stämme überzeugen konnte.

Diese Beobachtung, die einer ungenauen, in Griechenland verbreiteten Ansicht widersprach, bestimmte ihn, die Stammverschiedenheit der nordpontischen Völker scharf zu betonen. Das Volk, welches er Skythen nennt, war im Innern des Landes von Westen nach Osten von den Agathyrsen, Neuren, Androphagen oder Menschenfressern, Melanchlainen oder Schwarzmänteln, und Sarmaten umgeben; auf dem Gebirge der taurischen Halbinsel wohnten die Taurer. Er bezeichnet diese Völker nicht nur im Allgemeinen als Nachbarn des Skythenlandes [1]) und dadurch als zu einem andern Stamme gehörig, sondern er hebt auch im Einzelnen die Stammverschiedenheit mit Nachdruck hervor. Die Neuren werden von den Skythen durch einen grossen See getrennt [2]); die Androphagen sind „ein eignes und durchaus kein skythisches Volk“ [3]); sie haben auch eine eigene Sprache [4]); eben so sind die Melanchlainen „ein anderes, nicht ein skythisches Volk“ [5]); und „wenn man über den Tanais kommt, so ist hier nicht mehr skythisches Land, sondern das erste Gebiet gehört den Sauromaten“ [6]). Dagegen kennt Herodot im Nordosten inmitten anderer Völker einen Stamm, den er als verwandt mit den Skythen bezeichnet; wobei er sich verständig auf das Zeugniss der pontischen Skythen beruft.

Es ist nicht zu leugnen, dass diese scharfe Betonung der Stammunterschiede nicht bloss eine Berichtigung der gemeinen in Griechenland verbreiteten Ansicht, sondern namentlich eine Polemik gegen Hekataios bilden sollte, den Herodot an mehreren Stellen seines Werkes widerlegt, ohne ihn zu nennen. Allein es hiesse Herodots schlichten Charakter verkennen, wenn man meinen wollte, dass ihn hier Streitsucht zu Behauptungen geführt hätte, von deren Wahrheit er nicht völlig überzeugt war; man kann im Gegentheil sagen, dass er zu sehr geneigt war, als wahr anzunehmen, was ihm von sonst glaubwürdigen Personen berichtet wurde; wo er unentschieden ist, setzt er die widerstreitenden Angaben unparteiisch auseinander, und wo er zweifelt, drückt er seine abweichende

1) Herod. IV, 100.
2) IV, 51.
3) IV, 18.
4) IV, 107.
5) IV, 20.
6) IV, 21.

Meinung in einer Weise aus, welche den überzeugendsten Beweis für sein redliches und unbefangenes Streben nach Wahrheit liefert. Er hatte nicht die Charakterschärfe Strabon's, der, wie an Geist und Gelehrsamkeit, so auch in seiner Neigung und Abneigung ein gewaltiger Mensch war, und der sich durch vereinzelte Irrthümer und zweifelhafte Behauptungen eines Schriftstellers bestimmen liess, das ganze Werk desselben mit tiefem Argwohn und in wegwerfender Weise zu behandeln. Und was Herodots Verhältniss zu Hekataios betrifft, so behandelt er dessen Ruhmredigkeit über seine Ahnen, von der ihm die ägyptischen Priester erzählt hatten, allerdings nicht ohne einen mit Bonhommie gemischten Anflug von Satyre, wie sich überhaupt in seinen Bemerkungen über das angeblich ächtgriechische Blut der Ionier Kleinasiens eine spöttische Färbung nicht verkennen lässt; allein wo er auf den wahren Werth des berühmten Milesiers zu sprechen kommt, auf seine politische Wirksamkeit in der bedenklichsten Periode der ionischen Colonien, stellt er seine Thätigkeit in einem Lichte dar, welches deutlich zeigt, wie weit er von jeder Verkleinerungssucht entfernt war. Herodots Charakter nöthigt uns also, seine Angaben über die Stammverschiedenheit der Völker des Nordens deswegen, weil sie auch eine polemische Bedeutung haben, nicht bloss nicht als zweifelhaft, sondern aus demselben Grunde als auf positiven Kenntnissen beruhend zu betrachten.

Herodot schlug indess nicht den richtigen Weg ein, um in die verworrenen Ansichten über die Völkerverhältnisse des Nordens Klarheit und Ordnung zu bringen. Da sich das Volk zwischen Donau und Don, wie er selbst berichtet, nicht Skythen, sondern Skolot nannte, so konnte man füglich keinen durchgreifenden Einwand gegen die weitere Ausdehnung des Namens Skythen auf andere nordische Völker erheben; es mochte sich vielmehr empfehlen, die zahlreichen Stämme, welche sich auf dem Boden des heutigen russischen Reiches bewegten, ohne Rücksicht auf ihre Verwandtschaft der Kürze wegen unter einer geographischen Benennung zusammenzufassen, und es musste als willkürlich erscheinen, wenn Herodot den hiefür in Gebrauch gekommenen Namen auf einen bestimmten Stamm ausschliesslich fixiren wollte. Wirksamer wäre es gewesen, wenn er versichert hätte, es gäbe hier überhaupt keine Skythen; das Volk, welches man mit diesem fingirten Namen benenne, hiesse Skolot; und wenn er nun in der consequenten Anwendung des ächten Volksnamens die Bahn gebrochen hätte. Zu einem so durchgreifenden Verfahren war er aber nicht geeignet; er hatte leider eine entschiedene Neigung, barbarischen Namen eine griechische Form zu geben, und der Name Skythes hatte einen so griechi-

schen Anstrich, dass selbst Hellenen ihn aus ihrer Sprache zu erklären suchten. Obgleich sich Herodot bei dieser Gelegenheit, die ihn zu einer nachdrücklichen Berichtigung irrthümlicher Ansichten veranlasste, überzeugen konnte, wie leicht sich an die Anwendung lediglich geographischer, nicht nationaler Namen fehlerhafte Vorstellungen knüpften, nennt er doch das von ihm geschilderte Volk Skythen; und führt in der Nachbarschaft desselben, statt der ächten Völkernamen, Agathyrsen, Androphagen, Melanchlainen auf, — Namen, die entweder griechisch umgemodelt, oder vollständig von Griechen erdichtet, oder nach der — vermeintlichen oder wirklichen — Bedeutung der wahren Volksnamen ins Griechische übersetzt und in dieser Form von vorn herein geeignet sind, den genannten Völkern einen nebelhaften Charakter aufzudrücken. Herodot hat namentlich für Uebersetzungen barbarischer Namen eine so überwiegende Vorliebe, dass er sogar zu verstehen giebt, man möge auch statt der Namen Dareios und Xerxes, die den persischen Klang doch nicht mit übergrosser Genauigkeit wiedergeben, Arēios und Herxeios sagen. Diese Uebersetzungssucht, die selbst bei bessern philologischen Kenntnissen, als sie den Griechen eigen waren, ihre sehr bedenkliche Seite hat, und die Nichtachtung fremder Eigennamen, die dem ächten Wort gern ein ungefähr ähnlich klingendes der eigenen Sprache substituirte, bildete im Alterthum ein wesentliches Hinderniss correcter Ansichten über die Völkerverhältnisse des Nordens; und in Bezug auf die Skythen hat sogar Herodot zuweilen die Genauigkeit des Ausdrucks dem allgemeinen Sprachgebrauch geopfert. Denn obgleich er von den Massageten erzählt, dass auch sie von Einigen für ein skythisches Volk gehalten würden [1]), und obgleich er selbst seine ganz abweichende Meinung an einer andern Stelle durch die Bemerkung ausdrückt: „was die Hellenen von den Skythen erzählen, gilt nicht von den Skythen, sondern von den Massageten“ [2]), — nennt er nichtsdestoweniger die Saken, die doch sicherlich mit den Massageten eines Stammes waren, Skythen, und bemerkt, dass die Perser alle Skythen Saken nannten [3]); womit er ohne Frage nicht eine Verwandtschaft dieses Stammes mit den pontischen Skolot andeuten wollte.

Aber der Umstand, dass Herodot auf dem von ihm eingeschlagenen Wege nicht immer eine Ungenauigkeit des Ausdrucks vermeiden konnte, thut der Zuverlässigkeit der von ihm mit grosser Bestimmtheit

1) Herod. I, 201.
2) I, 216.
3) VII, 64.

hingestellten Thatsache, dass die pontischen Skythen ein eigenthümliches, von allen seinen Nachbarn unterschiedenes Volk waren, keinen Eintrag [1]), und wir werden uns später davon überzeugen, dass nicht bloss Schriftsteller vor der grossen am Nordgestade des Pontos einbrechenden Völkerverwirrung, wie Hippokrates und Ephoros, die Skythen als ein besonderes Volk von eigenthümlicher Beschaffenheit behandeln, sondern dass auch spätere Schriftsteller, wie Strabon, obgleich sie nach ihrer eignen Erklärung den Namen Skythen als eine geographische Bezeichnung brauchen, dennoch oft neben Geten, Bastarnen und Sarmaten auch Skythen namhaft machen, wo sie augenscheinlich die schwachen Ueberreste desjenigen Volkes bezeichnen wollen, dem dieser Name insonderheit beigelegt wurde.

Traditionen über die Abstammung der Skythen.

Waren die pontischen Skythen ein eigenthümliches, von seinen Nachbarn scharf gesondertes Volk, so können wir die Frage über ihre Abstammung nicht schlechtweg von der Hand weisen. Um der Lösung derselben näher zu treten, ist es erforderlich, zunächst festzustellen, ob und woher das Volk eingewandert war.

Ueber diesen Punkt hat uns Herodot nicht weniger als vier Traditionen aufbewahrt, zu denen Diodor eine fünfte fügt.

Nach der einheimischen Sage der Skolot lebte ein Jahrtausend vor dem Zuge des Dareios in dem sonst menschenleeren pontischen Küstenlande ein Mann, Namens Targitaos, ein Sohn des Zeus und einer Tochter des Flusses Borysthenes. Bei Lebzeiten, oder, wie Herodot trotz des Mangels an Bevölkerung erzählt, unter der Herrschaft seiner drei Söhne, Nitoxais, Arpoxais und Kolaxais, seien goldne Geräthschaften vom Himmel gefallen, ein Pflug, ein Joch, ein Beil und eine Schaale; die beiden ältesten hätten vergebens gesucht, sich derselben zu bemächtigen, da das Metall bei ihrer Annäherung glühend geworden sei; erst als der jüngste herangetreten, sei es erkaltet, und dieser habe die kostbaren Himmelsgaben in Besitz genommen, worauf die ältern Brüder ihm die ganze Herrschaft übergeben hätten. Von dem ältesten sollen nun die Auchatai, von dem zweiten die Katiaroi und Traspies, von dem jüngsten, Kolaxais, die Könige abstammen, die Paralatai ge-

1) Auch Al. v. Humboldt hält Herodots Skythen für ein bestimmtes Volk: „les Scythes d'Hérodote, qui sont un peuple et auxquels aucune dénomination générale pour désigner les peuples nomades.“ Asie Centrale I, p. 400. not.

nannt würden. Alle insgesammt hiessen aber Skolotoi, „nach dem Namen des Königs," und würden nur von den Hellenen Skythen genannt. Kolaxais habe nun, da das Land sehr gross gewesen, dasselbe unter seine drei Söhne vertheilt; in der grössten Abtheilung werde das heilige Gold noch immer aufbewahrt und alljährlich mit grossen Opfern verehrt [1]).

Dass die Skolot den griechischen Ankömmlingen gegenüber sich selbst als Eingeborene bezeichneten, würde nicht viel zu bedeuten haben, auch wenn der Zusatz, dass sie das jüngste oder ein sehr junges Volk wären, kein Bedenken erregte, — ein Zusatz, der übrigens den Angaben anderer Schriftsteller widerspricht. Denn nach Justin wurden die Skythen immer für das älteste Volk gehalten; nur die Aegypter machten ihnen den Rang streitig; und dieselbe Nachricht giebt Ammian [2]). Man überzeugt sich auch leicht, dass die von Herodot mitgetheilte Tradition nicht den Ursprung des Volks, sondern den der Herrschaft betrifft: wenn die drei Söhne des Targitaos die Herrschaft übernahmen und der jüngste das Reich wieder in drei Theile zerlegte, so muss das Land, trotz der entgegengesetzten Versicherung Herodots, bevölkert gewesen sein; und die goldnen Geräthschaften, die Kolaxais in Besitz nahm, Pflug und Joch, Streitaxt und Trinkschaale, mögen auf die Unterwerfung ackerbautreibender und streitbarer, nomadischer Stämme, die zum Tribut gezwungen wurden, gedeutet werden. Im Uebrigen scheint die Sage wirklich national zu sein; die Eigennamen sind, mit Ausnahme des gräcisirten der Paralatai, augenscheinlich barbarischen Wurzeln entwachsen; und wenn die Griechen bei der Erdichtung der Tradition betheiligt wären, würden sie in dieselbe nicht Stammnamen verflochten haben, die in ihrer Literatur fast unbekannt sind. Paralatai und Traspies werden sonst nirgends erwähnt. Die Auchatai könnten an Plinius' Auchetae erinnern; er setzt sie östlich von dem Isthmus von Perekop, in den continentalen Theil der heutigen taurischen Steppe, nördlich von dem faulen Meer [3]). Doch war das Volk in diesen Sitzen schwerlich heimisch, denn Plinius kennt es auch im Kaukasus, als eingewandertes Bergvolk [4]); und wenn diese

1) Herod. IV, 5—7.

2) Justin. II, 1. Amm. Marcell. XXII, 15, 2.

3) Plin. hist. nat. IV, 26.

4) Plin. VI, 7. Merkwürdiger Weise findet sich im Kaukasus noch heut ein Stamm, der sich Auch nennt und zu den Inguschen gerechnet wird. S. Köppen, Russlands Gesammtbevölkerung im J. 1838, in den Mém. de l'Academ. Imp. des sciences de St. Petersb. Six. Sér. tom. VI, p. 198. Hängt dieser Stamm mit den

Nachricht zuverlässig ist, so deutet sie auf ehemalige Wohnsitze der Auchetae in der Steppe jenseits des Don, von wo ein Theil derselben, nach dem gewöhnlichen Gange der Ereignisse in diesen Gegenden, von andern Stämmen gedrängt, nach Westen wanderte, während ein anderer in das Gebirge flüchtete. Aber bei der Beschreibung Turan's finden wir von demselben Schriftsteller in einem Verzeichnisse der Hirtenvölker nördlich vom Iaxartes, in dem sicher viele verstümmelte Namen, anscheinend auch entschiedene Irrthümer vorkommen, in dem aber doch die meisten Namen erklärlich sind, zu unserer Verwunderung zwei Völker, *Euchatae, Cotieri* neben einander [1]), die hier von keinem andern, uns erhaltenen Schriftsteller erwähnt werden und in dieser Zusammenstellung den Auchaten und Katiaren unserer Tradition auffallend entsprechen. Bei der Art, wie Plinius arbeitete, waren grobe Irrthümer und Verwechselungen allerdings unvermeidlich, und man könnte meinen, dass auch die beiden genannten Stämme an eine Stelle gerathen sind, wohin sie durchaus nicht gehören. Aber sonst ist bei ähnlichen Irrthümern des vielbelesenen Polyhistors die Veranlassung des Fehlers meist erkennbar; wie wenn er die Krobyzer auch zwischen dem Tyras und Borysthenes aufführt, wo ihn hauptsächlich die Namensähnlichkeit des mysischen Odessos, in dessen Nähe diese Thraker wohnten, und des skythischen Ordesos, das von Einigen ebenfalls Odessos genannt

---

Auchetae des Plinius zusammen, so waren die letztern höchst wahrscheinlich Sarmaten und haben mit den Auchat der skythischen Nationalsage nichts als die Namensähnlichkeit gemein.

1) Celeberrimi Sacae, Massagetae, Dahae, Essedones, Ariacae, Rhymmici, Paesicae (vgl. Herod. III, 92 und die *Πάσχα* bei Ptol. VI, 12, 4), Amardi, Histi (*Ἱστια*? Ptol. VI, 14, 11), Edones (ist wohl aus den Essedones der vorigen Zeile hergeflossen), Camae (*Κῶμοι*, Ptol. VI, 11, 6), Camacae (irrthümliche Wiederholung des vorigen, oder Ptolem. Chomari, Comari. VI, 11, 6. VI, 13, 3), Euchatae, Cotieri, Antariani (?), Pialae (cf. *Πιάλα* in Serika, Ptol. VI, 16, 4; *Πάλοι* Diod. II, 43) Arimaspi, antea Cacidari, Asaci (*Ἄσιοι*, Strab. XI, 8; vgl. *Ἀσιῶται* Ptol. VI, 14, 10; die *Ἀσαῖοι* wohnen bei ihm V, 9, 16 nördlich von der Tanaiswendung), Oetei. So Plin. VI, 19. Dass Daer und Marder, deren Sitze bekannt sind, auch nördlich von dem Jaxartes wohnten, wird sonst nirgends berichtet; ihre Namen sind persisch und einheimisch, wie aus ihrer Bedeutung — Volk und Menschen — erhellt; solche Namen giebt ein Volk sich selbst, aber nicht einem fremden. Ist Plinius Angabe, dass Daer und Marder auch nördlich vom Jaxartes wohnten, zuverlässlich, so würde sie einen beachtungswerthen Wink über die Ausdehnung arischer Stämme nach Norden enthalten. Ueber die Ariacae und Antariani drängen sich mehrere Vermuthungen auf; aber die Oetei sind mir räthselhaft. Die Rhymmici haben ihren Namen von den Rhymmischen Bergen, den südlichen Ausläufern des Ural.

wurde, verleitete; während man bei jenen Stämmen Turans vergebens nach der Quelle eines etwaigen Irrthums forscht. Plinius scheint vielmehr bei der Aufzählung der kaukasischen, sarmatischen und turanischen Stämme, wo er ganze Namenreihen, zuweilen mehrere neben einander, giebt, verloren gegangene Geographen ausgeschrieben, und nicht Excerpte aus verschiedenen Schriftstellern zusammengetragen zu haben; so dass ein Irrthum von seiner Seite schwerer stattfinden konnte. Lebten nun wirklich Auchaten und Katiaren nördlich vom Iaxartes, so würde uns auch die von Herodot mitgetheilte Nationalsage der Skolot einen Wink geben, dass wir die alten Sitze des Volks im nördlichen Centralasien zu suchen haben; hier, wo die in sie verflochtenen, sonst verschollenen Stämme noch erwähnt werden, hier wäre dann die Sage von Targitaos und seinen Söhnen entstanden; ihr Schauplatz wurde erst später an die pontische Küste verlegt, als neue Ankömmlinge, die Griechen, einen Theil dieses Gebietes in Besitz nahmen, und die Sage wurde ziemlich ungeschickt modificirt, damit die Skolot sich den Hellenen als Eingeborne gegenüberstellen konnten.

Die Sage der pontischen Griechen über den Ursprung des Skythenvolks ist nur insofern von Interesse, als sie ein Zeugniss dafür ablegt, mit welcher Klugheit die Griechen durch die Fiction einer Stammverwandtschaft zwischen den Hellenen und den Einheimischen diese an sich heranzuziehen suchten, und wie sie eine solche Erdichtung durch Hineinmischung nationaler Elemente den Barbaren schmackhaft zu machen wussten. Dass sie an den vielgewanderten Herakles anknüpften, war unvermeidlich. Als der Heros Geryon's Rinder forttrieb, kam er auch an die menschenleere pontische Küste. Bei dem rauhen Wetter und dem Frost hüllte er sich in seine Löwenhaut und wurde vom Schlummer übermannt; indessen verliefen sich seine Pferde, und als der Halbgott erwachte, suchte er sie vergebens in dem ganzen Lande. Hierbei kam er auch in die Hylaia, wo er in einer Höhle die Echidna fand, oben ein Weib, unten eine Schlange, die ihm die Pferde wiederzugeben versprach, wenn er eine Zeitlang mit ihr lebe. Erst als sie von ihm drei Kinder geboren, entliess sie den Helden, der ihr auftrug, demjenigen seiner Söhne die Herrschaft zu übergeben, der seinen Bogen spannen und mit seinem Gürtel sich gürten könne. Und er liess ihr einen Bogen — damals pflegte Herakles nämlich zwei zu führen — und einen Gürtel zurück, an dessen Schloss ein Trinkgeschirr hing. Als nun die Söhne herangewachsen waren, versuchten die ältesten, Agathyrsos und Gelonos, vergebens die Aufgabe zu lösen; nur der jüngste, Skythes, vermochte es; er erhielt also die Herrschaft; die beiden andern

wanderten aus. Und von diesem Skythes stammen die königlichen Skythen ab; und seit jener Zeit tragen die Skythen immer die Trinkgeschirre an den Gürteln [1]).

Die Griechen erdichteten diese Fabel nach ihrer Weise aus den Namen der ihnen bekannten Volksstämme. Die Agathyrsen wohnten zu Herodot's Zeit im heutigen Siebenbürgen und waren thrakischen Stammes, die Gelonen im nördlichen Theile des Kosakenlandes und im Saratowschen; sie waren nach Herodot Hellenen — wir werden später auf sie zurückkommen, — und wohl aus diesem Grunde in die Sage gezogen und zu Abkömmlingen eines ältern Bruders des Skythes gemacht. Die Schlangenjungfrau scheint einer einheimischen Tradition entlehnt zu sein, die Diodor bekannt war. Dass Herakles mit Wagen und Pferden — wie Herodot erzählt — in das pontische Küstenland zog, dass er mit einem skythischen Gürtel versehen war, sind Züge, die den Sitten der Skythen entnommen waren; und die Aufgabe, die er dem künftigen Herrscher des Landes stellt, seinen Bogen zu spannen, enthält ein kluges Anerkenntniss der Hauptgeschicklichkeit dieses Volkes. Die Skythen waren insgesammt treffliche Bogenschützen, und einen starken Bogen spannen zu können, galt bei ihnen eben so, wie später bei den Mongolen des Mittelalters, als vorzüglicher Beweis männlicher Kraft. Bei dem Feldzuge des Dareios gegen die Skythen sandten sich die feindlichen Könige gegenseitig ihre Bogen, um nach der Stärke derselben die kriegerische Kraft der Völker zu ermessen: aber der des Skythenkönigs war stärker [2]). Als der Mönch Rubruquis sich am Hofe Mangu's aufhielt, wollte der Khan der Mongolen dem Könige von Frankreich einen Bogen schicken, den kaum zwei Männer mit aller Kraft spannen konnten: und wenn der König mit ihm nicht Frieden halten wollte, sollte der Gesandte ihm sagen: „Mit diesem Bogen kann Mangu schiessen und grosses Unheil anrichten“ [3]). Von Abubekr, einem Enkel Timur's, erzählt der Münchener Schildtberger, der am Ende des vierzehnten und am Anfange des folgenden Jahrhunderts mit den Mongolen umherzog: „Hie solt ir mercken, der Abubachir was so starck, das er mit einem Heydnischen bogen durch ein wagenschin

1) Herod. IV, 8—10. Dass Herakles mit Skythen zusammengekommen ist, scheint in Griechenland schon früh und auf verschiedene Weise erzählt worden zu sein. Ein Zeitgenosse Herodots, Herodor von Heraklea, berichtet, dass Herakles skythische Bogen bei sich geführt habe und in der Kunst des Schiessens von dem Skythen Teutaros unterrichtet worden sei. S. Müller, fragm. hist. Graec. II, 29.

2) Ctesiae fragm. ed. Bähr p. 68.

3) Rubruquis, voyage en Tartarie, cap. XXXV, bei Bergeron p. 76. 77.

schoss, das das eisen hindurchfur, und der schafft in dem wagenschin blieb. Das selb wagenschin hieng man zu einem wunder für des Tämerlins hauptstadt, gelegen in dem landt Samerchant, für das thor“ [1]).

Viel wichtiger als die von den pontischen Griechen für ihre Zwecke ersonnenen Fabeln ist eine historische Tradition, die Herodot ausdrücklich als ein gemeinsames Eigenthum der Hellenen und Barbaren bezeichnet, und der er selbst beipflichtet [2]). Nach ihr wohnten die Skythen als Nomaden in Asien, wurden im Kriege von den Massageten bedrängt, setzten über einen Araxes und fielen in das kimmerische Land ein, „denn das Land, welches jetzt die Skythen bewohnen, hiess in alten Zeiten das Land der Kimmerier“. Unter den Kimmeriern hätten nur die Häuptlinge und ihr Anhang den Asiaten Widerstand leisten wollen, die Masse des Volks sei für Auswanderung gewesen; hierüber sei es zum Zwist, endlich zum Kampf zwischen beiden Parteien gekommen, in dem die königliche die Oberhand behalten habe. So geschwächt hätten auch die Sieger freiwillig das Land vor den Skythen geräumt, nachdem sie die gefallenen Kimmerier am Tyras (Dnjestr) beerdigt hatten. Die Auswanderer sollen nun längs der Ostküste des schwarzen Meeres nach Kleinasien gezogen sein und sich auf der Halbinsel, auf der später Sinope stand, niedergelassen haben, während die verfolgenden Skythen sie verfehlten, sich nach dem Innern des Landes wandten und, den Kaukasus zur Rechten lassend, in Medien einfielen, von wo aus sie weiter ganz Vorderasien überschwemmten und achtundzwanzig Jahre hindurch beunruhigten.

Zur Bestätigung des Hauptinhalts dieser Tradition, dass die Skythen Einwanderer waren, beruft sich Herodot sehr verständig theils auf geographische Namen, theils auf historische Denkmäler, die aus einer vorskythischen Zeit herrührten. Die Strasse, welche das asowsche und schwarze Meer verband, hiess der kimmerische Bosporos, hier trug auch eine Landschaft, der nordwestlichste Theil der heutigen Halbinsel Taman, noch in späterer Zeit den Namen der kimmerischen, hier lag ein Flecken Kimmerikon, einen anderen Ort Kimmerion kannten die Seeleute auf der Südküste der heutigen Halbinsel Kertsch, Alles deutet darauf hin, dass sich zu beiden Seiten der erwähnten Meerenge in alter Zeit ein Hauptsitz der Kimmerier befand. Aber ihre

---

1) „Ein wunderbarliche und kurtzweilige History, Wie Schildtberger, einer auss der Stadt München in Beyern, von den Türcken gefangen, inn die Heydenschafft gefüret und widder heun kommen ist, sehr lüstig zu lesen. 1553. 4. H ij.

2) Herod. IV, 11. 12.

Wohnplätze dehnten sich viel weiter aus: nach Strabon führte auch einer der bedeutendsten Berge der taurischen Kette den Namen des kimmerischen, und in der Steppe der taurischen Halbinsel und des Continents waren zahlreiche alte Verschanzungen und Grabhügel zerstreut, welche das Volk als kimmerische Wälle oder kimmerische Gräber bezeichnete. Ptolemaios kannte ein Kimmerion im Innern der Halbinsel, und ein besonders grosser Erdhügel am Tyras wurde zu Herodots Zeit als das Grab der bei Ankunft der Skythen im Bruderkampfe gefallenen Kimmerier gezeigt.

Die Thatsache, dass vor den Skythen hier ein Volk wohnte, welches die Griechen Kimmerier nannten, ist demnach nicht zu bezweifeln. Die Einwanderung der Skythen selbst und die Ansiedelung der Kimmerier auf der Halbinsel, auf welcher später Sinope stand, verknüpft Herodot aber mit einem Ereigniss, mit dem sie offenbar nicht im Zusammenhang stehen können: mit dem bekannten Einfall der Skythen in Vorderasien.

Dass im J. 633 ein nordisches Volk zuerst über Medien, wo damals Kyaxares herschte, herfiel und dann ganz Vorderasien bis an die ägyptische Grenze überschwemmte, wird von den verschiedensten Seiten so übereinstimmend erzählt, dass an der Thatsache nicht gezweifelt werden kann; aber schon über den Namen des Volkes sind die Quellen nicht einig. Die meisten Griechen nennen es Skythen, und lassen es, wie Herodot, durch die Pässe von Derbend in Medien einbrechen. Nach den persischen Quellen, aus denen Ktesias schöpfte, hatte der Mederkönig Astibaras (Herodots Kyaxares) mit den Saken langwierige Kriege zu führen [1]), und die Perser nannten die alten Bewohner des heutigen Turan Saken. Die georgische Tradition endlich bezeichnet die Chazaren als das Volk, welches im hohen Alterthum durch Zghwis-K'ari (Meerespforte), „die jetzt Darubandi heisst", in Georgien einfiel und das ganze Land bezwang [2]); sie folgt hier offenbar

1) Ctesias bei Diodor II, 34. — Ctesiae Cnidii operum reliquiae. Ed. Baehr p. 445.

2) Chronik des Wachtang, bei St. Martin mémoires sur l'Arménie. Par. 1819 II, p. 188 sqq. und Histoire de la Géorgie depuis l'antiquité jusqu' au XIXe siècle, traduite du Géorgien par M. Brosset. St. Petersb. 1849 4. p. 24 sqq. Nach der Chronologie des Wachuscht fällt dieser Chazareneinfall zwar in das J. 1647 v. Chr., allein in den georgischen Traditionen darf man keine genaue Chronologie für diese längst vergangene Zeit erwarten; sie lassen nur die ungefähre Reihenfolge der wichtigsten Ereignisse erkennen: die alte Botmässigkeit unter Assyrien, die Befreiung vom assyrischen Joche, den Einfall nördlicher Barbaren, die Kämpfe mit

den ethnographischen Verhältnissen der Zeit, in der sie selbst entstanden ist, dient aber doch zur Bestätigung des Umstandes, dass der Einfall durch den Pass von Derbend, nicht aus den Landschaften östlich vom kaspischen Meer erfolgt ist. Die Barbaren drangen also aus den Steppen nördlich vom Kaukasus hervor, doch sicher nicht in Folge der von Herodot erwähnten Ereignisse. Denn die Kimmerier wurden nach seiner Erzählung von Osten aus bedrängt, und ihr Bruderkampf fand am Tyras statt: der Rest des Volkes musste demnach nach Westen flüchten, nicht, wie Herodot erzählt, den andringenden Skythen entgegen nach Osten. Die Kimmerier räumten nach Herodot freiwillig vor den Skythen das Land; die letzteren hatten also keinen Grund, die Flüchtigen zu verfolgen, da sie eben nur neue Wohnsitze suchten. Flohen die Kimmerier aber wirklich nach Osten, so war es doch eine physische Unmöglichkeit, dass sie sich, wie Herodot meint, längs der Küste des schwarzen Meeres gerettet hätten; diese Passage ist bis Kolchis überall schwierig, und zwischen dem heutigen Gelindschik und Gagra tritt das Gebirg so schroff an das Meer heran, dass es mit steilen Wänden in die Wogen abfällt, die Communication zwischen den Thälern der verschiedenen Küstenflüsse äusserst erschwert und sie für ein Heer oder für eine Volkswanderung durchaus unmöglich macht[1]). Selbst Mithradat, der doch auf seiner Flucht nach dem bosporanischen Reiche von keinem Heere begleitet war, wurde hier durch die Unwegsamkeit der Küste genöthigt, ein Fahrzeug zu besteigen, um die schwierigsten Stellen zu umsegeln[2]). Damals wie jetzt wohnten hier kriegerische Bergvölker, die einem fremden Volke den Durchzug durch ihr Gebiet sicher nicht gestattet haben würden, und die einen Feind, welcher ihn ertrotzen wollte, in den gefährlichen Engpässen leicht vollkommen aufreiben konnten. Es ist ferner ganz unglaublich, dass die Skythen, wenn sie die Flüchtlinge schon an der Kubanmündung aus dem Auge verloren hatten, die Verfolgung unverdrossen noch weit über hundert Meilen

---

Medien und Persien, endlich den Einfall Alexanders oder eines seiner Feldherrn. In dieser Reihenfolge entspricht der Chazareneinfall dem Skythenzuge der griechischen Schriftsteller.

1) Dubois de Montpéreux, voyage autour du Caucase etc. I, p. 54. 55. 179.

2) *Οἱ γοῦν Ἰνίοχοι τέτταρας εἶχον βασιλέας, ἡνίκα Μιθριδάτης ὁ Εὐπάτωρ φεύγων ἐκ τῆς προγονικῆς διήλει τὴν χώραν αὐτῶν· καὶ αὕτη μὲν ἦν πορεύσιμος αὐτῷ· τῆς δὲ τῶν Ζυγίων ἀπογνοὺς διά τε δυσχερείας καὶ ἀγριότητας ἤει, τὰ πολλὰ ἐμβαίνων ἐπὶ τὴν θάλατταν, ἕως ἐπὶ τὴν τῶν Ἀχαιῶν ἦκε.* Strab. XI, cap. 2 (ed. Tauchn. II, p. 406).

bis zu dem Passe von Derbend fortgesetzt haben sollten. Es ist endlich höchst unwahrscheinlich, dass sie sich erst im J. 633 v. Chr. der Nordküste des Pontus bemächtigt haben, zu einer Zeit, als die Griechen hier schon feste Ansiedelungen besassen, ohne dass sich in diesen Colonien zuverlässigere, mit der Natur der Verhältnisse mehr im Einklange stehende Nachrichten über ein so wichtiges Ereigniss bis auf die Zeit Herodots erhalten hätten.

Dass die Ansiedelung der Kimmerier auf der Halbinsel von Sinope mit ihrer Vertreibung von der nordpontischen Küste zusammenhing, ist möglich; aber mit dem Einfall der Skythen in Vorderasien hing sie nicht zusammen. Kleinasien hatte schon in viel früherer Zeit von den Raubzügen der Kimmerier zu leiden; nach Herodots Erzählung wurden sie hier durch den lydischen König Alyattes, der von 620 — 563 regierte, aufgerieben[1]); aber Aristoteles wusste, dass sie hundert Jahre in Antandros gesessen haben[2]), also mindestens im J. 663 in Kleinasien gewesen sind. Orosius setzt ihre Ankunft in das dreissigste Jahr vor Gründung Rom's; und damit stimmt überein, dass der Dichter Kallinos, der im achten Jahrhundert v. Chr. lebte, eines Kimmerierzuges gedenkt[3]). In noch älterer Zeit kennt Strabon kleinasiatische Kimmerier, und seine Nachrichten sind hier besonders wichtig, weil die Sitze des Volks bei Sinope seiner Heimath nahe waren und er aus Localtraditionen schöpfte, die von einem ältern Sinope wussten, welches von den Kimmeriern zerstört worden[4]). Er erzählt nicht nur, dass die Kimmerier häufig Paphlagonien und Phrygien verwüstet haben, dass ein alter phrygischer König Midas sich bei einem solchen Einfall durch Trinken von Stierblut tödtete, dass die Kimmerier unter Lygdamis bis Lydien und Ionien vordrangen und Sardeis eroberten[5]), sondern er erwähnt auch Streifzüge dieses Volks zur Zeit Homers und vor derselben, und beruft sich hierbei auf alte Chronographen[6]). Die-

---

1) Herod. I, 16.

2) Steph. Byz. s. v. *Ἀνταν̃δρος*.

3) Orosius I, 21. Strab. XIII, 4. XIV, 1 (ed. Tauchn. III, p. 154. 187).

4) Scymn. Chii fragm. vs. 204-215. bei Gail II, 328. 329. Einer der Gründer des ältern Sinope, der Milesier Ambron, wurde von Kimmeriern getödtet, darauf, nach den Kimmeriern, wie Skymnos sagt, siedelten sich die Milesier Koos und Kretines hier an, und dann erst erfolgte der bekannte Kimmerierzug durch Kleinasien.

5) Strab. I, cap. 3. (ed. Tauchn. I, p. 97.).

6) Strab. I, cap. 1. cap. 2 (ed. Tauchn. I, p. 9. 31.). Der armenische Eusebius (ed. Aucher, II, p. 145) erwähnt einen Einfall der Kimmerier zwei Jahre vor Davids Thronbesteigung.

ser frühe Aufenthalt in Kleinasien macht es begreiflicher, dass Homer den Namen des Volkes kannte, und dass ihn sogar die vielleicht eben so alte genealogische Völkertabelle der Genesis erwähnt[1]). In dieser merkwürdigen Stelle, welche uns uralte Vorstellungen über die Verwandtschaft der Völker aufbewahrt hat, wird unter Japhets Söhnen zuerst Gomer genannt, und die gelehrten Interpreten der biblischen Geographie stimmen darin überein, dass unter diesem Namen sowol hier wie an andern Stellen die Kimmerier verstanden werden. Nun scheint es aber, dass die ethnographischen Kenntnisse der Hebräer jener Zeit sich nicht über den Kaukasus erstreckten; der Name Magog ist zu unbestimmt, als dass er mit Sicherheit gedeutet werden könnte, und unter Riphat versteht Vivien de St. Martin wohl mit Recht kaukasische Bergvölker[2]); alle übrigen Namen der genealogischen Tabelle bezeichnen die südlich vom Kaukasus lebenden Völker: Madai die Meder, die auf den Keilschriften Mâd heissen[3]), Javan die kleinasiatischen Iaonen oder Ionier, Tubal die Tibarenen, Mesech die Moschen. Tiras die thrakischen Stämme Kleinasiens oder, nach der Ansicht des eben erwähnten Gelehrten, die Treren[4]), wie nach Strabon die Kimmerier genannt wurden, Askenaz die Phrygier und Togarmah die Armenier. So wird auch wohl der Name Gomer die innerhalb dieser Gegenden, d. h. die kleinasiatischen Kimmerier bezeichnen, die also sowol nach der biblischen Ethnographie, wie nach den Chronographen, auf welche sich Strabon bezieht, sehr früh in Kleinasien erschienen sein müssen. Der Name Gomer beweist zugleich, dass die Griechen den Volksnamen ziemlich richtig aufgefasst haben; der letztere erinnerte in seinem Klange an ein in der uns erhaltenen Literatur zwar nicht mehr vorkommendes, aber von einem Lexikographen aufbewahrtes griechisches

---

1) Genesis cap. X, 2. 3.

2) Vivien de St. Martin, recherches sur les populations primitives et les plus anciennes traditions du Caucase. Par. 1847. p. 34—40. Es ist natürlich nur an die sarmatischen Bewohner des Kaukasus zu denken. Die Araber deuteten Riphat auf die Slawen: in der arabischen Version der Genesis steht Seklab für Riphat.

3) Lassen, Keilschriften von Persepolis p. 63.

4) a. a. O. p. 14. 15. Beide Ansichten fallen vielleicht zusammen. Das „Tiras" der Genesis tritt am nächsten dem in der thrakischen Fürstenfamilie üblichen Namen Teres; und Treres hiess auch ein thrakischer Stamm. Ich halte es für wahrscheinlich, dass sowol die Kimmerier wie die sie begleitenden Treren thrakischen Stammes oder mindestens den Thrakern näher, als einem andern europäischen Volke verwandt waren.

Wort, welches Nebel bedeutete[1]), und dieser Anklang mag die homerische Dichtung von dem ewig in Nebel gehüllten Kimmerierlande veranlasst haben. Justin erzählt, dass in grauer Vorzeit eine tapfere Schaar unter der Anführung zweier Fürsten, Ylinos und Skolopitos, die in einem Bürgerkriege aus ihrer Heimath am Nordufer des Pontos vertrieben waren, sich an der kleinasiatischen Küste ansiedelte[2]); obgleich er sie Skythen nennt und ihre neuen Wohnsitze nicht nach Paphlagonien, sondern nach Kappadokien an den Thermodon setzt, (wahrscheinlich um die Abkunft der Amazonen von diesen Ankömmlingen besser zu motiviren), ist es doch möglich, dass dieser dunkeln Sage eine Erinnerung an die uralte Ansiedelung der Kimmerier zum Grunde liegt, die von der taurischen Halbinsel aus die gegenüberliegende kleinasiatische Küste besucht haben mögen[3]).

Die Vertreibung der Kimmerier aus ihren heimathlichen Sitzen, der Einfall der Skythen in Medien und Vorderasien und die Ansiedelung von Kimmeriern auf der Halbinsel von Sinope sind demnach Ereignisse, die nur durch eine nicht glückliche Conjectur Herodots in Verbindung gebracht sind; und obwol dieser Historiker von ihrer Richtigkeit so fest überzeugt war, dass er den Zusammenhang jener Ereignisse an mehrern Orten als eine positive Thatsache darstellt, so unterlässt er an der Hauptstelle doch nicht, ziemlich verständlich anzudeuten, dass er eben nur eine Hypothese darbietet[4]). Was ihn zu der irrigen Vermuthung verleitete, ist leicht erkenntlich: die ältern Streifzüge der Kimmerier durch Kleinasien waren ihm unbekannt; er hatte nur erfahren, dass sie unter dem Lyder Ardys Sardeis zerstört hatten; und dieser Zug war allerdings dadurch veranlasst worden, dass sie durch den grossen Skytheneinfall aus ihren Sitzen

---

1) Bei Hesychius: *κέμμερος, ἀχλύς, ὁμίχλη.*

2) Justin. II, 4.

3) Vgl. über die Kimmerier: Bayer, „de Cimmeriis" in „Bayeri opuscula edid. Klotz (Halae 1770)" p. 126—137, und besonders Fréret, mémoire sur les Cimmériens et principalement sur la partie de cette nation qui habitait au nord du Danube et à l'occident du Pont-Euxin, in den Mémoires de l'Acad. des Inscr. XIX, p. 577—632; und Duncker, Gesch. d. Alterth. Bd. I (2. Aufl.), S. 475—482.

4) *Καὶ νῦν ἔστι μὲν ἐν τῇ Σκυθικῇ Κιμμέρια τείχεα, ἔστι δὲ Πορθμηΐη Κιμμερίη, ἔστι δὲ καὶ χώρη οὔνομα Κιμμερίη, ἔστι δὲ Βόσπορος Κιμμέριος καλεόμενος· φαίνονται δὲ οἱ Κιμμέριοι φεύγοντες ἐς τὴν Ἀσίην τοὺς Σκύθας καὶ τὴν Χερσόνησον κτίσαντες, ἐν τῇ νῦν Σινώπη πόλις Ἑλλὰς οἴκισται. φαίνονται δέ εἰσι καὶ οἱ Σκύθαι διώξαντες αὐτοὺς καὶ ἐσβαλόντες ἐς γῆν τὴν Μηδικὴν καὶ ἁμαρτόντες τῆς ὁδοῦ.* Herod. IV, 12. Durch diese Ausdrucksweise wird eine für unzweifelhaft gehaltene Schlussfolgerung bezeichnet.

auf der Halbinsel von Sinope aufgescheucht wurden[1]). Hierin glaubte Herodot eine Verfolgung der von der nordpontischen Küste durch die Skythen vertriebenen Kimmerier zu erblicken, und diese Vorstellung führte ihn zu der Annahme, dass der Einfall der Skythen in Vorderasien mit ihrem Vordringen nach Europa zusammenhinge.

Solche irrthümliche Combinationen eines Schriftstellers, der überhaupt dahin neigt, zwischen wichtigen Ereignissen einen causalen Zusammenhang zu entdecken, dürfen uns also nicht bewegen, den Kern der von ihm überlieferten Tradition zu bezweifeln, die Thatsachen nämlich, dass am Nordgestade des Pontos vor den Skythen ein anderes Volk, Kimmerier genannt, wohnte, wie Ortsnamen und mehrere uralte schon zu seiner Zeit einem frühern Volke zugeschriebene Verschanzungen bewiesen, und dass dieses Volk vor den aus Asien eindringenden Skythen entwich.

Die asiatische Heimath der Skolot nach dieser Tradition genau zu bestimmen, ist mit einigen Schwierigkeiten verknüpft, da wir aus ihr kaum mehr lernen, als dass sie Nachbarn der Massageten waren. Von diesen wissen wir nur, dass sie in den Steppen östlich vom kaspischen Meere wohnten, ohne dass wir im Stande wären, die Grenzen des von ihnen durchschweiften Gebietes genauer zu bestimmen. „Oestlich vom kaspischen Meer", sagt Herodot, „dehnt sich eine unabsehbare Ebene aus, von welcher die Massageten einen ziemlich beträchtlichen Theil inne haben[2])." Nach Eratosthenes wurden sie durch den Oxos von Baktrien getrennt[3]), während sie Strabon als östliche Nachbarn der Daer bezeichnet, die nach demselben Schriftsteller an der Ostküste des kaspischen Meeres wohnten[4]). In späterer Zeit er-

---

1) *Οἵ τε Κιμμέριοι, οὓς καὶ Τρήρωνας ὀνομάζουσιν, ἦ ἐκείνων τι ἔθνος, πολλάκις ἐπέδραμον τὰ δεξιὰ μέρη τοῦ Πόντου καὶ τὰ συνεχῆ αὐτοῖς, ποτὲ μὲν ἐπὶ Παφλαγόνας, ποτὲ δὲ καὶ Φρύγας ἐμβαλόντες· ἡνίκα Μίδαν αἷμά τι ταύρου πιόντα φασὶν ἀπελθεῖν εἰς τὸ χρεών· Λύγδαμις δὲ τοὺς αὐτοῦ ἄγων, μέχρι Λυδίας καὶ Ἰωνίας ἦλασε καὶ Σάρδεις εἶλεν· ἐν Κιλικίᾳ δὲ διεφθάρη. Πολλάκις δὲ καὶ οἱ Κιμμέριοι καὶ οἱ Τρῆρες ἐποιήσαντο τὰς τοιαύτας ἐφόδους· τοὺς δὲ Τρῆρας καὶ Κῶβον ὑπὸ Μάδυος τὸ τελευταῖον ἐξελαθῆναί φασι τοῦ τῶν Κιμμερίων* (l. *Σκυθῶν*) *βασιλέως.* Strab. I, cap. 3 (ed. Tauchn. I, 97)· Madys oder Madyes hiess der Skythenkönig, der in Vorderasien einbrach. Herod. I, 103.

2) Herod. I, 204.

3) Bei Strab. XI, cap. 8. (ed. Tauchn. II, p. 434).

4) *Οἱ μὲν δὴ πλείους τῶν Σκυθῶν ἀπὸ τῆς Κασπίας θαλάττης ἀρξάμενοι λάαι προσαγορεύονται· τοὺς δὲ προσεῴους τούτων μᾶλλον Μασσαγέτας καὶ Σάκας ὀνομάζουσι.* Strab, XI, 8. (ed. Tauchn. II, p. 430).

scheinen sie sehr zersplittert: Ptolemaios kennt einen kleinen Stamm dieses Namens in Margiana, am linken Ufer des Oxos, zwischen den Derbiken und Parnen[1]), doch auch einen Sakenstamm jenseits des Jaxartes[2]). Sehr sonderbar erscheint eine Notiz Ammians, nach welcher Pompejus durch das Gebiet der Albaner (am untern Kur) und durch das der Massageten marschirte[3]); ein Zweig des Volkes würde demnach auf der Westseite des kaspischen Meeres gewohnt haben, und hiermit stimmen armenische und arabische Quellen merkwürdig überein. „Die Armenier", sagt Moses von Chorene, „nehmen die Westküste des kaspischen Meeres ein; die Nordwestküste bewohnen die Albanier und Massageten, die Nordostküste die Skythen[4])". Nach demselben Historiker predigte die heilige Nino das Christenthum von Klardjeth bis zur Pforte der Alanen (Dariel) und der Kaspier (Derbend) und bis zu den Grenzen der Mazkuth oder Massageten[5]). Genau an derselben Stelle kennen arabische Geographen die Maskatt, ein Volk, wie Jakut sagt, jenseits Derbend an der Küste des Chazarenmeeres. Der grosse Nuschirwan setzte ihm im sechsten Jahrhundert einen Fürsten[6]). Unter dem Khalifat Osman's unterwarf es sich den Arabern[7]). Noch im achten Jahrhundert mussten die Chazaren, dem Armenier Ghevond zufolge, ebenfalls durch das Land Maskuth marschiren, als sie in Persien einfallen wollten[8]). Aber im zehnten existirte das Volk nicht mehr[9]), und die Erinnerung an dasselbe scheint bei den Arabern mit der Tradition über die fabelhaften Madschudsch zusammengeflossen zu sein, zu denen der Weg ebenfalls durch die Pforte von Derbend führte; das Land der Madschudsch musste nun weiter nach Norden geschoben werden, da die Länder am Kaukasus schon zu bekannt waren. Nach Tabary liegt der Wall der Jadschudsch und Madschudsch, den natürlich Sulkarnain erbaut hat, jenseits des Reiches Belendscher, zu dem man von Derbend ge-

1) Ptol. VI, 10, 2.

2) Ptol. VI, 13, 3.

3) Ammian. Marc. XXIII, 5, 16.

4) Moses v. Chorene, bei St. Martin, mémoires sur l'Arménie II, p. 333.

5) Nach Brosset zu Wakhtang histoire de la Géorgie p. 127. Der georgische Historiker erwähnt die Massageten bei dieser Gelegenheit nicht.

6) Nach d'Ohsson, des peuples du Caucase et des pays au nord de la Mer Noire et de la Mer Caspienne dans le dixième siècle (Paris 1828), p. 3. 4.

7) d'Ohsson, a. a. O. p. 55; vgl. auch p. 62.

8) Brosset theilt die Stelle mit, zu Wachtang, p. 259. not. 1.

9) Massudi, bei d'Ohsson, a. a. O. S. 4.

langt, wenn man „den Russen und Dschuhoran“ vorbei geht; aber bis dorthin sind „viele Könige“[1]).

Diese Lebenszähigkeit des Namens und seine Wiederkehr bei Schriftstellern verschiedener Zunge, bei Griechen, Armeniern und Arabern, lässt schliessen, dass er ein nationaler war. Aber die Perser kannten ihn nicht: sie nannten alle Bewohner Turan's Saken[2]), nicht von dem ihnen zunächst wohnenden Stamme, wie Plinius meint[3]), sondern weil im Sanskrit wie im Persischen mit diesem Namen überhaupt nomadische Reitervölker bezeichnet wurden[4]). Hieraus folgt, dass die Griechen nicht von den Persern, sondern auf anderm Wege über die Massageten Kunde erhalten haben; es ist bemerkenswerth, dass Ktesias, der aus persischen Quellen schöpfte, die Massageten nicht nennt, und dass auch Herodot sie an den Stellen nicht erwähnt, wo er sich, wie bei dem Heeresverzeichniss, augenscheinlich persischen Quellen anschliesst.

War nun der Name national und den Griechen nicht durch die Perser bekannt geworden, so kann man im Anschluss an die geographischen Bemerkungen Herodot's mit Sicherheit annehmen, dass er einem Stamm eigenthümlich war, der nicht fern vom Ostufer des kaspischen Meeres im heutigen Turkmanenlande wohnte, und zwar da, wo sich im Alterthum der Oxos ins kaspische Meer, zum Karabugas-Haff, ergoss. Da nämlich die grosse nach dem Orient führende Handelsstrasse dem Laufe dieses Stromes folgte, konnten die pontischen Griechen die dort ansässigen Völkerstämme ohne Vermittelung der Perser kennen lernen. Der Name der mächtigsten Horde, welche die Handelsleute am Ostufer des Sees antrafen, wurde natürlich der bekannteste; und wenn die Massageten wirklich nicht fern von der Küste wohnten, so ist es nicht auffallend, dass ein Theil derselben, wenn auch erst in späterer Zeit, nach dem gegenüberliegenden Ufer übergesiedelt war, wo von Schriftstellern sehr verschiedener Nationen ebenfalls Massageten erwähnt werden. So reiht sich diese Thatsache wie die vorher erwähnte, dass Kimmerier am Nordufer des schwarzen Meeres und auf der Halbinsel von Sinope sassen, den zahl-

1) Tabary's Nachrichten über die Chazaren, mitgetheilt und übersetzt von Dorn, in den Mém. de l'Acad. de St. Pétersbourg. Six. Série VI, p. 456. 457. 459. 460. Nach Ibn Haukal liegen Jadschudsch und Madschudsch jenseits Russlands. d'Ohsson a. a. O. S. 43.

2) Herod. VII, 64.

3) Plinius, h. n. VI, 19.

4) Lassen, Keilschriften von Persepolis, S. 114.

reichen analogen Fällen an, in denen wir Völker desselben Stammes auf den entgegengesetzten Küsten schmaler Gewässer finden.

Die Griechen dehnten indess den Namen dieses mächtigen Stammes, den sie am untern Oxos trafen, auch auf die östlicher lebenden Nomaden aus, vielleicht, weil diese den Massageten einstmals unterworfen waren. Die Massageten waren nach Herodot ein grosses Volk und besassen einen bedeutenden Theil der Steppen östlich vom kaspischen Meere[1]). Nach Andern bewohnten sie nicht nur die Ebene, die Sümpfe und Inseln an den Flussmündungen, sondern auch das Gebirge[2]). Das nordiranische Randgebirge kann hiemit nicht gemeint sein; denn die speciellen Namen der Stämme, welche an seinem Nordabhange wohnten, die der Hyrkaner und Parther, waren bekannt und geläufig; weiter östlich lehnten sich Margiana und Baktrien an das Gebirg. Auch die Berge, welche zwischen dem Oxos und Iaxartes den Ostrand der turanischen Steppe bilden, waren nicht im Besitz der Massageten; hier, im heutigen Buchara, lag Sogdiana, weiter nordöstlich, im heutigen Khokand, das Land der Saken, deren Name im Munde der Völker indo-arischen Stammes ebenso von Osten aus als Collectivname über die Steppenbewohner Turan's ausgedehnt wurde[3]), wie der Name der Massageten im Munde der Griechen und der Völker auf dem kaukasischen Isthmus von Westen aus. Wenn nun die Massageten zum Theil auch in Bergen gewohnt haben sollen, so können nur die Gebirge gemeint sein, welche sich nordöstlich von Muz-Tagh zum Altai hinziehen. Mit dieser Annahme stimmt auch überein, was über ihren ausserordentlichen Reichthum an Gold und Kupfer gemeldet wird. Lanzen- und Pfeilspitzen, Streitäxte, Brustpanzer der Pferde waren von Kupfer; ihr Kopfschmuck, ihre Gürtel und Schulterriemen, Zäume und Gebiss der Pferde waren ganz von Gold oder reich mit Gold verziert; Silber

---

1) Herod. I, 201. 204.

2) Strab. lib. XI, cap. VIII (ed. Tauchn. II, p. 432.).

3) Nach Arrhian zu schliessen, fanden auch Alexanders Feldherrn die Saken nirgends als in persischen Schriftstücken, wie in dem bei Gaugamela eroberten Schlachtplan; Aristobul kannte dies Actenstück, und ihm folgt Arrhian an den beiden Stellen (III, 8, 3; III, 11, 4), an denen er die Saken erwähnt. Zum dritten Mal gedenkt er ihrer VII, 10, 5, aber auch hier nicht bei der Erzählung von Ereignissen, sondern in einer nicht authentischen Rede Alexanders. Den Makedoniern war der Collectivname der Massageten geläufiger, und Arrhian nennt deshalb die Nomaden an den Grenzen Sogdiana's Massageten oder schlechtweg Skythen.

und Eisen fehlte ihnen[1]). In der That ist im Altai, der seinen türkischen wie seinen chinesischen Namen dem Goldreichthum verdankt, im grauesten Alterthum von ungebildeten Völkern Bergbau getrieben worden; fast sämmtliche jetzt bebaute Gruben sind dadurch entstanden, dass man eingestürzte Schachte und alte Haldenzüge verfolgte; und die Werkzeuge, die man in diesen überall zerstreuten Gruben gefunden, entsprechen den Angaben der alten Geographen über das Kupfergeräth der Massageten. „Bei Schlangenberg", bemerkt Rose, „waren die Erze am reichhaltigsten und haben das meiste güldische und reine Silber enthalten, und dennoch ist es sehr wahrscheinlich, dass auch hier zur Zeit der Eröffnung der Gruben die reichsten Erze durch die Tschuden, die auch hier am Schlangenberge einen uralten Bergbau getrieben hatten, schon weggenommen waren. Man hat die Spuren ihrer Arbeiten sowol im südöstlichen als im nordwestlichen Theil wahrgenommen. In ihren verstürzten Arbeiten hat man noch Werkzeuge von ihnen gefunden, wie kupferne gegossene Keilhauen und harte Steine, deren sie sich wohl als Fäustel bedient haben mochten, da diese Steine stets eine ringförmige Vertiefung, wahrscheinlich zur Befestigung eines Riemens zum Halten derselben hatten. Eiserne Geräthschaften hat man in den Gruben so wenig wie in den Gräbern gefunden, obwol diese eine Menge Geräthschaften und Zierrathen von andern Metallen, besonders von Gold und Kupfer enthalten und durch grosse übereinander gethürmte Steinhaufen kenntlich, in grosser Menge an dem Nordrande des Altai, am Irtysch und in der Kirgisensteppe aufgefunden worden sind. Die Tschuden scheinen demnach das Eisen und dessen Bearbeitung noch nicht gekannt zu haben, und haben in Ermangelung eiserner Werkzeuge den Bergbau nur auf die Ocher getrieben, die sich auch bei Wiederaufnahme der Gruben durch die Russen in den oberen Teufen noch am reichlichsten gefunden haben. In diese sind sie mittelst Schächte bis fünf Lachter tief eingedrungen, haben aber doch auch versucht, den Schwerspath zu gewinnen, in welchen sie eine runde trichterförmige Vertiefung gemacht hatten. Pallas erzählt, dass wenige Jahre vor seiner Ankunft in Schlangenberg (1771) in den alten Arbeiten ein halb vererztes

---

1) Herod. I, 215. Strabon sagt XI, c. VIII: *τόξοις δὲ χρῶνται καὶ μαχαίραις καὶ θώραξι καὶ σαγάρεσι χαλκαῖς· ζῶναι δὲ αὐτοῖς εἰσὶ χρυσαῖ, καὶ διαδήματα ἐν ταῖς μάχαις· οἵ τε ἵπποι χρυσοχάλινοι, μασχαλιστῆρες δὲ χρυσοῖ· ἄργυρος δ' οὐ γίνεται παρ' αὐτοῖς, σίδηρος δὲ ὀλίγος· χαλκὸς δὲ καὶ χρυσὸς ἄφθονος.*

menschliches Gerippe gefunden worden sei, bei welchem noch ein lederner Sack mit den reichsten Ochern angefüllt gelegen hätte. Aus den Ochern schieden sie das darin enthaltene Gold durch Schlämmen an der Smejewka, wie man ebenfalls an den Ueberresten dieser Schlämmarbeiten gesehen hat, die noch so goldhaltig befunden worden sind, dass man sie gepocht und auf Planheerden verwaschen hat"[1]).

Diese Mittheilungen des neuern Reisenden bilden eine treffliche Erläuterung der Angaben griechischer Schriftsteller über den Reichthum der Massageten an Gold und Kupfer. Es scheint demnach, dass die Griechen und insonderheit Herodot alle Nomaden, welche das heut von Turkmanen und den Kirgisen der mittlern und grossen Horde bis zum Altai durchstreifte Steppenland bewohnten, unter dem Namen Massageten begriffen. Dieser Name, der ursprünglich einer im Westen wohnenden, den arischen Daern benachbarten und sehr mächtigen Horde eigenthümlich gewesen sein mag, war den Völkern auf dem kaukasischen Isthmus in Folge ihrer Handelsbeziehungen geläufig geworden, und hier wurde er den Griechen bekannt.

Hier, glaube ich, oder bei benachbarten Völkern, Armeniern, Medern oder Assyrern, ist überhaupt die ganze Tradition über die Vertreibung der Skythen durch die Massageten, wenn nicht entstanden, so doch zu der Form ausgebildet worden, in der sie uns Herodot mitgetheilt hat. Dafür spricht auch die Einflechtung des Namens Araxes und die willkürliche Verknüpfung mit dem Einfall der Skythen in Asien, der die erwähnten Länder zunächst berührte.

Wenn die Skythen von den Massageten über den Araxes geworfen wurden, so kann unter diesem Namen nur einer der turanischen Ströme oder die Wolga gemeint sein. Aber kein kundiger Geograph nennt einen Strom in Turan mit dem Namen Araxes; denn die Stelle Strabon's, in welcher ebenfalls in Verbindung mit den Massageten ein Araxes erwähnt wird, ist nur eine Relation aus Herodot[2]). Auch Diodor, der ebenfalls den Araxes zum Ursitz der Skythen macht, mengt diese und andere herodoteische Angaben mit einer im Uebrigen aus andern Quellen geschöpften Tradition zusammen[3]). Sonst wird von Herodot und Andern ein turanischer Araxes nur bei dem Zuge

1) Humboldt's, Ehrenberg's und Rose's Reise nach dem Ural, dem Altai und dem kaspischen Meer, Bd. I, S. 556. 557; vgl. S. 509. 510. 520.

2) Strab. lib. XI, c. 8 (ed. Tauchn. II, S. 432.).

3) Diodor. II, 13.

des Kyros gegen die Massageten erwähnt; aber diese ganze Erzählung ist von sehr zweifelhaftem historischen Werth; sie ist den Persern selbst unbekannt, allem Anscheine nach einem Heldengedicht entlehnt, welches höchst wahrscheinlich ausserhalb Persiens, und vermuthlich in Medien entstanden ist[1]), also in einer Gegend, wo auch unserer Ansicht nach der Name der Massageten und, wie wir sogleich sehen werden, auch der Name Araxes geläufig war.

Lassen wir nämlich den Umstand ausser Acht, dass auch der thessalische Peneios in alter Zeit Araxes geheissen haben soll, — eine Versicherung, die wahrscheinlich nur einer frostigen Etymologie ihren Ursprung verdankt[2]), — so begegnen wir dem Namen Araxes mehrmals in dem Ländergebiet, in welchem semitische und arische Stämme einander nahe traten. Der armenische Araxes ist der bedeutendste und bekannteste unter diesen Strömen[3]); aber nach Metrodor soll auch der Thermodon, an dem Semiten wohnten, Araxes genannt worden sein[4]). Bekannter ist es, dass die Griechen nach Xenophon in Mesopotamien einen Araxes fanden, nachdem sie den Euphrat bei Thapsakos überschritten hatten[5]); in Mesopotamien stiessen Syrer und Araber mit den Armeniern zusammen, mit einem Volke, dessen Verwandtschaft mit jenen semitischen Stämmen Poseidonios für inniger und unzweifelhafter hielt, als sie es in der That ist[6]). Der ältere arabische Name jenes mesopotamischen Araxes war, nach Bayer, Roha; später nannten ihn die Araber Chaboras, — ein Name, den bereits Ptolemaios und Ammian kannten[7]) — doch führt Scaliger aus einem arabischen Geo-

---

1) Duncker, Gesch. des Alterthums, Bd. II, S. 575 u. f.

2) *καλεῖσθαι γὰρ Ἀράξην κἀκεῖνον (τὸν Πηνεῖον), διὰ τὸ ἀπαράξαι τὴν Ὄσσαν ἀπὸ τοῦ Ὀλύμπου, ῥήξαντα τὰ Τέμπη.* Strab. lib. XI, cap. 14 (ed. Tauchn. II, p. 464.).

3) Da der Araxes in seinem obern Laufe Phasis hiess — er wird hier von den Türken noch jetzt Pasin-Su genannt — stellt Kaiser Constantin Porphyrogeneta (de admin. imperio c. 45) die Namen Phasis und Araxes mehrmals als synonym neben einander. Hierdurch wurde Kephalides (de historia maris Caspii. Gött. 1814. p. 346) zu der irrigen Meinung verleitet, dass auch der Rion (Phasis) einst Araxes genannt worden sei. Kaiser Constantin handelt aber von der Landschaft Phasiane, die an den Araxes-Quellen liegt und ihren Namen durch alle Zeiten bewahrt hat. Sie heisst bei den georgischen Schriftstellern Wachtang und Wachuscht Basian, bei den Türken Pasin oder Pasem.

4) Schol. Apoll. Rhod. IV, 133. — 5) Xenoph. Anab. I, 4, 19.

6) Strab. lib. I, cap. 2. (ed. Tauchn. I, p. 65.). Aus dieser interessanten Stelle über die Verwandtschaft der drei Völker erfährt man auch, dass Poseidonios in dem Namen der Armenier, Aramaier und Erember dieselbe Wurzel erblickte.

7) *Χάβωρας* Ptol. V, 18, 3. Abora Amm. Marc. XIII, 5, 1. 4,

graphen auch den Namen Al Harias an, der aus dem griechischen Araxes gebildet zu sein scheint[1]). Der Ort, in dessen Nähe der Chaboras entspringt, heisst jetzt Ras-al-Ain[2]). Weiter östlich kennen die Alten bei Persepolis einen Araxes, den Alexander überschreiten musste[3]).

Aus dem häufigen Vorkommen dieses Namens auf dem bezeichneten Gebiete und insonderheit innerhalb der weitern Grenzen Armeniens ergiebt sich die Vermuthung, dass der allgemeine Ausdruck für Fluss im Armenischen, vielleicht auch in den semitischen oder in den arischen Dialekten einen Klang gehabt haben muss, der die Griechen zur Bildung des Namens Araxes veranlasste. Bayer fasste ausschliesslich die zuletzt genannten Sprachen ins Auge und erinnerte an das arabische *roha*, das slawische *reka*, das persische *rûd*, denen jene Bedeutung eigen ist; der Zusatz des anlautenden Vokals in der griechischen Form des Namens würde bei der Ableitung aus dem Arabischen durch eine Verstümmelung des Artikels, bei der Ableitung aus dem Persischen als ein bei altpersischen Eigennamen nicht ungewöhnlicher Vorschlag zu erklären sein[4]). Ist der Name persischen Ursprungs, so würde es näher liegen, daran zu erinnern, dass die Perser einen Fluss *arga*[5]), und einen wild hinbrausenden Strom nach Kämpfer *aras* nennen[6]). Indess spricht der Umstand, dass der Name in Armenien am häufigsten vorkommt, hier uralt ist und sich nur hier dauernd behauptet hat, für die Voraussetzung, dass er aus der Sprache dieses Landes zu erklären ist. Der armenische Araxes wird jetzt von Arabern, Persern und Türken Aras oder Ras, von den Georgiern Rakhsi, von den Armeniern selbst Eraskh genannt[7]); in den altpersischen Religionsschriften soll sein Name Weorokesche oder Waraksche lauten[8]): der Name haftet also so

---

1) Bayer, de origine et priscis sedibus Scytharum, in Bayeri opuscula ed. Klotz p. 71.

2) Layard, Niniveh and its Remains. London 1849. vol. I, p, 72.

3) Strab. XV, cap. 3. (ed. Tauchn. III, p. 320.). Diod. XVII, 69. Bei Ammian. Marc. XXIII, 6, 26 wird ein Fluss Harax in Susiana erwähnt, §. 42 ein Rogomanes in Persis.

4) Die Alten sagten z. B. Marder und Amarder, Parner und Aparner, Paesiker und in mehrfach erweiterter Form Apasiaken, Kanthonike und Akanthonitis u. a.

5) Klaproth, mémoires relatifs à l'Asie I, 207.

6) Kephalides de hist. maris Caspii p. 347.

7) St. Martin, mémoires sur l'Arménie I, 38.

8) Anquetil, recherches sur les anciennes langues de la Perse, in den Mém. de l'Academ. des Inscript. XXXI, p. 366, 367. — *Weh* bedeutet im Zend „rein“;

fest an dem armenischen Flusse, dass er sich seit dem grauen Alterthum in verschiedenen Idiomen behauptet hat. Ob er nun mit dem armenischen *aru*, Fluss, zusammenhängt, muss ich dahingestellt sein lassen: es genügt für unsern Zweck, durch das wiederholte Vorkommen des Namens Araxes bei verschiedenen Flüssen dieses Gebiets die Vermuthung begründet zu haben, dass hier eine dem griechischen Araxes ähnlich klingende allgemeine Bezeichnung für Fluss in alter Zeit gebräuchlich war.

Hieraus erklärt sich die grosse Verwirrung im Gebrauch des Namens Araxes bei Herodot. Was er von Kolchern, mit denen er zusammengekommen war [1]), oder von den in assyrische Gelehrsamkeit eingeweihten Chaldäern über verschiedene asiatische Flüsse erfuhr, übertrug er, unter fortwährender Verwechselung des Appellativ's mit einem Eigennamen, auf seinen Araxes und berichtete ganz treuherzig, dass Einige diesen Fluss für grösser, Andere für kleiner als den Istros hielten [2]); uns ist es deutlich, dass ihm von verschiedenen Flüssen erzählt wurde. Wenn Herodot jenseits eines Araxes Massageten wohnen lässt [3]), so mag vom Oxos die Rede gewesen sein; ebenso, als ihm berichtet wurde, dass ein Araxes sich in vierzig Arme theile, von denen nur einer das kaspische Meer erreiche, während die andern in Sümpfen und Seen sich verlieren sollten [4]). Wenn er ferner erzählt, dass ein Araxes Inseln bilde so gross wie Lesbos, und dass er überaus fischreich sei, so mögen seine Nachrichten sich ebenfalls auf den Oxos, vielleicht sogar auf die Wolga bezogen haben [5]): aber wenn er den Araxes im Gebiete der Matianen entspringen und ihn nach Osten fliessen lässt [6]), so ist augenscheinlich von dem armenischen Flusse die Rede.

War nun die von Herodot mitgetheilte Tradition über die Einwanderung der Skythen in Europa auf dem kaukasischen Isthmus oder in den südlich angrenzenden Ländern zu der Form, in welcher der alte Geschichtsschreiber sie erfuhr, ausgebildet worden, — wie es durch die Einflechtung der Namen Massageten und Araxes wahrscheinlich

---

der Oxos heisst Weh im Bundehesch. Abel Rémusat, Nouveaux Mél. Asiat. I, 217.

1) Dies erhellt aus Herodot I, 104.

2) Herod. I, 202.

3) I, 201. 204. 205.

4) I, 202.

5) I, 202. 216.

6) I, 202. IV, 40.

wird, — so werden wir es allerdings noch erklärlicher finden, dass jenes Ereigniss mit dem Einfall der Skythen in Vorderasien in Verbindung gebracht ist, aber es wird uns zugleich als bedenklich erscheinen, aus der Erwähnung des Araxes einen Schluss auf die alten Sitze der Skythen in Asien zu ziehen. Wir lernen hieraus nichts weiter, als dass die Skythen über einen Fluss gedrängt wurden, und müssen es vorläufig dahingestellt sein lassen, ob hierunter der Iaxartes oder die Wolga zu verstehen ist. An den Oxos oder an den armenischen Araxes zu denken ist nicht möglich. Denn die Massageten wohnten nördlich vom Oxos, und wenn sie die Skythen über diesen Strom drängten, hätten die letztern im Süden des kaspischen Meeres hinziehen und über den kaukasischen Isthmus in ihre spätere Heimath dringen müssen; und einen solchen Zug macht die Natur jener Landschaften unmöglich. Der kaspischen Küste zu folgen, verbieten die Sümpfe und undurchdringlichen Wälder des heutigen Masenderan und Ghilan, und die unbezähmbare Tapferkeit der Bergbewohner, die allen Eroberern des Alterthums und des Mittelalters getrotzt hat; die Skythen hätten demnach östlich vom kaspischen Meer das ebenfalls von tapfern Völkern, Hyrkanern und Parthern, bewohnte nordiranische Randgebirge überschreiten, die damals unter assyrischer Botmässigkeit stehende medische Hochebene, das armenische Gebirgsland oder die Sitze der unbezwinglichen Kadusier durchziehen und endlich durch die gefährlichen Engpässe des Kaukasus dringen müssen, — und ein solcher Zug würde selbst für mächtige Eroberer ein mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpftes Unternehmen, für ein vertriebenes Volk aber, welches mit Weibern, Kindern und Heerden flüchtet, durchaus unmöglich sein.

Ein neues und unerwartetes Licht auf die frühern Sitze der Skythen wirft eine vierte Tradition, die Herodot den Gedichten des Prokonnesiers Aristeas entlehnt hat. Dieser Abenteurer war vom schwarzen Meer aus weit nach Nordosten bis zu den Issedonen vorgedrungen und hatte die neuen in bisher ganz unbekannten Gegenden gewonnenen Anschauungen seinen Landsleuten in poetischer Form mitgetheilt. Seine Angaben wurden von den Griechen insgemein für fabelhaft gehalten, nicht sowol, weil sie ihnen an sich durchaus unglaubwürdig schienen, sondern hauptsächlich, weil ein undurchdringliches Dunkel auf den persönlichen Verhältnissen des merkwürdigen Touristen lastete und wunderliche Sagen an seinen Namen geknüpft waren. Wir werden uns gleichwol später davon überzeugen, dass das Vorurtheil gegen den Prokonnesier durch den Inhalt seines Arimaspen-Epos, soweit wir dasselbe durch Herodot kennen, nicht gerechtfertigt wird; es

liegt im Gegentheil seinen Dichtungen eine so richtige Anschauung der wichtigsten Eigenthümlichkeiten jener entfernten Gegenden zu Grunde, dass wir seine Versicherung, er selbst sei bis zu den Issedonen vorgedrungen, durchaus nicht in Zweifel ziehen können.

Bei seinem dortigen Aufenthalt erfuhr Aristeas, das Volk der Issedonen wäre von seinen nördlichen Nachbarn, den Arimaspen, unaufhörlich bedrängt, schliesslich aus seinen ursprünglichen Sitzen vertrieben worden und hätte sich auf die ihm benachbarten Skythen geworfen; hiedurch wären die letztern zum Vordringen nach Westen genöthigt worden, wo sie die an dem südlichen Meere wohnenden Kimmerier vertrieben und deren Land in Besitz genommen hätten [1]).

Wir werden unten, wo wir bei Entwickelung der griechischen Handelsstrassen die Sitze der einzelnen barbarischen Völkerschaften genauer festzustellen versuchen, nachweisen, dass die Issedonen, welche Herodot im Sinne hatte, am obern Laufe des Jaik (Ural) und in dem benachbarten Theile der heutigen Kirgisensteppe wohnten. Ihre früheren Sitze, aus welchen sie von den nördlicher wohnenden Arimaspen verdrängt wurden, müssen demnach etwas nördlicher, an den westlichen Zuflüssen des Tobol, in den fruchtbaren Landschaften, welche den Isset und Mias umgeben, gesucht werden. Wenn die Skythen, dem Drucke folgend, den die Issedonen auf sie ausübten, nach Südwesten vorrücken mussten, so sassen sie südwestlich von den Issedonen, nomadisirten also in den Weidestrecken, welche sich in dem südlichen Theile des heutigen Gouvernements Orenburg vorfinden, vielleicht auch in den angrenzenden Strichen der heutigen Kirgisensteppe.

Drängen uns nun die sonstigen Mittheilungen des Prokonnesiers die Ueberzeugung auf, dass er sich wirklich durch einen längeren Aufenthalt in jenen Gegenden über die Verhältnisse derselben mit Erfolg unterrichtet hat, so wird seine Angabe über die Ereignisse, welche die skythische Wanderung veranlassten, als eine in den frühern Sitzen des Volkes und bei seinen Nachbarn wurzelnde Localtradition schon an sich einen bedeutenden Werth besitzen. Sie wird uns aus diesem Grunde beachtenswerther erscheinen, als die Combinationen solcher Völker, welche dem Schauplatze der Begebenheiten ferner standen und von den Folgen jener Volkswanderung gar nicht oder doch nicht so unmittelbar berührt wurden. Aber es treten noch einige andere Umstände hinzu, welche den Mittheilungen des Prokonnesiers einen hohen Grad von Glaubwürdigkeit verleihen.

---

1) Herod. IV, 13.

Es erscheint uns nämlich als ein wichtiger Fingerzeig, dass noch zu Herodots Zeit westlich von den Issedonen, also in den westlichen Theilen des heutigen Gouvernements Orenburg, ein Volksstamm sass, in welchem die pontischen Skythen ihre Landsleute erkannten. Durch ihr Gebiet führte die grosse Handelsstrasse, auf welcher die hellenischen Colonisten von der Küste des schwarzen Meeres nach Nordost zogen; hier hatten sie oft genug Gelegenheit, von den Skythen, welche die Karavanen als Dolmetscher oder Knechte begleiteten, zu erfahren, dass das hier ansässige Volk und die pontischen Skythen eines Stammes waren, während die zwischen ihnen wohnenden Völker, Budinen, Jyrken, Thyssageten einer fremden Zunge angehörten. Die pontischen Skythen, die sich den hellenischen Ankömmlingen gegenüber als Eingeborne bezeichneten, mussten nun freilich, um die Zersplitterung ihres Stammes zu erklären, zu der Versicherung greifen, dass die östlichen Skythen von den pontischen Küstenlandschaften ausgewandert wären[1]); obgleich die Natur der Dinge lehrt, dass das Verhältniss das umgekehrte war, dass nämlich in jener Zeit, als die Skythen von den Issedonen nach Südwesten gedrängt wurden, ein Theil derselben im heutigen Orenburg'schen zurückblieb, während ein anderer das Gebiet der benachbarten Jägervölker umging und erst da Halt machte, wo sich zuerst wieder ausgedehnte Weidestrecken zeigten: in den Ebenen am Nordgestade des schwarzen Meeres. Selbst wenn die sonderbare Behauptung der pontischen Skythen, dass sie das Urvolk, die östlichen Stammgenossen nur eine Abzweigung wären, nicht durch den naheliegenden Grund erklärt werden könnte, dass sie den griechischen Fremdlingen gegenüber, die ihre Küsten besetzten, als Eingeborne gelten wollten, würde sie uns nicht befremden dürfen, da eine derartige Umstellung des Sachverhalts in alten Sagen eine oft wiederkehrende Erscheinung ist[2]).

Waren nun die frühern Sitze der Skythen im heutigen Orenburgschen; fanden sie hier noch Stammgenossen vor: so wird die eigenthümliche Handelsrichtung der pontischen Griechen, die sich aus andern Umständen nicht in völlig befriedigender Weise erklären lässt, vollkommen begreiflich. Es ist nämlich höchst auffallend, dass ihren Beziehungen und ihren Kenntnissen in Bezug auf die Gegenden, welche im Norden der pontischen Steppe lagen, sehr enge Grenzen gesteckt

1) Herod. IV, 22.

2) Niebuhr führt hiefür mehrere Beispiele an, in seiner römischen Geschichte Bd. I, S. 43 Note 6 (4. Aufl.).

waren, während sie sich nach Nordost bis an den östlichen Abhang des Ural erstreckten; die griechischen Handelsleute drangen bis zu den Issedonen, und es gab in Olbia, wie Herodot versichert, immer Personen, welche über die bis zum Issedonen-Lande wohnenden Stämme als Augenzeugen berichten konnten [1]). Nun stellte zwar die Beschaffenheit der westlichen Ströme, des Pruth, Dnjestr, Dnjepr, ihr reissender Lauf, die Schwellen und Klippen, über welche sie sich bei dem Durchbrechen des südrussischen Granitrückens hinwegstürzen müssen, dem Vordringen der Griechen in grade nördlicher Richtung Hindernisse entgegen; aber es ist nicht zu vergessen, dass Stromstrassen für den Handel des Alterthums nicht die Bedeutung hatten, wie für den Verkehr unserer Tage: der Karavanenhandel überwog, und ihm war das mittlere Russland vom Gestade des Pontos nicht unzugänglicher, als das westliche Sibirien. Gleichwol schlug der Handel der Griechen die letztere Richtung ein. Als sie sich nämlich im Norden des schwarzen Meeres ansiedelten, zogen sie ihre ersten Erkundigungen über entferntere Völker und Gegenden von den hier nomadisirenden Skythen ein; und Nichts ist natürlicher, als dass diese auf ihre alten Stammsitze zurückwiesen, auf den Weg, den ihre Voreltern zurückgelegt hatten, als sie der Uebermacht weichend an die pontische Küste auswanderten. Da ein Theil des Volkes bei diesem Ereigniss im Osten zurückgeblieben war, nicht in zu grosser Entfernung von den neuen Sitzen der Auswanderer, so würde es nicht auffallend sein, wenn die Verbindung zwischen den beiden Theilen des Volkes nie ganz unterbrochen gewesen wäre; und die unten angeführte Stelle Herodots liefert ein positives Zeugniss hiefür. Sicher aber kann man annehmen, dass die Erinnerung an das letzte bedeutende Ereigniss, durch welches das einförmige Leben dieses Hirtenvolks unterbrochen wurde, sich bei ihm traditionell fortgepflanzt und dass sich dadurch eine Kunde über die nordöstliche Heimath und den dorthin führenden Weg erhalten hatte. Diese Nomaden dienten nun den Griechen bei ihrem weitern Vordringen als Wegweiser und Dolmetscher; ist es unter solchen Umständen zu verwundern, dass die Handelsthätigkeit der Hellenen hauptsächlich nach Nordosten gelenkt wurde? dass auch ein Abentheurer wie Aristeas, der unbekannte Länder sehen wollte, von den pontischen Skythen nach Nordosten geführt wurde, auf den

1) *Μέχρι μέν νῦν τῶν γαλακτῶν τούτων πολλὴ περιφύσεια τῆς χώρης ἐστὶ καὶ τῶν ἔμπροσθεν ἐθνέων· καὶ γὰρ Σκυθέων τινὲς ἀπικνέονται ἐς αὐτούς, τῶν οὐ χαλεπόν ἐστι πυθέσθαι, καὶ Ἑλλήνων τῶν ἐκ Βορυσθένεός τε ἐμπορίου καὶ τῶν ἄλλων Ποντικῶν ἐμπορίων.* Herod. IV, 24.

wohlbekannten Wegen, auf denen die Barbaren die Verbindung mit ihren östlichen Stammgenossen aufrecht erhielten? Die Einwanderung der Skythen aus nordöstlichen Gegenden und die auffallende Richtung des griechischen Handelsverkehrs sind zwei Thatsachen, die sich gegenseitig stützen, von denen die eine zur Erläuterung der andern dient.

Es scheint uns demnach, dass die von dem alten Aristeas an Ort und Stelle erkundete Localtradition, welche durch anderweitige Thatsachen in bedeutsamer Weise unterstützt wird, vor der in Armenien oder Medien heimischen Massagetensage, welche in mehrern Einzelnheiten deutlich den Stempel einer willkürlichen Combination an sich trägt und in bedeutenden Punkten ganz unhaltbar ist, entschieden den Vorzug verdient. Wir sind indess nicht geneigt, die letztere Sage in jeder Hinsicht zu verwerfen, lassen es vielmehr dahingestellt sein, ob nicht auch die Bewohner der turanischen Steppen, die Massageten der griechischen Schriftsteller, in die Ereignisse eingriffen, welche die Auswanderung der Skythen veranlassten. Herodot bemerkt ausdrücklich, dass die Massageten Nachbarn der von ihm erwähnten Issedonen waren [1]); jene stiessen, wahrscheinlich am Jaik, sowol mit diesem Volke wie mit den Skythen zusammen und konnten eben so wohl wie die Issedonen einen Druck auf die Skythen ausüben. Ueberdies lernen wir aus Aristeas' Bericht, dass die Völkerbewegung, durch welche die Skythen westwärts gedrängt wurden, nicht bei den Issedonen ihren Ursprung nahm, dass die letztern vielmehr selbst von einem Nachbarvolke gedrängt wurden. Aristeas nennt als solches die nördlich wohnenden Arimaspen; aber wir werden später sehen, dass die Griechen mit diesem Namen mehrere bergbautreibende Völker belegten, nicht blos, wie Aristeas, die Bewohner der gold- und kupferreichen Districte des Ural, sondern auch die alten Bewohner des Altai [2]) und nicht minder die des baktrischen Hochlandes [3]). Es ist demnach möglich, dass die Angabe des Prokonnesiers, der übrigens bis zu den uralischen Arimaspen nicht gelangt war, in einem allgemeineren Sinne zu fassen ist, dass nicht ein nördlich wohnendes Bergvolk, sondern überhaupt

---

1) *Τὸ δὲ ἔθνος τοῦτο (τῶν Μασσαγετῶν) καὶ μέγα λέγεται εἶναι καὶ ἄλκιμον, οἰκημένον δὲ πρὸς ἠῶ τε καὶ ἡλίου ἀνατολὰς πέρην τοῦ Ἀράξεω ποταμοῦ, ἀντίον Ἰσσηδόνων ἀνδρῶν.* Herod. I, 201.

2) Nördlich vom Jaxartes nennt Plin. VI, 19 „Arimaspi, antea Cacidari" unter den Sakenstämmen.

3) Bei Ammian. Marc. XXIII, 6, 13 sind die Arimaspi, homines lusci et feri, nördliche Nachbarn der Perser, und Diodor I, 94 macht Zoroaster (*Ζαθραύστης*) zum Gesetzgeber der Arimaspen.

ein Bergvolk den Anstoss zu der Völkerbewegung gab, welche einen Theil der Skythen nach Europa drängte, dass also Massageten und Issedonen unter dem Druck von Ereignissen handelten, deren Schauplatz weiter im Osten zu suchen ist.

Wir halten es nicht für unnütz, hier ein von chinesischen Historikern berichtetes Ereigniss zu erwähnen, obgleich es in eine viel spätere Zeit fällt und in den Namen der dabei betheiligten Völker so überraschende Anklänge an die griechischen Erzählungen über die Vertreibung der Skythen durch Massageten oder Issedonen liefert, dass die Kritik auf eine harte Probe gestellt werden würde, wenn nicht eine ausser Zweifel stehende Chronologie vor einem schlimmen Irrthum schützte. Der älteste Historiker China's, Se-ma-thsian, erzählt, dass im dritten Jahrhundert v. Chr. die Yuei-schi oder Yue-tschi (wie Klaproth sie nennt) zwischen der hohen Gebirgskette Nan-schan und den Zuflüssen des Bulunghir, also im westlichen Theile der jetzigen Provinz Kansu wohnten, in der Nachbarschaft der U-sün, eines Volkes der blonden Race. Seit d. J. 201 wurden sie von Me-the (Mo-the bei Visdelou, Mao-tun nach K. F. Neumann), dem Fürsten der Hiung-nu, bedrängt, und nach blutigen Kriegen im J. 177 unterjocht. Neue Siege über das aufrührerische Volk erfocht Me-the's Nachfolger, Lao-schang: er tödtete den König der Yue-tschi und liess sich aus dem Schädel desselben ein Trinkgeschirr verfertigen. Das bedrängte Volk wurde zersprengt: ein Theil zog sich unter dem Namen der kleinen Yue-tschi in das Alpenland südlich vom Nan-schan, der andere, die grossen Yuetschi, rettete sich nach Nordwest an die Ufer des Ili und des Balkasch-See's, von wo er das Volk der Szü in das Land jenseits des Oxos vertrieb. In ihren neuen Sitzen trafen die Yue-tschi wieder mit den U-sün zusammen, die ebenfalls vor der Macht der Hiung-nu gewichen waren, und wurden von ihnen weiter nach Westen gedrängt, so dass sie über den Iaxartes gingen. Hier unterwarfen sie sich zahlreiche Völkerschaften, stifteten ein mächtiges Reich, und theilten sich in fünf Horden [1]). Die vertriebenen Szü, welche sich nach Transoxiana zogen, sind die Skythen, welche das griechisch-baktrische Reich überschwemmten.

Wir führen diese Erzählung nicht blos an, weil sie uns die Natur asiatischer Völkerbewegungen veranschaulicht und ein merkwürdiges Beispiel für die Uebersiedelung ganzer Völkerstämme in weit entfernte Gegenden liefert, sondern auch, weil dieses Ereigniss die chinesischen

1) Vgl. Visdelou, hist. de la Tartarie im Supplement-Bande zu Herbelot's Bibliothèque Orientale, p. 22. Klaproth, tableaux historiques etc. p. 132. 133.

Historiker mit Völkern bekannt machte, die von uns bereits mehrmals erwähnt sind. Die Uebermacht der Hiung-nu machte es nämlich den chinesischen Kaisern wünschenswerth, mit den Yue-tschi in freundschaftliche Verbindung zu treten und sie zum Kampf gegen die Hiung-nu anzuregen. Chinesische Gesandtschaften, die zu diesem Behufe nach Westen drangen, brachten die ersten verlässlichen Nachrichten über die Völker im Massagetenlande der Griechen nach ihrer Heimath zurück. Nach Matuanlin lag die Hauptstadt der grossen Yue-tschi nördlich vom Oxos und westlich von Ferghana; ihr Reich stiess im Westen an die Asi (Parther); unter den Stämmen, die sie unterworfen hatten, werden die Ta-hia (Daer), Ye-tha und Kipin (Kophene) genannt [1]).

Für uns sind diese Ye-tha von besonderm Interesse; denn sie wohnten, nach den chinesischen Quellen, bereits vor dem Einfall der Yue-tschi, d. h. vor dem zweiten Jahrhundert v. Chr. in den Steppen, in welchen die Griechen die Massageten kannten. Die Chinesen schildern sie als ein tapferes Nomadenvolk, welches mit seinen Heerden dem Laufe der Ströme und den Weiden folgte, unter Filzzelten lebte und im Winter andere Lagerplätze als im Sommer hatte. Es herrschte bei ihnen die Sitte, dass mehrere Brüder eine Frau gemeinschaftlich heiratheten: über die Massageten bemerkt Herodot, und Strabon, der ihn hier excerpirt, ohne ihn zu nennen, in noch allgemeinerer Weise, dass Jeder zwar nur ein Weib nähme, dass die Weiber aber gemeinschaftlich wären [2]). Unter der Herrschaft der Yue-tschi bildeten die Ye-tha den östlichen Theil ihres Reiches, von Khotan bis zum Altai [3]). Im vierten Jahrhundert n. Chr. wurden sie selbst mächtig, stifteten ein eigenes Reich, dehnten sich nach Westen aus und hatten ihren Hauptsitz südlich vom Oxos [4]).

Es scheint mir bei der grossen Aehnlichkeit der Namen und bei der Uebereinstimmung der Wohnsitze und Zeitverhältnisse keinem Zweifel zu unterliegen, dass sowol die ältern Ye-tha als die spätern Yue-tschi von den Griechen unter dem Namen Massageten begriffen wurden. Und da dieser Name im Abendlande bekannt war, ehe die grossen Yue-tschi im heutigen Turan erschienen, so schliesse ich daraus, dass auch die Ye-tha vor dieser Zeit eine Periode der Macht hat-

---

1) Abel Rémusat, nouveaux mélanges Asiatiques I, p. 220—223.
2) Herod. I, 216. Strab. XI, cap. 8 (ed. Tauchn. II, p. 432).
3) Abel Rémusat, a. a. O. I, p. 240.
4) Klaproth, tableaux historiques p. 134.

ten, in Folge deren sie von indo-germanischen Nachbarstämmen die „grossen Ye-tha," Massageten, genannt wurden. Graf Potocki übersetzt zwar den letzten Namen stets durch „entfernte Geten," und Klaproth stimmt ihm hier zu; aber ich muss gestehen, dass mir diese Etymologie unklar ist. Die ältere und gewöhnliche Schreibart des griechischen Namens, die noch Gronovius beibehielt, ist nicht Massageten, sondern Masageten [1]); und das sanskritische *maha* „gross" nimmt nicht bloss im Zend *mese, meso,* und im Pehlwi *masa,* sondern auch, — was für uns wichtiger ist, da es uns zu den Völkern führt, von denen die Griechen unserer Ansicht nach zuerst den Namen der Massageten hörten, — im Armenischen *mjeds* entschieden den Zischlaut an, in den sich die Aspirata so leicht verwandelt.

Ueber die Abstammung der Ye-tha herrscht auch bei den chinesischen Historikern grosse Meinungsverschiedenheit. Auffallender Weise scheint die verbreitetste Ansicht dahin gegangen zu sein, dass sie ein Zweig der Yue-tschi waren. Nach Visdelou zu schliessen, wurden die letztern von einigen Gelehrten zum tungusischen Menschenstamme gerechnet [2]). Klaproth, der entschiedene Gegner aller derer, welche schon bei griechischen und römischen Schriftstellern mongolische und türkische Stämme entdecken wollen, sucht zu unserm grossen Erstaunen während seines ganzen Werkes über die asiatischen Völkerbewegungen seine Leser in den Glauben einzuwiegen, dass die Yue-tschi tübetanischen Stammes wären, und hält es in der sichern Burg seiner chinesischen Gelehrsamkeit fast nie für nöthig, dem Leser durch Mittheilung der Stellen, auf die sich seine Behauptungen stützen, eine Controle zu ermöglichen; aber auf dem letzten Blatte schränkt er in einer Nachschrift jene Versicherung dahin ein, dass wohl nur die kleinen Yue-tschi an der tübetischen Grenze sich mit Tübetern vermischt (!), die grossen aber zur blonden Race gehört haben mögen [3]), so dass von dem tübetischen Ursprung des Volkes in der That Nichts übrig bleibt. Matuanlin führt an, dass die Ye-tha oder Yi-tha von Einigen für einen Stamm der Kao-tsche oder Uigur, d. h. für Türken gehalten würden, und dass Wei-tsi, der aus dem Munde des Volkes selbst vernommen hatte, dass sein eigentlicher Name Yi-thian lautete, zu der Vermuthung gekommen war, sie könnten wohl sogdischen, d. h. arischen Stammes sein [4]). Die letztere Ansicht scheint mir durch einige Um-

1) Schweighäuser zu Herodot IV, 9.

2) Visdelou, histoire de la Tartarie p. 9.

3) Klaproth, tableaux historiques p. 287.

4) Abel Rémusat, nouveaux mélanges Asiatiques I, p. 244.

stände begünstigt zu werden, welche die Griechen über die Massageten berichten. Diese trugen in den Schlachten goldne Gürtel und Diademe; auch das Geschirr ihrer Pferde war mit goldnen Zierrathen beladen [1]: das ist mehr persischer, als türkischer Prunk. Die Saken im Heere des Xerxes, welche Herodot Massageten genannt haben würde, wenn er bei dem Heeresverzeichniss nicht im genauen Anschluss an persische Quellen gearbeitet hätte, trugen persische spitzzugehende Tiaren (deren Spitze aber aufrecht stand) und weite persische Beinkleider [2]. Wichtiger ist, dass sie nach Strabon die an einer Krankheit Verstorbenen den Hunden vorwarfen, weil sie, wie die Griechen diese Sitte deuteten, jene Todesart verachteten: die Perser befolgten diesen Gebrauch aber als eine nothwendige Folge ihrer Lehre, dass weder das Feuer, noch das Wasser, noch die Erde verunreinigt werden dürften, in Bezug auf alle Todte und hielten es für ein Glück, wenn der Leichnam eines Angehörigen von Hunden zerrissen wurde, da ihnen der Hund heilig war [3]. Und wenn Herodot und Strabon erzählen, die Massageten hätten besonders den Sonnengott verehrt, so stimmt auch diese Nachricht mit dem Mithradienst der Arier überein [4]. Es wäre interessant, zu wissen, ob Plinius mit Recht auch nördlich vom Iaxartes Daer und Marder erwähnt [5]; diese Stämme sind, wie ihre Namen lehren, unzweifelhaft Arier, und die ihnen von dem römischen Polyhistor angewiesenen Wohnsitze deuten auf eine weite Verbreitung arischer Stämme nach Norden hin. Durch alle diese einzelnen Züge wird es uns höchst wahrscheinlich, dass die Vermuthung Wei-tsi's, die Ye-tha wären sogdischen Stammes, wohl begründet sein dürfte, und sicher scheint es uns, dass Herodots scharfe Sonderung der Skythen und Massageten der Wahrheit entspricht.

Von dem Streifzuge in das Gebiet einer fremden Literatur kehren wir mit der Ausbeute zurück, dass die Chinesen eben so ein Volk Ye-tha neben den Ta-hia kennen, wie Strabon die Massageten zu Nachbarn der Daer macht, und dass sie die Wohnsitze desselben in das Land zwischen dem Oxos und dem Altai verlegen. Es ist demnach sehr wohl möglich, dass Issedonen und Massageten, wie später U-sün und Yue-tschi, einem von Osten kommenden Impulse folgend, die westlicher wohnen-

1) Strab. XI, c. 8 (ed. Tauchn. II, 433).

2) *ζυρβασίας ἐς ὀξὺ ἀπηγμένας ὀρθὰς πεπηγυίας καὶ ἀναξυρίδας.* Herod. VII, 64.

3) Die Beweise s. in Duncker's Gesch. des Alterthums Bd. II, 382 ff. 396 ff.

4) Herod. I, 216. — Strab. XI, 8 (ed. Tauchn. II, p. 432).

5) Plin. VI, 19.

den Skythen vorwärts drängten, dass also die Massagetensage einigen Grund haben könnte und nur die Einflechtung des Skytheneinfalls in Vorderasien als eine ungerechtfertigte Zuthat zu betrachten wäre. In diesem Falle würde der in ihr erwähnte Fluss „Araxes" nur auf die Wolga bezogen werden können; und einige verworrene Stellen alter Autoren leiten allerdings auf die Vermuthung, dass dieser grosse Strom, der erst von Ptolemaios mit Sicherheit bezeichnet wird und der doch den griechischen Kaufleuten zur Zeit Herodots unmöglich unbekannt geblieben sein kann, in der ältesten Zeit ebenfalls einen Namen führte, den die Griechen leicht in Araxes verändern konnten. Wir finden bei griechischen Schriftstellern mehrmals die Ansicht, dass der Tanais nur ein Arm des Araxes-Stromes sei [1]). Unter dem letztern kann man in dieser Verbindung füglich nur die Wolga verstehen, und die irrthümliche Anschauung erklärt sich nicht bloss durch die grosse Annäherung beider Ströme bei Zaritzin, sondern noch mehr durch die in unsern Tagen, im Mittelalter und wahrscheinlich schon im Alterthum hier festgewurzelte Gewohnheit, die Wolgafahrzeuge bei Zaritzin auseinander zu nehmen, die einzelnen Theile über den „Wolok" zu transportiren und sie im Don wieder zusammenzusetzen, so dass die Schiffer den an der Tanais-Mündung ansässigen Griechen wirklich sagen konnten, sie kämen aus dem Araxes. Diese Thatsache hatte auch den Araber Massudi, der die Annahme, dass das kaspische Meer mit dem asowschen zusammenhänge, tapfer bekämpft, zu demselben irrigen Glauben verleitet, den Don für einen Arm der Wolga zu halten. Er hatte nämlich gehört, dass die Russen bei ihrer ersten Expedition nach dem kaspischen Meer aus dem schwarzen in das asowsche, dann den Don aufwärts und die Wolga abwärts auf das Chazaren-Meer gesegelt wären [2]), wodurch er zu derselben Vorstellung über den Zusammenhang beider Ströme geführt wurde, die wir bei Aristoteles und andern Griechen finden. Dass die Mongolen ebenfalls ihre Barken aus der Wolga über den Wolok nach dem Don zu transportiren pflegten, erfuhr Jenkinson an Ort und Stelle [3]). Es ist nun möglich, dass der Name, den die Wolga bei Ptolemaios führt, Rha, und der Name des Flusses Araxes, für dessen Abzweigung mehrere alte Schriftsteller den Don hielten, den Klang eines

1) Aristot. Meteorolog. ed. Ideler I, c. XIII, 16. — Scymn. Chii fragm. v. 128. 129. bei Gail Geogr. Graeci minores II, p. 323.

2) d'Ohsson, des peuples du Caucase p. 106. 116.

3) Voyage d'Antoine Jenkinson, im Recueil des voyages au Nord, vol. IV, p. 475.

und desselben einheimischen Flussnamens wiedergeben. Bayer versichert, dass noch zu seiner Zeit der Name Rha den Russen geläufig war [1]); bei neuern Reisenden habe ich eine Bestätigung dieser Angabe nicht gefunden; dagegen wird berichtet, dass die finnischen Mordwinen die Wolga noch heute Rhau nennen [2]). Dass es sich hier in der That um einen in einer alten Sprache gebräuchlichen Ausdruck für Fluss handelt, erhellt ausserdem aus dem merkwürdigen Umstande, dass wir denselben im Mittelalter weiter nach Westen gewandert und bald auf den Dnjepr, bald auf einen seiner Nebenflüsse übertragen finden. Jornandes nennt die Konskaja *Erac;* der Dnjepr heisst auf Visconti's Karte (1318) *Ellexe,* bei Josaphat Barbaro *Elice,* bei Contarini *Leresse (L'Eresse?),* bei Jean de Luca *Exi* oder *Exii;* bei Beincasa heisst die Konskaja *Erexe,* der Dnjepr auf dem wolfenbütteler Atlas *Lussem* und *Orexe* [3]). Bei der sehr gewöhnlichen Vertauschung der *liquidae l* und *r* überzeugt man sich leicht, dass hier überall derselbe Name vorliegt, dessen ursprünglicher Klang *Erexe* gewesen zu sein scheint. Doch wie dem auch sein möge: die Vorstellung, dass der Tanais ein Arm des Araxes sei, wird nur erklärlich, wenn die Wolga auch Araxes genannt wurde; und war das Letztere der Fall, so konnte man allerdings sagen, dass die am Jaik nomadisirenden Skythen von den Massageten über den Araxes gedrängt worden sind.

Wenn wir nun von der Massagetensage den Umstand, dass die Skythen bei Verfolgung der Kimmerier durch den Pass von Derbend in Vorderasien eingefallen sein sollen, und die durch dieses Einschiebsel veranlassten Modificationen der Erzählung ausscheiden; wenn wir also von der Erzählung dasjenige trennen, was Herodot selbst nur als eine Conjectur bezeichnet: so lichtet sich das Dunkel, und ihr scheinbarer Widerspruch mit der Issedonensage schwindet. Wir erkennen, dass uns hier über dasselbe Ereigniss, eine grosse Völkerbewegung in Central-Asien, zwei Traditionen vorliegen, welche in weit von einander getrennten Gegenden ausgebildet wurden und hierdurch eine verschiedene, ihrem Ursprung entsprechende Färbung erhielten. Die Issedonen schrie-

1) „Claudius autem Ptolemaeus Volgam vocat Ῥᾶ, quod nomen adhuc frequenter in ore habent Rutheni, ut ne ab aetate quidem et temporum populorumque miris conversionibus obliterari potuerit." Bayer, „de origine et priscis sedibus Scytharum," in Bayeri opuscula ed. Klotz p. 70.

2) Förster, Geschichte der Entdeckungen im Norden, S. 55 Note 3. Auch d'Ohsson erwähnt diesen Umstand, des peuples du Caucase, p. 30 not. 1.

3) Potocki, histoire primit. des peuples de la Russie, im zweiten Bande der von Klaproth herausgegebenen Sammlung, S. 161. 162.

ben sich, wenn nicht den ersten Anstoss zu der weitgreifenden Erschütterung, so doch einen Hauptantheil an diesen Ereignissen zu. Die Völker auf dem kaukasischen Isthmus und in den südlichen Nachbarländern hatten dagegen die bei den Bewohnern der kaspischen Ostküste, den Massageten, verbreitete Tradition kennen gelernt, in welcher hauptsächlich der Antheil des zuletzt genannten Volkes an jenen Begebenheiten für die Erinnerung der Nachwelt niedergelegt war: und die Mittelspersonen, durch welche die Tradition den Hellenen bekannt wurde, hatten dieselbe in ihrer Weise vervollständigt, den ihnen geläufigen Namen der Massageten beibehalten, den Namen des Flusses, über welchen die Skythen gedrängt wurden, dem bei ihnen bekannten Flussnamen vollständig gleich gemacht, und die Völkerwanderung mit einem Ereignisse in Verbindung gesetzt, welches über ihre eigne Heimath ein schweres Unglück gebracht hatte.

Nach der Issedonensage haben wir die frühern Wohnsitze der Skythen am mittlern und obern Jaik aufgefunden, und gesehen, dass auch die von Herodot bevorzugte Tradition für diesen Fall eine befriedigende Deutung zulässt. Die Frage, ob wir hier zu den Ursitzen der Skythen gelangt sind, lassen wir vorläufig unentschieden: die *Euchatae Cotieri* des Plinius, Skythenstämme, deren Namen in die Nationalsage des Volkes verflochten sind, leiten uns zwar noch weiter östlich, in die Länder nördlich vom Iaxartes, in deren Nachbarschaft abermals Issedonen und Arimaspen wohnten, — aber diese Spur ist so unsicher, dass ich sie vorläufig nur andeute, ohne ihr zu folgen.

In letzterer Beziehung liefert Diodor's Erzählung, die sonst nicht sehr lehrreich ist, einen beachtenswerthen Wink. Sein Bericht ist offenbar ein Gemisch von nationaler Tradition und den Combinationen der gelehrten Alterthumskenner seiner Zeit, weist aber in seinem ächten Theil ebenso wie die von Herodot berichtete Nationalsage der Skythen darauf hin, dass das Volk in grauer Vorzeit die östlichen Gegenden des heutigen Turan und das angrenzende chinesische Gebiet in Besitz hatte. Die Skythen, — so erzählt Diodor — bewohnten anfangs einen unbedeutenden Landstrich am Araxes, ein kleiner, unbeachteter Stamm. Allmählich dehnten sie sich aus, und eroberten unter einem kriegerischen Fürsten das Bergland bis zum Kaukasus und die Ebenen am Ocean und an der Maitis (am asowschen Meer) und das ganze Land bis zum Tanais. Bei ihnen lebte einst eine erdgeborne Jungfrau, oben Weib, unten Schlange; mit ihr zeugte Zeus einen Sohn, Skythes, der mächtiger als alle seine Vorgänger wurde und alle unterworfenen Völker nach seinem Namen benannte. Unter seiner Nachkommenschaft

zeichneten sich besonders zwei Brüder aus, Palos und Napes, die nach glänzenden Thaten die Völker unter sich theilten und nach ihren Namen Palen und Napen nannten. Nach einiger Zeit drangen ihre Nachfolger auch über den Tanais, unterwarfen das Land bis Thrakien und unternahmen in anderer Richtung Streifzüge bis zum ägyptischen Nil, so dass sich ihre Herrschaft vom östlichen Meere bis zum kaspischen und zur Maitis ausdehnte [1]).

Was hier griechische Beimischung ist, erkennt man auf den ersten Blick. Aecht ist das Einschiebsel über Palos und Napes: die Palen und Napen sind nicht so bekannte Völkerschaften, dass ihre Namen die Griechen zu genealogischen Dichtungen hätten anregen sollen. Aber ihre Existenz ist mit Sicherheit nachweisbar. Bei Aufzählung der Sakenstämme nördlich vom Iaxartes sagt Plinius: „Hier sollen die Napäer und Apelläer untergegangen sein“ [2]). Die Zusammenstellung dieser Namen beweist, dass hier wirklich von denselben Völkern, welche Diodor Palen und Napen nennt, die Rede ist; wie die *Euchatae Cotieri* desselben Schriftstellers den *Auchatai Katiaroi* der von Herodot berichteten Nationalsage entsprechen. Ob jene Stämme schon zu Plinius' Zeit untergegangen waren, ist trotz seiner Versicherung zweifelhaft. Er selbst kennt *Pialae* unter den Sakenstämmen [3]), und ahnte nicht, dass Apelläer derselbe Name ist, mit dem bei solchen Namen, die durch Perser bekannt wurden, nicht ungewöhnlichen Vorschlage; wir haben schon oben (S. 124 Anm. 4) für diese Doppelform bei Eigennamen mehrere Beispiele angeführt. Ptolemaios nennt Pialen ausdrücklich in Serika [4]); wenn ihre früheren Sitze in Turan waren, so haben sie sich späterhin etwas östlicher angesiedelt. Die Napen scheinen dagegen westwärts gewandert zu sein. In der Steppe zwischen Don und Wolga kennt Strabon Nabianen [5]), und Plinius Napiten ebendaselbst zwischen der Maitis und den kerauuischen Bergen, unfern der Küste [6]). Auch Ammian nennt Napäer mit andern Maitenstämmen zusammen, setzt sie aber auf die taurische Halbinsel [7]), — es ist nicht zu erkennen, ob aus Verwirrung, oder weil sie wirklich aus den Landschaften am Don dorthin gewandert waren. Da uns jede weitere Angabe fehlt, müssen wir

1) Diod. II, 43.
2) Plin. VI, 19.
3) Plin. VI, 19.
4) Ptolem. IV, 16, 4.
5) Strab. XI, c. 5 (ed. Tauchn. II, p. 422).
6) Plin. VI, 7.
7) Ammian. Marc. XXII, 8, 33.

es vollständig dahingestellt sein lassen, ob zwischen diesen Nabianen, Napiten oder Napäern der donischen Steppen und den Napen der von Diodor berichteten Skythensage ein Zusammenhang obwaltet; sicher ist, dass Plinius' Napäer und Apelläer auf dem Schauplatz der Skythensage über die Napen und Palen erscheinen, und so weist uns auch diese Tradition auf Landschaften nördlich vom Iaxartes.

Wenn wir diese weiter nach Osten weisenden Spuren, weil sie nicht mit hinlänglicher Sicherheit erkannt werden können, unbeachtet lassen und zunächst an dem Resultate festhalten, dass die Skythen aus dem heutigen Orenburg'schen nach Europa eingewandert sind, so wird uns die Ansicht, dass sie Germanen oder Arier waren, höchst bedenklich vorkommen, wie glänzend auch die Namen der Männer sein mögen, welche dieselbe verfechten. Jener Landstrich ist von der natürlichen Strasse, auf welcher Germanen und Arier aus ihrer iranischen Heimath westwärts sich verbreiteten, zu weit nach Norden gerückt; er ist vielmehr, so weit die Geschichte reicht, der Aufenthaltsort solcher Völker gewesen, die zum finnisch-tatarischen Sprachgeschlechte gehören. In Bezug auf ein Volk, dessen alte Sitze sich am untern Ural befanden, spricht demnach eine grosse Wahrscheinlichkeit dafür, dass es finnischen Ursprungs war: denn den Hauptstock türkischer Völkerschaften finden wir am Altai und östlich von diesem Gebirge, während sich am Ural, und namentlich an seinem Ostabhange, die Heimath des ugrischen Volksstammes befindet, zu dem die finnischen Ostjaken und Wogulen gehören. Auch die jetzigen Bewohner des südlichen Ural, das Mischlingsvolk der Baschkiren, die jetzt freilich einen türkischen Dialekt sprechen und in ihrer Physiognomie zuweilen Spuren mongolischer Beimischung zeigen, sind finnischen Ursprungs, und werden schon von den arabischen Geographen, wie von den Mönchen des Mittelalters in ihren jetzigen Wohnsitzen erwähnt.

Eine andere und anscheinend glänzende Unterstützung findet die Meinung, dass die alten Skythen dem finnischen Stamme angehörten, in dem Umstande, dass die Finnen von den Slawen noch heut zu Tage Tschuden genannt werden und dass die Griechen, die sich noch nicht in dem Grade, wie die spätern Byzantiner, an harte Consonantenzusammenstellung gewöhnt hatten, diesen Namen schwerlich besser als durch ihr Skyth wiedergeben konnten. Die Behauptung, dass Skyth und Tschud dasselbe Wort sei, ist sehr verführerisch, gleichwol beweist sie den finnischen Ursprung der Skythen noch nicht. Denn die alten Slawen bezeichneten mit dem Namen Tschud den Fremden über-

haupt, und erst später hauptsächlich den Finnen[1]); und zweitens fehlt jeder Beweis, dass den Griechen der Name Skythen durch die Slawen bekannt wurde. Das erste den Skythen benachbarte Volk, welches die Griechen, sobald sie die Küsten des schwarzen Meeres besuchten, kennen lernten, waren ohne Zweifel die Geten zwischen dem Balkan und der untern Donau; diese waren aber, nach dem einstimmigen Zeugniss des Alterthums, ein thrakisches Volk, und ich zweifle nicht, dass der Name Skythen, der weder bei den Skolot selbst bekannt war, noch aus der griechischen Sprache befriedigend erklärt werden kann, der also bei einem nichtgriechischen Nachbarvolke der pontischen Nomaden gebräuchlich gewesen sein muss, durch die Geten den Griechen bekannt wurde, durch das erste Volk, von welchem die längs der Küste segelnden Griechen über die Bewohner des Nordgestades genauere Kunde einziehen konnten. Es sind demnach nicht die slawischen Dialekte, in denen eine Erklärung des Namens der Skythen zu suchen ist.

Wenn nun auch die aus der vermeintlichen Identität der Namen Skyth und Tschud hergeleitete Beweisführung nicht stichhaltig ist, so macht doch noch immer der wichtige Umstand, dass die pontischen Skythen früher am südlichen Ural in der alten Finnenheimath wohnten, den finnischen Ursprung des Volks höchst wahrscheinlich. Gleichwol habe ich nach sorgfältiger Prüfung aller Umstände, die über die Frage Licht verbreiten können, die Ueberzeugung gewonnen, dass Niebuhrs Ansicht über den mongolischen Ursprung der Skythen von späteren Gelehrten ohne Grund verworfen ist.

Es ist gegen Niebuhr zunächst die Bemerkung geltend gemacht worden, dass die Stämme mongolischer Race noch anderthalb Jahrtausende später tief im Innern Ostasiens, am Onon und Kerulun, sassen und von Europa durch zahlreiche Horden andern Stammes, insonderheit durch türkische, samojedische und finnische Völker getrennt wurden. Namentlich hat Klaproth mit der ihm eigenen Zuversichtlichkeit die Behauptung, dass Mongolen erst im dreizehnten Jahrhundert, Türken erst im fünften oder sechsten nach Europa vordrangen, als ein unumstössliches Dogma, nach welchem alle ethnographischen Fragen regulirt werden müssten, wiederholt ausge-

1) Klaproth sagt: „Il est même très probable que le nom Tchoud n'est qu'un dérivé d'une racine slave qui désigne étrange, étranger, et qui se retrouve dans les mots tchoudo, merveille, prodige, et dans tchoujd ou tchoujdyi, étranger, qu'on prononce à présent en russe tchoujii.“ Anmerkung zu J. Potocki, histoire primitive des peuples de la Russie, vol. II, p. 20.

sprochen, und seltsamer Weise haben sogar einige denkende Männer diesen Satz wie ein wichtiges Orakel mit ehrerbietiger Scheu nachgeschrieben. Sie fragten nicht, aus welchen Quellen Klaproth eine so genaue und weiter als anderthalb Jahrtausende vor Christi Geburt zurückreichende Kenntniss sämmtlicher Mongolenstämme geschöpft haben könnte, um behaupten zu dürfen, dass sich selbst in den Jahrtausenden vor unserer Zeitrechnung keiner derselben von der Hauptmasse des Volks losgelöst habe und westwärts gezogen sei. So nackt und ohne Beweise hingestellt, ist diese Behauptung keine Widerlegung derjenigen, welche bei alten Schriftstellern Türken- oder Mongolenstämme entdeckt zu haben glauben, sondern ein einfaches Leugnen entgegengesetzter Meinungen. Selbst wenn kenntnissreiche Geschichtschreiber aus der Zeit Tschingis-Khan's versicherten, dass Europa erst damals den eigenthümlichsten Menschenschlag Asiens kennen gelernt habe, würden wir billig fragen müssen, wie weit die historische Erinnerung dieser Männer hinaufreiche; und da die Mongolen bis zu jener Zeit jeder Geschichte entbehrten, würde es keinem unbefangenen Gelehrten in den Sinn kommen, durch die Hinweisung auf solche Versicherungen jede Untersuchung darüber abzuschneiden, ob vielleicht schon den Griechen oder den Römern ein mongolischer Stamm bekannt war. Fragen wir aber die Tradition der Völker, so ist wenigstens bei den Oelöt (Kalmüken) die Sage verbreitet, dass vor Jahrhunderten, lange vor Tschingis-Khan, der grösste und mächtigste Theil des Volkes weit nach Westen, bis nach Kleinasien vorgedrungen sei und sich um den Kaukasus verloren habe[1]). Wie werthlos diese Tradition auch sein mag: sie spricht doch wenigstens, während die positive Geschichte schweigt. Sie schweigt bei den Mongolen, nicht bloss in Betreff einer etwaigen Auswanderung einiger Stämme nach Westen, sondern überhaupt über die Geschichte des Volks vor Tschingis-Khan. Sie schweigt bei den Chinesen, weil diese sich erst verhältnissmässig spät um die Geschichte der Nachbarvölker zu kümmern anfingen. Wie hoch man auch den Werth chinesischer Historiker veranschlagen mag: bei der Entscheidung der Frage, ob Herodots Skythen mongolische Einwanderer waren, kommen sie nicht in Betracht. Nach Visdelou's Versicherung finden sich erst seit dem dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung in den chinesischen Quellen Nachrichten über die Begebenheiten, die sich ausserhalb der Grenzen

1) Pallas, Sammlung historischer Nachrichten über die mongolischen Völkerschaften, Thl. I, S. 6. — Hommaire de Hell, II, p. 57.

des himmlischen Reiches zutrugen[1]). Diese Bemerkung leidet nun allerdings einige Ausnahmen; aber auch Klaproth ist genöthigt einzuräumen, dass die Geschichte der beiden ältesten Dynastien sehr dürftig ist[2]), und dass man vor dem sechsten Jahrhundert v. Chr. bei den Chinesen keine Belehrung über die Nachbarvölker findet. Was die Mongolen selbst betrifft, so treten sie erst lange nach Christi Geburt in die Reihe der chinesischen Grenzvölker; deshalb sind die Nachrichten chinesischer Schriftsteller über sie innerhalb des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung überaus dürftig. Nach Klaproth kommt der Name der Mongolen in der Form Mocho erst im siebenten Jahrhundert, in der Form Mung-ku erst im Anfange des zwölften n. Chr. G. vor[3]); Schott hat gefunden, dass die Mo-ho im Zeitalter der Dynastie Juan-Uei (386—549 n. Chr.) den Namen U-ki führten und dass sie in zehn Stämme zerfielen[4]). In frühere Zeit reicht, so viel wir wissen, bei den Chinesen die Kenntniss der Mongolenstämme nicht; und nichts desto weniger will Klaproth aus dem Schweigen der chinesischen Quellen über die Wanderung eines Mongolenstammes nach Westen im zweiten Jahrtausend vor Christi Geburt den Schluss ziehen, dass eine solche Wanderung nie stattgefunden hat. Dieser negative Beweis hat nicht die geringste Kraft.

Sollen Klaproths Folgerungen aus der sehr weit nach Osten gerückten Urheimath der Mongolen nicht völlig in das Gebiet des Lächerlichen fallen, so muss man die Vorstellung damit verbinden, dass Völkerwanderungen nur in einem allmählichen und regelmässigen Vorwärtsschieben der aufeinander folgenden Stämme bestehen, dass also ein weites Voreilen einzelner Zweige einer grossen Völkerfamilie, mitten durch Völker anderer Abstammung hindurch, unmöglich oder doch höchst unwahrscheinlich ist. A. v. Humboldt hat der Ansicht Klaproths vorsichtig diese Auffassung als Stütze untergeschoben und ihr durch Einfügung eines Beiworts „successive Völkerwanderungen“ einen vernünftigen Zuschnitt gegeben. Ich kann indess die Vorstellung von einem solchen regelmässigen Vorwärtsschieben der Völker nicht für alle Verhältnisse gelten lassen. Es bildet in stark-

1) Visdelou, hist. de la Tartarie, p. 18. Selbst die Geschichte der Hiung-nu, ihrer unmittelbaren Nachbarn, kannten die Chinesen, nach Se-ma-thsian's Zeugniss, erst seit c. 220 v. Chr. K. Fr. Neumann, die Völker des südl. Russl. p. 26.

2) Klaproth, tableaux historiques p. 31.

3) Klaproth, Asia Polyglotta, Paris 1823. 4. S. 266.

4) Schott, älteste Nachrichten von Mongolen und Tataren. In den Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1845. S. 451.

bevölkerten Gegenden die Regel: hier hat, selbst für Hirten, der Boden grössern Werth; wer sich durch Eindringlinge aus den heimischen Fluren vertreiben lässt, findet nicht so leicht neue Weideplätze; und darin liegt ein mächtiger Antrieb, fremden Eindringlingen einen stärkern Widerstand entgegen zu stellen. So bildet sich hier allerdings die Regel eines allmählichen Vorwärtsschiebens; der folgende Stamm besetzt die ganz oder zum Theil verlassenen Sitze seines Vorgängers so weit, bis er wieder auf mannhafte Gegenwehr stösst. In diese Kategorie der Völkerbewegung scheint die westliche Ausdehnung der Slawenstämme bis an die Elbe zu gehören, nach dem Verfall des Gothenreichs und dem massenhaften Vordringen der Germanen über den Rhein und die Donau. Aber in den überaus dünn bevölkerten Gegenden des heutigen europäischen und asiatischen Russlands spricht weder ein innerer Grund noch die Erfahrung der Geschichte für eine derartige Regularität der Völkerbewegungen. Hier findet ein Stamm, dessen kriegsfähige Mannschaft zur Eroberung neuer Sitze aufbricht, nicht so leicht einen concentrirten Widerstand; auf den ausgedehnten Flächen können die Angegriffenen vorwärts entfliehen oder seitwärts ausweichen, und bei dem Ueberflusse an Land haben sie keinen Sporn, die bisher behaupteten Weideplätze hartnäckig zu vertheidigen. Es ist demnach hier eine sehr gewöhnliche Erscheinung, dass wandernde Stämme das Gebiet fremder Nationen durchbrechen und jenseits derselben neue Sitze finden, ohne in den Verhältnissen der zwischen ihrer neuen und alten Heimath ansässigen Völker eine durchgreifende Störung verursacht zu haben. Wir erinnern an den Zug der Ungarn vom Ural nach den Niederungen der Theiss, durch zahlreiche Slawenstämme hindurch; an die Zersplitterung der Bulgaren; an die Uebersiedelung der Petschenegen in die pontischen Steppen, so dass sie, die früher östliche Nachbarn der Chazaren waren, plötzlich als westliche Nachbarn desselben Volks erscheinen; wir erinnern daran, wie oft die Kette samojedischer Stämme, die sich einst von dem sibirisch-chinesischen Grenzgebirge bis zum Eismeer erstreckten, von Völkern anderer Race durchsetzt ist; wir erinnern endlich an die weite Verbreitung jakutischer und tungusischer Stämme von dem ochotskischen Meer und dem Amur bis zu den Ufern der Khatanga und des Jenisei. Die historische Erfahrung und ein Blick auf die gegenwärtigen Völkerverhältnisse lehren überzeugend, dass auf dem nordasiatischen Gebiet an eine solche Regularität der Völkerbewegung, wie sie Klaproth und seine Nachfolger vorauszusetzen scheinen, nicht zu denken ist.

Hand in Hand mit der Leichtigkeit regelloser Fortbewegung geht hier die Sorglosigkeit, mit der sich Angehörige desselben Stammes von einander trennen. Man muss nicht übersehen, dass die geistigen Bande, welche sonst eine Nation zusammenhalten, religiöser Glaube und Sprache, durch eine massenhafte Auswanderung nicht zerstört werden: Glaube und Sprache finden dann in der neuen Heimath eine neue Stätte. Demnächst zieht aber das Gefühl der Zusammengehörigkeit seine stärkste Nahrung aus den materiellen Interessen, und namentlich aus der Sorge für das unbewegliche Besitzthum, aus dem Bewusstsein, dass nicht bloss der eigene Besitz, sondern der an demselben Boden haftende der gesammten Stammgenossenschaft durch eine fremde Invasion gefährdet wird, dass also der Einzelne, so lange er in der Genossenschaft verbleibt, des Schutzes der Gesammtheit gewiss sein kann. Dieses mächtige Band fehlt nomadischen Stämmen; sie können den Feinden ausweichen, ohne auch nur den geringsten Theil ihrer Habe einzubüssen; und wie für sie die Gefahr abnimmt, verringert sich auch bei ihnen das Bedürfniss eines kräftigen Schutzes, d. h. das Interesse für das feste Zusammenhalten grosser Stammgenossenschaften und für die Behauptung des Landes ihrer Väter. Nomaden können zwar gewohnheitsmässig Jahrhunderte lang in denselben Landstrichen umherziehen; aber die letztern werden ihnen dadurch nicht zur Heimath; ja selbst die Vorstellung, sich zu fixiren, ist ihnen ein Greuel. Hier bewahrt also keine mächtige Triebfeder die Nation vor Zersplitterung; das lockere Band, welches ein Volk von Nomaden zusammenhält, wird ohne Schmerz und ohne Sorge leicht gelöst, die einzelnen Stämme zersplittern sich, und wo von einem eigentlichen Zusammenleben nie die Rede war, kann auch vollständige Trennung nicht als ein bemerkenswerther Wechsel empfunden werden.

Die bei allen Nomaden hervortretende Neigung, sich zu zersplittern, hat sich bei den Mongolen zu allen Zeiten in besonders hervorstechender Weise gezeigt, und selbst in unsern Tagen bemerken wir die sonderbare Thatsache, dass Theile dieses Volkes diesseits der Wolga und jenseits des Schamo leben. „Sie waren," sagt ein vorzüglicher Kenner der mongolischen Geschichte in Betreff der alten Mongolen, „ohne gemeinschaftliches Oberhaupt, nomadisirten unter einzelnen Stammfürsten, die sich zwar gegenseitig oft befehdeten, oft auch zu Streifzügen in Nachbarländer sich verbanden, aber nie hatte eine dauernde Union statt, und der ihnen bis zu unsern Zeiten gebliebene Hang sich zu vereinzeln und zu zerspal-

ten, ist charakteristisch und war es in frühern Zeiten noch mehr“[1]). Ein schlagendes Beispiel für die Leichtigkeit, mit welcher die Mongolen sich selbst zu einer Zeit, wo ein Religionssystem mit hierarchischer Gliederung die Nation stärker zusammenhielt, weit von einander trennten, bietet die Geschichte des noch heute in Europa ansässigen Stammes der Oelöt (Kalmüken). Sie hatten sich im siebenzehnten Jahrhundert von den Quellflüssen der Selenga in der Mongolei immer weiter entfernt und waren, nicht einmal in ihrer Gesammtheit, sondern in kleinen Abtheilungen, durch das Gebiet verschiedener Türkenstämme hindurch bis zur Wolga und Sarpa gedrungen, wo sie sich niederliessen und im Laufe der Zeit durch neue Zuzüge aus China verstärkten. Und im Jahre 1771 erneuerte sich ein Schauspiel, welches uns die Natur solcher Völkerwanderungen recht veranschaulichen kann: der russischen Herrschaft überdrüssig, beschloss der mächtigste Zweig, der Stamm der Torgot, 50,000 Familien stark, aus der Steppe zwischen Don und Wolga nach China zurückzuwandern, und führte den Plan wirklich aus. Obgleich die Auswanderer voraussahen, dass sie von den Russen verfolgt werden würden; obgleich sie wussten, dass sie das Land der ihnen feindlich gesinnten Kasak (Kirgisen) in seiner ganzen Ausdehnung durchziehen mussten: konnte weder die drohende Gefahr, noch die Weite des Weges sie zurückschrecken. Schaaren bewaffneten Kriegsvolks zogen voraus, um die Gefahr zu erkunden; andere deckten die Flanken des in drei grossen Abtheilungen wandernden Volkshaufens; ein bewaffneter Nachtrab schloss den Zug, trieb die Zögernden, und nahm die Ermüdeten auf. Von Feinden vielfach beunruhigt, legte das Volk in einer öden Steppe, deren Stationen und Brunnen ihm unbekannt waren, unter unendlichen Mühseligkeiten in acht Monaten einen Weg zurück, dessen Endpunkte von einander so weit entfernt sind, wie Bordeaux vom Dnjepr. Mit Recht bemerkt Pallas bei Erzählung dieses interessanten Ereignisses, dass es uns ein Bild der vormaligen Völkerwanderungen gewährt. „Bei der unstäten, wandernden Verfassung dieser Völker,“ sagt er, „hat man nicht nöthig, wie so viele Geschichtschreiber thun, die Barbaren, welche das orientalische Kaiserthum und Europa nach und nach überschwemmten, alle in einen Winkel zwischen die Wolga, den Kaukasus, das schwarze Meer und

1) J. J. Schmidt, Forschungen im Gebiet der ältern religiösen, politischen und literärischen Bildungsgeschichte der Völker Mittelasiens, vorzüglich der Mongolen und Tibeter. St. Petersburg 1824. S. 32.

die Donau zusammenzudrängen, als wenn diese Nomaden die schönen Steppen des mittlern Asiens, die sich durch die berühmten Wanderungen wirklich entvölkert zu haben scheinen, vorhin hätten leer stehen lassen. Nichts war diesen Völkern leichter, als mit ganzen Horden, selbst mit Weib, Kind, Haus und Heerde aus den östlichsten Steppen bis nach Europa zu kommen, und mitten durch die Weideplätze anderer, auch sogar feindseliger Völker einherzuziehen“ [1]).

In der Natur der Verhältnisse liegt also durchaus kein Grund, es von vorn herein in Abrede zu stellen, dass im Alterthum nicht eben so gut wie in neuer Zeit eine mongolische Horde aus dem fernen Osten durch Völker verschiedener Zunge hindurch nach Europa hätte dringen können. Der Weg ist zwar weit: aber in Jahrhunderten könnte ihn auch eine Schnecke zurücklegen, wenn sie so lange wie ein Volk lebte. Die Wanderung der Oelöt nach Westen beweist, dass es zu solchen Zügen nicht welterschütternder Ereignisse bedarf, und ihre Rückkehr würde in dunklern Jahrhunderten ebenfalls unbeachtet geblieben sein. Wenn wir in der alten Geographie Asiens nicht bei jedem Schritt auf unlösbare Räthsel stossen wollen, müssen wir uns durch solche Ereignisse, wie das erwähnte, das Wesen asiatischer Hirtenstämme und die Natur des Landes lebendig vergegenwärtigen: der lockere Zusammenhang eines nomadischen Volkes, die Möglichkeit, das ganze Besitzthum mitzuführen, die Leichtigkeit, in den schwachbevölkerten grasreichen Ebenen neue Weiden zu finden, und der sorglose Volkscharakter begünstigen die Zersplitterung der Stämme und die isolirte Ansiedelung einzelner Horden in weit von einander getrennten Gegenden ungemein. Wenn griechische und römische Schriftsteller asiatische Hirtenvölker desselben Namens an verschiedenen Orten erwähnen, am Ural z. B. und am Altai, so folgt an sich daraus nicht, dass eine Nachricht von beiden falsch ist, eben so wenig, wie wenn heutige Geographen Mongolen an der Wolga und an der chinesischen Mauer kennen. Eine nach den alten Angaben entworfene Karte Asiens würde in ethnographischer Hinsicht im Allgemeinen denselben Eindruck machen, wie eine neue; auf beiden würden wir an weit entfernten Orten dieselben Namen wiederfinden und daraus das Bild einer sonderbaren Zusammenhangslosigkeit, einer unendlichen Zerrissenheit in ethnologischer Beziehung entnehmen: und gerade dieses Bild würde der Wahrheit entsprechen.

Eine andere Frage ist es, ob die positiven Angaben der Alten über

1) Pallas, Nachrichten über mongol. Völker I, 95.

die Skythen es beweisen oder mindestens wahrscheinlich machen, dass das Volk wirklich dem mongolischen Stamme angehörte. „Die Aehnlichkeit der Sitten," bemerkt Alexander v. Humboldt im Hinblick auf diese Controverse, „ist, wo die Natur des Landes den Hauptcharakter der Sitten hervorruft, ein sehr unsicherer Beweis der Stammähnlichkeit. Das Leben in der Steppe erzeugt bei Türken, bei Baschkiren (Finnen), bei Kirgisen, bei Torgod und Dsungaren (Mongolen) dieselben Gewohnheiten des nomadischen Lebens, denselben Gebrauch von Filzzelten, die auf Wagen fortgeführt und bei den Viehheerden aufgeschlagen werden."[1]) Das Bedeutsame und Richtige dieser Erinnerung springt in die Augen; und ihre Nothwendigkeit erhellt z. B. aus folgendem Satz eines hochverdienten und geistreichen Historikers: „Als Kalmüken oder Mongolen erscheinen die Argippaier schon durch ihre aus Filzen bereiteten Gezelte; während die Skythen, die ihre Wohnung auf ihren Wagen oder Karren hatten, dadurch ihre tatarische Herkunft verrathen."[2]) Ich will auch nicht durchaus in Abrede stellen, dass selbst Niebuhr dergleichen Aeusserlichkeiten ein zu grosses Gewicht beizulegen scheint. Allein er weist doch auch auf die Körperbeschaffenheit der alten Skythen hin[3]); und eine sorgfältige Prüfung der hierauf bezüglichen Angaben alter Schriftsteller verhindert mich noch mehr, als das so eben gewonnene Resultat über die frühern Sitze des Volks, der Ansicht J. Grimm's und A. v. Humboldt's, welche die Skythen für ein indo-germanisches Volk halten[4]), beizutreten. Haben wir hier festern Boden gewonnen, so werden wir auch aus den Sitten jener alten Nomaden solche Züge hervorheben, die mit dem Hirtenleben und der Natur des Landes in keinem Zusammenhange stehen und zu absonderlich sind, als dass ihre Uebereinstimmung bei Skythen und Mongolen auf dem Hintergrunde der dann gewonnenen Resultate nicht als ein bedeutungsvoller Zug betrachtet werden sollte.

---

1) Kosmos I, 492.

2) Zu meiner Verwunderung habe ich diesen seltsamen Satz, der doch selbst bei Berücksichtigung der am Anfange dieses Jahrhunderts verbreiteten Kenntnisse Anstoss erregt, in einer erst vor drei Jahren erschienenen Ausgabe Herodots reproducirt gefunden. A. v. Humboldt's Bemerkung ist also auch jetzt noch zeitgemäss.

3) Niebuhr, Untersuchungen über die Geschichte der Skythen, Geten und Sarmaten, in den kleinen historischen und philologischen Schriften, erste Sammlung, Bonn 1828, Seite 361.

4) Grimm (Gesch. der deutschen Sprache Bd. I) stützt sich vornehmlich auf die Angaben Lucians, eines Schriftstellers, zu dessen Zeiten Herodots Skythen längst untergegangen waren.

Körperbeschaffenheit der Skythen.

Wir haben das seltene Glück, aus der Feder des ersten grossen Arztes, dessen sich Griechenland rühmen konnte, eine Skizze zu besitzen, in welcher auch die Körperbeschaffenheit der Skythen gezeichnet ist. Ob Hippokrates selbst die pontischen Küstenländer bereist hat, ist uns unbekannt; seine Bemerkungen über die Natur des kolchischen Landes sind von einer so überraschenden Wahrheit, dass sie in ihrer gedrungenen Kürze die weitläuftigsten Beschreibungen neuerer Reisenden aufwiegen und den Eindruck eines Urtheils nach eigner lebendiger Anschauung hinterlassen; und in der That hatten einzelne jener Gegenden für den Arzt ein ganz besonderes Interesse. In Taurien soll zuerst die Kraft heilsamer und giftiger Kräuter entdeckt worden sein [1]). Das Königreich Pontos und Kolchis waren alte Sitze medicinisch-botanischer Wissenschaft, die hier, wie bekannt, bis auf Mithradats Zeit geblüht hat. Unter den officinellen Kräutern, welche die griechischen Aerzte anwendeten, ist eine auffallende Zahl dort und in den nördlichen Steppen heimisch [2]). Hippokrates selbst kannte auch die Heilkraft der Stutenmilch bei Lungen- und andern innern Krankheiten [3]). In Pantikapaion hatte nicht nur Asklepios einen Tempel, sondern auch Apoll wurde als Heilgott verehrt, und ein Fürstensohn verschmähte es nicht, das Priesterthum des Gottes zu bekleiden [4]). Es wäre demnach nicht zu verwundern, wenn Hippokrates jene Gegenden aufgesucht hätte, um aus der vieljährigen Empirie, die sich bei der Priesterschaft der Heilgötter fortgepflanzt hatte und die auch später den Römern als eine wichtige Quelle der Wissenschaft erschien [5]), Belehrung zu schöpfen.

---

1) Durch Hekate, eine Tochter des Perseus, Königs von Taurien, und eines einheimischen Weibes. So erzählt Dionysios von Mytilene (Schol. Apoll. Rhod. III, 200. Fragment 1 bei Müller II, p. 8). Sie heirathete ihren Oheim, Aietes von Kolchis, und gebar die Kirke und Medeia, die, wie Dionysios bemerkt, *πολλὰ καὶ δεινὰ φάρμακα* von der Mutter lernten, viele auch selbst entdeckten.

2) Man hielt die dort wachsenden Pflanzen für besonders heilkräftig. „Unter allen Arzneien", sagt Theophrast, „sind im Ganzen genommen diejenigen besser, die aus winterlichen, nördlichen und trocknen Gegenden kommen." (Hist. plant. IX, 20.) Er sowol wie Plinius führen eine Menge skythischer Heilkräuter an.

3) Hippocr. de intern. affect. ed. Foës, Sect. V, p. 95. 110. 112.

4) Bulletin de la société d'Archéologie et de Numismatique de St. Pétersb. 1817, p. 30. Dubois de Montpéreux voyage autour du Caucase V, p. 128.

5) Mithradat hatte eine medicinische Bibliothek, die Pompejus ins Lateinische übersetzen liess. Plin. hist. nat. XXV, 3. Der König selbst hatte eine medicinische Abhandlung geschrieben. Plin. XXIII, 77.

Doch wie dem auch sein möge: Hippokrates schrieb zu einer Zeit, in welcher die Beziehungen Athens zur Nordküste des Pontos festgegründet waren; schon zu Xerxes Zeit war der pontische Getreidehandel in geregeltem Gange und für Athen von grosser Wichtigkeit; und man kann nicht zweifeln, dass bei dem regen Verkehr hin und wieder auch Skythen nach Attika kamen, sei es als neugierige Reisende, oder als Bemannung der Schiffe, oder als Sklaven. Wir verweisen beispielshalber auf Anacharsis, auf die skythischen Zecher, an deren Umgang der spartanische König Kleomenes (Leonidas' Bruder) so grosses Behagen fand [1]), und darauf, dass schon bei Aristophanes Skythes und Skythaina als Sklavennamen vorkommen [2]). Es fehlte demnach einem so eifrigen Anthropologen wie Hippokrates nicht an Gelegenheit, die Eigenthümlichkeiten jener seltsamen Menschenrace aus eigner Anschauung kennen zu lernen, so dass wir in Bezug auf die Körperbeschaffenheit eines im Alterthum auftretenden Volkes in der That keine bessere Autorität wünschen können, als die eines unter solchen Verhältnissen lebenden, gleichzeitigen bedeutenden Arztes, dessen Auge für dergleichen Beobachtungen geübt war. Ueber solche Zeugnisse wie über unerhebliche Aussagen vornehm hinwegzusehen, ist kein Zeichen einer besonnenen Kritik, sondern des Mangels an Kritik.

Hippokrates erkannte in den Skythen einen ganz eigenthümlichen Menschenschlag, der mit keinem andern zu vergleichen sei. „In Bezug auf die Gestalt der übrigen Skythen," sagt er nach einigen Bemerkungen über die Sarmaten, „kann man dasselbe wie in Bezug auf die Aegypter sagen, dass sie nämlich nur sich selbst gleichen und durchaus keinem andern Volke; nur dass den Einen durch die Hitze, den Andern durch die Kälte ihr Typus aufgeprägt ist" [3]), — und an einer andern Stelle: „was ihre Gestalt betrifft, so weicht das skythische Volk sehr weit von allen andern Menschen ab und gleicht nur sich selbst, wie das ägyptische" [4]). Herodot

1) Herod. VI, 84.

2) Suidas sagt geradezu: *Σκύθαινα, ἡ ὑπηρέτις· Ἀριστοφάνης· ποῦ 'σθ' ἡ Σκύθαινα;* In der Lysistrate.

3) *Περὶ δὲ τῶν λοιπῶν Σκυθέων τῆς μορφῆς, ὅτι αὐτοὶ ἑωϋτοῖσι ἐοίκασι καὶ οὐδαμῶς ἄλλοισι, ὥϋτὸς λόγος καὶ περὶ τῶν Αἰγυπτίων· πλὴν ὅτι οἱ μὲν ὑπὸ τοῦ θερμοῦ εἰσι βεβιασμένοι, οἱ δὲ ὑπὸ τοῦ ψυχροῦ.* Hippocr. de aëre, aquis et locis §. 91.

4) *Περὶ τῆς μορφῆς, ὅτι πουλὺ ἀπήλλακται τῶν λοιπῶν ἀνθρώπων τὸ Σκυθικὸν γένος καὶ ἔοικε αὐτὸ ἑωϋτέῳ, ὥσπερ τὸ Αἰγύπτιον.* Hippocr. l. l. §. 94.

nennt die Aegypter „dunkelfarbig und kraushaarig“ [1]); und Hippokrates wird da, wo es sich um auffallende Körperbeschaffenheit handelt, eben so wie Herodot denjenigen Theil des ägyptischen Volkes im Auge gehabt haben, bei welchem die erwähnten Hauptmerkmale der äthiopischen Race hervortraten; und die Zahl der Aegypter, in deren Adern Negerblut floss, wird namentlich seit der Herrschaft äthiopischer Fürsten über das Land nicht unbeträchtlich gewesen sein. Wenn nun nach dem Zeugniss des griechischen Arztes die Skythen den indo-germanischen Völkern eben so fern standen, wie die schwarzen und kraushaarigen Leute, welche man in Aegypten fand, und durchaus keine Vergleichung mit einem andern Menschenschlage litten, — können die Skythen dann der sogenannten kaukasischen Race angehört haben? oder findet sich nicht vielmehr in jener merkwürdigen und wiederholten Zusammenstellung die noch nicht zu klarer und sicherer Kenntniss befestigte Beobachtung der drei grossen Racen des alten Continents niedergelegt? Eine noch schärfere Betonung der Verschiedenheit durften wir bei den Alten nicht erwarten; sie wussten nicht, dass hinter den Individuen, welche in Aegypten und im Skythenlande die Eigenthümlichkeiten unserer äthiopischen und mongolischen Race, vielleicht nur in matter Färbung, an sich trugen, grosse Völkermassen als Träger desselben noch viel schärfer ausgeprägten Typus standen, und nur diese Kenntniss konnte die knospende Idee einer Eintheilung des Menschengeschlechts nach physischen Gründen zu vollständiger Entwickelung bringen. Aber die Neigung hierzu regt sich, träumerisch und unbewusst, an manchen Orten. Es ist vielleicht nur ein Zufall, dass wir auch in dem ersten schriftlichen Zeugniss, welches den Namen der Skythen kennt, — in einem uns von Strabon aufbewahrten Verse Hesiods, Skythen und Aethiopen zusammen genannt finden. Aber ist es auch ein blosser Zufall oder das Werk einer unwillkürlichen Ideenverbindung, wenn Herodot in demselben Buche plötzlich von den Skythen zu den afrikanischen Hirtenstämmen übergeht, obgleich sich ihm schon früher, bei der Geschichte des Kambyses, eine geeignete Gelegenheit zur Beschreibung derselben dargeboten hatte? zu Völkern, von denen allerdings nur wenige dem Negerstamm angehört haben mögen, die aber doch fast sämmtlich durch eine tiefdunkle Hautfarbe und das krause Haar an einige Haupteigenthümlichkeiten dieser Race erinnerten und als ein Uebergang von ihr zur kaukasischen betrachtet werden konnten? Scheint es nicht, dass bei den Griechen der Gedanke

1) *μελάγχροες καὶ οὐλότριχες.* Herod. II, 104.

an die Skythen sofort die Erinnerung an einen von der kaukasischen Race eben so stark abweichenden Menschenstamm erweckte? Es ist ein seltsames Verhängniss, dass der entschiedenste Gegner der mongolischen Abkunft der Skythen, Klaproth, als er die ersten Kalmüken sah, unter den Bann derselben Gedankenverbindung fiel. „Kein Volk Asiens," — so lauten seine ersten Worte über die Körperbeschaffenheit der Kalmüken, — „kein Volk Asiens zeichnet sich so stark wie die Mongolen durch Gesichtszüge und Schädelbau aus; ihre Physiognomie unterscheidet sich fast eben so stark wie die der Neger von der allgemeinen Physiognomie des Menschengeschlechts" [1]). Genau dieselbe Gedankenrichtung scheint bei Hesiod, Herodot und Hippokrates durchzubrechen; von den beiden auffallendsten Typen, die sie kannten, erinnerte der eine stets an den andern.

Wie dem auch sein möge: eine andere Bemerkung des griechischen Arztes wird uns helleres Licht verschaffen.

Hippokrates sagt, dass die Skythen wegen ihres fleischigen und unbehaarten Körpers einander sehr ähnlich sähen, die Männer den Männern und die Weiber den Weibern [2]), und er schreibt diese auffallende Aehnlichkeit der Einförmigkeit der Witterung und der Lebensweise zu. Nun wollen wir zwar nicht läugnen, dass bei rohen Barbaren der allen Individuen gemeinsame Mangel an geistiger Ausbildung und die Allen gemeinsame Einfachheit der Lebensverhältnisse, welche weder grosse Leidenschaften erzeugt noch gewaltige Erschütterungen des innern Menschen herbeiführt, der Entwickelung individueller Gesichtszüge hinderlich ist; gleichwol kann begreiflicher Weise von einer völligen Abwesenheit derselben nirgends die Rede sein. Wenn nun kein Schriftsteller in Bezug auf andere Barbaren die grosse Uebereinstimmung ihrer Gesichtszüge unter einander und zu gleicher Zeit die starke Abweichung derselben von denen aller andern Völker bezeugt, obgleich doch auch bei andern einfache Lebensverhältnisse herrschten; wenn Hippokrates darin vielmehr eine auffallende Eigenthümlichkeit der Skythen erblickt: so ergiebt sich daraus die bemerkenswerthe Thatsache, dass hier selbst dem Auge des Griechen die feinern individuellen Züge durch scharf hervortretende und frappante Raceneigenthümlichkeiten

1) Klaproth, voyage au Caucase, I, 72.

2) *Διὰ πιμελέα τε καὶ ψιλὴν τὴν σάρκα τά τε εἴδεα ἔοικε ἀλλήλοισι τά τε ἔρσενα τοῖσι ἔρσεσι καὶ τὰ θήλεα τοῖσι θήλεσι.* Hippocr. l. l. §. 99. — *Τὰ εἴδεα ὁμοῖα αὐτὰ ἐωϋτέοισί εἰσι.* §. 97.

verdeckt wurden. Auch ein ungeübter Beobachter, der dem kaukasischen Stamme angehört, wird nicht finden, dass unter den Deutschen, oder unter den Slawen, den Türken, den Semiten ein Mensch wie der andere aussehe; aber selbst der geübtere wird Neger, er wird Mongolen anfangs schwer von einander unterscheiden können, weil zunächst die grellen Merkmale der Race ins Auge fallen und die Aufmerksamkeit überwiegend in Anspruch nehmen. Es giebt Völker finnischen Stammes, die sich durch ein scharfes Nationalgepräge sehr wesentlich untereinander, wie von den benachbarten Slawen unterscheiden; Reisende versichern, dass man den Lappen, den Wotjäken, Baschkiren, Wogulen bei dem ersten Blick erkennen könne; aber meines Wissens hat noch kein irgendwie geübter Beobachter die Bemerkung gemacht, dass die Individuen eines und desselben Stammes kaum von einander zu unterscheiden wären. Hier sind überall die gemeinsamen Merkmale der Race, wenn auch leicht bemerklich, doch nicht so abweichend und grell hervortretend, dass sie ausschliesslich das Auge des Beobachters gefangen nehmen sollten. Dagegen wiederholen neuere Reisende genau die Bemerkung des griechischen Arztes, wenn sie dem mongolischen Stamme begegnen. „Die Natur," sagt Bergmann, der lange Zeit mit den Kalmüken zusammen gelebt hat, „scheint die Lineamente dieser Nomaden nach einem bestimmten Modell entworfen zu haben, das gar keine Regellosigkeit gestattet"[1]). Und Hommaire de Hell, der durch seine geodätischen Arbeiten ebenfalls längere Zeit unter den Kalmüken aufgehalten wurde, äussert sich folgendermassen: „Unter den asiatischen Racen existirt keine, deren Züge so scharf charakterisirt sind, wie die der Mongolen. Ein Individuum zeichnen, heisst zu gleicher Zeit die ganze Nation zeichnen. Im Jahre 1815 bemerkte der berühmte Maler Isabey, nachdem er eine grosse Anzahl von Kalmüken gesehen hatte, eine so frappante Aehnlichkeit unter ihnen, dass, als er den Fürsten Tjumen portraitiren sollte und bei demselben in den letzten Sitzungen eine lebhafte Ungeduld merkte, er ihn bat, sich durch einen seiner Diener ersetzen zu lassen. So vollendete er das Portrait, und dieses konnte unmöglich ähnlicher ausfallen; wovon ich mich persönlich überzeugt habe"[2]). Der Grund ist klar: das geübte Auge des Portraitmalers und das des erwähnten Reisenden blieb ebenso wie das des alten griechischen Arztes auf den hervorstechenden Racenmerkmalen haften; aber eben so

1) Benj. Bergmann, nomadische Streifereien unter den Kalmüken. 4 Thle. Riga 1804. Bd. II, S. 49.

2) Hommaire de Hell, les steppes de la Mer Caspienne, II, p. 100.

klar ist es, dass auf den Kaukasier nur die Eigenthümlichkeiten einer von der kaukasischen weit abweichenden Race einen solchen Eindruck hervorbringen konnten.

Es scheint mir daher, man müsse die wiederholte Versicherung des griechischen Arztes entweder als eine bedeutungslose Phrase verwerfen[1]), oder einräumen, dass sie eine höchst auffällige Abweichung der skythischen Physiognomie von der des kaukasischen Menschenstammes beweist, da sie andern Falles unerklärlich sein würde. Das Erstere widerspricht allen Regeln einer gesunden Kritik: es handelt sich hier um die unbefangene Beobachtung eines nach dem Urtheil der Mit- und Nachwelt bedeutenden Mannes gerade auf demjenigen Gebiete, dessen Erforschung er zur Aufgabe seines Lebens gemacht hatte. Wir können für diese Frage im Alterthum unmöglich eine gewichtigere Autorität wünschen, als die des Begründers der medicinischen Wissenschaft.

Hatten nun die Skythen so auffallende Racenmerkmale, dass selbst geübte Augen individuelle Züge bei ihnen nicht zu entdecken vermochten, so konnten sie kaum einem andern, als dem mongolischen Stamm angehören, da, wie neuere Erfahrungen lehren, weder die Physiognomie der Indo-Germanen, noch die der Finnen, noch die des schönen türkischen Stammes, wohl aber die der Mongolen auf den Kaukasier einen solchen Eindruck hervorzurufen im Stande ist. Zwei specielle Angaben des griechischen Arztes bestätigen diese Schlussfolgerung.

Zur Erklärung der Schwierigkeit, die Skythen von einander zu unterscheiden, führt Hippokrates, in der oben mitgetheilten Stelle zwei Umstände an: ihr feistes Gesicht und ihre Bartlosigkeit[2]). Der Bart trägt bekanntlich sehr viel dazu bei, die Mannigfaltigkeit des

---

1) K. Zeuss (die Deutschen und die Nachbarstämme, S. 284) thut dieses aus dem Grunde, weil Tacitus — eine in anthropologischen Fragen mit Hippokrates doch nicht zu vergleichende Autorität — über die Germanen bemerkt: „habitus corporum, quamquam in tanto hominum numero, idem omnibus.“ Zeuss übersieht vollkommen die von uns an die Spitze gestellte Bemerkung des Griechen, dass die Skythen in physischer Hinsicht von allen andern Menschen durchaus verschieden wären; und druckt zweitens die Worte nicht ab, durch die Tacitus seine Bemerkung sofort erheblich einschränkt: „truces et caerulei oculi, rutilae comae, magna corpora;“ — Das sind keine Racenmerkmale, wie die von Hippokrates angeführte Bartlosigkeit und gelbe Hautfarbe der Skythen.

2) Die Bedeutung des Ausdrucks ψιλὴ σάρξ kann nicht zweifelhaft sein; ψιλὸν nennen die Griechen ein Land, auf dem keine Bäume, und einen Körper, auf dem keine Haare wachsen; ein Fell, von dem die Haare abgeschoren sind; Tep-

Gesichtsausdrucks zu vermehren, die Individualisirung desselben zu verstärken; er ist das hervorragendste Erkennungszeichen; ein Ablegen des Bartes verändert den Menschen oft bis zur Unkenntlichkeit, und Hippokrates hat vollkommen Recht, bei einem bartlosen Volke gerade in diesem Umstande einen Hauptgrund zu erkennen, der die Unterscheidung der Individuen von einander erheblich erschwert. Nun ist aber die Bartlosigkeit oder wenigstens ein äusserst spärlicher Bartwuchs, der sich erst spät einstellt, bei keiner andern Menschenrace eine so allgemein verbreitete Eigenthümlichkeit, wie bei der mongolischen. Selbst durch Ehen mit Individuen andern Stammes vererben die Mongolen diese Eigenschaft mit grosser Hartnäckigkeit. Sie zeigt sich daher auch bei solchen Völkern, bei denen nachweislich eine starke Vermischung mit mongolischem Blute stattgefunden hat, wie bei den Baschkiren und namentlich bei den Nogaiern und Kirgisen, unter denen man oft vollkommen mongolische Physiognomien antrifft[1]). Aber die Völker indo-germanischen Stammes sind mit diesem Mangel nicht behaftet; und von rein türkischen Stämmen muss man sogar sagen, dass sie mit Bart sehr reichlich ausgestattet sind. Es giebt nur einige Finnenstämme, bei denen man schwächlichen Bartwuchs als eine ziemlich allgemein verbreitete Eigenschaft bezeichnen kann; so die Lappen, die Tschuwaschen, die Wogulen; doch auch hier tritt der Mangel nicht in dem Grade, wie bei den Mongolen hervor, nicht in dem Grade, wie nach Hippokrates bei den alten Skythen, dass dadurch die Unterscheidung der Individuen von einander erheblich erschwert werden sollte.

Was das Haupthaar der Skythen betrifft, so finden wir darüber zwar nicht bei Hippokrates, aber doch bei einem Schriftsteller, der Herodot's Skythen ohne Zweifel noch kennen konnte, eine Angabe, die wir gleich hieherziehen wollen. Nach Aristoteles hatten die Skythen weiche, schlichte Haare[2]). Dies trifft bei mongolischen Stämmen voll-

---

piche, bei denen die Wolle kurz abgeschoren ist; *ψιλόω* ist der gewöhnliche Ausdruck für „Haare abscheeren"; das Toilettenmittel, dessen sich die Griechen zur Vertilgung des Haarwuchses an den Körperstellen bedienten, welche sie glatt wünschten, hiess *ψίλωθρον*. — Der Graf Potocki hat den ganzen Satz, in dem dieses merkwürdige Zeugniss vorkommt, übersehen.

1) Klaproth, Asia Polyglotta, S. 231.

2) *Οἱ ἐν τῷ Πόντῳ Σκύθαι καὶ Θρᾷκες εὐθύτριχες. ... Τὰ δὲ ἐν τοῖς ψυχροῖς πρόβατα τοὐναντίον πέπονθε τοῖς ἀνθρώποις· οἱ μὲν γὰρ Σκύθαι, μαλακότριχες· τὰ δὲ πρόβατα τὰ Σαυροματικὰ, σκληρότριχα.* Arist. de anim. generatione V, 3.

kommen zu, tritt aber auch häufig bei andern Völkern hervor, und kann deshalb nicht als eine mongolische Eigenthümlichkeit betrachtet werden.

Die zweite specielle Bemerkung des griechischen Arztes bezieht sich auf die Hautfarbe der Skythen. Er nennt das Volk ein schmuzig gelbes. Man ist gewohnt, den Ausdruck Pyrrhon, wenn er von einem Volke gebraucht wird, schlechtweg auf die Farbe des Haares zu beziehen und durch röthlich-blond zu übersetzen; und thut oft Recht daran. Aber Hippokrates spricht hier ohne allen Zweifel von der Hautfarbe. Denn er sagt: „das Skythenvolk ist gelb wegen der Kälte, da die Sonne hier nicht scharf brennt; durch die Kälte aber wird die weisse Farbe verdunkelt (eigentlich: verbrannt; die Griechen brauchen denselben Ausdruck von den Wirkungen des Feuers und des Frostes) und wird gelb“ [1]). Er bezeichnet also die Farbe, die er Pyrrhon nennt, als eine Ausartung der regelmässigen weissen, woraus deutlich erhellt, dass er nicht von den Haaren, sondern von der Haut spricht [2]). Das Pyrrhon entsteht nun, nach Platon, aus einer Mischung von gelb und grau oder einem ähnlichen dunkelfarbigen Zusatz [3]); so dass Aristoteles mit Recht sich jenes Ausdrucks zur Bezeichnung der Farbe des Löwen bedient; und wir werden der Wahrheit am nächsten kommen, wenn wir ihn durch schmuzig-gelb übersetzen. Erinnern wir uns nun daran, dass Hippokrates, der brünette Sohn einer sonnigen griechischen Insel, spricht, dass er die fragliche Hautfarbe als eine absonderliche hinstellt und durch das kalte Klima zu erklären sucht, so werden wir begreifen, dass wir in dem eigenthümlichen Teint der Skythen nicht schlechtweg ein sonnverbranntes Gesicht erkennen dürfen. Dergleichen waren unter den Griechen so gewöhnlich, dass Hippokrates nicht zu seiner seltsamen Erklärung hätte greifen dürfen; er bewegt sich vielmehr auch hier in dem Geleise seines Systems und stellt die gelbliche Farbe der Skythen der durch die Sonne gebräunten geradezu entgegen, im genauen Anschluss an seine oben angeführte Bemerkung, dass die Absonderlichkeit der Skythen und Aegypter den verschiedenen Wirkungen der Hitze und Kälte beigemessen werden müsse. Seine Meinung ist offenbar, dass die menschliche Hautfarbe, wie sie bei den

---

1) *Πυῤῥὸν δὲ τὸ γένος ἐστὶ τὸ Σκυθικὸν διὰ τὸ ψύχος, οὐκ ἐπιγιγνομένου ὀξέος τοῦ ἡλίου· ὑπὸ δὲ τοῦ ψύχεος ἡ λευκότης ἐπικαίεται καὶ γίγνεται πυῤῥή.* §. 102.

2) Gleichwol denkt hier Graf Potocki (histoire primitive II, p. 223) an die Haare, und Klaproth merkt den Fehler nicht. Coray bezieht (in seiner Ausgabe dieser Schrift des Hippokrates S. 312) das *πυῤῥόν* richtig auf die Hautfarbe.

3) *Πυῤῥὸν ξανθοῦ τε καὶ φαιοῦ κράσει γίγνεται.* Plat. Tim. 68. c.

Aegyptern durch die Sonnengluth die Varietät zum Schwarzen oder Dunkelfarbigen erhalte, so bei den Skythen durch die Kälte in das Gelbliche hinübergespielt werde.

Wir werden also auch hier auf eine Eigenthümlichkeit der mongolischen Race geführt, die zwar bei den östlichen Zweigen derselben stärker hervortritt, aber auch bei den westlichen, den Oelöt oder Kalmüken, nicht verkannt und nicht ausschliesslich durch die Lebensweise erklärt werden kann, wie sehr auch die letztere auf den Teint einwirken mag. „Die Leibes- und Gesichtsfarbe der Kalmüken," sagt Pallas[1]), „ist von Natur noch ziemlich weiss, wenigstens sind alle junge Kinder von dieser Farbe. Allein der Gebrauch des gemeinen Volkes, die Kinder männlichen Geschlechts ganz nackend sowol in der heissen Sonne als im Rauch ihrer Filzhütten herumlaufen zu lassen, und dass auch erwachsenes Mannsvolk im Sommer, die Unterkleider ausgenommen, ganz bloss zu schlafen pflegt, verursacht, dass ihre gewöhnliche Leibesfarbe gelbbraun ist. Das Weibsvolk dagegen ist am Leibe oft sehr weiss, ja unter den Vornehmen giebt es auch zarte weisse Gesichter, welche von der Schwärze des Haares noch mehr erhöht werden und sowol hierin, als in den Zügen, chinesischen Gemälden ganz ähnlich sind." Aber durch die Lebensweise kann wohl nur das Schmuzige, Dunkle der Gesichtsfarbe erklärt werden, nicht die Neigung zum Gelben, und aus den Berichten anderer Reisenden erhellt, dass sie angeboren ist, unbeschadet der Modificationen bei einzelnen Individuen und namentlich bei dem schönen Geschlecht. Koch bemerkt ausdrücklich über die Kalmüken: „Die Hautfarbe besitzt selbst bei zarten Kindern einen gelben Anstrich und ist durchaus nicht so blendend weiss, wie sie von vielen Reisenden angegeben wird. Die unreinliche Lebensart, die Nacktheit der Kinder bis zu ihrer völligen Entwickelung und der immerwährende Rauch in den Filzjurten ruft jene schmuzig-gelbe Färbung hervor, wie wir sie an den Kalmüken zu sehen gewohnt sind"[2]).

Wir lernen also durch Hippokrates die Skythen als eine ganz eigenthümliche Menschenrace kennen, die durchaus nicht mit irgend einer andern bekannten verglichen werden darf und deren abweichende Eigenthümlichkeiten so auffallend sind, dass sie alle individuellen Gesichtszüge vollkommen in den Schatten stellen. Die Bartlosigkeit und die schmuzig-gelbe Hautfarbe sind nun Besonderheiten, die, wenn sie

1) Pallas, Nachrichten über mongolische Völker, Bd. I, S. 98.

2) Koch, Reise durch Russland nach dem kaukasischen Isthmus in den Jahren 1836—1838. 2 Thle. 1842. Bd. I, S. 151.

bei einem Volke der alten Welt allgemein verbreitet sind, mit Bestimmtheit auf die mongolische Race hinweisen.

Was Hippokrates sonst noch über die Körperbeschaffenheit der Skythen mittheilt, betrifft zwar nicht Eigenschaften, welche der mongolischen Race ausschliesslich zukommen, aber es dient doch wesentlich zur Vervollständigung des Bildes und steht im vollkommenen Einklange mit der Ansicht, die wir zu begründen versucht haben. Auch diese Bemerkungen des alten Arztes scheinen uns deshalb wohl der Erwägung werth zu sein.

„Die Temperaturwechsel," sagt Hippokrates im Geiste seines Systems und im Widerspruch mit den wirklichen Verhältnissen, „sind in Skythien weder gross, noch plötzlich, sie stehen sich vielmehr nahe und weichen wenig von einander ab. Deshalb sind auch die Gestalten der Menschen einander sehr ähnlich; die Skythen brauchen immer dieselben Lebensmittel, dieselbe Kleidung im Sommer und Winter, athmen eine feuchte und dicke Luft, trinken Wasser von geschmolzenem Schnee und Eis, und jede körperliche Anstrengung fehlt ihnen; aber Körper und Geist können unmöglich abgehärtet werden, wo nicht starke Wechsel eintreten. Aus diesen Gründen sind ihre Gestalten dick und fleischig, ohne deutlich hervortretende Gliederung, weich und ohne Festigkeit, und namentlich der Unterleib ist viel weicher als bei andern Menschen[1]); denn es ist nicht möglich, dass in solchem Lande, bei solcher Naturbeschaffenheit und bei solchen klimatischen Verhältnissen der Unterleib Festigkeit erlange. Wegen des fetten und bartlosen Körpers gleichen sich die Gestalten durchaus, die Männer den Männern, die Weiber den Weibern ... Sie sind ferner krummbeinig und breit, zunächst, weil die Kinder nicht in Windeln gewickelt werden, wie in Aegypten, und weil sie dieses auch nicht für gut halten, des Reitens wegen, damit sie einen guten Sitz behalten; sodann aber auch wegen der sitzenden Lebensweise; denn die Knaben, so lange sie noch nicht reiten können, sitzen den grössesten Theil der Zeit auf dem Wagen, und brauchen bei dem fortwährenden Umherziehen ihre Beine sehr wenig."

Wir haben schon oben bemerkt, dass die klimatischen Angaben,

---

1) *Αἵ τε κοιλίαι ὑγρότατα πασέων κοιλιέων αἱ κάτω.* An einen „aufgedunsenen Leib", wie gewöhnlich übersetzt wird, ist nicht zu denken; *ὑγρὰ* nennt Hippokrates die Körpertheile, die, weil sie ein Uebermass von Feuchtigkeit enthielten, weich, geschmeidig, nachgiebig wären; *νῶτα ὑγρὰ* sind nicht aufgedunsene, sondern geschmeidige Rücken. Als synonym braucht Hippokrates deshalb *μάλακος*, als Gegensatz *ἔντονος, ἰσχνός* und ähnliche Ausdrücke.

welche Hippokrates in seine Schilderung verwebt, vermuthlich nur Rückschlüsse sind, die er im Geiste seines Systems aus der Körperbeschaffenheit des Volkes herzuleiten sich für berechtigt hielt: und was das System selbst betrifft, so ist es nicht so haltlos, dass nicht die Grundzüge desselben zwei Jahrtausende später von einer andern bedeutenden Autorität, von Blumenbach, fast mit denselben Worten hätten wiederholt werden sollen [1]). Wir fassen hier nur die Angaben über die Körperbeschaffenheit ins Auge, um sie mit den Berichten neuerer Reisenden zu vergleichen. Aus einer Zusammenstellung der letztern wird erhellen, worin sie sich widersprechen, und worin sie übereinstimmen, was also als durchgehende Eigenthümlichkeit der Mongolen und was nur als vereinzelte Erscheinung aufzufassen ist.

Plan de Carpin sagt von den Mongolen: „sie sind in der Taille fast durchweg schlank, einige wenige ausgenommen; fast alle sind von mittlerer Grösse“ [2]). Rubruquis bemerkt hingegen von den Weibern, dass sie sämmtlich sehr fett sind. „Diejenigen, welche eine kleine Nase haben, werden für die schönsten gehalten; aber ihre Beleibtheit macht sie sehr hässlich, besonders im Gesicht“ [3]). Und Marco Polo sagt wenigstens über die Bewohner des Orts, den er Erginul nennt: „sie sind sehr geneigt zum Dickwerden“ [4]). Von Neuern schildert Pallas die Statur folgendermassen: „Die Kalmüken sind, überhaupt genommen, von mittelmässiger Grösse, und es giebt wenig ansehnlich hohe Leute unter ihnen. Besonders ist das Weibsvolk fast durchgängig klein und ziemlich zart von Bildung. Alle sind wohlgestalt, und ich erinnere mich nicht, einen einzigen von Kindheit auf Gebrechlichen unter ihnen gesehen zu haben. Der einzige, ziemlich gemeine Fehler der Gestalt unter ihnen ist, dass sie gekrümmte Schenkel und Beine haben, weil

1) Blumenbach sagt (de humani generis varietate nativa, Gött. 1776) p. 42: „in calidis regionibus exsiccari et solidiora reddi corpora, in frigidioribus humidisque eadem molliora, succi pleniora et spongiosa fieri facile patet“; und p. 44: „magis firma est circum totum corporis habitum observatio, qua septentrionales populos torosos et quadratos, australes graciliores videmus.“

2) „Graciles sunt generaliter in cingulo, exceptis quibusdam paucis; paene omnes mediocris sunt staturae.“ Plan de Carpin cap. II, §. 1 in der Ausgabe von d'Avezac, Paris 1838. 4.

3) „Elles sont toutes fort grasses; celles qui ont le petit nez sont estimées les plus belles; cette graisse les rend difformes, du visage principalement.“ Rubruquis cap. VIII, p. 16 im ersten Bande der Sammlung von Bergeron, Haag 1735. 4.

4) Marco Polo (deutsch von A. Bürck, Leipz. 1845) Cap. 51.

die Kinder schon in der Wiege auf einer Art Löffel wie reitend sitzen, auch, sobald sie nur gehen gelernt haben, beim Verhausen schon zu Pferde zu reisen sich gewöhnen müssen. Oft sind die Kalmüken ziemlich stark von Hals, aber durchgängig schlank und hager von Gliedern. Unter dem gemeinen Volk findet man fast keine fetten Leute, und auch vornehme und reiche, die doch ein träges Leben in allem Ueberfluss führen, sind nie über die Massen corpulent; da es hingegen unter den Kirgisen und andern tatarischen Nomaden, die sich doch in der Lebensart gar nicht unterscheiden, viele recht unbehülfliche dicke Körper giebt.... Dahingegen sind Kinder von ursprünglich kalmükischer oder mongolischer Abkunft im zarten Alter und oft bis ins zehnte Jahr von Gesicht höchst unförmlich und aufgedunsen, von einem gleichsam kakoochymischen Aussehen, bis sie durch das Auswachsen wohlgebildeter werden“[1]). Ueber die östlichen Mongolen äussert sich derselbe Naturforscher folgendermassen: „Die Buräten haben ein mehr weibisches Ansehen als die Kalmüken, sind auch etwas schlechter mit Bart versehen und haben dünnes Kopfhaar.... Sie bleiben oft bis ins Alter am ganzen Kinn vollkommen glatt, obgleich sie das Haar nicht austilgen. Ein Burät, der im mittelmässigen Mannesalter bärtig wird, ist eine Seltenheit, und am Leibe bleiben sie beständig glatt und kahl. Das Ansehen dieses Volks ist daher überaus weibisch, und sie sind auch meist kleinlich von Statur und so schwach, dass oft fünf bis sechs Buräten mit allen Kräften nicht so viel ausrichten, als ein einziger Russe zu leisten vermögend ist“[2]). Hippokrates sagt von den Skythen, dass sie frappant wie Eunuchen aussähen[3]).

Wir schliessen hieran ein Urtheil über die Statur der Chinesen, die in physischer Hinsicht ebenfalls zur mongolischen Race gehören. „Sie sind stark,“ sagt Abel Rémusat, „eher dick als schlank. Der Genuss heisser Getränke und die sitzende Lebensweise machen vornehme Leute und die Frauen zu einer Corpulenz geneigt, die man bei der niedern Volksklasse nicht findet“[4]).

Hören wir noch das Zeugniss Bergmann's, der sich zwar sichtlich bemüht, die europäischen Vorurtheile über die Hässlichkeit der Kalmüken zu berichtigen, aber doch durch einen längern Aufenthalt unter ihnen vorzüglich in den Stand gesetzt zu sein scheint, den allge-

---

1) Pallas, Nachrichten über mongol. Völkerschaften, Bd. I, S. 98. 99.
2) A. a. O. Bd. I, S. 171.
3) *εὐνουχοειδέστατοί εἰσι ἀνθρώπων.* Hippocr. §. 113.
4) Abel Rémusat, nouveaux mélanges Asiatiques, t. I, p. 31. 32.

meinen Habitus des Volks zu zeichnen. „Der Kalmük," sagt er, „hat einen kurzen, untersetzten Körper, der weder in gigantische Länge ausartet, noch sich in Pygmäenform verliert.... Der Körper ist muskelreich, fest, und selten durch einen vorgedrungenen Bauch ausgezeichnet. Die Kinder werden meist plump und ungeschickt, wie junge Bären, geboren, und entwickeln sich erst nach drei bis vier Jahren allmählich... Der Hals ist kurz, die breiten Schultern und fleischigen Arme verrathen Muskelkräfte. Wenn Etwas an dem kalmükischen Körper missgestaltet ist, so sind es die schiefen Beine. Die kalmükischen Kinder werden indess meistens mit geraden Beinen geboren, und biegen sie erst in der Folge der Zeit aus. Es lassen sich drei Ursachen angeben, woher diese schiefen Beine entstehen: nämlich die Beschaffenheit der kalmükischen Wiegen, das Reiten von früher Jugend, und das Sitzen mit zurückgeschlagenen Beinen.... Die Kalmüken haben durchgängig schwache Waden.... Füsse und Hände sind klein" [1]).

Es ergeben sich aus dieser Zusammenstellung als allgemein verbreitete Eigenschaften des Wuchses der Mongolen, dass sie von mittelmässiger, eher kleiner als grosser Statur, breitschulterig und krummbeinig sind. So weit stimmen die neuern Berichte über den mongolischen Körperbau genau mit Hippokrates' Angaben über die Skythen überein. Hinsichtlich der Grösse giebt er seinen Bemerkungen eine allgemeinere Ausdehnung dahin, dass er alles animalische Leben im Norden als zusammenschrumpfend darstellt [2]). Er nennt die Skythen breit, und giebt für die Krümmung ihrer Beine genau dieselben drei Gründe an, wie die neuern Reisenden in Bezug auf die Mongolen: die Behandlung der kleinen Kinder (die nicht gewindelt werden), die sitzende Lebensweise und nach den ersten Kinderjahren das fortwährende Reiten. Eine Differenz besteht nur darin, dass ihm zufolge die letztere Eigenschaft sich bei den Frauen in besonders hohem Grade zeigen soll, während jetzt das umgekehrte Verhältniss stattfindet. Koch bemerkt in dieser Beziehung ausdrücklich: „Wenn die Ausbildung des Körpers bei den Kalmüken nicht so viel Hindernisse fände, so würde die von uns angenommene Hässlichkeit des genannten Volkes um Vieles schwinden. Schon die Frauen, deren Körperbildung nicht durch das Reiten in ihrer Norm unterbrochen wird und deren Glieder einer mehr geregelten Bewegung, da auf ihnen alle Arbeiten ruhen, ausgesetzt sind,

1) Bergmann, Nomadische Streifereien unter den Kalmüken, Bd. II, S. 48 bis 53.

2) Hippocr. §§. 95—97.

erscheinen nie so hässlich als die Männer, welche entweder reiten oder schlafen, aber nie weit gehen. Das immerwährende Reiten mit der dabei einseitigen Bewegung und die ausserdem totale Ruhe des Körpers hat nach und nach diesem die jetzige Deformität gegeben, und was früher, wie die Krümmung der Schenkelknochen, nur durch die Gewohnheit, hier durch das Reiten, hervorgerufen wurde, ist nach und nach so in das innere Leben, indem es vom Vater auf den Sohn sich fortpflanzte, übergegangen, dass die Knaben in der Regel schon mit nach innen gekrümmten Schenkeln, die sich durch das Wachsthum nicht wie bei unsern Kindern strecken, geboren werden.... Bei den Frauen haben die Beine eine gerade und regelmässige Bildung, und wenn unter den Kindern, die stets nackt umherlaufen, die Knaben unbeholfen auf der Erde sich bewegten, waren die Mädchen schneller und flinker“ [1]). Aber in diesen Worten liegt zugleich die Erklärung der Differenz. Alle Berichte stimmen darin überein, dass jetzt bei den Mongolen sämmtliche häusliche Geschäfte auf den Schultern der Weiber ruhen, dass diese eine angestrengte Thätigkeit aufbieten müssen, um nicht nur die gewöhnlichen Dienste der Weiber, sondern auch die für die Familie erforderlichen handwerksmässigen Arbeiten und einen Theil der Besorgung des Viehes ausführen zu können, und dass sie diesen vielfachen Obliegenheiten in der That mit seltener Unverdrossenheit genügen. Da es nun eine allgemeine Erfahrung ist, dass selbst unter andern Menschenracen bei neugebornen Kindern die Beine sehr oft gekrümmt sind, späterhin aber durch eine regelmässige und vielseitige Bewegung die normale Form gewinnen, so ist es erklärlich, dass bei den jetzigen kalmükischen Weibern in Folge ihrer angestrengten Thätigkeit und rastlosen Bewegung die entstellende nationale Eigenthümlichkeit nicht in dem Grade wie bei den Männern hervortritt, die entweder ruhen oder auf den Pferden hängen. Im Alterthum, bei den Skythen, war das Verhältniss ein ganz anderes. Damals hockten, wie von vielen Schriftstellern berichtet wird, Weiber und Kinder fortwährend in den auf Wagen ruhenden Filzzelten, und pflegten der Ruhe oder beschäftigten sich sitzend: die alten Skythen hatten nämlich Sklaven, welche einen erheblichen Theil der häuslichen Arbeiten versehen mussten. Bei ihnen war es der Mann, der seinen Körper durch eine mannigfaltigere Bewegung stählte, während bei den Weibern die Entwickelung des nationalen Fehlers durch ihre Lebensweise erheblich gefördert wurde: bei den heutigen Kalmüken ist das Weib der Sklave, viele Weiber besitzen

1) Koeh, Reise auf den kaukasischen Isthmus Bd. I, S. 152. 153.

heisst bei ihnen viele Mägde besitzen, und auf den Schultern der Weiber ruht die Hauptlast häuslicher Arbeit.

Wenn nun diese Differenz zwischen dem Bericht des alten Griechen und dem der neuern Reisenden in den veränderten Verhältnissen eine hinlängliche Erklärung findet, so scheint eine andere um so bedenklicher. Nach Hippokrates waren die Skythen ein unförmliches, starkbeleibtes Volk. Neuere Reisende äussern sich nur über die kalmükischen Kinder und über einige Ostmongolen in dieser Weise; und während Bergmann wenigstens von der „starken Musculatur und den fleischigen Armen" der erwachsenen Kalmüken spricht, bezeichnen andere Berichte die Kalmüken ungeachtet ihrer breiten Schultern als ein schlankes, ja als ein hageres Volk. Aber es liegt auf der Hand, wie bedenklich es ist, in dem Grade der Corpulenz eine allgemeine Volkseigenschaft zu suchen: diese Eigenschaft hängt zu sehr von der körperlichen Anstrengung und der mehr oder minder bequemen Lebensweise jedes Individuums ab. Und ein genauerer Blick auf den Bericht des griechischen Arztes wird uns überzeugen, dass er, wo er von der Beleibtheit der Skythen spricht, eben nur den reichen und unthätigen Theil des Volkes im Auge hat.

Er war nämlich der Meinung, dass die Skythen im Allgemeinen ein unfruchtbares Volk wären. Den Grund dieser Erscheinung sucht er vornehmlich in der unförmlichen Dicke und Schlaffheit des nicht durch vielseitige Anstrengung abgehärteten Körpers, und als Beweis seiner Ansicht führt er die Sklavinnen an. „Diese dürfen nur zu einem Manne gehen, so sind sie schwanger, wegen ihrer Abhärtung und der Festigkeit ihrer Muskeln [1])." Der dienenden Klasse war also eine der Conception hinderliche Corpulenz nicht eigen; eben so wenig überhaupt dem thätigen Theile des Volks. Dieses erhellt aus den unmittelbar darauf folgenden Worten, welche nur durch eine auch bei den heutigen Mongolen in Folge ihrer Körperbeschaffenheit hervortretende Erscheinung eine befriedigende Erklärung finden. „Ausserdem," sagt Hippokrates, „findet sich bei den Skythen eine Art von Eunuchen sehr zahlreich, welche sich auch mit Weiberarbeit beschäftigen und wie die Weiber reden; sie heissen Anandreis [2]); ihre Landsleute schreiben die

1) Bei den Weibern ist die Ursache der Unfruchtbarkeit *ἥ τε πιότης τῆς σαρκὸς καὶ ὑγρότης·* dann heisst es §. 105: *μέγα δὲ τεκμήριον οἱ ὀϊζέτιδες ποιέουσι· οὐ γὰρ φθάνουσι παρὰ ἄνδρα ἐμπιτνέμεναι καὶ ἐν γαστρὶ ἔχουσι διὰ τὴν ταλαιπωρίην καὶ ἰσχνότητα τῆς σαρκός.*

2) Offenbar haben hier die Abschreiber das ihnen unbekannte barbarische Wort dem Sinne nach gräcisirt, ohne ihm eine vollkommen griechische Form zu

Ursache dieses Leidens Gott zu, und verehren aus Besorgniss für ihre eigene Gesundheit solche Menschen und beten sie an. Mir selbst scheint nun dieses Leiden eben so von Gott herzurühren wie jedes andere, und ich halte nicht eines für göttlicher oder menschlicher als das andere, sondern jedes für eine göttliche Schickung; jedes derartige Leiden hat aber eine natürliche Ursache und nichts geschieht ohne dieselbe." Er setzt nun seine Ansicht über die Entstehung der seltsamen Krankheit auseinander, deren Hauptursache er in den aus dem fortwährenden Reiten hervorgehenden Leiden und in der bei den Skythen gebräuchlichen Art sie zu heilen erblickt. Dann bemerkt er, dass diese Unglücklichen, sobald sie das vollkommene Erlöschen des Zeugungsvermögens merken, hierin eine göttliche Fügung erkennen,

---

geben. Herodot nennt diese weibischen Naturen Enaries; die Varianten geben Enarees und Narees. Die letztere, welche die griechische Färbung des Wortes am meisten verwischt und in guten Handschriften gefunden wird, erregt Zweifel gegen die Aechtheit der ersten Sylbe in den Formen Enaries und Enarees, die vielleicht nur griechischer Zusatz ist. Im Mongolischen heisst *ersu* oder *ere ersu* „Zwitter", und *nüri* bedeutet sowol „ausschweifendes Leben", als „alte, unheilbare Krankheit". Es kann sein, dass eines dieser Worte in die von Herodot überlieferte Form umgewandelt ist, und zwar mit Annäherung an dasjenige Wort, mit welchem die Perser weibische Männer bezeichnen. Er nennt die Enaries zum ersten Mal (I, 105) bei der Erzählung der medischen Geschichte und des Einfalls der sogenannten Skythen in Vorderasien; hier sollen einige der letztern den Derketo-Tempel in Askalon geplündert haben und von der beleidigten Göttin mit diesem Leiden bestraft worden sein; — wobei nur dunkel bleibt, wie es sich vererbt hat. Wenn Herodot, wie es wahrscheinlich ist, diese Fabel an Ort und Stelle hörte, mag er zugleich auch den persischen Namen für weibische Männer erfahren haben. Nach Zeuss (die Deutschen und die Nachbarstämme S. 294) ist das Wort Enaries vollkommen persisch und stammt vom persischen *ner*, sanskrit *nara* „männlich" und dem privativen *a* oder *e*. Auch den Namen der *Anareoi*, die Ptolemaios am Imaos erwähnt, erklärt er auf diese Weise, obgleich ein Volksname in dieser Bedeutung höchst befremdlich ist. Mit grösserer Sicherheit hätte Zeuss auf den Namen eines durch sein weibisches Wesen berüchtigten persischen Satrapen in Babylon verweisen können, der nach Ktesias in weiblicher Kleidung und mit weiblichem Schmuck erschien und bei Tisch von hundert und fünfzig Citherspielerinnen und Sängerinnen umgeben war: er hiess angeblich *Annaros* (Athenaeus 530 d., ed. Dindorf p. 1186), offenbar ein Beiwort, mit dem seine Lebensweise bezeichnet wurde. Hätte nun Herodot lediglich das persische Wort wiedergeben wollen, so würde er der Form des Namens Annaros näher getreten sein, um so mehr, da die Griechen wohl ein privatives *α*, nicht aber ein privatives *ε* kennen. Es scheint mir demnach, dass ein Grund zu der auffallenden Abbiegung in Enaries vorhanden sein musste, und diesen möchte ich darin erblicken, dass Herodot später in Olbia die skythische Benennung der Zwitter erfuhr, und, ungeübt in der Auffassung von Fremdworten, diese mit der persischen combinirte.

demgemäss Weiberkleidung anlegen und fortan unter den Weibern mit weiblichen Beschäftigungen ihre Zeit verbringen. „Dieses Leiden befällt aber nur die reichen Skythen, nicht das gemeine Volk, sondern die vornehmsten und wohlhabendsten, wegen des immerwährenden Reitens; die Armen leiden weniger daran; sie bringen nämlich ihr Leben nicht auf den Pferden zu. Und doch müsste diese Krankheit, wenn sie mehr als die andern von Gott verhängt wäre, nicht ausschliesslich den Vornehmsten und Reichsten der Skythen zustossen, sondern Allen gleichmässig, ja sogar den Armen noch häufiger". Wenn nämlich die Götter an menschlichen Gaben ihre Freude fänden und sich ihnen dafür gnädig erwiesen, so wäre zu erwarten, dass sie die Wohlhabenden, die ihnen reichere Opfer darbrächten, mit dergleichen Leiden mehr als die Armen verschonen würden. „Aber diese Krankheit ist, wie ich schon sagte, eben so von Gott verhängt wie jede andere, jede hat aber ihre natürliche Ursache; und die erwähnte Krankheit der Skythen entsteht aus den angegebenen Gründen. Aehnlich verhält es sich auch bei den übrigen Menschen; wo sie am häufigsten und anhaltendsten reiten, da leiden die Meisten an Gliederreissen und Schmerzen in den Hüften und an Podagra, und solche Personen sind zur Fortpflanzung des Geschlechts am wenigsten geneigt und geeignet. Das trifft bei den Skythen zu und sie haben desshalb mehr als andere Völker eine auffallende Aehnlichkeit mit Eunuchen[1])".

Wir erkennen hieraus zunächst, dass Hippokrates die Unfruchtbarkeit, die er als eine Folge der Beleibtheit und des Mangels an vielseitiger Körperanstrengung auffasst, nicht als eine Eigenschaft des gemeinen Volks, sondern der Vornehmen und Wohlhabenden hinstellt; wir haben also Grund, auch seine Bemerkungen über die Ursache des Leidens, den dicken und schwammigen Körper, lediglich auf die herrschende Klasse zu beziehen. Und dann treten seine Angaben, so übertrieben sie auch namentlich in Bezug auf die Androgynen erscheinen, in eine höchst merkwürdige Uebereinstimmung mit den Berichten neuerer Reisenden.

Reineggs erzählt: „Die merkwürdigste Race am Kuban ist die der Nogaier oder Mangut; sie unterscheidet sich von allen andern durch ihre Züge und ihre mongolische Physiognomie. Die Männer haben ein breites und fleischiges Gesicht, die Backenknochen stehen weit hervor und die Augen liegen tief in ihren Höhlen. Ihr Bart besteht nur aus

1) Hippocr. §§. 106 — 113.

fünfzig bis achtzig Haaren. Wenn Krankheiten sie schwächen oder wenn das Alter diese Wirkung hervorbringt, legt sich ihre Haut auf dem ganzen Körper in Runzeln; die wenigen Haare ihres Bartes fallen aus, und der Kranke bekommt ganz das Aussehen eines Weibes; er wird zeugungsunfähig, und seine Handlungen und Empfindungen haben nichts Männliches mehr. In diesem Zustande muss er die Gesellschaft der Männer meiden; er bleibt bei den Weibern und kleidet sich als Weib; und wer ihn sieht, möchte tausend gegen eins wetten, dass er ein altes und sehr hässliches Weib sieht[1])".

Als Graf Potocki während seines Winteraufenthalts in Georgiewsk die eben angeführten Worte las, war er sehr begierig, diese leibhaftigen Enaries Herodots kennen zu lernen. „Ich erkundigte mich", so erzählt er, „bei mehrern Privatpersonen, welche am Fusse des Beschtau leben; aber sie antworteten alle, dass sie von solchen Menschen nichts gehört hätten. Bald darauf reiste ich nach der Kuma und kam durch die Sandsteppe von Antekeri zurück, wo ich fast das ganze Volk versammelt fand; und an den rothen Brunnen sah ich zum ersten Mal einen dieser Enaries, den ich für ein altes Weib hielt; und erst als ich besser berichtet war, überzeugte ich mich, dass diese Krankheit fast ebenso, wie sie Reineggs geschildert hatte, existirt; indess glaube ich, dass er mit Unrecht bemerkt, die Enaries oder Kos trügen weibliche Kleidung; dann müssten sie den Schleier und das rothe Kleid anlegen[2]). Aber es ist wahr, dass die alten nogaischen Weiber sich oft damit begnügen, ihren schwarzbraunen Körper in einen rohen Schaafspelz zu hüllen und eine Mütze von Schaafsfell aufzusetzen, und dann kann man sie von den Kos (so werden solche Mannweiber von den Türken genannt) nicht unterscheiden[3])".

Ich führe diese Berichte nicht etwa deshalb an, weil ich glaube, dass hier wirklich ein absonderliches physisches und psychisches Räthsel vorliegt, sondern lediglich um zu zeigen, dass auch heute unter

1) Reineggs A General, Historical and Topographical Description of Mount Caucasus. Translated by Ch. Wilkinson. (Lond. 1807) I, p. 298—299. Die deutsche Ausgabe ist mir nicht zur Hand.

2) Das ist nicht richtig. Den Schleier tragen nur verheirathete Frauen.

3) Potocki, histoire primitive des peuples de la Russie. In Potocki voyage dans les steps d'Astrakhan, publ. par Klaproth, t. II, p. 225. Klaproth selbst spricht (voyage au Caucase I, p. 110) ebenfalls von dieser Krankheit unter den Nogaiern, aber er scheint keinen damit Behafteten gesehen zu haben und nur dem Grafen Potocki nachzuschreiben. Auch die Schilderung, welche der berühmte Sprachforscher von den Kalmüken entwirft, habe ich oben nicht anführen zu müssen geglaubt, da sie offenbar aus Pallas abgeschrieben ist.

Stämmen mit mongolischer Physiognomie Erscheinungen vorkommen, welche auf die Reisenden unserer Tage genau denselben Eindruck hervorbringen, wie die skythischen Enaries auf Hippokrates und Herodot. Es scheint mir nämlich, dass die in Rede stehende Absonderlichkeit ganz einfach durch mongolischen Typus und mongolische Sitte, aber auch nur durch diese, befriedigend erklärt werden kann, ohne dass wir mit Herodot das Rachegefühl der syrischen Aphrodite zu Hülfe nehmen oder mit Hippokrates und den Neuern in medicinische Probleme uns vertiefen dürfen. Niemand wird sich darüber wundern, dass bei einem bartlosen Volk unter den Männern viel weibische Gesichter vorkommen, sowol bei jungen Leuten, bei denen noch keine Spur des Bartwuchses hervorgetreten ist, als bei denen, welche durch Alter oder Krankheit ihren unbedeutenden Bart verloren haben. Das Alter macht sich in dieser Beziehung bei den Mongolen sehr bemerklich, abweichend von seinen Wirkungen bei indo-germanischen Völkern, bei denen der Bart sich länger als das Haupthaar conservirt. Aus einer der oben angeführten Stellen wird den Lesern erinnerlich sein, dass namentlich die mongolischen Buräten aus dem erwähnten Grunde ein vollkommen weibisches Aussehen haben. Kommt nun noch hinzu, dass statt der härtern männlichen Gesichtszüge durch Wohlgenährtheit des Körpers auch über das glatte Gesicht ein weichlicher, behäbiger Ausdruck sich verbreitet hat, so wird sich der Reisende oft ausschliesslich auf die Kleidung verwiesen sehen, wenn er das Geschlecht errathen will; und auch diese bietet oft kein Kriterium, da bei mehrern mongolischen Stämmen die Kleidung der Männer und der unverheiratheten Weiber genau dieselbe ist. Es ist deshalb sehr häufig vorgekommen, dass die Reisenden durch den allgemeinen weibischen Ausdruck der Mongolen in Zweifel über das Geschlecht der Personen, mit denen sie umgingen, versetzt wurden. Schon Plan de Carpin klagt: „Jungfrauen und junge Weiber können nur sehr schwer von Männern unterschieden werden, weil sie sich durchweg wie Männer kleiden“[1]). Besonders häufig findet man ein weibisches Aussehen unter den Priestern, die durch ein sorgenfreies und unthätiges Leben für die dem Seelenheile Anderer gewidmeten Gebete ihrerseits meist ein vorzügliches körperliches Wohlbefinden eintauschen. Selbst unter den Kalmüken, die doch im Allgemeinen als hager geschildert werden, sind die Priester zum grössesten Theil wohlgenährte Gestalten, von denen man oft mit Hippokrates sagen könnte, dass ihre Gelenke in dickem Fett vergraben

1) Plan de Carpin, ed. d'Avezac, cap. II, §. 3.

wären. Als der Graf Potocki zum ersten Mal einer kalmükischen Priesterversammlung beiwohnte, fielen ihm die ungeheuerlichen Götzenbilder mit ihren widerwärtigen Verrenkungen, die absonderlichen musikalischen Instrumente und der mit ihnen hervorgebrachte abscheuliche Lärm[1]) nicht so sehr auf, wie die glänzenden Vollmondsgesichter der Gelong's oder geweihten Priester[2]). Auch Bergmann sagt: „kein Wunder, wenn sich das unthätige Leben der Priester an ihrem Körper ausdrückt, welcher aus einer mit Haut überzogenen Thranmasse zu bestehen scheint. Die Vollleibigkeit, die bei andern Menschenkindern in dem Unterleibe ihren Sitz hat, scheint bei ihnen, so wie bei den andern Kalmüken in die Brust übergegangen zu sein, die bisweilen auf eine Art beschaffen ist, dass sie das Geschlecht zweifelhaft machen könnte“[3]). Im Alter wird die Aehnlichkeit beider Geschlechter natürlich noch grösser. „Die Frauen,“ bemerkt Hommaire de Hell, „altern schnell und werden nach einigen Jahren der Ehe abscheulich hässlich. Ihr Aussehen unterscheidet sich dann in keiner Weise von dem der Männer: ihre männlichen Formen, ihre Gesichtszüge, ihr dunkler Teint, verbunden mit der Aehnlichkeit der Kleider, täuschen oft die geübtesten Augen“[4]). Auch Clarke war kaum in ein kalmükisches Zelt getreten, als sich ihm die Bemerkung aufdrängte, wie schwer die Geschlechter von einander zu unterscheiden wären[5]).

Wir sehen also einerseits, dass bei den heutigen Mongolen ein üppiges bequemes Leben dieselbe Wohlbeleibtheit erzeugt, welche Hippokrates bei den reichen Skythen vorfand, und andererseits, dass sich

---

1) Herrn Unverzagt, der 1719 die russische Gesandtschaft nach Peking begleitete, setzten vornehmlich die „erschrecklich grossen aus Steine gehauenen Götzenbilder“ in Staunen: „einige hatten Hörner und Klauen, und sahen naturell so aus, als wie man bey uns den Teufel abzumahlen pfleget.“ Was derselbe Deutsche von der chinesischen Musik sagt, gilt auch von der mongolischen: „ihre Musique ist nicht sonderliches Rühmens werth, indeme sie nicht suse klinget, als Posaunen-Schall, Beckenschlag, deren zwey sie allezeit dreymahl zusammenschlagen, Klocken rühren, und dann vierzig bis funfzig Mann auf einmahl auf ihre Arth singen, schreyen und heulen, dass einem dabey fast angst und bange wird.“ Die Gesandtschaft Ihro Kayserl. Majestät von Grossrussland an den chinesischen Kayser, von G. J. Unverzagt. Lübeck 1725. S. 54. 155.

2) Potocki voyage dans les steps d'Astrakhan I, 58.

3) Bergmann, Nomad. Streifereien, Bd. I, S. 101.

4) Hommaire de Hell II, p. 106. 107.

5) Within the tent we found some women, although it was difficult to distinguish the sexes, so horrid and inhuman was their appearance. Clarke Travels I, p. 237.

gerade unter mongolischen Stämmen ein reicher Anlass zu Erzählungen über androgyne Erscheinungen vorfindet. Die Uebereinstimmung wird dadurch noch schlagender, dass die Enaries der beiden alten Griechen augenscheinlich Priester waren. Aus Hippokrates' Bemerkung, dass sie von dem Volk verehrt und angebetet würden, allein möchte ich diesen Schluss noch nicht ziehen, da es bei Barbaren eine nicht ungewöhnliche Erscheinung ist, dass sie bei Personen, die mit eigenthümlichen Krankheiten behaftet sind, und namentlich bei Blödsinnigen einen unmittelbaren Verkehr mit den Göttern voraussetzen und solchen Unglücklichen mit besonderer Ehrfurcht begegnen. Aber Herodot sagt ausdrücklich, dass die Enaries sich mit der Mantik beschäftigten: sie weissagten aus Lindenblättern [1]), und man wird sie deshalb mit Recht als eine Priesterklasse betrachten, die, weil sie sich um des Geruchs der Heiligkeit willen von dem gewöhnlichen Treiben der Männer fernhielt, nothgedrungen unter den Weibern lebte und, wenn sie sich überhaupt zu weltlichen Beschäftigungen herbeiliess, die Arbeiten theilte, welche auf den Schultern der Weiber ruhten. Wir wissen nicht, ob diese Priester ehelos lebten, können es aber mit ziemlicher Sicherheit vermuthen, da die körperliche Schwäche, mit der sie behaftet zu sein schienen, in den Augen des Volks als ein unzweideutiges Zeichen ihrer Bestimmung für den Priesterstand betrachtet wurde, aber wie es sich hiermit auch verhalten mag: bei ihrem fortwährenden Aufenthalt unter den Weibern lag es immer im Interesse ihres Rufes und des häuslichen Friedens, den seltsamen Volksglauben über ihre Körperbeschaffenheit aufrecht zu erhalten.

Wir glauben im Obigen gezeigt zu haben, dass die Angaben des griechischen Arztes über den Körperbau der Skythen in ihrer Totalität nur bei der mongolischen Race zutreffen, und dass selbst diejenigen seiner Bemerkungen, welche absonderlich oder gar unglaublich erscheinen, in den Eigenthümlichkeiten des mongolischen Typus und nur in diesen eine befriedigende Erklärung finden. Zwar werden unsere Leser in seinem Gemälde mehrere Züge vermissen, die heute überall als besondere Eigenheiten der Mongolen angegeben werden: aber zwei Erwägungen werden dieses Bedenken vollständig beseitigen.

Einmal darf man nicht vergessen, dass Hippokrates in der uns erhaltenen Schrift durchaus nicht die Absicht hatte, eine Charakteristik der Racen zu liefern: die Idee der Racenverschiedenheit war in ihm noch nicht zur Klarheit entwickelt. Er hatte sich vielmehr nur die

1) Herod. IV, 67.

Aufgabe gestellt, die Einwirkung des Klima's auf den menschlichen Körper zu schildern, und er hob zu diesem Zweck auch nur beispielsweise solche Eigenthümlichkeiten der Körperconstitution hervor, die zur Begründung seines Systems geeignet schienen. Wir durften deshalb nicht erwarten, bei ihm alle Rubriken des Racensignalements, oder gar unseres Racensignalements ausgefüllt zu finden; viele Eigenthümlichkeiten, die wir als sehr wesentliche Kennzeichen der mongolischen Race betrachten, z. B. die geschlitzten schrägen Augen, die hervorragenden Backenknochen, die abnorme Breite der Nase an ihrer Wurzel u. dgl., sind der Art, dass eine Erklärung derselben durch klimatische Verhältnisse nicht wohl ausfindig gemacht werden kann. Zweitens wird eine vorsichtige Kritik es immer noch als fraglich betrachten dürfen, ob der Skythenstamm, wenn in seinen Adern auch mongolisches Blut floss, sich so rein erhalten hatte, dass bei ihm noch sämmtliche Eigenthümlichkeiten der mongolischen Race hervortraten. Wir haben oben nachgewiesen, dass diese kleine von ihren Stammverwandten weit entfernte Horde eine Zeit lang am südlichen Ural unter finnischen Völkern verweilte, und die Vermuthung ausgedrückt, dass sie bei ihrer Wanderung aus dem fernen Osten schon früher einen Ruhepunkt nördlich vom obern Iaxartes gefunden hatte, wo sie in der Nachbarschaft von Völkern kaukasischen Stammes, indo-germanischer und türkischer Zunge, lebte. Dass die Skythen die Vermischung mit fremden Nationen nicht verschmäht haben, lehrt die Geschichte ihres Aufenthalts am schwarzen Meer. Aus Herodot's Erzählung geht hervor, dass ihre Fürsten thrakische Prinzessinnen und Griechinnen heiratheten, und die olbischen Inschriften liefern unzählige Beispiele dafür, dass Skythen ihren Kindern, die in Olbia zu Aemtern und Würden gelangten, ächt griechische Namen beigelegt haben, — was doch schwerlich allein durch Vorliebe für die letztern, sondern zum grossen Theil durch die Einwirkung der griechischen Mütter zu erklären sein wird. Und wenn man aus dem Umstande, dass die Barbaren Tumbagos, Koxuros, Arguanagos, Arseuachos ihren Kindern die Namen Theodoros, Epikrates, Nautimos und Marcus Ulpius verliehen, nicht auf eine Epigamie schliessen, sondern ihn lediglich durch eine Liebhaberei erklären will, so wird man doch den — allerdings viel seltenern umgekehrten Fall, dass Väter mit ächt griechischen Namen ihren Kindern die unerquicklichsten barbarischen beilegten, weniger in einer Liebhaberei, als in den Einwirkungen der Epigamie begründet erkennen. Die Herakleides, Athenaios, Alexandros, die ihre Kinder Kunagos, Kunos, Mukunagos nannten, waren entweder mit skythischen Weibern vermählt oder selbst von skythischen Eltern in

Olbia geboren und nahmen keinen Anstand, ihren Sprossen alte unter den Barbaren übliche Namen zu verleihen.

Wenn nun die Skythen allmählich aus dem fernen Osten nach Europa gelangten, und auf dem weiten Wege an mehreren Orten vielleicht Jahrhunderte lang unter fremden Stämmen verweilt haben, so werden wir aus dem geringen Grade von Abgeschlossenheit, den sie bei ihrem Aufenthalt am schwarzen Meere documentirten, die Folgerung ziehen dürfen, dass sie hier bereits als ein Mischlingsvolk angekommen sein mögen. Am Pontos aber mussten allerdings viele Eigenthümlichkeiten des kleinen, nur von fremden Völkern umgebenen Stammes noch mehr verwischt werden; und wie vererbungsfähig auch einige Eigenschaften des mongolischen Typus sind, so ist es doch eine von verschiedenen Schriftstellern bestätigte Thatsache, dass aus der Ehe von Mongolen mit Personen indo-germanischen Stammes meistens Kinder von vorzüglicher Schönheit hervorgehen. „Es ist merkwürdig", sagt Pallas, „dass durch die Vermischung der Russen und Tataren" (d. h. Türken) „mit kalmükischem und mongolischem Geblüt, welche hauptsächlich in den südlich vom Baikal gelegenen Gegenden von Sibirien, selbst durch die Ehe geschieht, gemeiniglich Kinder mit angenehmen und oft sehr schönen Gesichtern geboren werden, diese Vermischung mag von väterlicher oder mütterlicher Seite geschehen [1])". Die Kinder erben namentlich die glänzend schwarzen Haare und die dunkeln Augen der mongolischen Mütter. Auch Clarke hat die Bemerkung gemacht, dass aus der Ehe von Kosaken und kalmükischen Weibern oft Mädchen von hervorragender Schönheit hervorgehen [2]). Eine hartnäckige Vererbung der uns anstössigen mongolischen Eigenthümlichkeiten zeigt sich nur da, wo weder der Vater noch die Mutter völlig frei von mongolischem Blut sind; so vererbt das Mischlingsvolk der Kirgisen, in dessen Adern selbst nach Klaproth, der sonst die mongolische Race möglichst einzuschränken liebt, viel mongolisches Blut rinnt [3]), einzelne mongolische Züge mit grosser Beharrlichkeit, und bei Ehen zwischen Kirgisen und Kalmüken kann man sicher sein, dass der mongolische Typus den türkischen vollkommen verdrängt. Herodot's Skythen verschwägerten sich aber mit Griechen, Thrakern und Sarmaten, — mit Völkern, die keine

1) Pallas, Sammlungen historischer Nachrichten über die mongolischen Völkerschaften Bd. I, S. 99. 100.

2) Clarke Travels I, p. 211.

3) Er nennt die Gesichtsbildung der jetzigen Kirgisen „eine der mongolischen nahe kommende". Asia Polygl. S. 231.

Spur von mongolischer Gesichtsbildung zeigten, und zum Theil selbst Träger eines scharf ausgeprägten und sehr vererbungsfähigen Typus waren; es ist demnach vorauszusetzen, dass hinsichtlich der Nachkommenschaft solcher Mischehen dasselbe gegolten hat, was heute über die Kinder, die aus Ehen von Russen und Mongolen hervorgehen, berichtet wird, d. h., dass nicht sämmtliche Eigenthümlichkeiten des mongolischen Typus vererbt wurden. Noch erklärlicher wird mir aber der Mangel an Nachrichten über die Körperbeschaffenheit der Skythen bei andern Schriftstellern durch den Umstand, dass die griechischen Seefahrer den seltsamen asiatischen Menschenstamm hauptsächlich in der Gegend von Olbia kennen lernten, in demjenigen Theile Skythiens, in welchem er nachweislich am meisten mit andern Stämmen vermischt und am stärksten von den väterlichen Sitten abgewichen war. Bei Olbia wohnten ackerbautreibende Stämme, die von Herodot ausdrücklich als Mischlingsvolk bezeichnet werden. Dürfen wir unter solchen Umständen erwarten, dass den aus Hellas ankommenden Handelsleuten in Olbia solche Individuen, bei welchen alle Züge des mongolischen Typus in bemerklicher Schärfe ausgeprägt waren, in hinlänglicher Anzahl zu Gesicht kamen, um selbst Laien einen Begriff der Raceneigenthümlichkeit mitzugeben? Einzelne Barbaren mit unvermischtem Blut konnten in dieser Umgebung nur den Eindruck einer allerdings höchst sonderbaren, aber doch nur individuellen Hässlichkeit zurücklassen.

Gleichwol würden wir wahrscheinlich ausführlichere Nachrichten über diesen Gegenstand besitzen, wenn die Skythen nicht schon seit der Zeit Philipps von Makedonien rasch ihrer Vernichtung entgegen gegangen wären. Jetzt sehen wir uns auf die wenigen Schriftsteller vor jener Epoche verwiesen, und von diesen erwähnen Thukydides und Xenophon die Skythen nur beiläufig; hinsichtlich der Körperbeschaffenheit derselben ist Hippokrates die einzige Quelle, und allerdings eine höchst achtungswerthe. Aber er behandelt den Gegenstand nur von einem Gesichtspunkte; was er uns giebt, ist auch nicht das Resultat einer subtilen Vergleichung einzelner Körpertheile, die wir als charakteristisch für Racenunterschiede betrachten, sondern der Eindruck der gesammten menschlichen Erscheinung auf einen unbefangenen und in der Auffassung solcher Gegenstände geübten Beobachter. Er meldet nur Einiges, und zwar dasjenige, was am meisten in die Augen fiel: den von allen andern Menschen abweichenden Typus, ohne dass er alle Absonderlichkeiten desselben speciell anführt; die auffallende Aehnlichkeit der Individuen untereinander; die Hautfarbe; die Bartlosigkeit und das voll-

kommen weibische Aussehen der Reichen und Priester; und alles dieses ist ohne Frage mongolisch.

Klaproth freilich würde dieser Ausführung mit der Bemerkung entgegentreten, dass die erwähnten Körpereigenschaften nicht ausschliesslich den Stämmen, welche die mongolische Sprache reden, eigenthümlich sind, sondern sich auch bei andern Völkern Nordasiens mehr oder weniger scharf ausgeprägt vorfinden. Er würde an Wogulen, Kirgisen, Tungusen erinnern. Er würde bei seiner ganzen Polemik fortfahren, die Verschiedenheit der Gründe, nach denen das Menschengeschlecht eingetheilt werden kann, beharrlich zu ignoriren. Wir dürfen indess kaum darauf aufmerksam machen, dass, wo aus der physischen Beschaffenheit des Volkes ein Schluss auf seine Racenverwandtschaft gezogen wird, eben diese Eigenthümlichkeit den Eintheilungsgrund bildet, der eine andere Völkerclassification giebt als die Sprache. Ob es rathsamer sei, die Völker nach linguistischen Gründen statt nach physischen zu gruppiren, lassen wir dahin gestellt sein; eine scharfe Abgrenzung erhält man weder durch das eine noch durch das andere Verfahren; überall bilden Mischlinge eine Uebergangsstufe. Die Anwendbarkeit des physischen Eintheilungsgrundes deshalb zu bezweifeln, weil die zur Bezeichnung der physischen Racen gewählten Benennungen des kaukasischen, mongolischen u. s. w. Menschenstammes unpassend oder unzulänglich sind, ist thöricht; man darf nur bessere Namen wählen oder sich über den Sinn der bisherigen verständigen. Die Verschiedenheit des körperlichen Typus ist als eine Realität mindestens ein eben so guter Eintheilungsgrund als die Sprache; er hat — es ist richtig — keine vollkommene Festigkeit, denn physische Eigenthümlichkeiten können durch Vermischung der Stämme bis zur Unkenntlichkeit verwischt werden; aber die Sprache besitzt in dieser Beziehung keinen erheblichen Vorzug: sie ist ebenfalls dem Wechsel, der Vermischung, ja sogar dem Tode unterworfen.

Dass die Grenzen der physisch und linguistisch zusammengehörigen Völkergruppen nicht zusammenfallen, ist eine Erscheinung, deren Ursprung bei dem Mangel einer Urgeschichte des Menschengeschlechts historisch nicht nachgewiesen werden kann. Sie ist gleichwol eine Thatsache. Die grosse Masse des Menschenstammes, welcher die Eigenthümlichkeiten der sogenannten kaukasischen Race an sich trägt, gehört dem indo-germanischen Sprachgeschlecht an; doch umfasst er auch Völker, deren Sprache sich in diese Familie durchaus nicht fügen will, wie die der Tscherkessen, der Lesghier, Türken u. A. Die Sprache der Türken gehört vielmehr zu der grossen Gruppe, die der gelehrteste

Kenner asiatischer Sprachen, Schott, das altaische oder finnisch-tatarische Sprachgeschlecht nennt, und die ausser den finnischen und türkischen Sprachen auch die mongolischen und tungusischen umfasst. Andererseits wird man die Chinesen in physischer Hinsicht ohne Zweifel zur mongolischen Race rechnen, obgleich ihre Sprache von den finnisch-tatarischen durchaus verschieden ist. Solche Erscheinungen sind Probleme, die, wie mich dünkt, nur durch die Hypothese erklärt werden können, dass die Trennung einzelner Völker von der Hauptmasse des Stammes bereits in den Zeiten primitiver Rohheit erfolgte, in welchen die Auswanderer zwar in physischer Beziehung vollkommen zur Fortpflanzung eines bestimmten Typus ausgerüstet waren, in sprachlicher aber nur ein äusserst kärgliches Erbtheil aus der Heimath mit sich nahmen und dieses im Laufe der Jahrtausende und unter der Einwirkung einer ganz eigenthümlichen Entwickelung vollständig einbüssten. Dass Sprachwurzeln absterben, bedarf keines Beweises.

Da nun die Grenzen der physischen und linguistischen Völkergruppen nicht zusammenfallen, so sind wir nicht gemeint, aus dem Resultate, welches wir aus Hippokrates gewonnen haben, sofort die weitere Folgerung zu ziehen, dass die Skythen auch die mongolische Sprache redeten; wir glauben vielmehr, durch unsere Untersuchung nur soviel bewiesen zu haben, dass wir die Stammgenossen der Skythen nicht unter den Völkern indo-germanischer Zunge zu suchen haben, da bei diesen die erwähnten Züge der sogenannten mongolischen Race durchaus nicht vorkommen. Diese erscheinen nun allerdings nicht ausschliesslich bei den mongolisch redenden Stämmen, sondern auch, mehr oder minder abgeschwächt, unter den Tungusen, den türkisch redenden Kirgisen, den Finnen östlich vom Ural, ja selbst, wenngleich sehr vereinzelt, unter den westlichen Finnen. Aber zwischen Herodots Zeit und unsern Tagen liegt ein für die Erklärung dieser Erscheinung höchst wichtiges Ereigniss: die grosse Ausdehnung der Mongolenherrschaft und die weite Verbreitung mongolischer Stämme unter Tschingis-Khan und seinen Nachfolgern; und es wird fraglich, ob mongolische Züge bei finnischen und türkischen Völkern schon zu Herodots Zeit vorausgesetzt werden dürfen. Was die Türken betrifft, so haben sie der überwiegenden Mehrheit nach einen von dem mongolischen so weit abweichenden Typus, und selbst bei den Kirgisen ist die mongolische Physiognomie so wenig constant, dass die letztere, wo sie bei Türken vorkommt, unmöglich als ursprünglich oder uralt, sondern nur als ein Resultat der grossen Völkervermischung im Mittelalter betrachtet wer-

den kann. Wir glauben demnach, dass die Abkunft der Skythen Herodots auch von den Türken nicht hergeleitet werden darf.

Sprache der Skythen.

Wenn wir nun durch unsere Untersuchung die Ueberzeugung gewonnen haben, dass die Verwandten der Skythen nur unter den mit mongolischen Zügen ausgestatteten Völkern gefunden werden können, so bleibt es noch immer höchst wünschenswerth, auch in sprachlicher Beziehung zu einiger Klarheit zu gelangen. Aber der Versuch, die Sprache eines kleinen, bereits vor zwei Jahrtausenden fast ganz untergegangenen Volkes zu bestimmen, scheint bei der Dürftigkeit des hier in Betracht kommenden Materials ganz hoffnungslos. Bei andern Völkern gewährt uns eine oft bis in das Alterthum hineinreichende Literatur die Möglichkeit, den Sprachschatz älterer Zeit und somit den Entwickelungsgang der Sprache kennen zu lernen, ja sogar hieraus sichere Rückschlüsse auf die ursprünglichen Formen in den der Literatur vorangegangenen Zeiten zu machen: die mongolische Sprache dagegen ist erst seit dem dreizehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung durch die Schrift fixirt, und in der undenklich langen Zeit vor dieser Epoche war sie vermuthlich den raschen Wandelungen und der starken dialektischen Divergenz ausgesetzt, unter denen nichtgeschriebene Sprachen gewöhnlich zu leiden pflegen. Muss man unter solchen Umständen nicht voraussetzen, dass die Sprache der Skythen, selbst wenn sie mongolisch war, von der jetzigen mongolischen ungleich weiter abstehen wird, als das Gothische von dem Deutschen unserer Tage? Muss man nicht voraussetzen, dass die wenigen skythischen Worte, die uns erhalten sind, aus dem heutigen Mongolischen schon deshalb kaum zu erklären sein werden, weil uns alle Uebergangsstufen der Entwickelung von Form zu Form fehlen? Wird nicht endlich derjenige, der das Verfahren der Griechen bei Aufzeichnung barbarischer Worte kennt, die Prüfung der spärlichen linguistischen Ueberreste von vornherein als ein aussichtsloses Unternehmen betrachten?

Dennoch glaube ich, dass uns der Zufall auch in dieser Beziehung nicht zu ungünstig gewesen ist, — nicht zu ungünstig in Anbetracht der grossen Bedenken, die unsere Erwartungen sehr tief herabstimmen mussten. Es fiel mir auf, dass einige skythische Eigennamen auf olbischen Inschriften mit denen, welche uns die mongolische Geschichte des Mittelalters bietet, vollkommen übereinstimmen, und dass die Namen der Skythenstämme, nach Beseitigung der griechischen Endungen, der Mehrzahl nach regelmässige mongolische Pluralformen sind, wie

sie noch heute für mongolische Stammnamen gewöhnlich gebraucht werden. Diese Bemerkung verpflichtete mich zu einer genaueren Prüfung.

Die von Herodot aufbewahrten Eigennamen sind fast sämmtlich gräcisirt. Herodot hatte eine entschiedene Neigung, den barbarischen Worten, so weit es möglich war, ein griechisches Gewand umzuhängen. Aber auf den Inschriften, die zu Olbia unter öffentlicher Autorität aufgestellt wurden, zur Ehre und bei Lebzeiten solcher Barbaren, welche dem griechischen Staate als obrigkeitliche Personen Dienste geleistet hatten, schloss man sich sichtlich genauer dem nationalen Klang an. Wenn man die herodoteischen Namen *Anacharsis, Spargapeithes, Ariapeithes, Idanthyrsos,* mit den Namen der Inschriften *Arguanagos, Koxuros, Muliurgos, Kunos, Chunaros, Mukunagos, Kukunagos* u. a. vergleicht, so bemerkt man sofort, dass bei den letztern die griechischen Chariten viel weniger thätig gewesen sind. Abgesehen von den griechischen Endungen, die der Flexion wegen angehängt werden mussten, zeigt sich hier die volle, und wie es scheint, ächte Barbarei.

Auf den Inschriften derselben Stadt finden sich auch zahlreiche sarmatische Namen: *Saitapharnes, Oroutes, Spadakes, Dadagos, Arsakes, Badakes* u. a. Wer sie mit den oben angeführten vergleicht, wird sich, wie wir glauben, des Eindrucks nicht erwehren können, dass es sich hier um zwei erheblich von einander abweichende Idiome handelt, die sich in ihrer Klangfarbe wie trüber Himmel vom heiteren unterscheiden. Es ist mir unbegreiflich, dass diese durchgehende Verschiedenheit einem so tüchtigen Forscher, wie K. Zeuss, unbemerkt geblieben ist; sie ist gleichwol so auffällig, dass Böckh, ohne Rücksicht auf eine bestimmte asiatische Sprache, und lediglich auf die frappante und charakteristische Absonderlichkeit der skythischen Eigennamen gestützt, es unternahm, sie unter den sarmatischen und thrakischen der Inschriften herauszufinden. Dass dieser ins Einzelne gehende Versuch nicht als gescheitert betrachtet werden kann, ist ohne Frage dem eminenten Talent des berühmten Philologen beizumessen; aber die Thatsache, die ihn zu dem Versuche bestimmte, — das Vorhandensein mehrerer, verschiedenen Sprachen angehöriger Namengruppen wird auch einer nicht so bevorzugten Einsicht bemerkbar sein.

Dass nun unter den skythischen Namen einige mit mongolischen genau übereinstimmen, ist sicherlich auffallend; denn eigenthümlich sind sie gewiss.

Auf einigen Inschriften wird ein *Tumbagos* [1]) erwähnt: der Name

1) Boeckh, Corpus Inscript. Graec., no. 2061. 2071.

trifft genau mit dem mongolischen *Tumbaghai* zusammen, den ein Vorfahr Tschingis-Khans trug. Dieses ist die wahre Schreibart des von den Persern bis zur Unkenntlichkeit verstümmelten Namens; so findet sie sich bei dem mongolischen Geschichtschreiber, dem Schwanenfürsten Ssanang Ssätsän [1]), und sie entspricht der Form des Namens auf der griechischen Inschrift vollkommen.

In Bezug auf den Namen *Arguanagos* [2]) drängt sich gleich die Vermuthung auf, dass in ihm der Name *Arghun* [3]) liegt, den ein bekannter Fluss in der Urheimath der Mongolen trägt. Auch als Männernamen ist er nicht selten. Ein *Arghun* aus dem Stamme der Oirat wird unter Batu mehrmals genannt [4]); er war später unter Kujuk Statthalter von Persien [5]). Auch ein Il-Khan von Persien hiess Arghun,— derselbe, der in den Jahren 1289 und 1290 die goldene Horde bekriegte [6]) und ein bis auf unsere Tage erhaltenes Schreiben an Philipp IV von Frankreich richtete [7]). In den Endsylben des Namens der Inschrift liegt das mongolische *akha*, das türkische *agha*, welches die Bezeichnung des ältern Bruders ist; und wir finden diesen Zusatz von den Mongolen insonderheit auch dem Namen Arghun beigefügt. Ein Emir Khulaghu's, des ersten Il-Khans, hiess Arghun-Agha [8]); unter Khulaghu's Nachfolger spielte ein Arghun-Agha als Feldherr und Verwalter der Pachten eine bedeutende Rolle [9]). Der Name entspricht in dieser Form dem der griechischen Inschrift ziemlich genau. Aber ein nüchterner Kritiker wird hierin trotz der Eigenthümlichkeit dieser Namen

---

1) Ssanang Ssätsän, Chungtaidschi der Ordus, Geschichte der Ostmongolen und ihres Fürstenhauses, aus dem Mongolischen übersetzt und mit dem Originaltext herausgegeben v. J. J. Schmidt. Petersb. 1829. 4. S. 60 Zeile 6 v. u. — J. J. Schmidt, Forschungen im Gebiet der ältern religiösen, politischen und literärischen Bildungsgeschichte der Völker Mittelasiens, vorzüglich der Mongolen und Tibeter. St. Petersb. 1824. S. 37.

2) Boeckh, C. I. G., no. 2070. 2071.

3) Die Mongolen sprechen die Gaumbuchstaben vor den harten Vocalen a, o und u stets mit dem Kehllaut. Dieser Regel gemäss habe ich zuweilen die Schreibart der angeführten Schriftsteller geändert, und gh und kh für das von ihnen gebrauchte g und k vor den genannten Vocalen angewendet.

4) Wakhtang, histoire de la Géorgie depuis l'antiquité jusqu' au XIXme siècle, traduite du Géorgien par Brosset. St. Pétersb. 1849. 4. vol. I, p. 550.

5) v. Hammer-Purgstall, Geschichte der goldnen Horde, Pesth 1840. S. 132. 145.

6) v. Hammer, a. a. O. S. 265—267.

7) Schmidt, zu Ssanang Ssätsän, a. a. O., S. 381.

8) v. Hammer, goldne Horde, S. 157.

9) Wachtang, a. a. O., S. 581. — v. Hammer, a. a. O., S. 171.

vielleicht nur ein Spiel des Zufalls erkennen; ich lasse deshalb die Personennamen fallen und wende mich zu den bedeutungsvolleren Stammnamen.

In der skythischen Nationalsage kommen *Skolotoi* als allgemeiner Volksname, *Auchatai, Katiaroi, Traspies* und *Paralatai* als Stammnamen vor. Von ihnen erregt nur der letztere durch seine griechische Färbung Verdacht, zumal wenn die Conjectur begründet ist, dass Paralatai nicht ein Beiname der Könige, auch nicht der Name des königlichen Geschlechtes, sondern der Name der „königlichen Skythen" sei, welche zu Herodot's Zeit als eine besondere Horde am asowschen Meere weideten[1]). Dass Herodot sich einen Zusammenhang zwischen den Paralatai der Nationalsage, die von dem ersten Herrscher der Skythen abstammten und aus deren Mitte die Fürsten hervorgingen, und den „königlichen Skythen" am asowschen Meere dachte, ist mir sehr wahrscheinlich; darin lag für ihn die gefährliche Versuchung, dem wirklichen Namen eine Form zu geben, die an das griechische Wort für Meeresanwohner erinnerte. Aber von Griechen erfunden ist der Name nicht: nie hat ein Grieche das asowsche Meer, die Maitis, ein Meer genannt, und der correcte Ausdruck für Meeresanwohner würde *Paraloi*, *Paralioi* oder *Paraliotai* gewesen sein. Dass Herodot keinen der letzteren zu wählen wagte, zeigt uns, wie sehr er sich durch den ihm vorliegenden ächten Barbarennamen gebunden fühlte; er begnügte sich damit, ihm einen griechischen Klang zu geben, ohne jedoch einen wirklich griechischen Namen zu substituiren.

Viel stärker folgte er seiner Neigung zu gräcisiren bei Aufzeichnung der zu seiner Zeit gebräuchlichen skythischen Stammnamen. Ausser Kallipiden und Alizonen, die wir hier ausser Acht lassen, da Herodot selbst sie als Mischlingsvolk bezeichnet und es uns zweifelhaft ist, ob sie wirklich Skythen waren, nennt er Aroteres, Nomades, Georgoi und die königlichen Skythen als damalige Hauptstämme. Hier erscheint Alles griechisch, und ist es doch nicht. Hatten die Griechen den barbarischen Horden diese Namen beigelegt: welchen Unterschied machten sie dann zwischen *Aroteres* und *Georgoi*, Pflügern und Ackerbauern? Von jenen erzählt Herodot, dass sie wirklich Getreide bauten,

---

1) Ἀπὸ δὲ τοῦ νεωτάτου αὐτέων (der Söhne des Stammvaters Targitaos) τοὺς βασιλέας (γεγονέναι λέγουσιν) οἳ καλέονται Παραλάται. Herod. IV, 6. Für τοὺς βασιλέας wollen Einige τοὺς βασιλῆους lesen, oder sie meinen doch, dass das Erstere nur im Sinne des Letztern zu nehmen ist. Viel geistreicher ist die von Valckenaer angeführte Conjectur Lefebvre's: τοῦ βασιλῆος.

aber nicht zum eigenen Bedarf, sondern zum Verkauf; von diesen erwähnt er nicht, dass sie den Acker bestellten. Es scheint mir unzweifelhaft, dass er in beiden Fällen ächte Barbarennamen, deren Klang einige Aehnlichkeit mit jenen griechischen Worten besass, keck in diese umwandelte, unbekümmert darum, dass er hiedurch Nomadenstämmen, die nach seiner eigenen Versicherung sehr fest an den väterlichen Sitten hingen, eine Beschäftigung anwies, die bei ihrer sonstigen Lebensweise immer nur eine so untergeordnete Rolle spielen konnte, dass sie nicht berechtigte, nach ihr den Stamm zu benennen. In der That werden von Strabon statt der Georgoi „*Urgoi*" unter den Skythenstämmen erwähnt, und die Herausgeber sind meistens geneigt gewesen, diesen sonst nicht vorkommenden Namen mit dem ächt griechischen Worte bei Herodot zu vertauschen. Sehr mit Unrecht. Das griechische Wort für einen Barbarenstamm ist an sich verdächtig; und es ist nicht Sitte der Abschreiber alter Autoren, statt geläufiger Worte unerhörte unterzuschieben; sie haben vielmehr in der entgegengesetzten Thätigkeit zu unserm Leidwesen Grosses geleistet. Da nun Strabon zugleich mit den Urgoi die „königlichen" (Skythen) erwähnt, zu einer Zeit, wo sämmtliche Skythen bereits von den Sarmaten überrannt, unterjocht und zum grössesten Theile vernichtet waren, folgte er ohne Frage einem älteren Schriftsteller, der den ächten Namen Urgoi aufbewahrt hatte. Soll also durchaus corrigirt werden, so bedarf Herodot, nicht Strabon, einer Verbesserung: kein Abschreiber wird das geläufige Georgoi in Urgoi umwandeln; aber dass die Neigung, für das letztere das erstere zu setzen, gross ist, beweisen die Herausgeber Strabon's. Der Name Urgoi versetzt uns nun, wenn wir von der griechischen Endung absehen, sofort in die Mongolei: überall, wo Mongolen verweilten, oder noch verweilen, finden wir ein Urga; so nennen sie den Lagerplatz und Aufenthaltsort des Khan's [1]).

Eben so wie hier liegen auch den „Aroteres" und „Nomades" Herodot's wirkliche Barbarennamen zum Grunde. Jene wohnten nördlich von den Kallipiden und Alizonen, welche in viel ausgedehnterem Maasse Ackerbau trieben; war da ein Grund vorhanden, den unmittelbar benachbarten Stamm, weil er ebenfalls das Feld bestellte, schlecht-

1) Herr Prof. Schott erinnert mich an das mongolische *uruk*, „Stamm," und ich möchte dieser Ableitung wohl den Vorzug geben, da die sogenannten Georgen oder Urgen in der That den ersten Uruk bildeten, durch dessen Gebiet die olbischen Griechen auf der Handelsstrasse zum Issedonen-Lande reisen mussten. Sie wohnten längs des linken Dnjepr-Ufers.

weg durch die Bezeichnung „Pflüger", *Aroteres*, auszuzeichnen? Auch hier kann nur der wirkliche Stammname den Anlass zu der unmotivirten Benennung gegeben haben. Eben so wenig verdienten die *Nomades* ihren Namen, da sie nicht vorzugsweise unter den Skythenstämmen Hirten waren; die ihnen benachbarten „königlichen Skythen" nomadisirten ebenfalls, und es ist nicht ersichtlich, weshalb die Griechen den einen von beiden Stämmen schlechtweg Nomaden genannt haben sollten. Auch in Bezug auf die „königlichen Skythen" leitet mich das bei einem so gewöhnlichen Worte sonderbare Schwanken der Handschriften und der Umstand, dass Strabon, der sie Basileioi (*Βασίλειοι*) nennt, in dem Wort einen Eigennamen zu erkennen scheint, auf die Vermuthung, dass hier ebenfalls kein griechisches Wort, sondern ein barbarisches vorliegt[1]).

Lassen wir nun von diesen Stammnamen die griechischen Endungen fort, so gleichen die Worte Skolot, Auchat, Paralat, Arot, Nomad mongolischen Pluralformen, wie sie noch heute bei der überwiegenden Mehrzahl mongolischer Stammnamen üblich sind. So heissen die drei Kalmükenstämme Khoschot, Derböt, Torghot; die Kalmüken selbst Oelöt. Unter den Burätenstämmen macht Pallas, dessen Schreibart ich bei diesen Namen nicht ändere, Abaganat, Aschechabat, Karakut, Tschitut, Algut, Kulmet, Scharait, Bikat, Nojet, Golot, Kuldut u. a, mit ähnlicher Pluralendung namhaft[2]). Schmidt führt die Taidschiod, Keraid, Olchonod, Chongkirad, Ssunid, Dschelaid, Tümed, Dsarod, Ongnighod, Urad u. a. an.[3]). Zur Erklärung der schwankenden Schreibart und zum leichtern Verständniss des Folgenden bemerke ich, dass die Mongolen, als sie die Schriftzüge der Uigur annahmen, es nicht für nöthig hielten, die Vocale *o* und *u*, *ö* und *ü* durch besondere Zeichen zu unterscheiden; in der Mitte und am Ende der Worte dient sogar für alle vier Vocale dasselbe Zeichen. Hieraus und aus der verschiedenen Schreibart eines und desselben Wortes mit den stärkern Vocalen *o*

---

1) Skymnos, der hier Ephoros folgt, kennt östlich vom Pantikapes Limnaioi, welches eben so wie Basileioi eine Verstümmelung desselben barbarischen Namens zu sein scheint. Der Umstand, dass die Horde, die ihn trug, die mächtigste war, gab zu der Umänderung des Namens in die herodoteische und strabonische Form den Anlass; zu der von Skymnos oder Ephoros gewählten Form verleiteten die Weideplätze der Horde an der Linne Maitis.

2) Pallas, Samml. histor. Nachrichten über mongol. Völkerschaften I, 13 ff.

3) J. J. Schmidt, die Volksstämme der Mongolen, als Beitrag zur Geschichte dieses Volks und seines Fürstenhauses. In den Memoiren der Petersb. Akademie, VIme Série, tom. II, p. 413 sqq.

oder *u*, und mit den schwächern *ö* oder *ü* erhellt, dass ihre Aussprache nicht wesentlich verschieden war. Jetzt wird ein geübtes Ohr die hellere oder dunklere Klangfarbe allerdings unterscheiden, und viele ganz gleich geschriebene Worte erhalten sogar eine wesentlich verschiedene Bedeutung, je nachdem sie mit hellerem oder dunklerem Vocal gesprochen werden; aber Schmidt räumt doch ein, dass die Vocale *ö* und *ü* im mongolischen Munde mehr von ihren Grundlauten *o* und *u* hören lassen, als es im Deutschen der Fall ist[1]). Auch die Unsicherheit, mit welcher neuere Reisende mongolische Worte hinsichtlich dieser vier Vocale wiedergeben, beweist, dass der Unterschied in der Aussprache ihnen nicht merklich genug war. Ebenso unterscheiden die Mongolen die Vocale *a* und *e* in der Schrift nur am Anfange des Worts durch besondere Zeichen, und sprechen das *e* wie wir unser *ä*, oder wie die Engländer ihr *a* in *fare* u. s. w., so dass auch diese Vocale in der Aussprache einander näher rücken. Endlich haben sie für die Consonanten *d* und *t* nur ein Zeichen, so dass es gleichgültig ist, ob wir die Pluralendung wie Pallas — *t*, oder wie Schmidt — *d* schreiben, da auch wir das *d* am Ende des Worts (z. B. Rad, Leid) scharf auszusprechen gewohnt sind.

Es ist nun merkwürdig, dass unter den herodoteischen Stammnamen, deren Form eine so auffallende Analogie mit den jetzt gebräuchlichen mongolischen bietet, gleich der wichtigste, der Gesammtname des Volkes, Skolot, auch in seinem Kern genau mit dem Namen eines kleinen, von Pallas angeführten Burätenstammes, Scholot, übereinstimmt[2]). Verdriesslich ist es, dass Pallas nicht mongolische Schriftzüge angewendet hat und wir uns nicht darüber vergewissern können, ob der Name wirklich Scholot, oder Tscholot, oder Djolot (das *j* ausgesprochen wie im französischen *jardin*) geschrieben werden müsse; aber in allen Fällen beginnt das Wort mit einem Laute, welchen die Griechen nur ungenau durch eine Consonanten-Zusammenstellung, σζ oder σχ, wiedergeben konnten, so dass die Uebereinstimmung beider Worte als vollkommen betrachtet werden kann. Man wird mich nun nicht dahin missverstehen wollen, als gedächte ich zu behaupten, dass unsere Skolot sich in uralten Zeiten von jenem jetzt sehr ohnmächtigen Burätenstamm abgezweigt hätten: hierüber kann ich Nichts wis-

1) Schmidt, Grammatik der mongolischen Sprache, Petersb. 1831. 4. S. 6. Herr Prof. Schott bemerkt: „Der Vocal *ö* entspricht dem offnen französischen *eu*; das mongolische *ü* ist ein Mittelton zwischen unserm *ö* und *ü*."

2) Pallas, mongolische Nachrichten I, 14.

sen; aber ich will darauf hinweisen, dass das Wort Skolot im Mongolischen eine Bedeutung haben muss, durch welche es zur Bezeichnung eines Stammes geschickt wird, und dass es noch jetzt als Stammname im Gebrauch ist. Und wenn ich seine Schreibart richtig vermuthe, so ist seine Wurzel ein Wort guter Vorbedeutung — *djol* (französisch gesprochen), bedeutet „Glück, Vortheil, Erfolg“ [1]); und das davon abgeleitete Adjectiv würde *djoltu* oder *djoltai* lauten; — ich halte es auch für möglich, dass der Name des Skythenkönigs Skyles von demselben Wort hergeleitet ist, da die Verschiedenheit des Vocals nach dem oben Bemerkten nicht befremden darf [2]). Herodot sagt nun, dass die Skythen sich Skolot nannten, „nach dem Beinamen des Königs“ [3]), — eine Bemerkung, die dunkel scheint, da man den Namen Skolot nicht füglich von einem der vorher genannten Fürstennamen, Targitaos, Nitoxais, Kolaxais, Arpoxais ableiten kann. Jetzt bieten sich zwei Erklärungen dar. Entweder führten die Skythenfürsten einen von *djol* abgeleiteten ehrenden Beinamen, „der von Erfolgen Begleitete“, „der Glückliche“, wofür die regelmässig gebildeten Formen, wie eben bemerkt, *djoltu* oder *djoltai* lauten würden, Felix; — oder Herodot hat jenen Zusatz später eingeschaltet, um den grammatischen Zusammenhang des Volksnamens mit dem Namen des durch seine Vorliebe für griechisches Wesen in Olbia allgemein bekannten und kurze Zeit vor Herodots Ankunft im Skythenlande auf traurige Weise umgekommenen Skythenfürsten Skyles anzudeuten [4]) — was weniger wahrscheinlich ist.

Von dem ältesten Sohne des Stammvaters Targitaos, von Leipoxais oder Nitoxais (wie die ältere Lesart lautet), stammten die Auchat ab. Noch jetzt heisst ein bekannter Mongolenstamm *Aochan*, *Aokhan* [5]),

---

1) Die Bedeutung mongolischer Worte ist hier wie im Folgenden aus Kowalewski's Dictionnaire Mongol-Russe-Français, Kasan 1844—1849. 3 vols. entnommen.

2) Auch J. Grimm (Gesch. der deutschen Sprache I, S. 223) stellt beide Namen und den des Skythenkönigs Skolopitus bei Justin zusammen, erinnert aber doch an das gothische *skildus* (Schild). Beides scheint unverträglich; der Zungenlaut in *skildus* ist radical, — wo ist er in Skyles geblieben?

3) *Σύμπασι δὲ εἶναι οὔνομα Σκολότους, τοῦ βασιλέως ἐπωνυμίην.* Herod. IV, 6.

4) Herodot zog seine genealogischen Nachrichten über die skythischen Fürsten von einem Beamten des Königs Ariapeithes ein (IV, c. 76), der Skyles' Vater war; und der letzte von ihm erwähnte Skythenfürst ist Oktomasades, Skyles' Bruder. Skyles selbst kann also nicht lange vor Herodot's Anwesenheit in Olbia getödtet sein.

5) Schmidt, die Volksstämme der Mongolen, a. a. O., S. 429. Die Aokhan

welches die Singularform zu dem Plural *Aochat, Aokhat* ist; und da das mongolische Buchstabenzeichen, welches wir durch *ao* wiederzugeben pflegen, ein Diphthong ist, also fast wie das deutsche *au* gesprochen wird[1]), so ist auch die Uebereinstimmung dieser Namen als vollkommen zu betrachten. Hammer schreibt in der That den Namen des Mongolenstammes *Ochan* und *Auchan*[2]). Aber viel wichtiger ist der Umstand, dass ein ganz ähnlich klingendes Wort, welches sich von *aochat* nur dadurch unterscheidet, dass in der Mitte statt des aspirirten *k* ein aspirirtes *g* steht, — und vielleicht sogar dasselbe Wort ist[3]), — ich meine das Wort *aoghat*, welches die Griechen nicht besser als *Auchat* schreiben konnten, „die Aeltesten" bedeutet: Herodots Auchat waren aber der Nationalsage nach wirklich die Nachkommen des ältesten der drei skythischen Brüder, von denen das Volk seinen Ursprung herleitete. Das ist, wie mich dünkt, ein Lichtblick, der uns über die Sprache der Skythen, und zugleich über die Entstehung der Nationalsage aufklärt. Es kann uns nun gleichgültig sein, ob der Name der Aucha-

---

werden von Ssanang Ssätsän, S. 204 Zeile 6, als ein Stamm der Naiman, von Hammer, goldne Horde S. 192, als ein Zweig der Merkit oder Mekrit bezeichnet.

1) Das betreffende Zeichen ist zusammengesetzt aus dem Zeichen für den Buchstaben *a*, und demjenigen, welches in der Mitte der Worte für *o*, *u*, *ö* und *ü* gilt; es kann also sowol durch *ao* wie durch *au* wiedergegeben werden.

2) v. Hammer, a. a. O. S. 112.

3) Ich bin zu der Vermuthung, dass der Stammname *Aokhan* und *aoghan* „der älteste" vielleicht dasselbe Wort sind, nicht bloss durch den Umstand geführt, dass die diakritischen Punkte, durch welche das Zeichen für ein aspirirtes k in das für ein aspirirtes g umgewandelt wird, in der Schrift zuweilen fortgelassen werden, sondern auch dadurch, dass, wenigstens nach Klaproth's Versicherung (Asia Polyglotta S. 276 Note), das Zeichen für gh von den Mongolen an der chinesischen Mauer wie das deutsche ch gesprochen wird. Auch aus Kowalewski's Wörterbuch ergiebt sich, dass die beiden Aspiraten keineswegs scharf gesondert sind, dasselbe Wort vielmehr bald mit der einen, bald mit der andern gesprochen wird; und wenn Klaproth's Wörterverzeichniss für fünf mongolische Dialekte einigermassen exact ist, möchte man schliessen, dass es lediglich dialektische Eigenthümlichkeit ist, ob der fragliche Laut tiefer oder höher in der Kehle gebildet wird. So sprechen die Mongolen an der chinesischen Mauer *choli, chuduk, nochosu, chadzar, chal, chulacho, nochon, char, bacha* u. s. f., die Oelöt dagegen *ghooli, ghuduk, nooghossun, ghasar, ghal, ghalun, noghon, ghar, bagha*. Zuweilen werden in demselben Wort die Aspiraten nur vertauscht, z. B. *ghuluchana*, bei den Kalkas *chulughana*. Man erkennt hieraus die grosse Verwandtschaft und Wandelbarkeit beider Aspiraten; und dass sie auch in der Wurzel, von welcher das uns beschäftigende Wort hergeleitet ist, verwechselt werden, lehren die Worte *akha* und *akhai* „älter" und deren zahlreiche Ableitungen, die doch wol sämmtlich demselben Stamme wie *aoghan* entsprossen sind.

tai mit dem der Aochan zusammenhängt, oder ob er von *aoghat* „die Aeltesten", oder von *aoghatai* „die Tapfern, Mächtigen" herkommt: nur ein Volk, das einen mongolischen Dialekt sprach, konnte aus dem Stammnamen Auchat mit Sinn die Sage bilden, dass dieser Stamm aus den Nachkommen des ältesten der drei Brüder bestehe, von denen das gesammte Volk seine Herkunft ableitete.

Die Entstehung der Nationalsage aus vorhandenen Stammnamen, mit denen die Phantasie des Volks ein mehr oder minder glückliches Spiel trieb, wird durch ein zweites auffallendes Zusammentreffen noch fester gestellt. Von Arpoxais, dem zweiten der Brüder, stammten nach Herodot die *Katiaroi* und *Traspies* ab. Der letzte Name, für den die Handschriften auch Trapies und Trapioi liefern, ist mir noch unerklärlich; den erstern schreibt Plinius an der bereits mehrmals angeführten Stelle *Cotieri*. Auch dieser Name unterstützte die Sagenbildung. Denn *choitu* oder *khoitu* bedeutet „hinten", denjenigen, der sich hinter einem andern befindet, den Folgenden, Nächsten; *khoitu edür* z. B. den folgenden Tag, *khoitu üre* die folgenden Früchte, die Nachkommen; auch zur Bezeichnung von Verwandtschaftsgraden wird das Wort gebraucht, z. B. *khoitu etschige* der Schwiegervater, *khoitu eke* die Schwiegermutter. Nun ist der Diphthong des Worts nicht radikal; er wird in andern Ableitungen durch den einfachen Vocal *o* ersetzt, z. B. *khodjit, khodjis, khodjim* nach, dann, hinten; *khodjorakhu* hinter einem bleiben; *khodjim türüksän* (von *türükü* geboren werden) der später Geborene, der jüngere Sohn. Waren nun *Auchat* zu Nachkommen des ältesten Bruders gemacht, musste dann nicht der Name eines andern alten Stammes, der *Cotieri*, an *khoitu ere* „die spätern, die nächstfolgenden Männer" erinnern? und konnte das sagenbildende Volk sich bedenken, sie für Nachkommen des zweiten Bruders zu erklären?

Den Namen der Paralat, des letzten Stammes der Nationalsage, wage ich nicht zu erklären. Da er, wie ich schon oben bemerkte, gräcisirt ist, erscheint seine Form zu unsicher, als dass ich entscheiden sollte, ob er dem Namen des bekannten Mongolenstammes der Berlas [1]) oder dem der Borolot entspricht. Es geht auch aus Herodot nicht klar hervor, ob er wirklich der Name eines Stammes oder nur der Name des fürstlichen Geschlechtes ist [2]); will man die gewöhnliche Lesart nicht

1) Dieses vermuthete schon Rennel, The geographical System of Herodotus (London 1800. 4.) p. 74.

2) *ἀπὸ δὲ τοῦ νεωτάτου αὐτῶν (γεγονέναι λέγουσι) τοὺς βασιλέας, οἳ καλέονται Παραλάται.* Herod. IV, 6.

ändern, so muss man das Letztere annehmen, und dann fällt das Wort in die Kategorie gewöhnlicher Personennamen. In der mongolischen Geschichte ist Berlas auch als Personenname nicht ungebräuchlich [1]).

Ehe ich die skythische Nationalsage verlasse, will ich noch einen Blick auf die Heroennamen werfen. Sie sind zum Theil mehr verstümmelt als die Stammnamen; aber der Aufschluss, den uns die mongolische Sprache in Bezug auf die letztern gegeben hat, gewährt auch für die Erklärung der erstern grössere Zuversicht. Sie scheinen nicht minder bedeutsam gewählt.

Da tritt uns zunächst der Name des skythischen Urahns, Targitaos, in der Geschichte der Mongolen des Mittelalters deutlicher entgegen, als wir es bei persischen Geschichtschreibern, auf die wir vornehmlich gewiesen sind, erwarten durften. Reschid-ed-din kennt einen Targhutai, Führer der mongolischen Taidschiut, und einen Tarkudai aus dem Stamme Berghut [2]). Der Name scheint eine jener adjectivischen Formen zu sein, die von den Mongolen ohne weitere Aenderung als Substantiva gebraucht werden können, und von der Wurzel zu stammen, von welcher das Zeitwort *tarkhakhu* (*-khu* ist Endung des Infinitivs) gebildet ist. Dieses heisst „sich ausbreiten, sich fortpflanzen“: natürlicher konnte der Name des gemeinsamen Stammvaters nicht gebildet werden.

In den Namen seiner drei Söhne, Leipoxais oder *Nitoxais*, wie mehrere gute Handschriften und die ältern Ausgaben lesen, *Arpoxais* und *Kolaxais* ist die übereinstimmende Endung allen Erklärern aufgefallen, und einige haben darin das Wort Khan, andere den Oghus, den Stammvater der Türken, J. Grimm die gothische Endung *ahs* oder *ahts* erkennen wollen [3]). Gegen die Meinung des deutschen Sprachforschers muss bemerkt werden, dass die Verschiedenheit des Vocals vor der Endung —*xais* für um so sicherer gehalten werden kann, je näher durch die auffallende Aehnlichkeit der Wortausgänge den Abschreibern die Versuchung gelegt war, auch in jenem Vocal die Ueber-

1) Ein Verwandter Timur's hiess z. B. Jadkjar Berlas, und ein Hauptmann desselben Edegu Berlas (vermuthlich nach der Schreibart persischer Historiker). v. Hammer, goldne Horde S. 350. 331.

2) Fr. v. Erdmann, vollständige Uebersicht der ältesten türkischen, tatarischen und mogholischen Völkerstämme nach Raschid-ud-din. S. 58. 171. (Diese Arbeit bildet das vierte Bändchen der „gelehrten Memoiren, herausgegeben von der kaiserl. Universität Kasan. 1841.“)

3) S. die Anmerkungen Bähr's zu Herod. IV, 6 und J. Grimm, Gesch. der deutschen Sprache I, 231.

einstimmung herzustellen. Ich zweifle nicht, dass die Endung lediglich flexivisch und die bei mongolischen Selbstständswörtern überaus häufige —*ktschi* ist, durch welche vom Verbalstamm Participien gebildet werden, die in dieser Form sofort als Substantiva gebraucht werden können[1]). Unsere Leser werden sich der Nationalsage erinnern, dass, während die beiden ältern Brüder vor den glühend gewordenen goldnen Himmelsgaben scheu zurückwichen, der jüngste, Kolaxais, keck auf sie zuging und sich ihrer bemächtigte, worauf die ältern ihm die Herrschaft überliessen. Nun heisst im Mongolischen *khulaghukhu* oder *khulughukhu* „rauben"; *khulaghuktschi* oder *khulaghatschi* „der Räuber", und es ist zu bemerken, dass im Mongolischen der aspirirte Gaumbuchstabe in der Mitte des Wortes bei der Aussprache sehr häufig ausgestossen wird und eine Zusammenziehung eintritt; in den westmongolischen Dialekten, wie im Kalmükischen, geschieht dieses auch in der Schrift fast regelmässig, z. B. *achola — oola* Berg, *naghor — noor* See, *khaghan — khan* Fürst, *bughurùl — burul* grau u. s. f., — so dass es durchaus gewöhnlich wäre, wenn für *khulaghuktschi* im substantivischen Gebrauch und für *khulaghatschi* die kürzern Formen *khuloktschi* oder *khulatschi* gebraucht würden, — Formen, deren Klang die Griechen sehr wohl durch ihr Kolaxais wiedergeben konnten. Von demselben Zeitwort stammt der Name des ersten mongolischen Il-Khan's in Persien, *Khulaghu;* dies ist die Wurzel des Worts und der regelmässige Imperativ: „Raube!" Rauben war ehrende Heldenthat. Kolaxais hiess „der Räuber", weil er, obgleich der jüngste seiner Brüder, den Muth hatte, sich der Insignien der Herrschaft zu bemächtigen.

Dass auch die Namen der beiden andern Brüder eine bezeichnende Bedeutung haben werden, ist mir sehr wahrscheinlich, da die mythenbildende Symbolik ihr Werk schwerlich halb vollzogen haben wird.

---

1) Auch Hansen, Osteuropa nach Herodot mit Ergänzungen aus Hippokrates (Dorpat 1844) — eine Schrift, die mir erst in dem Augenblicke zugeht, wo ich diesen Bogen zum Drucke befördere, — spricht S. 163 die obige Ansicht aus. Es freut mich, dass ich unabhängig von diesem Forscher hinsichtlich des mongolischen Ursprungs der Skythen zu demselben Resultate gelangt bin. Da er indess seine Ansicht hauptsächlich auf die Vergleichung der Sitten stützt, und in sprachlicher Hinsicht, wie er selbst bedauert, keine Gelegenheit zu genügender Information gehabt hat, sind seine linguistischen Bemerkungen meistens nur ein Tappen im Finstern. Auf diesem Gebiete hat Hansen, nach meiner Ansicht, nur in sehr wenigen Punkten das Richtige getroffen, die ich im Verfolg bemerklich machen werde.

Allein ich bin nicht im Stande, für die Namen Arpoxais und Nitoxais, in der uns von Herodot überlieferten Form, eine Erklärung zu bieten, welche ich als einen weitern Beweis des Satzes, dass die Skythen einen mongolischen Dialekt sprachen, geltend zu machen gesonnen sein könnte. Ich beschränke mich daher auf eine kurze Bemerkung, die vielleicht der Beachtung nicht unwerth erscheint. Im Mongolischen bedeutet *urbaktschi* einen Mann, der sich aus Kleinmuth von einer Sache abwendet [1]), *urbatschi* einen unentschlossenen, schwankenden Menschen, — wobei zu erinnern ist, dass die Mongolen für die Lippenlaute nur einen Buchstaben besitzen. Auffallend ist nun, dass *nitsoktschi* ebenfalls einen Menschen bezeichnet, der sich von einer Sache abwendet, sich von ihr fern hält, sie vermeidet; — so dass also den Namen der beiden Brüder, die in der Sage ein übereinstimmendes Verfahren beobachteten, im Mongolischen zwei Synonyma entsprechen, die ihnen allerdings nicht gleichlauten, aber doch ähnlich klingen, und zur Bezeichnung der von der Sage dargestellten unentschlossenen Haltung beider Brüder sehr wohl geeignet sind.

Ehe ich mich zur Betrachtung der Götternamen wende, muss ich noch meine Ansicht über die Namen der zu Herodot's Zeit in der pontischen Steppe lebenden Stämme der Aroteres und Nomades sagen, — über Namen, denen, wie ich oben nachwies, unzweifelhaft ächte Stammnamen zum Grunde liegen, für welche die Griechen ähnlich klingende, ächt griechische Worte substituirten. *Arat* bedeutet im Mongolischen „Leute, Menschen, Volk," — ist also ein Wort, welches für die Benennung eines mongolischen Stammes in eben so eminentem Grade geeignet ist, wie Deutsche für Germanen, Serben für Slawen, und Marder für Arier. *Numutschi,* oder, wenn ich der Aussprache Klaproth's zu folgen wage, *nomutschi* sind „Bogenschützen," — ebenfalls ein passender Stammname [2]).

Götternamen zu erklären ist selbst da, wo uns eine reichhaltige Literatur tiefer in die religiösen Vorstellungen eines Volkes eindringen lässt, für die Philologie eine schwere, nie mit Sicherheit lösbare Aufgabe gewesen. Ueber Wesen und Begriff der skythischen Götter suchen wir vergebens nach Aufschluss: Herodot bleibt auch hier bei seiner leidigen Weise, die skythischen Gottheiten mit griechischen zu identifici-

1) Vom Verbum *urba-khu;* daher mit der Negation, *urbakhu ügei,* nach Kowalewski: rester ferme, inébranlable, invariable.

2) Klaproth spricht das Wort für „Bogen" nur im kalmükischen Dialekt *numun* aus, in allen übrigen *nomon* oder *noma.* Asia Polyglotta, p. 276.

ren. Zu welchen Irrthümern ihn dieses Verfahren führt, lehren seine Nachrichten über die ägyptischen Gottheiten zur Genüge; im vorliegenden Falle musste es noch gefährlicher werden, da zwischen den Vorstellungen der gebildeten und sesshaften Griechen und denen der rohen und nomadischen Skythen ohne Frage eine durchgreifende Verschiedenheit obwaltet. Wenn nichtsdestoweniger die meisten skythischen Götternamen grammatisch erklärt werden können, so verdanken wir es lediglich dem Umstande, dass die Skythen eben so wenig, wie die Mongolen, geneigt oder befähigt waren, den Kreis nüchterner Abstraction zu verlassen. Einiges bleibt allerdings — vom sprachlichen Standpunkte — dunkel. So spricht Herodot von einer skythischen Hestia, und fügt zu unserm Erstaunen hinzu, dass diese Gottheit von den Skythen mit besonderem Eifer verehrt worden. Was sollen wir uns bei einer skythischen Hestia denken, — bei der Hestia eines Nomadenvolkes? Hier ist zunächst das Thatsächliche der Nachricht einer Erklärung bedürftig, ehe eine Erklärung des Namens gewagt werden darf. Gleichwol ist es diese dunkele Angabe, an welche J. Grimm und K. Zeuss das ganze Gewicht ihrer Gelehrsamkeit knüpfen, um den skythischen Namen der Gottheit, Tabiti, auf das Gebiet der indo-germanischen Sprachen hinüber zu ziehen. Beide gehen von der Voraussetzung aus, dass Hestia nur das Feuer bedeuten könne, und vergleichen mit ihrem skythischen Namen das neupersische *tâbiden* „leuchten, glänzen, erwärmen", *tâbânîden* „leuchten, glänzend machen"[1]), sanskr. *tap* „warm sein", *tapas* „Wärme", latein. *tepere, tepidus,* slaw. *tepl,* böhm. *teply,* pers. *tâften* „entzünden, erwärmen", *tâban* „glänzend", griech. *θάπτειν* „begraben", ursprünglich, wie Grimm meint, „verbrennen"[2]). Wenn wir nun auch darüber hinwegsehen wollten, dass ungeachtet der weiten Verbreitung dieses Wortstammes in den verschiedensten Sprachen von beiden Gelehrten unter den zahlreichen Beispielen kein einziges Wort angeführt wird, welches geradezu „Feuer" oder „brennen" bedeutet, dass die meisten vielmehr von der Wärme feuchter Körper, der Luft, des Wassers, der feuchten Erde gebraucht werden: so bleibt doch der gewichtige Zweifel bestehen, ob Hestia überhaupt als Göttin des Feuers aufgefasst werden darf. Diese Symbolisirung — wenn sie bei Griechen vorkommen sollte — gehört jedenfalls sehr späten Zeiten an; dass Herodot oder einer seiner Zeitgenossen unter Hestia das Element des Feuers verstanden haben sollte,

1) Zeuss, die Deutschen und die Nachbarstämme, S. 286.
2) J. Grimm, Gesch. der deutschen Grammatik I, S. 231.

glauben wir bestimmt in Abrede stellen zu müssen. Den ältern Physikern, welche die Mythologie allegorisch deuteten, ist diese Auffassung durchaus fremd: als Symbol des Feuers betrachteten sie Hephaistos. So bezeichnete im sechsten Jahrhundert v. Chr. Theagenes, der den Kampf der Götter vor Ilion als den Streit der Elemente gegen einander auslegte, Hephaistos oder Apollon als diejenigen Götter, welche das Element des Feuers darstellten; und es finden sich in der That bei Homer zuweilen Stellen, in denen Hephaistos als Repräsentant des Feuers erscheint [1]). Hestia war den Griechen und insonderheit den alten Griechen die Göttin des Heerdes als des Mittelpunktes für den Kreis der Familie und Gastfreunde. Bei dem häuslichen Heerde, dem er in Fremdlingsgestalt genaht, schwört Odysseus [2]); an den Heerd flüchteten die Verbannten, nicht um sich unter den Schutz des heiligen Feuerelementes zu stellen, für dessen Verehrung sich bei den Griechen keine sichere Spur findet, sondern um sich der Wohlthat der Hausgenossenschaft theilhaftig zu machen. Was sollen wir uns nun bei der Nachricht denken, dass die Skythen, ein Volk von Nomaden, die Göttin des häuslichen Heerdes mit besondern Eifer verehrt hätten? Hier liegt eine sachliche Schwierigkeit [3]), die gelöst werden muss, wenn der Weg zur Erklärung des Namens bereitet werden soll. Wir werden unten zeigen, dass sich in dem ältern mongolischen Cultus allerdings einige Züge finden, die von Herodot bei einer so oberflächlichen Parallele wie die seinige füglich als Dienst der Hestia bezeichnet werden konnten.

Wenn es nun durch Herodot's unzulängliche Parallele erschwert wird, den Namen Tabiti mit Sicherheit zu erklären, so lassen die übrigen Götternamen zum grossen Theil eine um so leichtere Deutung zu, die dafür Zeugniss ablegen kann, dass die Skythen einen mongolischen Dialekt sprachen. Papaios für Zeus ist allerdings ein Wort, aus dem Nichts geschlossen werden darf, da es, wie Herodot selbst zu verstehen

1) K. Zeuss fühlt sehr wohl die Nothwendigkeit eines Nachweises, dass unter Hestia das Feuer zu verstehen sei, und er beruft sich auf Ovid Fast. 6, 291: „Nec tu aliud Vestam, quam vivam intellige flammam." Der Beweis wäre gut, wenn nicht Herodot, sondern Ovid oder einer seiner Zeitgenossen die skythische Tabiti durch Vesta verdolmetscht hätte.

2) Hom. Odyss. XIV. 304.

3) Brandstäter, Scythica (Regiomonti 1837) nimmt p. 48 mit Recht daran Anstoss: „primum Tabiti dicit Ἑστίην Herodotus, eamque reginam quasi Scytharum esse, quod sane mireris, si cogites, Scythas fuisse nomades maximam partem, Vestam vero deam foci familiaris." Er ist deshalb der Meinung, dass die Skythen diesen Cultus von den Kimmeriern überkommen hätten.

giebt, „Vater" bedeuten soll [1]) und offenbar dem ersten Kindeslallen nachgeahmt ist. Weil aber Kaspar Zeuss es der Mühe für werth hält, das neupersische *bâbâ, bab,* in Erinnerung zu bringen [2]), will ich nicht unterlassen anzuführen, dass die mongolische Sprache mit ihrem *babai* „Vater" [3]), einem Worte, mit dem die Buräten auch den „Herrn" bezeichnen [4]), — der von Herodot überlieferten Form des Namens noch etwas näher tritt. Die Erde hiess nach Herodot *Apia,* — und J. Grimm hält diesen Namen mit dem goth. *avi,* althochd. *ouwa,* neuhochd. *aue,* d. i. Wasserland zusammen, „um so sicherer, da jenes *aha* in alten Flussnamen *apa, apha, afa* lautet" [5]). Wir kommen also auch mit dieser Etymologie nicht auf's Trockene, wie wir doch durch die Natur der Sache und durch die Ausdrücke der Römer und Griechen, *terra, χέρσος,* zu hoffen berechtigt waren. Im Mongolischen heisst *abija-khu* (—*khu* ist wieder Endung des Infinitiv's) „befruchtet werden, keimen"; — *abija,* die Wurzel des Worts und zugleich Imperativ, wie der oben angeführte Eigenname *Khulaghu* von *khulaghu-khu,* — *abija* wird also die Göttin bezeichnen, welche Gräser und Futterkräuter emporkeimen lässt, die befruchtete und den Heerden Nahrung spendende Erde.

Den Namen Apoll's, *Oitosyros* [6]), hat Grimm unerklärt gelassen, und Zeuss begnügt sich damit, die beiden letzten Sylben mit den Namen *Syromedia* und *Artasyras,* die beiden ersten mit *Oroites* zu vergleichen [7]), — eine bedenkliche Spielerei, die uns zu einer Erklärung nicht verhilft. Die von Herodot überlieferte Form ist augenscheinlich grăcisirt, um in den beiden ersten Sylben den Anklang an *οἶτος,* „Schicksal, Loos," und in den letzten an *σύρειν* „mit sich schleppen, nach sich ziehen," herzustellen; so umgewandelt, konnte das Wort an den der Schicksalsloose kundigen, orakelspendenden Gott erinnern; und gleichwol beweist die grobe Mangelhaftigkeit der Umgestaltung, dass

---

1) *Ζεὺς δὲ ὀρθότατα κατὰ γνώμην γε τὴν ἐμὴν καλεόμενος Παπαῖος.* Herod. IV, 59.

2) K. Zeuss, a. a. O., S. 287.

3) Klaproth, Asia Polyglotta, S. 275.

4) Klaproth, a. a. O., S. 279.

5) J. Grimm, Gesch. d. deutschen Grammatik I, 233.

6) Die Form *Γοιτόσυρος* bei Hesychius ist, wie bereits Alberti bemerkt hat, durch das Digamma zu erklären. Gongosyros aber, wie Origenes (contra Celsum libr. VI, ed. Spencer p. 301) schreibt, ist offenbar ein nur falsch gelesenes Goitosyros. Die Buchstaben IT und ΓΓ können von dem flüchtigen Leser leicht verwechselt werden.

7) Zeuss, a. a. O., S. 289, N. 2.

ihr ein ächt barbarisches Wort zum Grunde liegt. Und dieses getraue ich mir mit grosser Sicherheit angeben zu können: *ot-utschir* heisst im Mongolischen „Ursache der Jahre“ [1]), — es war der Sonnengott, den die Skythen unter diesem Namen verehrten. Wodurch Herodot bestimmt wurde, dem Namen die von ihm beliebte Form zu geben, haben wir eben auseinandergesetzt; den Laut *tsch* konnten die Griechen, wie wir bereits an einer andern Stelle bemerkt haben, nur durch eine Consonanten-Zusammenstellung, σκ oder σχ, ungenau wiedergeben. Dieser Ausweg ist in der That auch für den vorliegenden Namen auf einer in Rom gefundenen Inschrift ergriffen, auf welcher der Gott *Oitoskyros* genannt wird [2]); der Zusatz *Mithra* bestätigt die von uns gegebene Deutung, dass Herodot's Oitosyros der Sonnengott war. Ein geborener Skythe, der in Griechenland gelebt hatte und der griechischen Sprache bis auf die Orthographie ziemlich mächtig war, dann von einem Römer freigelassen und in dem römischen Heiligthum des Mithra als Diener beschäftigt war, mag sich der heimischen Götter erinnert und an der dem persischen Sonnengott geweihten Stätte der gleichen skythischen Gottheit die Denktafel aufgestellt haben [3]). Die Bedeutung des Namens, — „Ursache der Jahre,“ zeigt uns, dass die alten Skythen eben so wenig wie die spätern Mongolen dahin neigten, die bedeutsamen Naturkräfte in markigen Gestalten zu versinnlichen, dass sie sich vielmehr damit begnügten, das Ergebniss ihrer Meditation in sinnreichen, doch meist zwischen Nüchternheit und poetischer Imagination seltsam schwankenden Ausdrücken wiederzugeben. Derselbe

1) Von *on* „das Jahr“, im Plural *ot*, — und *utschir*, als dessen erste Bedeutung Kowalewski angiebt: raison, cause, motif, principe.

2) *Θεῷ Σ[ε]λ[ηνῃ] Οἰτοσκύρῳ καὶ Ἀπόλλωνι[ι] Οἰτοσκύρῳ Μίθρᾳ Μ. Οὔλπιος Πλόκαμος νεωκόρος ἀνέθ[ηκεν]*. Bei Boeckh, Corp. Inscr. Graec. no. 6013.

3) Mit Zeuss (S. 289) aus der Zusammenstellung des Oitoskyros und Mithra zu schliessen, dass „Oitosyros nichts ist, als eine Nebengestalt des persischen Sonnengottes, oder vielmehr dieser Name eine Nebenbenennung der beiden Geschwistergötter (Mithras und Mithra) ist“, würde unüberlegt sein; mit demselben Rechte könnte man den griechischen Apoll, der in der Inschrift zuerst genannt wird, zu einer Nebengestalt des Mithra stempeln. Der entgegengesetzte Schluss, dass hier die Namen des Sonnengottes bei drei verschiedenen Völkern zusammengestellt sind, dürfte mehr gerechtfertigt sein. Die Zusammenstellung selbst entspricht dem Zeitalter der Theokrasie und den persönlichen Verhältnissen des M. U. Plokamos, über die sein Name, seine Sprache und die von ihm verehrten Götter Aufschluss geben. Dass in Persien eine Gottheit unter dem Namen Oitosyros oder Oitoskyros verehrt sei, — dafür findet sich keine Spur.

Hang zu einem mit Phantasterei getränkten Grübeln, der die Mongolen unserer Tage an einem überaus verwickelten, aus trocknen Raisonnements und phantastischen Gebilden wunderlich gewebten Religionssystem ihre Freude finden lässt, scheint auch den alten Skythen eigen gewesen zu sein: in ihrer Sage wie in ihren Götternamen tritt uns eine auffallende Neigung zur Abstraction entgegen, und hierdurch allein wird mir verständlich, was Herodot über ihren Bildungszustand bemerkt. „Die Völker am schwarzen Meere," sagt er, „sind mit Ausnahme des skythischen die ungebildetsten der Welt; was Philosophie betrifft, kann ich ausser den Skythen und Anacharsis kein dort lebendes Volk und keinen gebildeten Mann als erwähnungswerth bezeichnen" [1]). Es war die Musse des Hirtenlebens, welche zur Betrachtung der Naturkräfte anregte, während zu gleicher Zeit die Monotonie desselben und der Aufenthalt in einer jedes Formenreichthums entbehrenden, unter nördlichem Himmel gelegenen Steppe die Phantasie nicht anregte, die religiösen Begriffe in concrete und mannigfaltige Gestalten auszuprägen. Aus diesem abstracten Wesen und dem Mangel an Sinn für Form folgt von selbst, dass die Skythen weder Götterbilder, noch Tempel, noch Altäre hatten, wie Herodot ausdrücklich versichert [2]); nur ihr Kriegsgott machte eine Ausnahme, und sein Bild war ebenfalls keine menschliche Gestalt, sondern ein Schwert, sein Tempel ein künstlicher Hügel. Schon solche Namen wie *Abija, Ot-utschir* mussten den religiösen Glauben im Reiche der Gedanken festhalten.

Selbst *Artimpasa* oder *Argimpasa,* wie andere Handschriften lauten, diejenige Göttin, welche Herodot mit der „himmlischen Mutter der Liebesbegierden," mit Aphrodite vergleicht, ist ein frostiger Begriff. Die erstere Lesart wird durch zwei Inschriften bestätigt [3]); der zweiten folgt Origenes [4]); bei der grossen Aehnlichkeit der beiden verschiedenen Buchstaben in ihrer griechischen Form bleibt es ungewiss, welche die richtige ist. Der Sinn des Worts ist in beiden Fällen nicht zweifelhaft; doch ist die Deutung der letztern Lesart grammatisch bequemer. In den beiden letzten Sylben, die übereinstimmend geschrie-

---

1) *Ὁ δὲ Πόντος ὁ Εὔξεινος .... χωρέων πασέων παρέχεται ἔξω τοῦ Σκυθικοῦ ἔθνεα ἀμαθέστατα· οὔτε γὰρ ἔθνος τῶν ἐντὸς τοῦ Πόντου οὐδὲν ἔχομεν προβαλέσθαι σοφίης πέρι, οὔτε ἄνδρα λόγιον οἴδαμεν γενόμενον παρὲξ τοῦ Σκυθικοῦ ἔθνεος καὶ Ἀναχάρσιος.* Herod. IV. 46.

2) *Ἀγάλματα δὲ καὶ βωμοὺς καὶ ηηοὺς οὐ νομίζουσι ποιέειν πλὴν Ἄρηϊ· τούτῳ δὲ νομίζουσι.* Herod. IV, 59.

3) Boeckh, Corp. Inscr. Gr. no. 6014. a. b.

4) Origenes contra Celsum, ed. Spencer. 1677. S. 301.

ben werden, glaube ich das mongolische *bäjä* oder *bäsä* „Körper, Gestalt, Wuchs" zu erkennen; und *ergim bäsä* bedeutet „die vorzüglichste Gestalt". Die andere Lesart würde nöthigen, auf *erdeni* oder auf *erdem* zurückzugehen [1]); das erstere bedeutet „Juwel", dann alles Kostbare und Vortreffliche: *gurban erdeni* sind die „drei Vortrefflichen" des Buddhismus: Götter, Lehre und Priesterschaft. Auch adjectivisch wird das Wort gebraucht: *erdeni amidan*, das vorzügliche Wesen, d. i. der Mensch. Das andere Wort — *erdem* — bezeichnet jede vorzügliche Eigenschaft, in physischer, geistiger und sittlicher Hinsicht, wird deshalb ebenso wie *erdeni* zur Bezeichnung der drei vorzüglichen Dinge des Buddhismus, meines Wissens aber nicht adjectivisch gebraucht. Die Bedeutung würde immer ungefähr dieselbe sein. Ob nun Argimpasa, als Göttin der Schönheit, den skythischen Mädchen Reiz und Anmuth verlieh, ihnen die Augen recht schräge stellte und die Nase recht breit schuf, oder ob sie, wie Aphrodite, menschlicher Liebeslust wohlgewogen gedacht wurde, wissen wir freilich nicht, könnten es aber vermuthen, wenn es wahr wäre, dass auf einer der beiden erwähnten Inschriften ein Paar sich schnäbelnde Täubchen dargestellt sind: in keinem Falle werden wir es Herodot verzeihen mögen, dass er das Ideal skythischer Schönheit mit der lieblichen Genossin des hellenischen Kriegsgottes vergleicht; dieser Frevel allein hätte ihn von seiner dürren Parallele zurückschrecken sollen.

Da Herodot die Namen des skythischen Kriegottes und der Gottheit, die er mit dem griechischen Herakles vergleicht, nicht nennt, bleibt nur noch Poseidons Name, Thamimasadas, Thagimasa, oder Thagimasada, übrig, den nicht alle Skythen, sondern nur die am asowschen Meere lebenden verehrt haben sollen. Die Erklärung seines Namens ist schwieriger. Kein der asiatischen Sprachen Kundiger wird zaudern, einer der beiden letzten Lesarten den Vorzug zu geben, da hier wenigstens das wichtigste Wort erkenntlich scheint, *dägäs* oder *tägäs* Meer, eine dialektische Form für das gewöhnliche *tengis* [2]), wie *tägri* „Himmel" für *tenggeri* u. s. f. Am klarsten wäre es in der von Origenes überlieferten Lesart Thagesmana erhalten.[3]) In dem Schlusse

1) Für die Laute d und t haben die Mongolen nur ein Zeichen.

2) Nach Klaproth Asia Polygl. S. 280 ist diese Form bei den Kalmüken in Gebrauch. Herr Prof. Schott bemerkt, dass *tengis* türkisch ist, dass das Wort aber auch im magyarischen *tenger* wiedererscheint, — was doch darauf deutet, dass es im finnisch-tatarischen Sprachgeschlecht weiter verbreitete Wurzeln geschlagen hat. Das gewöhnliche mongolische Wort für „Meer" ist *dalai*.

3) In der Ausgabe von Spencer ist diese Lesart nicht angemerkt; sie wird aber von Alberti zu Hesychius s. v. *Γοιτόσυρος* angeführt.

glaube ich *sadu* zu erkennen, das „gut, angenehm, theuer, geliebt“ dann auch „Freund“ bedeutet. Ob aber der Göttername nur aus diesen beiden Worten zusammengesetzt ist, oder ob in seiner Mitte noch ein drittes, etwa *ama* „Familie, Haus, Bewohner“ steckt, und das Ganze „des Meeres Freund,“ oder „der Meeresbewohner Freund“ bedeutet, muss ich dahingestellt sein lassen, da in beiden Fällen der Schluss der einzelnen Worte immer verstümmelt bliebe, im letztern auch das gehäufte Abhängigkeitsverhältniss die Hinzufügung der Genitivendung, wenigstens nach dem jetzigen Sprachgebrauch, nothwendig machen würde. Den Mongolen fehlen nämlich aus mehrern Substantiven nach unserer Weise zusammengesetzte Worte; wo wir die letztern brauchen, wenden sie gesonderte Worte an, von denen das eine im Genitiv steht, z. B. *ger-ün egüden* „des Hauses Thür, Hausthür“, oder sie lassen auch wohl, wo keine Dunkelheit dadurch entsteht, die Casusendung fort, und drücken den Genitiv lediglich durch seine Stellung vor dem regierenden Wort aus, z. B. *khan oron*, „des Fürsten Platz, Fürstenstuhl, Thron“. Das Letztere fand in der Zusammenstellung *ot-utschir* statt, und ist vielleicht die ältere Ausdrucksweise.

J. Grimm hat eine Erklärung der zuletzt besprochenen drei Götternamen nicht versucht. K. Zeuss beschränkt sich auch hier darauf, zur Erklärung des Namens Artimpasa für den ersten Theil an Artaxerxes, Artaioi, Artimas, für den zweiten an Pasitigris und Pasargada zu erinnern. Mit Thamimasades vergleicht er nur den Namen der Thamanaier[1]).

Wir glauben kaum, dass einer unserer Leser noch geneigt sein wird, in der Leichtigkeit, mit welcher die meisten dieser skythischen Namen eine passende Deutung aus dem Mongolischen zulassen, lediglich ein Werk des Zufalls zu erkennen; es wird im Gegentheil auffallend erscheinen, dass die Sprache innerhalb eines Zeitraumes von zwei Jahrtausenden so geringe Veränderungen erlitten hat. Entscheidend für die mongolische Sprache der Skythen würde es freilich sein und uns die Mühe der ganzen obigen Auseinandersetzung erspart haben, wenn wir eins der wenigen angeblich skythischen Worte, deren Uebersetzung Herodot angiebt, aus dem Mongolischen erklärt hätten: aber gerade hier entzieht uns entweder das Schwanken der Lesarten den festen Boden, oder es ist sogar mit ziemlicher Sicherheit nachweisbar, dass Herodot geirrt hat.

---

1) K. Zeuss, a. a. O. S. 287. 290. Diese Art des Etymologisirens wird von Hansen, Osteuropa, S. 145 mit vieler Laune gegeisselt.

So sollen die Amazonen von den Skythen Oiorpata genannt worden sein, was in ihrer Sprache „Männertödter" bedeute[1]). Dass dieser Name von den Skythen herrührt, ist höchst unwahrscheinlich. Denn die Amazonensage und namentlich der Theil derselben, welcher zu dem Namen Anlass gegeben haben könnte, die Erzählung von der Ermordung ihrer Männer und der Begründung des Weiberstaates[2]), spielt in Kleinasien. Die Amazonen, welche die Skythen kannten, d. h. die kriegerischen Frauen der Sarmaten, hatten sich der skythischen Sage zufolge durchaus nicht als Männerfeinde bewiesen; sie hatten sich im Gegentheil den skythischen Jünglingen, die ihnen nahten, sehr gewogen gezeigt, wie es Herodot mit fast überflüssiger Anschaulichkeit beschreibt, und sie als ihre Ehegenossen mit in die neuen Wohnsitze jenseits des Tanais genommen. Wenn daher den Amazonen wirklich irgendwo der Name Oiorpata beigelegt wurde und dieser wirklich „Männertödter" bedeutet, so ist es sicherlich nicht im Skythenlande, sondern in Kleinasien geschehen, und der Name aus den semitischen oder den indo-germanischen Sprachen zu erklären. Klaproth hat auf das Armenische verwiesen, wo *air* „Mann" und *sban* oder *sbanogh* „einen der tödtet" bedeutet[3]). Grimm bemerkt: „*oior* wäre dem sansk. *vira* Heros, latein. *vir*, goth. *vair*, finn. *uros*, und selbst mit Ares vergleichbar; an *pata* das lateinische *batuere* zu halten, scheint unrathsam; eine Variante führt *aorpata*, wobei mir die Aorsen einfallen[4])". K. Zeuss stimmt in Bezug auf die beiden ersten Sylben mit Grimm überein; aber zu — *pata* kann er nur das zend. *paitis*, sanskr. *patis*, lith. *pats* halten — eine Wurzel, die freilich nicht „tödten" sondern „herrschen" bedeutet[5]). Leider kommt es aber gerade auf die Erklärung der letzten Sylben an: die der ersten hat keine Beweiskraft, da die Wurzel, welche in vielen indo-germanischen Sprachen das Wort für „Mann" bildet, auch nordasiatischen gemein ist, wie schon die obige Anführung aus dem Finnischen lehrt; im Mongolischen heisst *ere*, im Türkischen *er* „der Mann[6])".

Eben so unwahrscheinlich ist es, dass der Name der Arimaspen skythisch ist, wie Herodot versichert; denn das Volk, welches dieser

1) Herod. IV, 110.

2) Ephori fragm. 103 bei Müller fragm. historicorum Graecorum I, 262.

3) Klaproth zu Potocki histoire primitive des peuples de la Russie, im 2. Bande der Sammlung von Potocki's Schriften, S. 76 Note 1.

4) Grimm, a. a. O., I, 236.

5) K. Zeuss, a. a. O., S. 295.

6) An das mongolische *ere* hat schon Hansen erinnert: Osteuropa S. 163.

Schriftsteller im Auge hatte, lebte am mittlern Ural, von den Skythen weit entfernt. Gleichwol will er wissen, dass Arimaspen im Skythischen „einäugig" bedeute; denn *arima* sei „eins", und *spu* „das Auge", — und Grimm wird durch das letzte Wort an unser „spähen" erinnert. Nun sind uns aber selbst von solchen asiatischen Sprachen, die wir nur nach sehr dürftigen Proben kennen, wenigstens die Zahlwörter mitgetheilt; wir können hier eine reiche Sammlung durchmustern, und finden in Asien nirgends für das erste Zahlwort den geringsten Anklang an *arima*, so dass wir über Herodot's Etymologie mit ziemlicher Gewissheit den Stab brechen können. Gleichwol kann sein Irrthum — und dieses scheint mir sehr interessant — aus dem Mongolischen erklärt werden. Wenn wir erwägen, dass die Arimaspen am mittlern, goldreichen Ural, in der alten Finnenheimath wohnten, und dass im Finnischen *vuorin-maa* „Bergland" bedeutet, werden wir kaum zaudern, den Ursprung des Namens im Finnischen zu suchen[1]). Nun kam die erste Kunde von diesem entfernten Volk durch Aristeas zu den Griechen, der in seinem Gedicht die Arimaspen als ein bergbautreibendes Volk nach einer den Griechen geläufigen Vorstellung Kyklopen genannt und angedeutet haben mag, dass schon ihr Name dieses besage. Herodot nahm den Ausdruck nicht in seiner figürlichen Bedeutung, sondern scheint die Skythen gefragt zu haben, ob er wirklich „einäugig" bedeute; worauf er eine bejahende Antwort erhielt. Denn das mongolische Wort für „einäugig" entspricht allerdings dem Hauptstamm in dem Namen der Arimaspen; es scheint jetzt nur in der Ableitung *eremdek* vorhanden zu sein, wenigstens führt Kowalewski eine einfachere Form nicht an; aber die Endung *-dek* verändert die Bedeutung der Adjectiva nicht, man sagt *ile* und *iledek*, „klar", ohne Unterschied der Bedeutung, und so setzt auch *eremdek* ein Simplex *erem „borgne"* voraus, welches den beiden ersten Sylben in dem Namen der Arimaspen entspricht und füglich den ungeschickten etymologischen Versuch skythischer Philologen veranlassen konnte[2]).

---

1) „Was wäre in diesem Falle das *sp* in Arimaspoi? Berglandsbewohner hiesse *vuorinmaalaiset*. Wenn das *sp* aus dem Finnischen *seppä*, Schmied, entstanden wäre, so hätte man *vuorin-maa-sepäl*, Berglandsschmiede!" Schott. Die Frage ist interessant: seit uralten Zeiten scheint an diesem Lande derselbe Name zu haften: Perm, Biarmien, Beormas (bei Other), Arimaspen (im östlichen Theile, bei Herodot) Arimphäer (bei Plinius für die Argippäer Herodots, im westlichen Theile Perms).

2) Was Zeuss S. 299 über diesen Namen bemerkt, ist sehr unzulänglich.

Für ächt skythisch halte ich dagegen den Namen des in Skythien selbst gelegenen Ortes Exampaios, Amaxampaios, Hamaxampaios, — so sehr weichen die Handschriften von einander ab — den Herodot durch „heilige Wege" verdolmetscht. Auch hier scheint mir J. Grimm in seiner Etymologie unglücklich zu sein. „Von *exan* oder *hexan*," sagt er[1]), „was Pluralform sein muss, läge wenig ab, weder ἅγιος, ὅσιος, sanskr. *atschtschha, svatschtschha, purus*; ἅγιος aber könnte fortleiten auf lat. *sacer, sanctus*, zend. *spenta*, litth. *szwentas*, lett. *swehts*, slaw. *svjat*, und sogar goth. *veihs*, finn. *pyhä;* wiederum wäre in *paios* Plural eines Wortes zu suchen, das zu sansk. *patha* Weg, griech. πάτος, angels. *päd*, althochd. *Pfad* gehörte". Ich glaube kaum, dass Jemand diese Erklärung ohne Schrecken lesen oder gar durch sie von dem indo-germanischen Ursprung des Wortes Exampaios überzeugt werden wird. Doch auch Zeuss hat sie aufgestellt: nur dass er für die letzten Sylben es vorzieht, an das persische *pai* in *Mah-pai* (Mondgau) und *Satterpai* zu denken, so dass das Wort „heiliger Gau" bedeuten soll. Dieses entspricht wieder nicht der herodoteischen Uebersetzung. Meines Wissens lautet in keiner Sprache mit Ausnahme der mongolischen das Wort für „Weg" — und dieses soll doch den Kern des Namens bilden — so, dass es in den oben angeführten Lesarten klar enthalten wäre; das mongolische *„dsam,* Weg" bildet aber wirklich den Kern des Namens. Ueber den Anfang des Wortes können wir bei der Divergenz der Lesarten leider nur Vermuthungen aufstellen; *exam* würde ein rasch gesprochenes mongolisches *jeke dsam* wiedergeben, „der grosse Weg", oder, da die Mongolen die Pluralendung häufig fortlassen, „die grossen Wege", worunter vielleicht heilige Wege verstanden wurden. Näher aber tritt *amaxam* an das mongolische *aimak dsam,* zumal da der Diphthong der ersten Sylbe, wie Schott bemerkt, nicht radical ist[2]); *aimak* bedeutet nach Kowalewski nicht bloss eine Volks- oder Heeresabtheilung und einen District, sondern auch eine religiöse Versammlung, wie das

---

Er theilt entweder Ari-maspen ab (wie Eustath. zu Dionys. Perieg. v. 31) und erinnert an das im Persischen häufige *ari* und an den Volksnamen der Maspier; oder Arim-aspen, und erinnert an das persische *asp* (Pferd). Für die Worterklärung wirft er nur die Frage auf, ob an *oim* (eins, im Zend) gedacht werden dürfe. Dieses liegt von *arim* doch zu weit ab. Obgleich ich dieser Art des Etymologisirens keinen Geschmack abgewinnen kann, führe ich sie doch an, weil ich es dem Leser schuldig zu sein glaube, die Meinung so bedeutender Autoritäten nicht zu verschweigen.

1) Grimm, a. a. O., I, 235.

2) In Erman's Archiv Bd. VIII, S. 653.

deutsche „Gemeinde“ für weltliche und kirchliche Eintheilung gebraucht wird[1]); *aimak dsam* konnte also „die Wege der heiligen Versammlung“ bedeuten, wodurch wir den von Herodot bezeichneten Sinn des Wortes genau, und die früher gebräuchliche Lesart auch der Form nach ziemlich nahe wiedergeben. Räthselhaft war mir lange die Endung; aber ich vermuthe fast, dass sie durch einen Irrthum Herodots sehr einfach zu erklären ist. Auf die Frage nach dem Namen des Ortes, den er selbst besucht zu haben scheint, erhielt er von seinen skythischen Begleitern vermuthlich die Antwort: *aimak dsam bui*, „es sind die heiligen Wege“[2]).

Ich habe mich auf der „Wortheide“ bereits zu lange umhergetummelt, als dass ich mir noch erlauben sollte, die beträchtliche Anzahl skythischer Eigennamen einer Zergliederung zu unterwerfen. Das Gesagte wird, wie ich hoffe, auch diejenigen, die in der auffallenden Uebereinstimmung der am Eingange dieser sprachlichen Untersuchung angeführten Personennamen mit den in der mongolischen Geschichte des Mittelalters vorkommenden ein Spiel des Zufalls erblickten, davon überzeugt haben, dass ihre Zweifel den zahlreichen Fällen gegenüber, in welchen die mongolische Sprache auf Nationalsage und Götternamen der Skythen und auf Herodots etymologische Versuche Licht wirft, nicht mehr haltbar sind. Ich habe mich nicht mit dunkeln Anklängen begnügt, um etymologischen Visionen nachzuhängen, sondern in den meisten Fällen vollständige Worterklärungen geboten, welche eben so den zu bezeichnenden Dingen, wie der sinnigen Einfalt eines Naturvolks oft in überraschender Weise entsprechen, und namentlich in einigen Götternamen Wortverbindungen aufgedeckt, deren Zusammenklang unmöglich der Wirkung des Zufalls beigemessen werden kann. Ich schliesse die linguistischen Bemerkungen mit einigen Worten über die komische Art und Weise, wie Aristophanes in seinen Thesmophoriazusen einen skythischen Sklaven die griechische Sprache misshandeln lässt.

Obgleich die Sklaven, welche von der Nordküste des Pontos nach Hellas geführt waren, hier vermuthlich ohne Rücksicht auf ihre Abstammung sämmtlich Skythen genannt wurden, zeichnet sich doch das Kauderwälsch des in Rede stehenden Individuums, so weit es von

---

1) Herr Prof. Schott ist der Ansicht, dass das Wort erst im buddhistischen Sinne diese Bedeutung erlangt hat.

2) „Sie könnten sogar *bai* gesagt haben.“ Schott. Von der Form *bai-khu*.

Aristophanes consequent durchgeführt ist[1]), durch einige Eigenthümlichkeiten aus, welche in der mongolischen Sprache begründet sind. Als die hervorstechendste Eigenschaft seines Jargons betrachte ich zunächst die entschiedene Abneigung gegen die Aspiration: die Mongolen kennen weder aspirirte Vocale, noch ein *th*, noch *ph*; die Gaumbuchstaben aspiriren sie nur vor den harten Vocalen *a*, *o*, *u*[2]). Zweitens zeichnet er sich durch seine Vorliebe für die Endung — *i* in Verbalformen aus, namentlich in der ersten Person einiger Tempora; auch diese Absonderlichkeit wurzelt im Mongolischen. Dass er der zweiten Person zuweilen das Sigma der Endung lässt, erklärt sich durch den anlautenden Vocal des mongolischen Pronomen's *tschi* (du), welches eben so häufig hinter wie vor dem Verbum steht. Drittens ist seine Abneigung gegen das — *n* des Accusativ's auffallend; dieser Casus endigt im Mongolischen auf — *i*; dagegen ist — *n* der Ausgang des Nominativ's in einer zahlreichen Wortklasse, welche I. J. Schmidt als zweite mongolische Declination hingestellt hat[3]). Endlich ist sein Widerwille gegen das — *s* als Endung des Nominativs bei Substantiven charakteristisch: dieser Buchstabe ist im Mongolischen entschiedenes Zeichen des Plurals[4]), und kommt im Singular nur sehr vereinzelt bei Worten vor, die entweder, wie *uluss* (Volk), collectivisch gefasst werden können, oder wie *irbiss* (Tiger), *bars* (Pardel), fremden Ursprungs scheinen. Der Skythe sagt deshalb richtig *πρυτάνεις*, aber *οὐ πρυτέν' ἐστιν, ἀλλ' ἁμαρτωλὴ γέρων, καὶ κλέπτο, καὶ πανοῦργο.* Andere Sonderbarkeiten, wie z. B. die häufige Verwechselung des Geschlechts der Worte, — welches bei den Mongolen nicht unterschieden wird — gehören zu den bekannten Leiden aller derer, die eine fremde Sprache erlernen.

Die etymologische Untersuchung hat ein Resultat ergeben, welches mit dem Ergebniss übereinstimmt, das wir aus der Prüfung der Angaben des griechischen Arztes über die Körperbeschaffenheit der Skythen gewonnen hatten: der gewichtigste Zeuge, den uns das Alterthum

---

1) Inconsequent ist v. 1030 (ed. Bothe) *ψεύγει* und *ψεύγεις* für *πεύγεις*. Die Vermeidung der Aspiration ist sonst durchgängig.

2) Die ersten Sylben in *ταγχάζεις* haben für eine mongolische Zunge keine Schwierigkeit. Wenn Aristophanes den Skythen *ταχτάσχη* sagen lässt, so hat er wol nur eine komische Homoiophonie herbeiführen wollen. *Μάχαιρα* für *μάχαιρα* wäre richtig umgestaltet, wenn die Attiker *α* wie ä sprächen.

3) Der Skythe hängt deshalb das — n, das er im Accusativ unbarmherzig abstösst, dem Nominativ sogar an, *ξιφομάχαιραν*, für *ξιφομάχαιρα*.

4) I. J. Schmidt, mongolische Grammatik, S. 27.

für anthropologische Fragen bieten konnte, macht über die physische Eigenthümlichkeit dieses Volkes beiläufig einige Bemerkungen, die auf eine mongolische Physiognomie hinweisen; und unter den uns erhaltenen skythischen Namen findet eine erhebliche Anzahl in der mongolischen Sprache eine so befriedigende Erklärung, dass sich selbst aus der dürren Etymologie ein unerwartetes Licht über die Entstehung der Nationalsage und die geistige Eigenthümlichkeit des Volkes verbreitet. Die Uebereinstimmung der Sitten bei Skythen und Mongolen wird ziemlich allgemein anerkannt; sie erhält allerdings erst auf dem Grunde des eben gewonnenen Resultates einige Bedeutung, aber wir werden auch hier einzelne Züge hervorheben, deren merkwürdige Gleichheit nicht schlechtweg in dem nomadischen Wesen, sondern in tieferer Verwandtschaft beider Völker wurzelt.

Waren nun die Skythen wirklich Mongolen; stammten sie wirklich aus dem fernen Ostasien: so wird es nicht mehr unbedeutend erscheinen, dass Plinius zwei von den in ihrer Nationalsage vorkommenden, sonst ganz unbekannten Stämmen als *Euchatae*, *Cotieri* nördlich vom obern Iaxartes erwähnt, und dass er in Bezug auf dieselbe Gegend die Nachricht bringt, hier seien die „Napäer und Apelläer" untergegangen, offenbar die Napen und Palen, zwei mächtige Skythenstämme, welche Diodor in der Urgeschichte des Volkes als an einem Araxes hausend bezeichnet. Diese doppelte Coincidenz an Stellen, welche der belesene Polyhistor ohne alle Rücksicht auf skythische Urgeschichte aus älteren Werken abschrieb, kann ich mich nicht entschliessen für zufällig zu halten; sie scheint mir vielmehr zu beweisen, dass die Skythen, ehe sie auf ihrer weiten Wanderung an den südlichen Ural gelangten, am obern Iaxartes für längere Zeit einen Ruhepunkt gefunden haben. Und die Natur selbst hat den Stämmen, die von ihrer Heimath am Onon und Kerulun westwärts wandern, diese Strasse vorgezeichnet. Zu ihrer Rechten stellt sich der Altai einer Ausweichung nach Norden entgegen, und zur Linken, im Süden, erheben sich die steilen Wände des Thian-Schan oder Himmelsgebirges. In der weiten Thalsenkung zwischen beiden finden die wandernden Hirten bald Ströme, deren weidenreiche Gestade westwärts zu Seen und neuen Quellen leiten: der Djabgan zum See von Ghobdo-Khoto, an dessen Ufern jetzt Kalmüken nomadisiren; jenseits des Sees, in geringer Entfernung, führen die Quellen und der obere Lauf des Irtysch weiter nach Westen zum Dsaisang-See, und südlicher der Alakul zum See Alaktugul, der Ili zum Balkasch-See. Nicht fern von dem letztern entspringt der Tschui ebenfalls mit westlichem Lauf und leitet unmittelbar in die Gegenden am

obern Iaxartes, in denen wir die noch kenntlichen Spuren eines Aufenthalts der Skythen fanden. Hier hatte das wandernde Volk eine Periode der Macht, wie aus Diodors Nachricht über Palen und Napen hervorgeht, — über Skythenstämme, die sich so bemerklich gemacht hatten, dass auch die Quellen, aus welchen Plinius schöpfte, es nicht für unwichtig hielten, ihren Untergang zu verzeichnen; hier blieb auch ein Theil des Volkes zurück, denn Plinius erwähnt hier *Euchatae, Cotieri,* zwei Skythenstämme, die in der Nationalsage der pontischen Skythen eine Rolle spielen, — während ein anderer nordwestlich dem Rande der heutigen Kirgisensteppe folgte und am südlichen Ural neue Sitze gewann, vielleicht gleichzeitig mit einem Theile der Issedonen und in Folge desselben Ereignisses; denn Issedonen finden wir ebenfalls am südlichen Ural und am obern Iaxartes. Doch auch in den neuen Sitzen fand das Volk keine bleibende Stätte: Völkerbewegungen im innern Asien, unter deren Wirkungen sowol die Massageten wie ihre nördlichen Nachbarn, die Issedonen, litten, zwangen diese Stämme, die Skythen noch weiter westwärts zu drängen, und das Andenken daran erhielt sich bei den Massageten wie bei den Issedonen: jedes dieser Völker sprach sich selbst den hervorragendsten Antheil an jenen Ereignissen zu. Die Skythen wurden in die westlichen Landschaften des heutigen Orenburgschen Gouvernements zusammengedrängt; aber da hier das Weideland im Westen und Norden durch die Urwälder, welche damals die Gouvernements Perm, Pensa, Simbirsk und Saratow bedeckten, eng begrenzt war, musste ein Theil des Volkes weiter entfernte Wohnsitze suchen. Er fand sie in dem nächsten waldarmen Lande, in den weidereichen Gegenden nördlich vom Pontos. Ein anderer Theil blieb im Orenburgschen zurück, wo er noch von den nach dem Ural reisenden griechischen Kaufleuten gefunden wurde. So geben uns die Natur mit ihren bleibenden Verhältnissen und einzelne zerstreute geographische Notizen das Material, mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit im Grossen und Ganzen den Gang einer Völkerbewegung zu zeichnen, die einige Jahrtausende vor dem Beginn unserer Zeitrechnung ausgeführt wurde.

Umfang und Bevölkerung des Skythenlandes.

Die Grenzen des Gebietes, welches der am weitesten vorgeschobene und verlorene Posten der mongolischen Nation am Pontos einnahm, sind von neuern Geographen noch immer zu weit ausgedehnt worden. Im Osten trennte der Don die Skythen von den Sarmaten; im Süden

erreichten sie das asowsche und das schwarze Meer, mit Ausnahme des kleinen gebirgigen Striches auf der taurischen Halbinsel. Sie nomadisirten also auch in den Steppen der Krim: Herodot bemerkt ausdrücklich [1]), dass das Gebiet der sogenannten königlichen Skythen bis in die taurische Halbinsel reichte und zwar ostwärts bis zu dem Graben, den angeblich skythische Sklaven vom schwarzen Meere bis zum asowschen über den Isthmus gezogen hatten, durch welchen die bosporanische Halbinsel in der Gegend von Kaffa mit der Hauptmasse der Krim zusammenhängt; jenseits dieses Grabens wohnten vermuthlich nichtskythische Stämme und die unter ihnen ansässigen Griechen [2]). Mit diesen Angaben Herodot's stimmen zwei andere alte Geographen genau überein: Skylax, der die Nordküste des Pontos von Westen nach Osten beschreibt, fand ebenfalls nach dem taurischen Gebirge wiederum Skythen [3]), so dass diese wirklich, wie Herodot versichert, auch an der östlichen Hälfte des schwarzen Meeres sassen; und Ephoros bezeichnet die Grenzen noch genauer, — woraus erhellt, dass er auch hier nicht blindlings die herodoteischen Nachrichten reproducirte. Ihm zufolge bewohnten die Taurer das Gebirge nur bis Athenaion, zwischen diesem Hafen und Kytai fanden sich aber bereits Skythen [4]): jene hatten also das Gebirge nur so weit inne, als seine ältere Formation

---

1) Herod. IV, 20.

2) Herodot spricht IV, 28 allerdings von Skythen innerhalb des erwähnten Grabens, und ich glaube die Stelle so auffassen zu müssen, dass er hier die Bewohner der bosporanischen Halbinsel im Auge hat. Allein wenn er hinzusetzt, dass diese Skythen auf dem Eise des Bosporos mit ihren Streitwagen gegen die Sinder zu Felde zögen, so berechtigt er uns zu der Vermuthung, dass es sich hier um nichtskythische Stämme handelt. Von Streitwagen zeigt sich bei den Skythen keine Spur, — ausser im Propheten Jeremias in Bezug auf die vermeintlichen Skythen, die in Vorderasien eingefallen waren. Nach Allem, was wir von den pontischen Skythen wissen, waren sie nur geeignet, zu Pferde zu kämpfen: wir erinnern an Hippokrates' Bemerkungen. Ebensowenig findet sich eine Andeutung, dass sie Pferde als Zugvieh benutzt hätten.

3) *Ἐπὶ δὲ τῇ Σκυθικῇ ἐποικοῦσι Ταῦροι ἔθνος ἀκρωτήριον τῆς ἠπείρου· εἰς θάλασσαν δὲ τὸ ἀκρωτήριόν ἐστι. Ἐν δὲ τῇ Ταυρικῇ οἰκοῦσιν Ἕλληνες οἵδε· Χερρόνησος ἐμπόριον. Κριοῦ μέτωπον ἀκρωτήριον τῆς Ταυρικῆς. Μετὰ δὲ ταῦτα* (nicht *τοῦτο*, wie diejenigen, welche den Widderkopf als Grenze angeben, falsch interpretirt haben; Skylax sagt: „nach allen genannten Localitäten") *εἰσὶν Σκύθαι πάλιν, πόλεις δὲ Ἑλληνίδες αἵδε ἐν αὐτῇ· Θεινδοσία κ. τ. λ.* Scylac. peripl. (ed. Klausen) p. 208.

4) Seymn. Chii fragm. 89. 90 (bei Gail II, p. 320). Dass er hier aus Ephoros geschöpft hat, wäre auch ohne seine Versicherung nachweisbar.

reicht, während die Alpentriften der sanftern Vorberge zwischen dem Vorgebirge Kiik Atlama und Theudosia von Skythen besucht waren.

Schwieriger ist es, die Westgränze zu bestimmen. Herodot hatte hier Nachrichten über verschiedene Flüsse, die in das linke Ufer der Donau fielen: über den Pyretos (Pruth), Araros (Sereth?), Naparis (Jalomnitza?), Ordessos (Ardsisch) und Tiarantos (Alutha?); — er nennt sie sämmtlich skythische Flüsse[1]), und wir dürfen demnach annehmen, dass die Skythen nicht nur in den Steppen der heutigen Moldau, sondern auch in der walachischen Ebene nomadisirt haben. Weiter nördlich stiessen sie an die goldreichen Agathyrsen, im heutigen Siebenbürgen.

Als nördliche Grenzvölker nennt Herodot die Neuren, Androphagen und Melanchlainen. Die meisten neuern Erklärer haben die Sitze dieser Stämme viel zu weit nach Norden geschoben, weil sie sich nicht auf solche positive und detaillirte Angaben, die ihrer Natur wie ihrem Ursprunge nach einen gewissen Grad von Zuverlässigkeit besitzen, sondern auf einige allgemeine, schwer zu entwirrende oder mit dem Geiste des Systems getränkte und deshalb verdächtige Bemerkungen alter Schriftsteller stützten. Sie haben sich vornehmlich auf die Stelle berufen, in welcher Herodot seine Ansicht über die Form Skythiens ausspricht, und nicht bedacht, dass zur Zeichnung eines solchen Gesammtbildes eine Fülle von Entfernungsangaben nach verschiedenen Richtungen und mit genauer Beobachtung der Himmelsgegend gehört; in letzterer Beziehung waren aber die Griechen, mit Ausnahme der Seeleute, notorisch schwach. Herodot selbst hat sich in Skythien so wenig orientiren können, dass er keine Vorstellung davon hatte, wie stark sich die skythischen Ströme in ihrem untern Laufe nach Westen wenden. Wenn er sich nun die Gestalt des Landes viereckig denkt, und zwar so, dass zwei Seiten vom Meere bespült werden; wenn er die Gestalt der Krim mit der Form der attischen oder japygischen Halbinsel vergleicht; wenn seiner Vorstellung nach das asowsche Meer und der Don gerade von Norden nach Süden gerichtet waren: so überzeugt man sich, dass die Zahlenangaben, die er in diese höchst irrige Vorstellung verwebt, nicht geeignet sind, weitern Schlüssen zum Grunde gelegt zu werden. Sie bedürfen zunächst selbst einer Erklärung; und bevor es nicht gelungen ist, mit Sicherheit das Material nachzuweisen, welches Herodot zur Zeichnung seines Bildes verleitete, wird es besser sein, sich an specielle und klare Angaben zu halten.

1) Herod. IV, 48.

Zweitens haben sich die Ausleger dadurch vielfach irre führen lassen, dass Herodot die Quellen des Dnjestr, Bug und Don erwähnt. Da nun seit einiger Zeit gewöhnlich angenommen wird, dass der Don wirklich, wie Herodot sagt, aus einem See entspringt, so hat man voll Bewunderung gegen den Vater der Geschichte geschlossen, dass seine Kenntniss des europäischen Nordens über alle Beschreibung genau sei und sich mindestens bis nach Galizien, Wolhynien und Rjäsan ausdehne, — ohne zu fragen, ob mit irgend einem Grade von Wahrscheinlichkeit vorausgesetzt werden kann, dass dem alten Historiker wirklich zuverlässige Angaben über die Quellen jener Ströme zugegangen sind. Aber wie sollten Griechen in einem Lande, in dem sie nur den äussersten Küstensaum bewohnten, zu solcher Kenntniss gelangen? Die Karavanen, welche des Handels wegen das Land durchzogen, hielten sich ohne Frage an einer festen Route, und hatten andere Dinge zu thun, als den Quellen der Flüsse nachzuspüren. Das Letztere hat nur für die Wissenschaft einen Nutzen; das praktische Leben kümmert sich um solche Kenntniss nicht, und sie stellt sich daher auch meistens erst sehr spät ein, wenn sie sich nicht, wie in stark bewohnten und civilisirten Ländern, mühelos und von selbst ergiebt. Ich will nicht daran erinnern, wie lange unser wissenschaftliches Jahrhundert an der Entdeckung der Quellen des Nil und des Niger arbeitet; ich kann näher liegende Beispiele anführen, und dreist behaupten, dass vielleicht noch heute Niemand die wahren Quellen der Wolga mit Bewusstsein gesehen hat. So gering nun für die griechischen Kaufleute die Veranlassung war, in Wäldern und Sümpfen dem Ursprunge der skythischen Ströme nachzuspüren, eben so gross war bei dem Anblick dieser mächtigen Gewässer die Neigung, darüber Vermuthungen zu äussern, und viele Olbiopoliten mögen behauptet und es sich auch eingebildet haben, dass sie auf ihren Handelsreisen an den Quellen derselben vorübergekommen wären. Aber diese Kaufleute, die von ihren Führern stets auf gleichen Wegen zu solchen Stellen geleitet wurden, wo Fuhrten oder Inseln den Uebergang über die grossen Ströme erleichterten, konnten aus eigener Wissenschaft nur erzählen, wie viel Gewässer sie bis zum Ende ihrer Reise zu überschreiten hatten, welchen Namen sie führten, und wie weit sie (an den Uebergangsstellen) von einander entfernt wären: in Bezug auf ihren obern und untern Lauf waren sie dagegen lediglich auf eigene Vermuthungen, oder auf die Aussagen der Eingeborenen beschränkt, die natürlich in Bezug auf grosse Ströme meistens auch sehr schlecht unterrichtet waren. Man darf nicht übersehen, dass die Nachrichten, die man von den letzteren einziehen

konnte, schon ihrer Natur nach von sehr verschiedenem Werth und sehr verschiedener Glaubwürdigkeit sind: die Barbaren konnten füglich wissen, welche Stämme in ihrer Nachbarschaft lebten; ob diese eine fremde Sprache redeten, welche Sitten unter ihnen herrschten, durch welche Producte ihr Land sich auszeichne. Derartige Angaben haben im Allgemeinen einen gewissen Grad von Zuverlässigkeit. Aber die Uebersicht über ein grosses Stromsystem — und ohne sie ist eine begründete Angabe über die Quellen nicht möglich — setzt einen ganz andern Grad von Territorialkenntniss voraus, wie er nur durch Karten und astronomische Bestimmungen, oder durch die lebhaftesten Verkehrsverhältnisse nach allen Richtungen hin hervorgerufen werden kann. Wer eine geographische Nachricht mit Kritik behandeln will, muss ihre Entstehung prüfen; er muss die Grösse des Fehlers zu veranschlagen wissen, den ihr materieller Inhalt möglich macht; und hier ergiebt sich schon aus geringer Uebung die Ueberzeugung, dass hydrographische Nachrichten über wenig bekannte Länder den ethnographischen und orographischen an Zuverlässigkeit weit nachstehen. Mit den Eingebornen kommt der Reisende täglich zusammen und kann sie kennen lernen; ein Gebirge und seine ungefähre Richtung erblickt er schon aus der Ferne und behält es lange im Auge; ein Fluss dagegen entzieht sich rasch seinen Blicken; er überschreitet ihn vielleicht an einer Stelle, wo eine Krümmung desselben ganz verkehrte Vorstellungen über seine Hauptrichtung hervorruft.

Wenn es nun schon aus innern Gründen höchst wahrscheinlich ist, dass Herodots Nachrichten über die Quellen der grossen skythischen Ströme nichts mehr als von seinen Gewährsleuten auf gut Glück gerathen sind, so wird diese Meinung noch durch die Thatsache bestärkt, dass der alte Historiker in viel näher gelegenen Gegenden, zwischen Dnjepr und Don, ein höchst abentheuerliches Flusssystem beschreibt, welches mit den wahren Verhältnissen unvereinbar und für alle Erklärer des alten Geschichtschreibers ohne Noth eine schwere Plage geworden ist[1]). Oestlich vom Borysthenes nennt er zunächst

1) Herr Lindner hat zur Erklärung des herodoteischen Flusssystems folgende Schriften veröffentlicht: „Skythien und die Skythen des Herodot und seine Ausleger nebst Beschreibung des heutigen Zustandes jener Länder. Stuttgart. 1841"; — „Explication nouvelle des données géographiques d'Hérodote concernant la Scythie" in den „Annales des voyages 1845. I"; — und „Skythien und die Skythen des Herodot. Nachtrag," im achten Supplementbande der neuen Jahrbücher der Philologie 1842. Ich habe alle drei Schriften gelesen, kann aber von ihnen keinen andern Gebrauch machen, als dass ich sie der Lectüre aller einer Erheiterung bedürftigen Philologen angelegentlichst empfehle.

den Pantikapes. Dieser Fluss soll im Norden aus einem See entspringen, dann östlich vom Borysthenes, und zwar drei Tagereisen (600 Stadien oder 12 deutsche Meilen) von ihm entfernt [1]) zwischen den Georgoi und den östlichern Nomades hinfliessen und sich endlich in der Hylaia mit dem Borysthenes vereinigen [2]). Dieser ganzen Beschreibung liegt sicher nur eine Thatsache zum Grunde, dass nämlich die Handelsreisenden 12 Meilen östlich vom Borysthenes über einen Fluss Pantikapes setzen mussten; die Thorheiten, die sie über seinen Ursprung und seinen fernern Lauf meldeten, waren leere Combinationen. — Zweitens entsprang hier, wie Herodot erzählt, ein Fluss Hypakyris ebenfalls aus einem See; er strömte mitten durch das Land der Nomades, bildete dann die östliche Grenze der Hylaia, und mündete in den Karkinites [3]), d. i. in denjenigen Meerbusen, der zwischen dem Continent und der taurischen Halbinsel ostwärts bis zum Isthmos von Perekop einschneidet. — Endlich trennte sich nach Herodot vom Borysthenes an einem Punkte, der vierzehn Tagereisen von seiner Mündung entfernt war [4]), ein Arm Gerrhos, bildete in seinem ferneren Laufe, ebenfalls vierzehn Tagereisen östlich vom Pantikapes, die Grenze zwischen den Nomades und den sogenannten königlichen Skythen und ergoss sich endlich — in denselben Hypakyris, der in den Karkinites mündete [5]). Einzelne Elemente, welche diesen seltsamen Combinationen zum Grunde liegen, sind wohl erkenntlich: es sind die zahlreichen Stromtheilungen des Dnjepr an seinem untern Lauf, und der Umstand, dass die Quellen seiner letzten östlichen Zuflüsse den zur Maitis rinnenden Bächen sehr nahe liegen. Der thatsächliche Kern der Nachrichten besteht nur darin, dass die griechischen Kaufleute, ehe sie an den Don gelangten, jenseits des Borysthenes noch drei Flüsse in den angegebenen Entfernungen überschreiten mussten.

Wenn nun Herodot in Bezug auf eine verhältnissmässig nahe liegende Gegend solchen grundlosen Combinationen, die überdiess mit seinen eignen anderweitigen Angaben unvereinbar sind [6]), Beifall

1) Von Herodots Stadien rechne ich 50 auf die deutsche Meile, nach Ideler, über die von d'Anville in die alte Geographie eingeführten Stadien, in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften 1826. S. 17.

2) Herod. IV, 18. 20. 54.

3) Herod. IV, 55.

4) Die Zahl „vierzig", welche die Handschriften hier bieten, ist wol nur durch einen Irrthum entstanden; sachlich ist die von einigen Herausgebern vorgenommene Verbesserung in „vierzehn" gerechtfertigt.

5) Herod. IV, 20. 21. 53. 56.

6) Bei seinen oben erwähnten Angaben über die Gestalt Skythiens rechnet

schenkte, werden wir danach den Werth seiner Notizen über die Quellen der grossen skythischen Ströme bemessen können. Hier befand er sich ausserdem noch in den Fallstricken eines Systems. Auffallender Weise haben diejenigen, welche aus der Erwähnung des Sees, dem der Don entquillt, voreilige Schlüsse auf die Genauigkeit der geographischen Kenntnisse Herodots gezogen haben, keinen Anstoss daran genommen, dass nach der Angabe des alten Geographen auch der Tyras (Dnjestr), Hypanis (Bug), Pantikapes und Hypakyris aus grossen Seen kommen sollen. Hier sind sichtliche Spuren eines Systems. Es war nämlich in Griechenland eine weit verbreitete Meinung, dass alle Flüsse auf Gebirgen entspringen müssten, und diese Theorie war von Spätern sogar so weit ausgebildet worden, dass sie annahmen, die Grösse der Flüsse correspondire stets genau der Höhe des Gebirges, auf dem sie ihren Ursprung nähmen. Nun konnte Herodot bei seiner Anwesenheit in Olbia wohl erfahren, dass in gerade nördlicher Richtung nirgends ein Gebirge vorhanden sei, dass man auch bei den benachbarten Barbaren nie von einem solchen gehört habe. Woher nun der wunderbare Wasserreichthum jener Flüsse? Hätte Herodot den ganzen Umfang eines Stromsystems wie das des Don übersehen können, seine Ausdehnung durch sieben Breitengrade, seine Entwickelung in dem kühlen Schatten undurchdringlicher Urwälder, so wäre er wohl zu der Vorstellung gelangt, dass schon die aus den zahllosen Quellen und dem atmosphärischen Niederschlage von einem so immensen Gebiet in eine Hauptader zusammenströmende Wassermasse die Fülle des Stromes erklärlich machen könne. Aber jene Uebersicht fehlte ihm, und so drängte sich ihm die Annahme grosser Wasserbassins, aus welchen die Flüsse gespeist würden, mit Nothwendigkeit auf, zumal da sie mit anderweitigen Angaben über die ausgedehnten Sümpfe des innern Skythiens in Einklang zu stehen schien: einem System, welches schon seinen Erkundigungen zufolge sich hier nicht bewährte, setzte er ein anderes entgegen, welches wie wir wissen, mit der Wirklichkeit eben so unvereinbar ist. Dennoch behauptete sich der von ihm bekämpfte

---

er z. B. von der Mündung des Borysthenes bis zur Maitis, welche beide er sich parallel von Norden nach Süden gerichtet denkt, 2000 Stadien. Nun soll aber der Pantikapes 3 Tagereisen östlich vom Borysthenes, der Gerrhos 14 Tagereisen östlich vom Pantikapes, also 3400 Stadien östlich vom Borysthenes fliessen. Dennoch ergiesst sich der Gerrhos noch nicht in die Maitis! Diesen Fehler bemerkte sogar Plinius, der doch in den geographischen Abschnitten seiner Encyclopädie keine besondere Aufmerksamkeit an den Tag legt. Bei ihm ergiesst sich der Gerrhos in das asowsche Meer.

Glauben; er hatte schon vor seiner Zeit den Anlass zur Fiction eines grossen Gebirges im innern Skythien gegeben, — der Rhiphäen, die bereits von Hellanikos erwähnt werden [1]). Aristoteles nennt es als Quellgegend der grossen skythischen Ströme, in einem Zusammenhange, der wohl zu der Erkenntniss hätte leiten können, dass die Rhiphäen nicht einer positiven, wenn auch irrthümlich berichteten und gedeuteten Angabe, sondern lediglich einer wissenschaftlichen Theorie ihren Ursprung verdanken [2]). Dasselbe gilt von Herodots Seen: wollen wir ihn nicht missverstehen, so dürfen wir sie uns nicht wie den Teich denken, dem der Don entspringt, sondern als gewaltige Reservoirs, aus denen die mächtigen Wasseradern der skythischen Ströme südwärts laufen; und als solche sind sie ein Product der Phantasie, welche ein wissenschaftliches Problem zu lösen suchte.

Herodots Angaben über die Quellen der skythischen Flüsse berechtigen also nicht im Entferntesten zu dem Schlusse auf eine unter den pontischen Griechen verbreitete umfassende Kenntniss des Nordens oder auf eine weite Ausbreitung der Skythenstämme nach Norden: sie beweisen vielmehr das Gegentheil; und aus andern positiven Angaben, die einen ungleich höhern Grad von Glaubwürdigkeit besitzen, erhellt zur Genüge, dass den Kenntnissen der Griechen wie den Wohnsitzen der Skythen im Norden sehr enge Grenzen gesteckt waren.

Von den nördlichen Nachbarvölkern der Skythen waren die Neuren das westlichste. Es will Nichts sagen, wenn Herodot als Grenze ihres Landes gegen Skythien einen See angiebt, aus welchem der Dnjestr entspringen soll [3]); hieraus schliessen, dass sie in der Mitte des heutigen Galiziens wohnten [4]), heisst auf eine Nachricht bauen, die den Stempel der Unrichtigkeit an der Stirn trägt. An einer andern Stelle sagt Herodot, dass Kallipiden, Alazonen, Aroteren und Neuren von Süden nach Norden am Bug und westlich vom Dnjepr wohnten [5]). Dem Bug giebt er aber nur eine Stromentwickelung von 9 Tagereisen [6]) oder — selbst wenn wir nicht die Langsamkeit der Schifffahrt stromaufwärts

---

1) Hellanici fragm. 96 bei Müller fragm. hist. Graec. I, 58.

2) Aristot. Meteorol. I, c. XIII, 20 (ed. Ideler).

3) Herod. IV, 51.

4) Dies thut sogar Kurd v. Schlözer, in seinem trefflichen Aufsatze „les premiers habitants de la Russie" in der Révue de philologie, de littérature et d'histoire ancienne, vol. II. 1847. p. 110. Mannert hält Herodots Angabe für so zuverlässig, dass er aus ihr sogar die Länge einer Tagefahrt berechnet.

5) Herod. IV, 17.

6) Herod. IV, 52.

auf einem schnell fliessenden Gewässer in Anschlag bringen — 36 deutschen Meilen, d. h. er glaubte, dass derselbe in dem südlichsten Winkel des heutigen Podolien entspringe, kannte also wenig über ein Drittel selbst desjenigen Stromes, dessen Quellen am wenigsten von der Küste entfernt waren und von den Olbiopoliten am ehesten erforscht werden konnten. Für enthusiastische Gemüther musste es freilich eine höchst verführerische Nachricht sein, dass Herodot den Bug in seinem mittlern Laufe dem Dnjestr sich nähern, stromabwärts aber beide Flüsse wieder divergiren lässt: nun sind beide Ströme im mittlern Podolien wirklich einander näher als im Gouvernement Cherson, folglich — zeigt Herodot auch hier eine wahrhaft bewundernswürdige Localkenntniss! Hat vielleicht einer der Herren, die so schlossen, sich gefragt, ob er selbst, im Besitze aller Reiseberichte seit zwei Jahrtausenden, aber ohne Karten, die Kenntniss erworben haben würde, die er hier bei Herodot voraussetzt? Und leider trifft Herodot mit seiner Angabe auch nicht einmal zufällig die Wahrheit. Das Sichere in seiner Notiz sind die Entfernungsangaben, die nur einem Reisebericht entnommen sein können. Nun soll der Punkt, an dem beide Ströme sich nähern, nur vier Tagereisen von der Mündung des Bug entfernt sein, und diese Angabe führt auf die starke Biegung des Flusses bei Wosnesensk, nicht aber nach Podolien. Hier, im südlichen Podolien, neun Tagereisen von der Mündung, dachte er sich die Quellen des Stromes, und vielleicht ist der kleine See, der einen Abfluss in den Bug unfern des heutigen Sawran besitzt, der unbedeutende Embryo, der sich von Herodots Phantasie befruchtet zu der „grossen Limne“ erweiterte, aus welcher der Bug entspringen soll. Nun lag zwar nach Herodot die Quelle des Flusses noch im Skythenlande, aber aus dem oben angeführten Satze mit dem Verzeichniss der Stämme kann doch geschlossen werden, dass die Sitze der Neuren nicht viel weiter nördlich, sondern nur etwa in der Mitte Podoliens begonnen haben können. Genau dasselbe Resultat liefert Ptolemaios. Da das Volk bereits in bewaldeten Gegenden wohnte, behauptete es sich in seinen Sitzen länger als die Steppenvölker, und war noch dem alexandrinischen Geographen unter dem Namen Nauaroi bekannt. Er nennt es zugleich mit den Amadoken „am Fusse der eignen Berge“; die Berge der Amadoken denkt er sich aber zwei und einen halben seiner Breitengrade, d. h. 1250 Stadien oder 31 Meilen in gerader Richtung nördlich von der Dnjepr-Mündung, also in derselben Gegend, wo der von den Karpathen fortsetzende Granitrücken von den russischen Flüssen durchbrochen wird, in der Mitte Podoliens und im nördlichen Theile des Gouvernements Cherson. Hier waren also

die Grenzen des Skythenlandes; es erstreckte sich nordwärts nur bis an die Gegenden, in welchen die Waldvegetation reicher, die Weiden beschränkter wurden; und die Griechen kannten den Lauf des Bug nur bis zu dem Punkt, wo die Stromschnellen die weitere Schifffahrt unmöglich machten. Beides ist in der Natur der Sache so wohl begründet, dass wir auch ohne die angeführten Entfernungsangaben zu dieser Annahme berechtigt sein würden [1]).

Podolien war im Alterthum vermuthlich ein reiches Waldland und die Neuren ein Jägervolk. Sie standen im Rufe der Zauberei und sollen sich alljährlich einmal in Wölfe verwandelt haben [2]), d. h. entweder, dass sie sich im Winter in Pelze kleideten, oder, dass sich in dieser Jahreszeit wirklich jene Raubthiere in die freie Steppe wagten und den skythischen Heerden gefährlich wurden. Möglich ist es auch, dass die Notiz Herodots in einem alten, noch heute in Wolhynien und Weissrussland verbreiteten Glauben an die Verwandlung von Menschen in Wölfe ihre Erklärung findet [3]). Schaffarik leitet den Namen der Neuren von einem alten slawischen Worte *nur* ab, welches „Land" bedeutet [4]), — eine glänzende Etymologie, welche den slawischen Ursprung des Volkes beweist. Aber dass die Neuren am Narew und Nur in der heutigen Statthalterschaft Plock gewohnt haben sollen, wie dieser Gelehrte im Anschluss an Herodots werthlose Angaben über die Dnjestrquellen hauptsächlich aus etymologischen Gründen schliesst, ist, wie wir nachwiesen, aus Herodot nicht zu folgern [5]). Der alte Historiker liefert uns nur das Material, die südlichen Grenzen des Volkes annähernd

---

1) Zu meinem Befremden nimmt auch der sonst vorsichtige Hansen (Osteuropa S. 37) an, dass der Ort Exampaios, wo Bug und Dnjestr sich angeblich am meisten näherten, zwischen Olviopol und Gaysyn gelegen habe. Aber die Stromentwickelung des Bug unterhalb Gaysyn beträgt mindestens 65, die unterhalb Olviopol etwa 30 deutsche Meilen, während die vier Tagereisen Herodots nur 800 Stadien oder 16 deutsche Meilen (und selbst nach Hansen's Rechnung, der bei Herodot das Olympische Stadium angewendet glaubt, nur 20 d. M.) ergeben.

2) Herod. IV, 105.

3) Schaffarik, Slawische Alterthümer, übersetzt v. Wuttke, Bd. I, S. 197.

4) Schaffarik a. a. O. I, 198.

5) Zu Schaffarik's Ansicht über die weite Ausdehnung der Neuren nach Norden stimmt wenig die von ihm aus der münchener Handschrift mitgetheilte Stelle (I, p. 196): „Unlizi, populus multus, civitates 318; Neriuani habent civitates 78; Attorizi habent civitates 148." Ist hier, — was ich allerdings für wahrscheinlich halte, — von Ulitzen, Neuren und Tiwertzen die Rede, so können die Neuren schwerlich im Norden Podoliens gesucht werden; denn Ulitzen und Tiwertzen wohnten am untern Laufe des Bug und Dnjestr, wie ich später zeigen werde.

zu bestimmen: nördlich von den Neuren war das Land nach seiner Versicherung menschenleer; und wenn diese Notiz irgend einen positiven Anhalt hat, so scheint es, dass sie auf Wolhynien mit seinen im Alterthum gewiss noch fürchterlicheren Sümpfen bezogen werden muss.

Bei Feststellung des Punktes, an welchem der Borysthenes das Skythenland betrat, sehen wir uns durch einen verdriesslichen Schreibfehler Herodots behindert. An der Seeküste und dem linken Dnjepr-Ufer lag zunächst die Hylaia; unmittelbar an sie schloss sich das Gebiet der sogenannten Georgoi, zehn oder eilf Tagereisen zu Schiff stromaufwärts. Weiter nach Norden reicht Herodots Kenntniss nicht; denn jenseits der Georgoi ist weit und breit menschenleeres Land [1]). An einer andern Stelle nennt er Gerrhos als den entferntesten unter skythischer Botmässigkeit stehenden District; er lag am Borysthenes, wo sich von diesem ein Arm, ebenfalls Gerrhos genannt, abzweigte [2]); woraus folgt, dass das Gebiet Gerrhos der nördlichste Theil des Landes der Georgoi war. Bis zu diesem Punkte war nun der Borysthenes bekannt, — vierzig Tagereisen weit [3])! Es springt in die Augen, dass diese Zahl nur durch einen Irrthum hierher gerathen sein kann. War Gerrhos der nördlichste Theil des Gebietes der Georgoi, wohnten die letztern von diesem Gebiete stromabwärts zehn oder eilf Tagereisen und stiessen im Süden an die Hylaia: so hätte sich diese neunundzwanzig Tagereisen längs des Stromes, d. h. durch die Gouvernements Taurien, Jekaterinoslaw und Poltawa erstrecken, also einen Wäldercomplex bilden müssen, dessen Existenz sowol mit Herodots allgemeinen Angaben über die Waldarmuth Skythiens wie mit der physischen Beschaffenheit des Landes schwer vereinbar wäre. Die Sitze der Georgen, die doch zu den Skythen gerechnet werden, lägen dann weit ab von den Wohnplätzen aller andern Skythen. Und endlich beweist die Angabe Herodots, dass sich Skythien nur zwanzig Tagereisen in das Innere erstrecke, zur Evidenz, dass die Zahl vierzig am angeführten Orte nur durch einen Irrthum entstanden sein kann. Im District Gerrhos wurden die Fürsten der Skythen begraben, nachdem die Leichen derselben von Stamm zu Stamm bis zu jenem Grenzlande geführt waren; nun kannte Herodot die skythische Sitte, den Körper eines Verstorbenen vierzig Tage lang umherzuführen, ehe man ihn beerdigte [4]): ist es da wunderbar, dass ihm, als er seine Angaben über

1) *Ἤδη δὲ κατύπερθε τούτων ἐρῆμός ἐστι ἐπὶ πολλόν.* Herod. IV, 18.
2) Herod. IV, 53. 56.
3) Herod. IV, 53.
4) Herod. IV, 73.

den Ort Gerrhos niederschrieb, diese Zahl in den Sinn und in die Feder kam?

Wir werden demnach die Lage des Ortes Gerrhos aus andern Elementen bestimmen müssen. Im Hinblick auf die Bodenbeschaffenheit glauben wir mit ziemlicher Sicherheit annehmen zu können, dass sich die Hylaia am linken Dnjepr-Ufer höchstens bis in die Gegend des heutigen Berislaw hinzog, wo die taurische Steppe die Höhe der gegenüberliegenden Weideländer des Gouvernements Cherson erreicht und die Brunnen erst in beträchtlicher Tiefe Wasser liefern. Fahren wir von diesem Punkte zehn Tagereisen stromaufwärts, d. h. bis zur Nordgrenze der Georgen und zum Lande Gerrhos, so gelangen wir in die Gegend der Stromschnellen, und alle sachlichen Gründe sprechen dafür, dass hier in der That das Land Gerrhos lag. Bis hieher sollte der Strom schiffbar oder mit Schiffen befahren sein — Herodot's Ausdruck ist nicht ganz klar —: und die Stromschnellen bildeten allerdings für die Schifffahrt ein erhebliches Hinderniss. Ja, — Herodot gedenkt der letztern nicht nur nicht, sondern er kannte sie nicht, wie schon Andere richtig bemerkt haben. Sie sind in dem ebenen Lande immer eine so auffallende Erscheinung, dass sie eine Erwähnung verdienten, und Kaiser Konstantin widmete ihnen eine ausführliche Beschreibung. Sie mussten von den Griechen bemerkt werden, wenn diese bis hieher gekommen wären. Kann man glauben, dass Herodot, der über den Borysthenes so wortreich ist, sie unerwähnt gelassen haben würde, wenn er von ihnen gehört hätte? Noch mehr! In demselben Abschnitt, in welchem er den Borysthenes beschreibt, gedenkt er mehrmals des Nil's und stellt beide Flüsse in Parallele, — ist es glaublich, dass er die Stromschnellen gekannt und es unterlassen haben sollte, sie als ein schwaches Abbild der Nilkatarakten zu bezeichnen? Bei dieser Gedankenrichtung scheint mir aus seinem Schweigen hervorzugehen, dass er in Olbia Nichts über jene merkwürdige Erscheinung vernommen hatte, und war sie in dieser Handelsstadt so wenig bekannt, so finde ich hierin einen starken Grund zu der Annahme, dass die Sitze der Skythen sich nordwärts nicht bis zu den Stromschnellen erstreckten.

Auch Graf Potocki ist der Meinung, dass die Landschaft Gerrhos unterhalb der Stromschwellen lag. „Als ich im Herbst 1798 aus der Krim zurückkehrte," erzählt er[1]), „reiste ich zum Tokmak (einem Quellbache der Molotschna), um den Nogaierfürsten Bajasid zu besu-

1) Potocki, histoire primitive des peuples de la Russie. In Klaproths Ausgabe, Bd. II, S. 172. 173.

chen, der an diesem Bache wohnte, und von hier aus die Landschaft Gerrhos und die Gräber der skythischen Könige aufzufinden. Ich glaube in der That, meinen Zweck vollkommen erreicht zu haben. Denn kaum hatte ich mich von den Quellen des Tokmak entfernt und näherte mich dem Dnjepr, als ich mich in einer Gegend befand, die mit tausenden solcher Hügel bedeckt war, wie sie die Skythen über den Gräbern ihrer Grossen aufzuschütten pflegten, und ich überzeugte mich, dass auch nach Vernichtung der Skythen die nomadischen Völker diesen District fortwährend als eine Art Kirchhof benutzt hatten. Ich erkannte nämlich neben den alten Gräbern, die unter der Einwirkung der Witterung und durch die Nachgiebigkeit des Erdreichs sehr zusammengesunken waren, die Gräber der Komanen, auf denen sich unförmliche Statuen befinden, und die der Nachfolger Tschingis-Khans, die kleine aus Ziegelsteinen errichtete Grüfte umschliessen. Ich glaube demnach, dass die Lage des Districtes Gerrhos nicht mehr zweifelhaft sein kann."

Aus diesen sachlichen Gründen halte ich es für wahrscheinlich, dass sich das Skythenland auch am Borysthenes nicht über die damaligen Grenzen des waldarmen Landes hinaus erstreckte. Nördlich von der Landschaft Gerrhos lag nach Herodot eine menschenleere Gegend: er kannte also die alten Bewohner der Gouvernements Poltawa und Tschernigow nicht, — aber wir werden Gelegenheit finden, diese Lücke auszufüllen, wenn wir die Angaben der alten Schriftsteller über den Zug des Dareios prüfen werden. Jenseits der Einöde lebte das „eigenthümliche und durchaus nicht skythische Volk der Menschenfresser"[1]), das auch eine eigene Sprache redete[2]) — also vielleicht im Gouvernement Kursk, oder — da Herodot die Ausdehnung des menschenleeren Landstrichs nicht angiebt, — noch tiefer im Innern. Dass einige Finnenstämme noch im Mittelalter Menschenfresser waren, wird von verschiedenen Seiten berichtet. Die Araber wissen es von den Ersen zu erzählen, einem damals gefürchteten Stamme der Mordwinen[3]); auch den finnischen Syrjänen musste angeblich der Apostel Andreas den Genuss des Menschenfleisches verbieten[4]). Nun sind die Mordwinen uralte Bewohner Centralrusslands: Marco Polo, Plan de Carpin, Nestor, Kaiser Konstantin, ja schon Jornandes nennen

1) Herod. IV, 18.

2) Herod. IV, 106.

3) Frähn, Ibn Fosslan's und anderer Araber Berichte über die Russen älterer Zeit (St. Petersb. 1823. 4.) p. 168. — d'Ohsson, des peuples du Caucase, p. 81.

4) v. Haxthausen, Studien etc. I, p. 257.

sie; Nestor setzt sie an die Oka. Der eine ihrer Zweige, die Mokschanen, wird von Rubruquis und Josaphat Barbaro, der andere — die Ersen — von mehrern Arabern erwähnt. Waren diese nun alte und bekannte Bewohner Russlands, so ist es nicht unmöglich, dass diejenigen Aorsen, welche Ptolemaios unter den Stämmen Centralrusslands aufführt [1]), finnische Ersen sind und dass bereits die von Herodot mitgetheilten und unter den Skythen verbreiteten Nachrichten über ein menschenfressendes Volk auf denselben Finnenstamm sich beziehen.

Auf die blosse Namensähnlichkeit hin würde ich eine solche Muthmassung nicht auszusprechen wagen, wenn es sich um die Bewohner von Steppen oder offenen Gegenden handelte. Unter allen Ländern sind solche Gegenden der grössesten Veränderlichkeit hinsichtlich ihrer Bewohner unterworfen; kriegerisch, wie die Hirten der Steppe meistens sind, haben sie gleichwol die Neigung, einem plötzlichen Angriff auszuweichen und ihre Wohnsitze zu verändern, ja schon der Verlust ihrer Heerden durch kriegerische Vorfälle oder Naturereignisse nöthigt ganze Horden sich aufzulösen und sich in den Dienst der Nachbarvölker zu zerstreuen; Verlust der Heerden ist Verlust des ganzen Eigenthums und Vernichtung der einzigen Bedingung einer selbstständigen Existenz. Fester am Boden haften ackerbautreibende Stämme in sonst zugänglichen Landschaften: ihr Schicksal kann in wenigen Schlachten entschieden, ihre politische Selbstständigkeit vernichtet werden; aber sie erhalten sich meist als niederes Volk unter den Siegern, verschmelzen sich mit ihnen, oder tauchen auch wol, sobald die Zwingherrschaft gebrochen wird, nach Jahrhunderten der Vergessenheit wieder in der Geschichte auf. So kamen nach dem Sturz der gallischen Herrschaft in Oberitalien die uralten Bewohner der lombardischen Ebene, Umbrer und Tyrrhener, wieder zum Vorschein [2]). In noch viel höherm Grade zeigen aber schwer zugängliche Wälder und wilde Gebirge eine constante Bevölkerung, d. h. Gegenden, die nur durch langwierige Guerilla-Kriege bezwungen werden können. Waldbewohner weichen meist nur sehr allmählich der langsam vorschreitenden Cultur, die ihre dunkeln Schlupfwinkel lichtet; und Bergvölker überdauern oft alle Wechselfälle der Geschichte. Wir glauben deshalb auch in dem waldigen Centralrussland für das Alterthum und die erste Zeit des Mittelalters eine grosse Stabilität der Bevölkerung voraussetzen zu müssen. Die Aorsen des alexandrinischen Geographen wohnten

1) Ptol. III, 5, 22.
2) Strab. V, 1 (ed. Tauchn. I, p. 349).

nun, wenn ich seine Angaben richtig combinire, im heutigen Kaluga an der Oka[1]); und an diesem Strome kennt Nestor die Mordwinen, zu denen die Ersen gehören. Vor den von Westen drohenden Angriffen und vor den sich weiter ausbreitenden Slawen zogen sie sich dann stromabwärts in die noch sichern Wälder zurück, und wohnen jetzt grösstentheils am untern Laufe der Oka. Was den Namen betrifft, so legen ihn die Griechen sehr weit von einander getrennten und wie es scheint durchaus verschiedenen Stämmen bei: Strabon kennt ein überaus mächtiges Aorsenvolk am untern Laufe des Don und der Wolga und an der Küste des kaspischen Meeres, welches auch eine starke Colonie in die Prairien der Kabarda abgesandt hatte; es zeichnete sich als ein furchtbares Reitervolk aus, trieb Viehzucht und Ackerbau und auf Kameelen einen bedeutenden Karavanenhandel, es war sehr reich und trug goldenen Schmuck[2]), unterschied sich also in jeder Beziehung von einem in Wäldern hausenden Jägervolk. Diese Aorsen waren ohne Frage Sarmaten: dafür sprechen nicht nur ihre Sitze zur Zeit Strabon's, ihre Verbindung mit den Siraken und die allgemeine Uebereinstimmung ihrer Sitten mit denen der andern sarmatischen Reitervölker, sondern auch der Umstand, dass ein Theil derselben unter den ersten Sarmatenstämmen erwähnt wird, welche nach Unterjochung der Skythen an der Donau erschienen; hier kennt sie Plinius und bezeichnet sie ausdrücklich als Sarmaten[3]); selbst unter den Sarmaten, die zu seiner Zeit schon über die Donau gedrungen waren, führt er Aorsen auf[4]). Diese sarmatischen Aorsen mögen mit denen verwandt sein, die Plinius südlich vom Oxos namhaft macht[5]), vielleicht auch mit denen, die

1) Sie wohnten nördlich von seinen Rhipäen, aber nur durch die Sauaren und Borusker von diesem Gebirge getrennt. Die Rhipäen denkt sich Ptolemaios 5½° östlich, 9° nördlich von der Borysthenesmündung, oder da diese Berechnung nur auf ein Itinerarium gegründet sein kann, 4500 Stadien oder 7½ unserer Breitengrade nördlich vom Parallel der Dnjeprmündung, d. h. im südlichen Kaluga und nördlichen Orel, wo die südöstliche Verzweigung der Waldai-Höhen durchzieht.

2) Strab. XI, 5 (ed. Tauchn. II, p. 422. 423).

3) Sarmatae, Graecis Sauromatae, eorumque Hamaxobii aut Aorsi. Plin. IV, 25.

4) Aversa ejus (Haemi) et in Istrum devexa Moesi, Getae, Aorsi, Gaudae, Clariaeque (tenent); et sub iis Arraei Sarmatae, quos Arcatas vocant. Plin. IV, 18. Den von Strabon erwähnten Hauptstamm der Aorsen in der kaspischen Steppe scheint auch Plinius zu kennen, aber die Stelle ist corrumpirt: supra maritima ejus (Albanorum gentis) Udinorumque gentem Sarmatae, Utidorsi, Aroteres praetenduntur; quorum a tergo indicatae jam Amazones Sauromatides (VI, 15). In dem anstössigen Utidorsi scheint Uti (Udae oder Vitii) und Aorsi zu liegen.

5) Plin. VI, 18.

Ptolemaios nördlich vom Iaxartes kennt [1]); beide sind wol arischen Stammes, während unsere centralrussischen Aorsen im alten Finnenlande sitzen. Der Name scheint selbst in der Wurzel eine griechische Umwandlung erlitten zu haben: doch tritt er dem des Finnenstammes sehr nahe, da Adolph Erman diesen nach dem Munde des Volks *Arsa* schreibt [2]).

Nach dieser Abschweifung, durch welche wir hauptsächlich auf ein für die Behandlung der alten Ethnographie wichtiges Moment, auf die verschiedene Stabilität der Bevölkerung, je nach der Natur ihrer Wohnsitze, aufmerksam machen wollten, — kehren wir zur Bestimmung der Grenzen des Skythenlandes zurück, für dessen östlichen Theil uns ebenfalls eine Angabe vorliegt. Hier stiessen die Skythen im Norden an die Schwarzmäntel, an die Melanchlainen, und diese waren 20 Tagereisen oder 80 Meilen vom Meer entfernt [3]), — vom Meer, nicht von der Maitis, die kein Grieche ein Meer genannt hat. Diese Strecke von 20 Tagereisen bildete, nach Herodot's Meinung, die östliche von den vier Seiten des Skythenlandes, und war seiner Ansicht nach ein Küstenstrich, da er das asowsche Meer nicht für viel kleiner als das schwarze hielt. Die Richtung der Entfernungsangabe ist also ungefähr die des asowschen Meeres, und selbst wenn wir die 20 Tagereisen nicht von der Südspitze der Krim, sondern vom kimmerischen Bosporos beginnen lassen, führen sie in nordöstlicher Richtung kaum zur grossen Donbiegung, so dass die Melanchlainen, die diesseits des Don sassen, im südwestlichen Theil des Gouvernements Woronesh gewohnt haben müssen. Damit stimmt überein, dass sie Nachbarn der Budinen waren, welche im östlichen Theile dieses Gouvernements und im Kosakenlande nördlich vom Don wohnten.

Wir finden also überall, dass die Skythen nicht einmal die Grenzländer der heutigen Steppe inne hatten; diese waren, wie wir oben ausführten, im Alterthum stärker bewaldet und wurden deshalb von den Hirten vermieden. Herodot's Skythen weideten nur in den Ebenen des Budjak, in den Gouvernements Cherson, Taurien, Jekaterinoslaw und in dem diesseits des Don und südlich von seiner Biegung gelegenen Theile des Kosakenlandes.

Nun kann allerdings eine Stelle Xenophon's so aufgefasst werden,

---

1) Ptolem. IV, 14, 10.

2) Erman, Reise um die Welt I, 201.

3) *Τὸ ἀπὸ θαλάσσης ἐς μεσόγαιαν ἐς τοὺς Μελαγχλαίνους τοὺς κατύπερθε Σκυθέων οἰκημένους εἴκοσι ἡμερέων ὁδός.* Herod. IV, 101.

als ob die Skythen auch einige benachbarte Stämme ihrer Herrschaft unterworfen hätten. Sokrates mustert die Reihe der herrschenden und beherrschten Völker; in Asien, sagt er, sind die Perser das herrschende Volk, die Syrer, Phryger, Lyder sind unterworfen; in Europa herrschen die Skythen, und die Maiten sind unterworfen; in Afrika herrschen die Karthager, und die Libyer sind unterworfen [1]). Ist die Analogie in diesen Beispielen vollkommen, so müsste man meinen, dass die Maiten, d. h. nach dem Sprachgebrauch der Geographen und Inschriften, die sarmatischen Stämme an der Ostküste des asowschen Meeres, von den Skythen unterworfen waren. Dieser Annahme widerspricht aber der Umstand, dass Herodot mit grosser Bestimmtheit den Don als östliche Grenze der Skythen bezeichnet, und dass sich weder bei diesem Schriftsteller noch bei einem andern die geringste Spur einer Abhängigkeit sarmatischer Stämme von den Skythen entdecken lässt. Dagegen wissen wir aus Strabon und aus Inschriften, dass die Maioten oder Maiten — wie sie auf den Inschriften regelmässig genannt werden, — in der That unterworfene Stämme waren: sie standen unter den bosporanischen Herrschern und werden bereits auf den ältesten Denkmalen derselben, die bis jetzt entdeckt sind, als Unterworfene aufgeführt. Nun sehen wir aus Lysias und Isokrates, dass das bosporanische Reich schon unter Satyros I. (407 — 393) mächtig war und mit Athen in genauer Verbindung stand: die Unterwerfung der Maiten-Stämme unter das bosporanische Scepter konnte Xenophon also wohl bekannt sein. Es scheint demnach, dass Sokrates in den oben mitgetheilten Worten nur schlechtweg unter den nordischen Völkern die Maiten als ein beherrschtes, die Skythen als ein herrschendes Volk bezeichnet hat, ohne damit sagen zu wollen, dass das eine dem andern unterworfen war; doch dann drängt sich die Frage auf, ob im eigentlichen Skythenlande unterworfene Stämme wohnten?

Einige Widersprüche, in welche sich Herodot verwickelt hat, werden in der That nur durch die Annahme erklärlich, dass Xenophon die Skythen mit Recht zu den herrschenden Völkern gezählt hat. In unmittelbarer Nähe Olbia's, am Bug, wohnten zu Herodots Zeit die Kallipiden und Alazonen oder Alizonen, wie in andern Handschriften gelesen wird. Jene nennt der alte Historiker Hellenoskythen, und bezeichnet sie dadurch als ein Mischvolk; von beiden Stämmen bemerkt er, dass sie Getreide säeten, und von Brod, Zwiebeln, Knoblauch, Bohnen und Hirse lebten. Sie beschäftigten sich also mit Acker- und Gar-

1) Xenoph. Memorab. I, 2, 10.

tenbau; damit aber schrumpft Herodot's weitere Bemerkung, dass sie im Uebrigen wie die Skythen lebten, zur Bedeutungslosigkeit zusammen und kann wenig mehr besagen, als dass diese Stämme sich nicht durchweg griechische Sitten angeeignet hatten; denn eine so durchgreifende Aenderung, wie der Uebergang vom Nomadisiren zur Sesshaftigkeit, bedingt fast in jeder Beziehung eine wesentliche Umgestaltung der Lebensweise. Ungeachtet dieser Angabe über angebliche Skythenstämme, welche sich dem Ackerbau zugewendet hätten, versichert Herodot an einer andern Stelle, dass die Skythen mit besonderer Hartnäckigkeit an ihren väterlichen Sitten hingen; er führt als Beweis das traurige Schicksal an, welches sich Skyles und Anacharsis durch ihre Vorliebe für griechisches Wesen zugezogen hatten; und seine Bemerkung ist an sich in der Natur eines Nomadenvolks tief begründet. Die Ungebundenheit und Mühelosigkeit des Hirtenlebens, das Weilen und Wandern in unbegrenzten Räumen giebt dem Gemüth der Nomaden eine Spannung, welche die Einschränkung hinter die vier Pfähle eines Gehöftes nicht verträgt, die sauere Arbeit des Landmanns als das Uebermass des Elends und feste Wohnungen als abscheuliche Kerker betrachten lässt. Man muss es wissen, welche unendliche Mühe es gekostet hat, einen kleinen Nogaierstamm in Taurien an ein sesshaftes Leben zu gewöhnen; jahrelang fürchtete man, die Häuser, die man ihnen erbaut und angewiesen hatte, plötzlich einmal verlassen zu finden; wenn Gräser und Blumen sprossten, regte sich in diesen Naturkindern mit der Allmacht eines Instincts die alte Wanderlust: wie Vögel, die dem Käfig entronnen, wandten sie den dumpfen Wohnungen den Rücken, schlugen lustig auf dem Hofraum die alte Jurte auf und zogen mit ihr aus einer Ecke in die andere, um die tiefgewurzelte und mächtig sich regende Unruhe des Gemüths doch einigermassen zu befriedigen. Wenn wir aus solchen Vorfällen gelernt haben, dass die Anhänglichkeit an das lustige Wandern und Treiben des Hirtenlebens mit der Kraft eines Naturtriebes auftritt, wird es uns sehr zweifelhaft erscheinen, dass es den Hellenen gelungen sein sollte, ganze Skythenstämme für ein sesshaftes Leben zu interessiren. Es scheint uns genug, dass es ihnen glückte, die ackerbautreibenden Stämme, welche sie am untern Bug vorfanden, in ihrer Lebensweise zu schützen, die Sitte und Civilisation des sesshaften Lebens vor der Verflüchtigung in das von allen Seiten eindringende Nomadenthum zu bewahren, und von diesem festen Kern aus die weitere Ausdehnung des Ackerbaues in die Steppe möglichst zu befördern. Wie weit der griechische Einfluss in dieser Beziehung reichte, lehrt der nördlich von den Kallipiden und Alizonen lebende Skythen-

stamm, den Herodot mit dem griechischen Wort Aroteres benennt. Von ihm heisst es, dass er wol Getreide gebaut habe, — aber nur zum Verkauf, und dieses deutet auf ein dem Nomadenleben noch nicht widerstreitendes Verfahren, welches wir auch heute zuweilen von den Kirgisen und andern Hirtenvölkern befolgt finden, — dass die Hirten im Frühjahr einige Felder mit Getreide, namentlich mit Hirse bestellen, dann sich auf die Wanderung begeben und erst im Herbst zu den beackerten Stellen zurückkehren. Hier ist nicht wie bei dem Gemüsebau, den Kallipiden und Alizonen trieben, eine regelmässige und wiederkehrende Arbeit vonnöthen; hier hing auch nicht die Subsistenz des Volkes vom Ackerbau ab. Sobald die Saat ausgestreut war, konnten die Nomaden ihrem gewöhnlichen Leben nachgehen, und dieses behauptete sich denn auch in allen Beziehungen so nachdrücklich, dass sie sich nicht einmal bewogen fühlten, mit der gewohnten animalischen Nahrung die vegetabilische zu verbinden. Es war ihnen genug, bei der Heimkehr in dem Ertrage der bestellten Felder einen in der benachbarten Seestadt gern gesehenen Handelsartikel zu finden, gegen den sie Wein und die Erzeugnisse griechischer Handarbeit eintauschen konnten. So zeigt sich hier im klaren Licht die Wirkung der griechischen Ansiedelung auf die Barbaren: die Nähe der volkreichen Handelsstadt hielt die benachbarten ackerbautreibenden Stämme am sesshaften Leben fest, machte ihnen den Gartenbau zu einem einträglichen Unternehmen und bestimmte zu gleicher Zeit die etwas entfernteren Nomaden, indem sie dieselben mit den Bedürfnissen eines weiter vorgeschrittenen Lebens bekannt machte, durch Bestellung eines Theiles der Felder auf Vermehrung ihrer Tauschmittel bedacht zu sein.

Da Kallipiden und Alazonen als ackerbautreibende Stämme nicht in demselben Grade, wie die Hirten der Steppe, der Vergänglichkeit oder einer Veränderung ihrer Wohnsitze ausgesetzt waren, werden wir sie mit grösserer Sicherheit auch bei andern Schriftstellern aufsuchen dürfen. Vor Herodot wurden beide von Hellanikos erwähnt[1]); nach ihm zählt Ephoros vom Istros der Reihe nach die Barbarenstämme der Karpiden, Aroteren und Neuruten auf[2]), wie bei Herodot Kallipiden und Alazonen, Aroteren und Neuren von Süden nach Norden auf einander folgen. Es springt in die Augen, dass Karpiden und Kallipiden dasselbe Volk sind, und da der letzte Name offenbar gräcisirt ist, wird Ephoros' Schreibart mit grösserer Wahrscheinlichkeit als die richtige

1) Strab. XII, c. 3 (ed. Tauchn. III, p. 28. 29).
2) Scymn. Chii fragm. vs. 101—103 (bei Gail II, 321).

betrachtet werden können. Hierfür spricht auch Folgendes. Plinius nahm an dem Namen der Karpiden Anstoss; unglücklicherweise erinnerte sich der belesene Polyhistor, dass bei Odessos — und ein Odessos (Ordesos) hatte er zwischen den Mündungen des Dnjestr und Dnjepr zu erwähnen — Krobyzer wohnten, nicht Karpiden, und flugs setzt er jene Nachbarn des thrakischen Odessos in die Nähe des nordpontischen, wodurch er vermuthlich die ächte Lesart für Karpiden hergestellt zu haben glaubte[1]). Ein Jahrhundert später kennt Ptolemaios Karpianen zwischen den Peukinen auf der Donauinsel Peuke und den Bastarnen auf den östlichen Vorgebirgen der Karpathen; jenseits der Karpianen wohnten Gevinen (in Kiew?)[2]). Ueberall ist, wie ich glaube, von demselben Volke die Rede.

Der Alazonen gedenkt ausser Hellanikos und Herodot Niemand. Ihr Name hat griechische Färbung, und da in einigen Handschriften Alizonen gelesen wird, zaudere ich nicht mich für diese Form zu entscheiden. Die Alizonen waren ein altes, schon in den homerischen Gesängen erwähntes Volk Kleinasiens[3]), welches nach Strabon's Meinung jenseits des Halys im Lande der Chalyber sass[4]). Die alte Verbindung zwischen den Bewohnern der Nord- und Südküste des Pontos tritt in Geschichte und Sage mit hinlänglicher Klarheit hervor: dass Kimmerier im Norden und Süden des Meeres wohnten, ist positiv; eben so sicher, dass die Gebirge im Norden und Süden denselben Namen — Tauros — führten; die Amazonen siedelten nach der einen Sage von der Südan die Nordküste über und vermischten sich hier mit den Skythen[5]), während nach der andern Skythen von der Nord- zur Südküste zogen und hier Stammväter der Amazonen wurden[6]). Bei diesen Wechselbezügen lässt sich die Vermuthung nicht von der Hand weisen, dass auch die Alizonen des Nordens und Südens dasselbe Volk sind. Und was die kleinasiatischen Alizonen betrifft, so sind wir nicht allein auf Homer's Zeugniss gewiesen: Menekrates wusste, dass in den Bergen oberhalb Myrleia am Hellespont Alizonen oder — wie er meint, richtiger — Allizonen wohnten, und der ältere Hekataios sprach von einer verlassenen Stadt Alazia in der Nähe Myrleia's; doch wohnten noch zu seiner Zeit Alazonen in Dörfern am Odrysses, der sich in den

1) Plin. IV, 26.
2) Ptolem. III, 5, 24.
3) Il. II, 856. 857. V, 39.
4) Strab. XII, c. 3 (ed. Tauchn. III, p. 28).
5) Herod. IV, 110—117.
6) Justin. II, 4.

Rhyndakos ergiesst [1]). Also auch bei dem kleinasiatischen Volk finden wir dasselbe Schwanken des Namens, wie bei dem nordpontischen.

Und diese Namen, Karpiden und Alizonen, lassen auf slawischen Ursprung rathen, — wie befremdlich auch der erstere bei einem Volke der Ebene erscheint. Einige merkwürdige Stellen Nestors bestärken mich in dieser Vermuthung.

Der alte Annalist sagt: „Die Duljeber sassen am Bug, wo nun die Wolhynier sind; die Lutitzen“ (so liest Schlözer, die Handschriften liefern Ulitzi, Uluczi, Uluticzi, Lutczi, Liuticzi, Glutitzi, Luczani [2]) „und Tiwertzen waren Anwohner der Donau; ihrer waren eine grosse Menge, sie sassen am Bug und Dnjestr, einige bis zum Meere hin. Ihre Städte sind noch bis auf den heutigen Tag da: das wird von Griechen Gross-Skythien genannt“ [3]). Gewiss ein auffallender Zusatz: im Skythenlande, am untern Laufe desselben Bug, wohnten Herodots ackerbautreibende Alizonen. Nestor gedenkt des Volkes noch an andern Stellen: Oleg konnte die Sulitschen (so schreibt Schlözer hier) und Tiwertzen nicht unterwerfen [4]); erst Igor'n gelang es, ihnen Tribut aufzulegen [5]); aber unter den Völkern, die ihn im Jahr 944 auf seinem Heereszuge nach Konstantinopel begleiteten, werden sie nicht mehr aufgeführt: inzwischen hatten die Petschenegen ihr Land occupirt, und Miethlinge dieses Volkes zogen mit Igor.

Wie im Alterthum Karpiden neben Alizonen, wohnten nun im zehnten Jahrhundert Chorwaten neben Ulitzen. In der zuerst angeführten Stelle nennt Nestor, offenbar aus geographischen Rücksichten, Duljeber, Ulitzen und Tiwertzen unmittelbar neben einander; in einer andern, wo die Völker aufgeführt werden, die an Oleg's Zuge nach Konstantinopel Theil nahmen, werden Chorwaten, Duljeber und Tiwertzen zusammengenannt [6]). Da auch hier augenscheinlich bei der

---

1) Strab. XII, c. 3 (ed. Tauchn. III, p. 30).

2) Schaffarik schreibt immer Ulitscher; die Formen Uglitscher, Sulitscher, Lutitscher u. s. w. hält er für irrig oder verderbt.

3) Schlözer's Nestor Bd. II, S. 122.

4) Ebend. Bd. III, S. 76. Dass hier an die Sula nicht zu denken ist, erhellt daraus, dass die Ulitzen ebenfalls mit den Tiwertzen, deren Sitze Nestor so genau bestimmt hat, zusammen genannt werden, und dass an der Sula weder Sulitschen, noch Ulitzen, sondern nach Nestors ausdrücklicher Angabe (Bd. II, S. 86) Sewerier wohnten. Derselben Meinung ist Schaffarik, slaw. Alterthümer, II, 132.

5) Nestor, Bd. IV, S. 4.

6) Schlözer's Nestor III, S. 252.

Aufzählung die geographische Ordnung beobachtet wird [1]), lässt sich mit Sicherheit schliessen, dass diese Chorwaten im südlichen Russland westlich vom Bug wohnten, vielleicht bis zu den Abhängen der Karpathen hin. Diese Chorwaten waren es, gegen die Simeon der Bulgarenfürst im Jahre 942 zu Felde zog [2]). Lebten nun im neunten und zehnten Jahrhundert innerhalb eines verhältnissmässig eng umgrenzten Raumes Chorwaten in der Nachbarschaft der Ulitzen: so wird es als eine bemerkenswerthe Thatsache erscheinen, dass das Alterthum in demselben Bezirk Karpiden, die noch im zweiten Jahrhundert unter dem Namen Karpianen — also sicherlich nach einer von Herodot und Ephoros unabhängigen Quelle — aufgeführt werden, als Nachbarn der Alizonen kennt. Beide Stämme trieben Ackerbau, d. h. sie hafteten fester am Boden.

Wenn nun schon vor Herodot's Zeit am untern Bug ackerbautreibende Slawenstämme wohnten, so gewinnt die Ansicht derer, welche in dem Namen Borysthenes nur eine verderbte Form für Beresina — Birkenfluss — erkennen [3]), an Wahrscheinlichkeit. Dann wird es erklärlich, wie der slawische Name den Griechen im frühesten Alterthum bekannt werden konnte. Wir haben oben gesehen, dass an der Mündung des Stromes ein grosses Waldland lag, welches noch im Mittelalter erwähnt wird, — dass hier auch jetzt noch das einzige Wäldchen in Südrussland, ein Birkenwäldchen, zu finden ist, und dass dieser sandige Landstrich im Alterthum schwerlich andere als Birken-Waldung getragen haben kann, da Fichten in Russland bei Weitem nicht so tief nach Süden hinabsteigen, Eichen und Buchen aber mit so magerem Boden nicht zufrieden sind. So sind die Elemente vorhanden, die angeführte Etymologie sachlich zu unterstützen. Die Verwandtschaft slawischer Alizonen am Nordgestade des Pontos mit den kleinasiatischen Alizonen, — eine Verwandtschaft, die allerdings nur durch zahlreiche Beispiele analoger ethnographischer Verhältnisse bei engen Gewässern und hier speciell durch nachweisbar mannigfaltige Beziehungen zwischen der Nord- und Südküste des Pontos begründet werden kann — diese Verwandtschaft wird auch den bisher

1) Zuerst werden nämlich die Bewohner Nordrusslands in folgender Reihe genannt: Waräger, Slowenen (am Ilmensee), Tschuden, Kriwitschen, Meren. Dann folgen die Bewohner des mittlern Russland: Poljänen, Derewlianen, Radimitschen, Sewerier, Wjatitschen. Endlich die des Südens: Chorwaten, Duljeber, Tiwertzen.

2) Nestor IV, S. 40.

3) Schaffarik, Slaw. Alterthümer I, 501.

sehr lockern Combinationen, die sich an den Namen der paphlagonischen Eneter knüpften, einigen Halt gewähren.

Es ist möglich, dass ausser den Karpiden und Alizonen auch noch Reste der alten kimmerischen Bevölkerung im Skythenlande hin und wieder zerstreut waren, namentlich am Borysthenes und auf der bosporanischen Halbinsel; aber es fehlt uns jede verlässliche Andeutung hierüber. Nach Strabon's Versicherung, der hier Ephoros folgt, einem Schriftsteller, welcher Skythen und Sarmaten nicht vermengt, war den Skythen eine besondere Neigung zu Raub und Plünderung nicht eigen; sie führten zwar Kriege, überliessen aber die Aecker der bezwungenen Feinde denen, die sie bebauen wollten, und begnügten sich mit einem bestimmten, aber mässigen Tribut, der nicht zu ihrer Bereicherung diente, sondern eben nur zur Bestreitung ihrer einfachen Lebensbedürfnisse ausreichte: nur wenn der Tribut verweigert wurde, suchten sie ihn mit Waffengewalt zu erzwingen [1]). Diese Bemerkungen werden durch das friedliche Einvernehmen bestätigt, welches zu Herodot's Zeit zwischen den Skythen einerseits und den hellenischen Colonien wie den ihnen benachbarten Ackerbaustämmen andererseits obwaltete; und es stimmt auch vollkommen zu dem Bilde, welches uns die ältesten Schriftsteller, die das Volk von den Taurern und Sarmaten zu unterscheiden wissen, von dem Charakter der Skythen entwerfen, dass sie zufrieden waren, wenn die Weiden für ihre Heerden ausreichten, und wenn die in der Nähe der griechischen Ansiedelungen sesshaften Stämme durch einen Tribut das Versprechen von ihnen erkauften, dass sie bei ihren Wanderungen das Vieh nicht über beackerte Districte treiben würden.

Aber während ein Theil der früheren Besitzer des Skythenlandes in diesem erträglichen Abhängigkeitsverhältniss belassen wurde, scheint ein anderer, dessen Ländereien zum Unterhalt des siegreichen Stammes unumgänglich nothwendig waren, in den Stand der Knechtschaft herabgedrückt zu sein. „Wenn wir in der Schlacht unsere Sklaven tödten," — lässt Herodot die aus Asien heimkehrenden Skythen sprechen, — „werden wir künftig über weniger Unterthanen herrschen;" sie sagen nicht: „so werden wir ärmer werden," — wie man erwarten

---

1) *Οἱ μὲν οὖν Νομάδες πολεμιστὰὶ μᾶλλόν εἰσιν ἢ ληστρικοί· πολεμοῦσι δὲ ὑπὲρ τῶν ὁρων. Ἐπιτρέψαντες γὰρ ἔχειν τὴν γῆν τοῖς ἐθέλουσι γεωργεῖν, ἀντὶ ταύτης ἀγαπῶσι φόρους λαμβάνοντες τοὺς συντεταγμένους, μετρίους τινὰς, οὐκ εἰς περιουσίαν, ἀλλ' εἰς τὰ ἐφήμερα καὶ τὰ ἀναγκαῖα τοῦ βίου· μὴ διδόντων δὲ, αὐτοῖς πολεμοῦσιν.* Strab. VII, c. 4 (ed. Tauchn. II, p. 98).

musste, wenn es sich hier um ein bei Einzelnen zerstreutes Privateigenthum gehandelt hätte. Deutlicher sprechen indess die sonstigen Zustände des Volkes. Alles, was wir von dem Leben der skythischen Weiber wissen, lässt auf das Vorhandensein einer sehr zahlreichen dienenden Klasse schliessen, die schwerlich allein aus erkauften oder durch Kriegsgefangenschaft in die Sklaverei gerathenen Individuen bestehen konnte. „Mit Euern Weibern können wir nicht zusammen leben," sprechen die sarmatischen Amazonen zu den skythischen Jünglingen[1]), „denn wir haben eine ganz andere Lebensweise als jene; wir schiessen und werfen den Speer und reiten, weibliche Beschäftigungen aber verstehen wir nicht; Eure Weiber thun nichts von diesem, sie haben weibliche Arbeiten vor, bleiben auf den Wagen und gehen weder auf die Jagd noch sonst wohin." Damit stimmen andere Schriftsteller überein: wir haben oben gesehen, dass Hippokrates die Corpulenz der skythischen Weiber durch ihre sitzende Lebensweise erklärt und dass die bei ihnen noch merklicher als bei den Männern hervortretende Krümmung der Beine ebenfalls in dem Mangel an Bewegung ihren Grund hatte. Die zahlreichen und regelmässig wiederkehrenden Geschäfte, die durch das Wanderleben und dadurch, dass die Subsistenz des Volkes lediglich auf Viehzucht gestellt war, nothwendig gemacht wurden, und die bei den Nomaden unserer Tage die angestrengteste Thätigkeit der Weiber in Anspruch nehmen, — alle diese Geschäfte mussten bei den Skythen von Sklaven versehen werden; aus Herodot lernen wir z. B. dass das Melken der Stuten eine Arbeit der Sklaven war. Die Zahl der letztern kann also nicht unbeträchtlich gewesen sein; oder vielmehr, weil sie beträchtlich war, weil vermuthlich schon bei der Ankunft des Volkes in diese Gegenden ein bedeutender Theil der frühern Eigenthümer des Landes in den Stand der Dienstbarkeit herabgedrückt war, konnte unter den Skythen eine Lebensordnung Platz greifen, nach welcher die Weiber in dem Zelt wie in einem Harem eingeschlossen werden und ihr Leben in orientalischer Unthätigkeit zubringen konnten.

Erwägen wir nun, dass das Skythenland sich nicht über die Grenzen der damaligen Steppe hinaus erstreckte; dass innerhalb desselben auch ackerbautreibende Völker andern Stammes sassen; dass die nomadisirenden Skythen zahlreiche Sklaven anderer Abkunft mit sich führten; und dass ein von der Viehzucht lebendes Volk ungleich grössere Strecken zu seinem Unterhalt braucht, als ein ackerbautreibendes: so wird sich uns die Ueberzeugung aufdrängen, dass die pontischen Sky-

1) Herod. IV, 114.

then kein sehr zahlreiches Volk waren. Auch Hippokrates scheint dieser Ansicht gewesen zu sein, da er die Skythen ein unfruchtbares Volk nennt. Herodot erklärt: „die Zahl der Skythen war ich nicht im Stande genau zu erfahren, hörte vielmehr abweichende Angaben darüber; Einige sagen es seien sehr viele, Andere, es seien wenige, was eigentliche Skythen sind“ [1]). Die letztere Angabe erhält schon dadurch, dass sie sichtlich auf einer Unterscheidung des herrschenden Stammes von den Unterworfenen beruht, den Stempel grösserer Zuverlässigkeit und dient zu gleicher Zeit zur Bestätigung dessen, was wir so eben über die fremden, unter die skythische Bevölkerung gemischten Elemente bemerkt haben. Wer jene Unterscheidung vernachlässigte oder gar sämmtliche Völker im Norden Europa's und Asiens unter dem Namen Skythen begriff, konnte freilich die Skythen als ein ungemein zahlreiches Volk bezeichnen. Es darf uns also nicht beirren, wenn Thukydides „an Macht im Felde und an Menge des Heers“ den Skythen vor den Thrakern bei Weitem den Vorrang einräumt und sogar versichert, dass weder in Europa noch in Asien irgend ein Volk an und für sich, ohne Bundesgenossen, den Skythen zu widerstehen im Stande wäre, falls diese selbst nämlich zur Einigkeit gelangen könnten [2]); oder wenn Xenophon von der überaus grossen Zahl der Skythen spricht, wo er vielleicht sogar an die asiatischen denkt [3]). Solche Ansichten haben wol nicht allein in der von Herodot angedeuteten Verwechselung ihren Grund, sondern auch in der Erinnerung an den kläglichen Ausgang der gewaltigen Unternehmung des Dareios. Ein barbarisches Volk, welches durch ein Heer von 700,000 Mann nicht bezwungen werden konnte, musste überaus tapfer und zahlreich erscheinen. Mit dem grossen Vorzug eigener Anschauung ausgerüstet, urtheilte Herodot über die Unternehmung des Perserkönigs viel richtiger: er schrieb das Scheitern derselben den Eigenthümlichkeiten des Landes und dem Umstande zu, dass den Skythen ein fester Grundbesitz fehlte und dass sie deshalb einer Schlacht ausweichen konnten; er mag vielleicht sogar geahnt haben, dass der Perserkönig auf diesem Terrain und gegen solche Feinde mit 10,000 tüchtigen Reitern auf abgehärteten Pferden grössere Erfolge erzielt haben würde, als mit siebenzig Myriaden, die in der brun-

1) *Πλῆθος δὲ τῶν Σκυθέων οὐκ οἷός τε ἐγενόμην ἀτρεκέως πυθέσθαι, ἀλλὰ διαφόρους λόγους περὶ τοῦ ἀριθμοῦ ἤκουον· καὶ γὰρ κάρτα πολλοὺς εἶναί σφεας καὶ ὀλίγους, ὡς Σκύθας εἶναι.* Herod. IV, 81.

2) Thucyd. II, 97.

3) Xenoph. Cyropäd. I, 1, 4.

nenarmen Steppe nur untergehen, nicht aber einen flüchtigen Feind ereilen konnten. Ohne solche Kenntniss des Terrains und der eigenthümlichen Zustände des Volks lag es freilich nahe, aus jenem historischen Ereignisse voreilige Schlüsse auf die Macht und die Stärke des Skythenvolkes zu ziehen. Und ausserdem lehren die Erfahrungen unserer Tage, dass Reisende selbst an Ort und Stelle die Stärke einer Nomadenhorde meistens überschätzen: in Städten und Dörfern weilt der grössere Theil der Bevölkerung in den Häusern, während sich am Lagerplatze der Horde fast die Gesammtheit derselben dem Blicke darbietet, das bunte Treiben, das Gewühl von Menschen und Heerden eine zu hohe Vorstellung von der Stärke der Bevölkerung erzeugt.

Es ist seltsam, dass eine Notiz Herodot's über einen statistischen Versuch des Skythenfürsten Ariantas uns das Material bietet, die Volkszahl annähernd zu berechnen. Ariantas wünschte nämlich, die Stärke des Volkes kennen zu lernen, und forderte deshalb von jedem Skythen eine Pfeilspitze; aus diesen befahl er, um ein Denkmal der Volkszählung zu hinterlassen, einen grossen kupfernen Kessel anzufertigen, und stellte dann das grosse Werk an dem Orte Exampaios auf. Herodot scheint den Kessel selbst gesehen zu haben; seinen Angaben zufolge fasste er reichlich 600 Amphoren und war sechs Daktylen dick [1]). Adolph Erman bemerkt nun hierüber [2]): „Es war ein erznes Gefäss, welches bei einer Metalldicke von 4,46″ eine Höhlung von 282,2 Kubikfuss Pariser Maass umschloss (wenn man den Inhalt des Amphoreus auf 0,470 Pariser Kubikfuss, den Daktylos zu 0,7431 Pariser Zoll rechnet); leider fehlt es an nähern Angaben der Gestaltung, wollte man aber das Gefäss als cylindrisch sich denken, so würden die Annahmen von 4′ Höhe des innern Raumes bei 9,48′ Durchmesser desselben, oder von 12′ Höhe bei 5,46′ Durchmesser, als etwa noch wahrscheinliche Extreme, dem von Herodot angegebenen Inhalte entsprechen, und für die Menge des verarbeiteten Metalles ergiebt sich aus ersterer Annahme 76,3, aus letzterer 91,3, in einem mittleren Falle also etwa 83 Pariser Kubikfuss oder an Gewicht 41,000 altfranzösische Pfunde, wenn man annimmt, dass das Gefäss aus Bronze bestanden habe.“ In den Kurganen Südrusslands sind zahllose alte Pfeilspitzen gefunden worden, die sich hinsichtlich ihrer Grösse schwerlich bedeutend von einander unterscheiden werden; aus einer Sammlung solcher, die den anscheinend ältesten Gräbern angehört haben, müssten sich die durch-

1) Herod. IV, 81.

2) Erman, Reise um die Welt I, 464.

schnittliche Grösse, die Qualität und specifische Schwere des Metalls mit Leichtigkeit feststellen und so die Materialien gewinnen lassen, aus welchen das Minimum und Maximum der skythischen Bevölkerung annähernd berechnet werden könnte. Wie ich vermuthe, würde sich auch hieraus ergeben, dass der Stamm der Skythen nicht sehr stark war.

Skythische Horden und Fürsten.

Ungeachtet ihrer geringen Zahl waren die Skythen nach dem übereinstimmenden Zeugniss verschiedener Schriftsteller in mehrere Horden zersplittert. Was Thukydides und Xenophon über die Uneinigkeit der Skythen sagen, mag sich nicht ausschliesslich auf die pontischen beziehen, aber es gilt gewiss auch für sie.

Starke Zersplitterung und ein lockerer Verband der vereinzelten Horden sind nothwendige Ergebnisse einer nomadischen Lebensweise; und was die Skythen betrifft, so spiegelt sich das System der Theilungen schon in ihrer Nationalsage ab: Kolaxais theilte das Reich unter seine drei Söhne, — „da das Land gross war", setzt die Sage im Geiste des Nomadenthums hinzu: Reichthum an Weiden ist für Hirtenvölker Ursache und Bedingung der Zersplitterung. Auch bei den Mongolen des Mittelalters und der neuern Zeit sind Theilungen des Reiches im Grossen wie im Kleinen an der Tagesordnung: selbst unbedeutende Stammfürsten pflegen ihren jüngern Söhnen für ihren Unterhalt eine Anzahl von Familien anzuweisen, während dem ältesten die Herrschaft und eine Art lockerer lehnsherrlicher Obergewalt über seine Brüder zufällt. In diesem unseligen Verfahren liegt der Grund der starken Zersplitterung und fortdauernden Zwietracht, welche I. J. Schmidt als eine für die Mongolen charakteristische Eigenthümlichkeit fast mit denselben Worten schildert, deren sich Thukydides in Bezug auf die Skythen bedient. Zu Herodot's Zeiten lebten am Pontos, wenn wir von den Karpiden und Alizonen absehen, vier Skythenstämme, von welchen der östlichste, dessen Weideplätze bis zum Don reichten, der bedeutendste war. Hier nomadisirten „die tapfersten und zahlreichsten Skythen", welche die andern für ihre Sklaven hielten; und dieser Umstand veranlasste vermuthlich den alten Historiker oder die am Pontos lebenden Hellenen, in dem ächten Stammnamen derselben das griechische Wort für „königlich" wiederzuerkennen.

Es ist nicht zu ermitteln, wodurch Herodot veranlasst wurde, das Land zwischen der Donau-Mündung und der Stadt Karkinitis (am

Busen von Perekop) als das „alte Skythien“ zu bezeichnen [1]); aber in Verbindung mit der hervorragenden Stellung, welche die „Königlichen“ unter ihren Stammgenossen einnahmen, drängt jene Notiz zu der Vermuthung, dass die Einwanderung der pontischen Skythen in zwei gesonderten Zeiträumen erfolgte, dass die „königlichen Skythen“, ein besonders zahlreicher Stamm, später in diese Landschaften nachrückten, und bei Besitzergreifung der reichen Weidestrecken in Folge ihres activen kriegerischen Auftretens ein Uebergewicht über die bereits seit längerer Zeit im Westen nomadisirenden Horden erlangten. Für diesen Gang der Ereignisse sprechen ausser dem Namen Alt-Skythiens, der ein jüngeres Skythenland voraussetzt, die Sitze der königlichen Horde im Osten des gesammten Landes und der Umstand, dass die zurückgebliebenen Skythen im Orenburg'schen mit Bestimmtheit gerade als ein Zweig der königlichen am Pontos bezeichnet werden. Es ist oben darauf hingewiesen worden, dass die Weideplätze der orenburgschen Skythen einerseits durch das Gebiet der Issedonen, andererseits durch unzugängliche Urwälder sehr eingeengt waren; selbst im Süden, wo sich jetzt bis zum kaspischen Meer eine offene Steppe ausdehnt, setzten damals die dichten Waldungen an den Irgisbächen, die sich bis in das siebenzehnte Jahrhundert erhalten haben, dem Umherschweifen der Hirten Schranken entgegen. Unter diesen Umständen mochte sich auch nach der ersten Auswanderung einiger Stämme an den Pontos, die eine unmittelbare Folge der Völkerbewegungen war, durch welche die Skythen von Issedonen und Massageten in die westlichen Theile des orenburgschen Gouvernements gedrängt wurden, in beruhigteren Zeiten bei dem Versuch eines Arrangements innerhalb der engen Grenzen des neuen Gebietes das Bedürfniss einer zweiten Auswanderung fühlbar machen. So mögen die pontischen königlichen Skythen in späterer Zeit das Orenburg'sche verlassen haben: die Sage aber kehrte aus den oben angedeuteten Gründen das Verhältniss um, und machte die orenburgschen Skythen zu einer Colonie der königlichen [2]). Dass die letztern am Pontos wirklich die erste Rolle spielten, erhellt auch aus Herodots Erzählung über die Vorgänge, zu denen der Zug des Perserkönigs Veranlassung gab. Es ist hier überall nur von dieser Horde die Rede: sie wurde in drei Heeresabtheilungen zerlegt, die unter dem Befehl besonderer Khane standen und denen selbst die unabhängigen verbün-

1) Herod. IV, 99.
2) Herod. IV, 23.

deten Stämme der Sarmaten und Budinen zugetheilt wurden [1]); der andern skythischen Horden wird gar nicht gedacht, als ob es sich von selbst verstände, dass sie den Befehlshabern der königlichen untergeordnet wären.

Die einzelnen Horden zerfielen wieder in Unterabtheilungen, von denen jede einen in politischer wie religiöser Hinsicht gesonderten Verband bildete. Ein skythischer Nomos — mit diesem Ausdruck bezeichnet Herodot die kleinern Volksabtheilungen [2]) — könnte von uns, wenn wir in der Terminologie nordasiatischer Hirten bleiben wollen, ein Uluss genannt werden; die Bewohner der Landschaft Gerrhos mögen einen solchen Uluss gebildet haben, den nördlichsten der Georgoi oder Urgoi. Jeder Nomos stand unter einem Nomarchen, Stammältesten oder Fürsten, — einem Taidschi, nach mongolischer Benennung — und es scheint, dass er bei seinen Wanderungen auf einen bestimmten District angewiesen war, dessen Grenzen alte Gewohnheit festgestellt hatte und wechselseitige Furcht heiligte. Wenn Herodot nämlich mittheilt, dass in jedem District neben der Urga, dem ἀρχήϊον, dem Aufenthaltsorte des Stammhauptes, ein künstlicher dem Kriegsgott geweihter Hügel sich befand, so deutet dieses auf einen festen Mittelpunkt für das Wanderleben jedes Uluss hin. Das Nomadisiren dürfen wir uns überhaupt nicht als ein völlig regelloses Umherschweifen vorstellen: es bewegt sich vielmehr in ziemlich festen Bahnen, die durch politische und physische Verhältnisse vorgezeichnet sind. Innerhalb der Districtsgränzen bestimmt der Wechsel der Jahreszeiten und die Natur der Weiden den Gang der Wanderung: die Heerden werden in der Steppe zur Zeit des Frühlings und Herbstes auf die trocknen Höhen, in Sommer zu den Senkungen und Flussthälern getrieben, in welchen ein grösseres Maass von Feuchtigkeit den Graswuchs frischer erhalten hat; im Winter suchen sie, je nach den Localitäten, in dem Röhricht der Niederungen, hinter Hügeln oder Ruinen, Schutz vor den Schneestürmen. Die Hirten der krim'schen Steppen unweit des Gebirges treiben jetzt im Sommer das Vieh auf die Alp, wo das Gras nie verdorrt und die Heerden vor lästigen Insecten geschützt sind; im Winter suchen die im östlichen Theile der Halbinsel nomadisirenden einen Zufluchtsort hinter den alten Erdwällen, die sich vom schwarzen zum asowschen Meere hinziehen. Im Alterthum werden die Kimmerierschanzen — ich meine

1) Herod. IV, 120.
2) Herod. IV, 62. 66.

Herodots *τείχεα Κιμμέρια*, — dieselben Dienste geleistet haben. Strabon kannte diese durch die Jahreszeiten und die Natur des Landes bedingte Regelmässigkeit der Wanderungen; er bemerkt von einigen Stämmen, dass sie sich im Winter nach den Niederungen an der Maitis zogen, nach den jetzt zum Theil ausgetrockneten, einst mit Schilf und Rohr bestandenen Meeresbuchten an den Mündungen der Molotschna, der Utluk-Bäche und am Siwasch, während sie im Sommer „auf den Ebenen", d. h. auf der hohen Steppe weideten [1]). Und ebenso wie in jedem einzelnen Stamm das Wanderleben nicht durch Gesetze, sondern durch die Macht natürlicher Verhältnisse und alter Gewohnheit geregelt wird, ordnen sich auch die Beziehungen der Stämme zu einander bei den einfachen Zuständen der Hirtenvölker leicht. Die Weideplätze einer benachbarten Horde beschreiten, heisst einen Act offener Feindseligkeit begehen. Wird ein Stamm durch zunehmende Volkszahl genöthigt, die gewohnten Schranken zu durchbrechen und sein Gebiet zu erweitern, so wendet er sich gegen den schwächern Nachbarn, und diesen zwingen Noth und Klugheit, vor dem Stärkern zurückzuweichen und sich selbst einzuschränken. Dass es hiebei oft genug zu Feindseligkeiten, zu Raub- und Rachezügen kommt, ist unvermeidlich; aber es ist auch nicht zu leugnen, dass die reale Macht eben deshalb, weil sie stets bereit ist sich Geltung zu verschaffen, bei solchen primitiven Zuständen auch am Bereitwilligsten anerkannt wird. Wenn hier nicht der Begriff der Macht eine viel weniger angefochtene Herrschaft ausübte, als in civilisirteren Gemeinschaften die Idee des Rechtes, würden die Hirtenvölker sich längst in blutigen Vernichtungskriegen aufgerieben haben; denn an Anlässen zu Zerwürfnissen ist ihre Lebensweise überreich, und nur der Instinct, mit dem sie reale Machtverhältnisse würdigen, kann sie vor fortwährenden Kämpfen bewahren.

Das Wenige, was Herodot über die Stellung der skythischen Fürsten berichtet, ist weit entfernt an deutsches Wesen zu erinnern; es athmet vielmehr asiatischen Despotismus und orientalische Vergötterungssucht. Dass der Skythenfürst nach kriegerischen Streifzügen die Beute vertheilt [2]), kann allerdings lediglich als Ausfluss der Heerführerschaft betrachtet werden; dass er auch Recht spricht [3]), liegt vom

1) *Ἀκολουθοῦσι δὲ ταῖς νομαῖς μεταλαμβάνοντες τόπους ἀεὶ τοὺς ἔχοντας πόαν, χειμῶνος μὲν ἐν τοῖς ἕλεσι τοῖς περὶ τὴν Μαιῶτιν, θέρους δὲ καὶ ἐν τοῖς πεδίοις.* Strab. VII, 3 (ed. Tauchn. II, p. 90).

2) Herod. IV, 64.

3) IV, 65.

deutschen Königthum schon weiter ab. Wenn aber Idanthyrsos, der Skythenfürst, mit stolzem Ton den Himmelsgott als seinen Ahnherrn bezeichnet [1]), so scheint mir schon hier die asiatische Idee hervorzubrechen, dass das königliche Geschlecht und Amt als unmittelbarer Ausfluss der Gottheit nicht innerhalb der Grenzen des Menschlichen stehe: deutsche Fürsten waren aber nur Könige, kühne Männer. Mit dieser Vergöttlichung des Herrschers stehen nun Herodots fernere Angaben in vollkommenem Einklang. Der feierlichste Schwur der Skythen war „bei der Tabiti des Khan's [2])", — wie die Mongolen des Mittelalters „bei dem Fleisch und Blut ihrer Herrscher" schwören [3]). Wurde der Khan krank — erzählt Herodot — so liess er die drei angesehensten Wahrsager kommen, welche diejenige Person bezeichneten, die bei der Tabiti des Khan's falsch geschworen und dadurch die Krankheit desselben verursacht habe; der Angeschuldigte wurde sofort ergriffen, vorgeführt und inquirirt; leugnete er hartnäckig, so rief der Khan sechs andere Wahrsager, und stimmten diese mit den ersten überein, so wurde der Angeschuldigte auf der Stelle enthauptet, sein Vermögen unter die drei ersten Wahrsager vertheilt; wenn aber die zuletzt herbeigerufenen Wahrsager den Angeschuldigten freisprachen, so wurden andere und wieder andere zu Rathe gezogen; erklärte sich endlich die Mehrzahl für die Freisprechung, so mussten die drei ersten Wahrsager sterben. Sie wurden auf einen mit Ochsen bespannten und mit Reisig beladenen Wagen gebunden und, nachdem das letztere angezündet, dem Feuer und der verzweifelten Wuth des Zugviehes preisgegeben. „Viele Ochsen", sagt Herodot, „verbrennen so mit den Wahrsagern; manche entkommen auch mit Brandwunden, wenn die Deichsel verbrannt ist; auf dieselbe Weise überliefern sie auch bei andern Veranlassungen die Wahrsager dem Feuertode, wenn sie Falsches behauptet haben [4])". Dass der Meineid nicht die sofortige Rache der beleidigten Gottheit auf das Haupt des Frevlers herabzieht, sondern den Khan in Mitleidenschaft führt, beruht wieder auf der Vorstellung, dass der Fürst selbst göttlicher Natur ist. Die Priester erscheinen hier in keiner besonders angesehenen Stellung, ihre Kunst ist nicht durch den Glauben an Unfehlbarkeit gedeckt; sie können des Truges überwiesen und einem schmählichen Tode überliefert werden, — eine bei der Rohheit und

1) Herod. IV, 127.
2) IV, 68.
3) v. Hammer, goldne Horde, S. 206.
4) Herod. IV, 68. 69.

dem Aberglauben des Volkes auffallende Thatsache, die auf ein starkes Uebergewicht der weltlichen Gewalt und auch hierin auf nordasiatische Verhältnisse hindeutet. Wie die buddhistischen Priester unter den Mongolen ungeachtet aller Verehrung, welche das Volk ihnen zuwendet, nicht im Entferntesten den politischen Einfluss erreichten, den der Priesterstand bei Indern, Persern, Babyloniern, Juden und Aegyptern mehr oder minder andauernd behauptete; wie die mongolischen Herrscher des Mittelalters sich im Gegentheil durch eine kühle, über die Streitigkeiten der verschiedenen Priesterschaften hinausragende und die Geistlichkeit beherrschende Stellung auszeichneten: so hat auch in dem ältern religiösen Glauben der Mongolen, im Schamanismus, die Zauberkunst der Beschwörer sich nicht als eine unfehlbare hinzustellen gewagt. „Sei für das Leben des Kranken eine Bezahlung", — heisst es in einer schamanischen Beschwörungsformel zur Bannung von Krankheiten, — „für seinen Körper eine Gabe, lass sein Glück hier und nimm sein Unglück fort! Ist die Vorladung der Geister unrecht, so sei der Schamane schuldig; sind es die Zurichtungen, so sei es der Zurichter; ist Alles wie es sein soll, und weigern sich die Geister, so seien die Geister schuldig [1])!" So sitzt hier die Skepsis mitten in dem Product des finstersten Aberglaubens.

Ueber die Ceremonien bei dem Leichenbegängniss skythischer Fürsten giebt Herodot einen ausführlichen Bericht, der mit den mongolischen Sitten in sehr auffallender Weise übereinstimmt. Sämmtliche Skythenfürsten wurden an einem und demselben Ort, in dem District Gerrhos beerdigt, der, wie wir oben nachzuweisen suchten, in der Nähe der Stromschwellen des Dnjepr lag: hier bietet der Granitrücken Erhöhungen, wie sie von mongolischen Stämmen mit Vorliebe zu Begräbnissplätzen gewählt werden. Auch von den Mongolen des Mittelalters wissen wir, dass sie die Leichen ihrer Fürsten nur an bestimmten geheiligten Begräbnissplätzen beerdigten. „In ihrem Lande", sagt Plan de Carpin, „sind zwei Todtenacker; auf dem einen werden die Khane, Fürsten und Edeln bestattet, und wenn nur irgend möglich, dorthin gebracht, mögen sie gestorben sein, wo sie wollen" [2]). Dies bestätigt auch Marco Polo: „es ist eine unabänderliche Gewohnheit, alle die Gross-Khane und Fürsten aus dem Geschlecht Tschingis-Khans nach einem gewissen hohen Berge, der Altai heisst, zu schaffen. Wo sie auch immer sterben mögen, sollte auch die Entfernung hundert Ta-

1) S. „über den Schamanismus" in Erman's Archiv Bd. VIII, S. 224. 225.
2) Plan de Carpin (ed. d'Avezac) c. III, §. 4.

gereisen weit sein, so werden sie doch zu diesem Berge gebracht[1])". Der Name Altain-Oola, Goldberg, ist in Centralasien weit verbreitet: Marco Polo meint hier nicht den Altai am obern Irtysch, sondern einen gleichnamigen Bergzug am Orkhon, im mongolischen Stammlande[2]).

Wenn die mongolischen Fürsten auf den goldnen Bergen des Heimathlandes beerdigt wurden, mussten die skythischen sich mit den bescheidenen Erhebungen des Landes Gerrhos begnügen. Nachdem der Leichnam des Fürsten wohl einbalsamirt war, wurde er von Stamm zu Stamm bis zu jenem Bezirk geführt. Die königlichen Skythen und alle diejenigen, zu welchen der Zug gelangte, schnitten sich die Ohrläppchen ab, schoren das Haar, verwundeten sich Arme und Gesicht, bohrten Pfeile durch die linke Hand und schlossen sich mit diesen wilden Zeichen der Trauer dem Leichenzuge an. Diese Gebräuche, die nicht bloss undeutsch, sondern antideutsch sind, erscheinen allerdings höchst barbarisch; dennoch ist es merkwürdig, dass sie die Milderung einer viel blutigeren Sitte sind, die anderthalb Jahrtausende später bei dem Tode mongolischer Gross-Khane befolgt wurde. Marco Polo erzählt, dass Alle, welche dem Leichenzuge des Gross-Khans begegneten, erbarmungslos erwürgt wurden, indem man ihnen zurief: „Gehet in die andere Welt und dienet dort Eurem verstorbenen Herrn!"[3]) So geschah es beim Transport der Leiche Tschingis-Khan's, so bei Möngke's Begräbniss, bei welchem an 20,000 Menschen das Leben verloren haben sollen[4]). Es ist nicht anzunehmen, dass die grausame Sitte, die das Volk zwang, sich bei dem Tode der Fürsten zu verstümmeln, erst später in einer der Macht Tschingis-Khan's entsprechenden Weise bis zu so grässlichen Menschenopfern verschärft wurde: wahrscheinlicher ist es mir, dass die skythischen Fürsten im alten Heimathlande nur einen untergeordneten Rang neben den grossen Volksherrschern einnahmen, dass sie aus diesem Grunde bei ihrem Tode mit geringern Zeichen der Trauer beklagt wurden, als Tschingis und Möngke, und dass das Volk schon bei seiner Auswanderung die mildere Sitte mitnahm. Bei dem Tode der grossen Mongolen-Khane sollten wo möglich überall die Zeichen der Trauer hervortreten: sogar die Schaafe wurden geschoren[5]). Die Verstümmelung der Ohren als Zeichen der Trauer

---

1) Marco Polo, deutsch v. Bürck, Buch I, Cap. 45.
2) Vgl. Humboldt, Asie Centrale I, p. 241—246.
3) Marco Polo, Buch I, Cap. 45.
4) Schmidt, zu Ssanang Ssätsän, S. 416. 417.
5) v. Hammer, goldne Horde S. 205.

hat sich länger erhalten: noch Graf Potocki fand bei den Nogaiern die Sitte, dass sie nach Todesfällen der Angehörigen sich selbst und dem Lieblingspferde der Verstorbenen das halbe Ohr abschnitten [1]).

In der Landschaft Gerrhos selbst war — so erzählt Herodot weiter — eine geräumige quadratförmige Gruft gegraben worden, in welcher der Todte auf einer Unterlage von Reisig beigesetzt wurde. Hierauf steckte man zu beiden Seiten des Leichnams Lanzen in die Erde, über welche Querhölzer und ein Flechtwerk gelegt wurden, und erwürgte ein Kebsweib des Fürsten, seinen Mundschenk, seinen Truchsess, seinen Marschall, seinen Kämmerer und Herold, deren Leiber in den noch leeren Theil der umfangreichen Gruft gelegt wurden; auch die Rosse des Fürsten und Opferstücke von seinem übrigen Eigenthum und goldenes Hausgeräth wurden ihm mitgegeben. War dieses Morden vollbracht, so wetteiferten alle Anwesenden darin, den Grabhügel über der Gruft so hoch als möglich aufzuschütten. Nach Jahresfrist wurde ein noch grausenhafteres Todtenfest gefeiert: von der Dienerschaft des Fürsten, die nur aus geborenen Skythen bestand, wurden fünfzig Personen auserlesen und erwürgt, und fünfzig Rosse getödtet. Aus den Leibern derselben entfernte man die weichen Theile, füllte den Bauch mit Spreu und nähte ihn wieder zu. Diese todten Rosse und Menschen wurden sodann als eine scheussliche Leichengarde um den Grabhügel folgendermassen aufgestellt: man trieb den Pferden, um ihrem Rücken Festigkeit zu geben, einen starken Stab der Länge nach durch den Leib, stützte dann jedes Pferd durch zwei hölzerne Bogen, welche je durch zwei Pfähle getragen wurden, dergestalt, dass die Schultern auf dem vordern, die Hüften auf dem hintern Bogen ruhten, die Beine aber frei herabhingen, und legte ihnen Zügel und Gebiss an, die an Pflöcken befestigt wurden. Hierauf trieb man auch durch die Leichname der erwürgten Diener längs des Rückgrades einen starken Stab, und befestigte den unten hervorragenden Theil desselben in einem Loche des horizontalen durch den Leib des Pferdes getriebenen Pfahles, so dass der Körper des Menschen aufrecht auf dem Pferde sass. In dieser Weise wurden fünfzig todte Reiter um das Grab des Fürsten aufgestellt [2]).

Dass die nächsten Angehörigen eines Verstorbenen ihm in den Tod folgen, wird in alter Zeit von verschiedenen Völkern berichtet. Es ist von den indischen Weibern bekannt, von Sardanapal, der sich mit seinem ganzen Hofstaat verbrannte, und kommt auch in der deutschen

1) Potocki, voyage dans les steps d'Astrakhan I, p. 121.
2) Herod. IV, 71. 72.

Heldensage zuweilen vor. Bei den Indern wurde es als religiöse Pflicht der überlebenden Gattin betrachtet, bei den Assyrern ist der erwähnte Vorfall ein vereinzeltes, nicht einmal hinlänglich beglaubigtes, sicherlich aber durch ganz ausserordentliche Umstände motivirtes Factum, bei den Deutschen erscheint die Selbstaufopferung als die Frucht individueller Hingebung, als ein heroischer Act des bittersten Schmerzes, dem das Leben nach dem Tode des theuersten Angehörigen als ein verächtliches Gut erscheint. Dass es bei den alten Deutschen, wie J. Grimm behauptet [1]), für die Ehefrauen „Herkommen und Gesetz" war, den Männern in den Tod zu folgen, ist von ihm nicht nachgewiesen und scheint mir sehr zweifelhaft: als Sitte beruht die Selbstaufopferung der Frauen auf der Anschauung, dass das Weib an sich jeder Selbstständigkeit entbehre und nur als Genossin des Mannes einige Bedeutung habe, dass sie demgemäss als stets bereitwillige Dienerin dem Manne überallhin und selbst in den Tod folgen müsse, — und das war nicht die Stellung deutscher Frauen. Auch sprechen die erschütternden Züge deutscher Heldensage, an welche der grosse Sprachforscher erinnert, nicht für Sitte, sondern für freie Wahl. Bei den Skythen dagegen war es Sitte, am Grabe des Fürsten Menschen zu opfern; es war Pflicht seiner Umgebung, sich schlachten zu lassen; was Herodot meldet, ist nicht eine bewundernswerthe Aufopferung, sondern eine scheussliche Ceremonie, die, wie mir scheint, nicht den entferntesten Anspruch darauf hat, mit den grossartigen Zügen unserer Heldensage in Parallele gestellt zu werden. Es war bei den Skythen nicht die Kraft allmächtiger Liebe, welche dem Ueberlebenden die bittere Frucht des Todes köstlich machte; nicht der gewaltige Zug einer über den Tod hinausragenden Treue, welche Brunhild zu dem Entschlusse führte, Sigurd in den Tod zu folgen, „damit ihm die schwere Thür der Unterwelt nicht auf die Ferse falle": nein, es war der niedrige Sklavensinn, der an den Todtenhügeln vergötterter Fürsten jene menschlichen Hekatomben schlachtete. Es war nicht ein für alle Skythen gültiger Brauch, dass die Ehefrau dem Manne, der treue Diener dem Herrn in den Tod folgte: nur dem despotischen Herrscher brachte man solche Opfer; ein Kebsweib erwürgte man ihm, damit es ihm im Grabe an Lust nicht mangele, seine Beamten und Diener schlachtete man, damit es ihm auch nach dem Tode nicht an Personen fehle, die seines Winkes gewärtig wären. Nicht als Wirkung der grössesten Tugenden, die eine Menschenbrust bewegen können, sondern als Ausfluss

1) J. Grimm, Gesch. d. deutschen Sprache, I, S. 139. 140.

der elendesten asiatischen Unterwürfigkeit, die noch den fürstlichen Leichnam mit Menschenopfern verehrt, erscheinen die abscheulichen Sitten, die Herodot schildert: was haben sie mit der edlen Selbstaufopferung in unsern Heldensagen zu thun?

Demselben Knechtessinn entstammten die ganz ähnlichen blutigen Ceremonien, durch welche die Mongolen das Leichenbegängniss ihrer Khane feierten. Am Grabe der Fürsten schlachteten sie die Beischläferinnen derselben und Gefangene. Nach dem persischen Historiker Mirchuand wurden dem todten Tschingis-Khan vierzig Mädchen geopfert; Khulaghu, dem ersten mongolischen Herrscher Persiens, wurden Mädchen mit allen ihren Juwelen ins Grab gegeben, „damit es ihn dort in der Einsamkeit nicht langweile"; dem Khan Oktai folgte eine seiner Gemahlinnen ins Grab, wie dieses, sagt Mirchuand, Sitte der Mongolen ist[1]). Der Buddhismus erklärte die grausame Sitte für Sünde; doch kämpfte er lange vergebens dagegen an. Als in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts Tübet Taidschi starb, der einzige Sohn Altan Khaghan's, ordnete seine Mutter an, dass ihm zur Begleitung hundert Kinder und hundert Kameelfüllen geschlachtet werden sollten; vierzig Kinder waren bereits getödtet, als das milder gewordene Volk sich erhob und dem Blutvergiessen ein Ende machte. So erzählt Ssanang Ssätsän, der mongolische Fürst und Geschichtschreiber, ein Nachkomme Tschingis-Khan's[2]). Erst im Jahre 1578 gelang es der Priesterschaft, in das Gesetzbuch, welches bei Wiedereinführung des Buddhismus veröffentlicht wurde, die Bestimmung hineinzubringen, dass fernerhin auch nicht mehr Kameele und Pferde bei den Begräbnissstätten geschlachtet und beerdigt, diese Opferthiere vielmehr der Geistlichkeit dargebracht werden sollten[3]): nach Buddha's Lehre ist es frevelhaft, ein Thier unnütz zu tödten. Nichts desto weniger ist die scheussliche Sitte, Menschen am Grabe der Fürsten zu opfern, selbst heute noch nicht überall ausgerottet. Der Missionär Huc, der im verflossenen Decennium unter den Mongolenstämmen des chinesischen Reiches umherreiste, erzählt wörtlich Folgendes: „Diese ungeheuerlichen Begräbniss-Ceremonien kosten zuweilen einer grossen Anzahl Sklaven das Leben: man wählt Kinder beiderlei Geschlechts, die sich durch ihre Schönheit auszeichnen, und giebt ihnen Quecksilber ein, bis sie sterben; bei dieser Todesart sollen sie die Frische des Gesichts

1) v. Hammer, goldne Horde, S. 49. 205.
2) Ssanang Ssätsän, Geschichte der Ostmongolen, S. 249.
3) Ssanang Ssätsän, a. a. O., S. 235.

bewahren und wie lebendig aussehen. Die unglücklichen Schlachtopfer werden dann um den Leichnam ihres Herrn aufrecht hingesetzt, als ob sie ihn wie zu seinen Lebzeiten bedienen sollten. Sie halten die Pfeife, den Fächer, das Fläschchen mit Schnupftaback und den andern Flitterkram der mongolischen Majestäten in ihren Händen“ [1]). So tief ist die Sitte, an Fürstengräbern Menschen zu schlachten, unter den Mongolen gewurzelt, dass sie sich selbst unter der Herrschaft eines religiösen Glaubens mit schnurstracks entgegengesetzten Lehren hier und dort Jahrhunderte hindurch behauptet hat.

Ihr Sinn tritt überall klar hervor: sie bedeutet die absolute Nichtigkeit des Untergebenen neben dem Fürsten; sie entstammt dem rohesten Despotismus asiatischer Gewalthaber und dem Fanatismus des knechtischen Sinnes der ihnen blindlings ergebenen Menge. Nicht in der gesunden und selbstständigen Welt deutscher Männer, die nach Tacitus' Ausdruck selbst unter Königsgewalt nicht über die Freiheit beschränkt waren, sondern in dem faulen Sumpfe asiatischer Knechtesgedanken ist die Idee ausgebrütet, welche bei jenen blutigen Ceremonien hervorbricht: und dieselbe schwüle Luft ruht über der skythischen wie über der mongolischen Sitte.

Wenden wir uns jetzt zum Einzelnen.

Die von Herodot beschriebene Einrichtung der skythischen Gräber entspricht, insofern sie nicht durch die Natur der stein- und holzarmen Steppe bedingt ist, genau der Einrichtung einer über ganz Nordasien weit verbreiteten Klasse von Gräbern, die zu den ältesten Denkmalen dieser Art gehören. Zum Beweise dessen wird es genügen, wenn ich einen sehr alten Bericht hier einrücke, der sicherlich ohne die entfernteste Erinnerung an Herodot's Erzählung niedergeschrieben ist. Gmelin hatte bei seiner sibirischen Reise im Jahre 1739 Gelegenheit, die zahlreichen Grabhügel am Abakan, einem der obern Zuflüsse des Jenisei, kennen zu lernen und von den Schatzgräbern über ihre Einrichtung und über ihren Inhalt Erkundigungen einzuziehen. Ueber eine Klasse derselben berichtet er Folgendes [2]): „Die dritte Art der Gräber ist unter dem Namen Semljanie Kurganie (Todtenhügel von Erde) bekannt. Es ist eine Art eines Erdhügels, in welchem ein, zwei

1) Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie, le Thibet et la Chine, pendant les années 1844, 1845 et 1846. Par M. Huc. (Deuxième édit. Paris 1853) vol. I, p. 130.

2) J. G. Gmelin's Reise durch Sibirien von dem Jahr 1738 bis Ende 1740. (3 Bde. Göttingen 1751. 1752) Bd. III, S. 315ff. Vgl. Pallas, Reise in verschiedene Provinzen, III, S. 384ff.

bis drei Gräber sind. Ein solcher Hügel ist rund herum in einer grossen Weite mit sehr hohen Feldsteinen umgeben, und es sollen zuweilen ein bis zwei Mühlsteine darauf liegen [1]). Die gewöhnliche Tiefe dieser Gräber ist von zwei bis vier Klaftern, man soll aber auch schon einige zwölf Klaftern tief gefunden haben [2]). Die Nachforscher dieser Hügel stellen sich vor, dass bei Anlegung derselben in jeder Ecke hölzerne Pfeiler wären eingelassen worden, zwischen welche man den Todten gelegt hätte; diese Pfeiler wären nachgehends durch Querbalken verbunden, und darauf Birkenrinde gelegt, auf die Birkenrinde aber Erde geschüttet und endlich dadurch dem Hügel seine äusserliche Gestalt gegeben worden [3]). Sie versichern, hiervon deutliche Spuren und Merkmale während des Aufgrabens gefunden zu haben. In diese Gräber sollen die Körper ganz gelegt worden sein, wie man denn auch in verschiedenen Särge von Lärchenbaumholz, die mit eisernen Nägeln versehen gewesen, gefunden hätte [4]). Weder in den Särgen aber, noch in der blossen Erde hat man jemals die geringste Spur von Silber gefunden, oft aber viele dünn geschlagene viereckige Platten Gold, merklich dicker als Flittergold, welche, wie es scheint, an dem Körper zuweilen rund herum angelehnt worden; zuweilen soll auch das Gesicht damit wie bedeckt gefunden worden sein. Man findet auch in diesen Gräbern gegossene wilde Schaafe, theils von Glockenspeise, theils von Kupfer und vergoldet, kupferne Leuchter, auch zuweilen kupferne Messerplatten, wie die sibirischen Zauberer auf ihren Berufskleidern tragen, und kleine Fetzen von seidenem Zeuge“ [5]).

Pferde opferten die Mongolen nicht bloss am Grabe ihrer Fürsten, sondern auch an dem anderer Vornehmen. „Wenn einer von den

---

1) Steine fanden die Skythen in der pontischen Steppe nicht.

2) *Ταῦτα δὲ ποιήσαντες χοῦσι πάντες χῶμα μέγα, ἁμιλλώμενοι καὶ προθυμεόμενοι ὡς μέγιστον ποιῆσαι.* Herod. IV, 71.

3) *Καὶ ἔπειτα, ἐπεὰν θέωσι τὸν νέκυν ἐν τῇσι θήκῃσι ἐπὶ στιβάδος, παραπήξαντες αἰχμὰς ἔνθεν καὶ ἔνθεν τοῦ νεκροῦ ξύλα ὑπερτείνουσι καὶ ἔπειτα ῥιψὶ καταστεγάζουσι.* Darauf werden in den übrigen Theil der Gruft die getödteten Diener gelegt (weshalb die Schatzgräber am Jenisei vermuthlich von mehreren Gräbern innerhalb eines Hügels sprechen) und der Erdhügel aufgeschüttet. Herod. a. a. O.

4) Dieser Luxus war den Skythen unbekannt: in der holzarmen Steppe mussten sie sich auf den Gebrauch von Stangen einschränken; Bretter und Balken waren ein zu seltenes Material.

5) Nach Herodot legten die Skythen nur goldnes Hausgeräth in das Grab, nicht silbernes oder kupfernes: es springt in die Augen, dass sich diese Notiz nur auf die Gräber der Fürsten bezieht, die er eben beschreibt.

Vornehmen gestorben ist", erzählt Plan de Carpin, „begraben sie ihn still auf dem Felde, wo es ihnen gefällt; er wird aber mit dem Zelte begraben", — die Skythen errichteten mit Lanzen eine Bedachung über dem Leichnam, — „und sitzt in der Mitte desselben; vor ihn stellen sie einen Tisch und eine Schüssel mit Fleisch und einen Becher mit Stutenmilch. Zu gleicher Zeit wird auch eine Stute mit ihrem Füllen begraben, und ein Reitpferd mit Zaum und Sattel, und ein anderes Pferd verzehren sie, stopfen das Fell mit Spreu aus und stellen es über zwei oder vier Holzstäbe aufrecht hin; alles dieses geschieht, damit er in der andern Welt ein Zelt hat, in dem er verweilt, und eine Stute, die ihm Milch und Füllen liefert, und andere Pferde, auf denen er reiten kann" [1]). — Das Fell der Opferthiere hoch zur Schau zu stellen, ist eine Sitte, die von vielen finnischen und sibirischen, ja selbst von einigen kaukasischen Völkerschaften berichtet wird. Die Inguschen stecken am Grabe eines vom Blitz Erschlagenen das Fell eines schwarzen Bockes an einer Stange auf [2]); die Ossen thun dasselbe und stopfen das Fell sogar aus [3]). Auf den Opferplätzen der finnischen Tscheremissen [4]) und Tschuwaschen [5]) hängen ebenfalls die Häute der geopferten Pferde; dass sie ausgestopft sind, wie Graf Potocki versichert [6]), kann ich mich nicht entsinnen in Reisebeschreibungen gelesen zu haben. Aber die ebenfalls finnischen Mokschanen stopften wirklich noch im fünfzehnten Jahrhundert die Pferdehaut aus, stellten sie auf ein Gerüst, und beteten sie an [7]). Die Wotjäken stellen merkwürdiger Weise nur das Gerippe der geopferten Pferde feierlich aus [8]). Sogar in den heiligen Wäldern der Ostjäken findet man den Göttern zu Ehren die Felle der ihnen geschlachteten Rennthiere an den Bäumen aufgehängt [9]). Die jetzt ausgestorbenen Arinzen, die Tubiner und andere ihnen benachbarte Völkerschaften gaben einem Krieger seine Rüstung, Bogen und Pfeile mit ins Grab, schlachteten sein bestes Pferd, zogen das Fell ab und steckten es

1) Plan de Carpin, cap. III, § 3.

2) Klaproth, voyage au mont Caucase et en Géorgie (Paris 1823) I, p. 418.

3) Dubois de Montpéreux, voyage autour du Caucase, vol. IV, p. 452.

4) Pallas, Reise in verschiedene Provinzen des russischen Reiches, Bd. III, (1776) S. 483.

5) Gmelin, a. a. O., Bd. I, S. 46.

6) Potocki, histoire primitive etc. p. 176.

7) Josaphat Barbaro, bei Bizari a. a. O., S. 456.

8) Pallas, a. a. O., III, 480.

9) Pallas, a. a. O., III, 60. 63.

nebst dem Kopfe auf eine Stange, die sie über dem Grabe aufrichteten; das Fleisch verzehrten sie [1]). Denselben Brauch fand Gr. v. Helmersen bei den Teleuten am Telezkischen See im Altai: sie hängen das Fell des geopferten Pferdes auf eine Stange und legen die Knochen daneben auf ein Holzgerüst [2]). Aber diese Sitte hat bei den erwähnten Völkerschaften offenbar darin ihren Ursprung, dass sie sich scheuen, das Fell eines den Göttern geopferten Thieres zu profanem Gebrauche zu verwenden, und dass sie das Bedürfniss empfinden, ein sichtbares Zeichen ihrer Götterverehrung zurückzulassen. Bei den Skythen hingegen und bei den Mongolen wurzelte die Sitte in dem Glauben, dass der Verstorbene die geopferten Menschen und Thiere zu seinem Dienste benutzen könne; sie wurden deshalb durch künstliche Mittel in der Stellung des Lebens am Grabhügel aufgerichtet, um zu sofortigem Gebrauche bereit zu sein; nicht den Göttern, sondern dem Todten waren sie geschlachtet und geweiht, und hierdurch unterscheidet sich die skythisch-mongolische Sitte wesentlich von dem Brauch anderer asiatischer Völker. So hat man auch in der oben beschriebenen Art von Kurganen am Jenisei Pferdegerippe mit Spuren von Sattel und Zaumzeug aufgefunden [3]).

Was die von Herodot beschriebene Nachfeier des Leichenbegängnisses betrifft, so war sie auch bei den Mongolen des Mittelalters unter dem Namen Khoilgha gebräuchlich. Sie wird in dem bereits angeführten mongolischen Gesetzbuche erwähnt [4]), und auch die persischen Quellen, aus denen J. v. Hammer geschöpft hat, wissen zu melden, dass bei dieser Gelegenheit der Körper eines Pferdes auf einer Stange aufgestellt wurde [5]).

Wenn unsere Leser die Gesammtheit der Begräbnissfeierlichkeiten, die Menschenschlächterei, und namentlich die grässliche und abentheuerliche Idee, die Körper von Menschen und Thieren in der Stellung des Lebens wie eine Garde von Leichnamen um den Grabhügel aufzurichten, noch einmal überblicken, werden sie vielleicht geneigt sein, in Herodot's Bericht einige Uebertreibung anzunehmen. Aber seine Angaben stimmen im Einzelnen und bis auf Kleinigkeiten mit Allem, was wir über mongolische Sitten wissen, in so hohem Grade überein, dass es sicher-

---

1) Messerschmidt, in Klaproth's Asia Polyglotta, p. 168 Note.
2) Gr. v. Helmersen, Reise nach dem Altai (St. Petersb. 1848) S. 79.
3) Pallas, Reise in verschiedene Provinzen d. russ. Reichs, III, 386.
4) Ssanang Ssätsän, S. 235.
5) v. Hammer, goldne Horde, S. 205.

lich nur dem Mangel an vollständigen Nachrichten über die Mongolen des Mittelalters beizumessen ist, wenn nicht in Bezug auf alle Einzelheiten erwiesen werden kann, dass die Angaben des alten Historikers sämmtlich wahr und sämmtlich buchstäblich wahr sind. Ich will zum Schlusse noch ein merkwürdiges Zeugniss anführen. Ibn Batuta, einer der tüchtigsten arabischen Geographen, der in allen drei Welttheilen des alten Continents mehr Länder gesehen hat als je ein Mensch vor ihm, — Ibn Batuta wohnte im vierzehnten Jahrhundert in China den Feierlichkeiten bei dem Leichenbegängniss eines Fürsten der damals herrschenden mongolischen Dynastie bei und berichtet als Augenzeuge wörtlich Folgendes: „Der erschlagene Khan wurde mit mehr als hundert seiner Angehörigen herbeigeführt; eine weite Gruft, in welcher man ein prachtvolles Lager ausgebreitet hatte, war für ihn in der Erde gegraben, und der Khan wurde mit seinen Waffen hineingelegt. Neben ihn legten sie alle goldenen und silbernen Geräthschaften seines Haushalts, vier Sklavinnen und sechs von seinen Lieblingsmamelucken, mit mehreren Trinkgeschirren. Dann wurde die Gruft geschlossen und die Erde darüber zur Höhe eines grossen Hügels aufgethürmt. Darauf brachten sie vier Pferde und erstachen sie am Hügel; als alle Bewegung in ihnen aufgehört hatte, trieben sie von hinten ein Stück Holz durch die Pferde, bis es am Halse zum Vorschein kam, befestigten es dann an dem Boden und liessen die Pferde so aufgepfählt stehen. Die Angehörigen des Khans beerdigten sie in derselben Weise und gaben ihnen alle ihre goldnen und silbernen Geräthschaften mit in das Grab. Am Zugange zu den Grabhügeln von zehn dieser Personen pfählten sie drei Pferde in der eben beschriebenen Art auf; auf den Gräbern aller übrigen wurde nur je ein Pferd aufgepfählt. Das war ein merkwürdiger Tag: die ganze Bevölkerung der Stadt, Chinesen, Muhamedaner und Andere, war bei dem Begräbniss zugegen und trug ihre Trauerkleidung, die in einer Art weissen Kopfputzes besteht. Ich kenne kein anderes Volk, welches bei solcher Gelegenheit diese Sitte befolgt“ [1]).

Hier zeigt sich fast in allen wesentlichen Momenten eine — wir möchten sagen — schreckliche Uebereinstimmung mit der oben mitgetheilten Erzählung Herodots. Im Skythenlande wie in China wird zunächst in der Erde eine geräumige Gruft, in dieser ein Lager bereitet, auf welchem der Fürst mit seinen Beischläferinnen, seinen Lieb-

1) The Travels of Ibn Batuta, translated from the abridged Arabic Manuscript Copies, preserved in the Public Library of Cambridge. By S. Lee. London 1829. 4. p. 220.

lingsdienern, seinen prachtvollen Geräthschaften niedergelegt wird; über der Gruft wird ein gewaltiger Erdhügel aufgeschüttet, und um ihn werden todte Pferde aufgestellt, die durch Pfähle, welche in ihren Leib getrieben sind, aufrecht erhalten werden. Bei den Skythen wird die gräuliche Sitte noch dadurch vervollständigt, dass den Pferden menschliche Leichname als Reiter aufgesetzt werden: wenn Ibn Batuta den Schlächtereien der Jahresfeier beigewohnt hätte, bei welcher die Ermordeten nicht mehr in die Gruft gelegt werden konnten, würde er vielleicht auch in dieser Beziehung dasselbe zu melden gehabt haben. Ich kann mich unmöglich überreden, die Uebereinstimmung so sonderbarer und abscheulicher Sitten als eine zufällige zu betrachten, und bin ausser Stande ausfindig zu machen, wie sie durch die Analogie des Nomadenlebens bei Skythen und Mongolen hervorgerufen werden könnten. Ich glaube vielmehr, dass die schlagende Uebereinstimmung solcher Sitten, bei Leichenbegängnissen, also bei einer Gelegenheit, wo alte, meist im religiösen Glauben wurzelnde Bräuche sich notorisch lange und durch die Zeiten des Glaubenswechsels hindurch erhalten, sehr wohl zu der Folgerung einer nahen Verwandtschaft der Völker berechtigt, unter allen Umständen aber in hohem Grade geeignet ist, auch vom Standpunkte der Sitten die Resultate zu bekräftigen, die wir oben aus anthropologischen und linguistischen Untersuchungen gewonnen haben.

Der Ort Gerrhos, an dem sich die skythischen Königsgräber befanden, wurde von dem Volk als ein nationales Heiligthum und als der einzige Punkt im Lande betrachtet, welcher der Vertheidigung und des Kampfes werth sei. „Ich will Dir sagen," lässt Idanthyrsos der Skythenfürst dem Perserkönige antworten, „weshalb ich mich nicht sofort in eine Schlacht mit Euch einlasse. Wir haben weder Städte noch bebautes Land, zu dessen Schutz wir mit besonderer Eile einen Kampf beginnen müssten. Wenn Euch aber viel an einer Schlacht gelegen ist, — so haben wir alte Grabhügel; wohlan! wenn Ihr sie aufgefunden habt, versucht, sie zu zerstören: dann werdet Ihr erkennen, ob wir mit Euch zu kämpfen bereit sind oder nicht. Vorher aber werden wir uns nicht ohne Grund in eine Schlacht einlassen"[1]). Auch den Mongolen des Mittelalters galten die Begräbnissplätze als heilig. „Jenen Leichenackern," sagt Plan de Carpin, nachdem er die oben angeführte Nachricht über den gemeinsamen Begräbnissplatz der Fürsten mitgetheilt hat, „jenen Leichenackern wagt Niemand zu nahen, mit Ausnahme der

1) Herod. IV, 127.

Wächter, die zu ihrer Beschützung eingesetzt sind. Wenn Jemand unbefugter Weise den Begräbnissplatz betritt, wird er ergriffen, entkleidet, gezüchtigt und sehr übel behandelt“ [1]). Bis zum heutigen Tage betrachten die Mongolen die grossen Grabhügel mit heiliger Scheu; sie versammeln sich alljährlich einmal bei ihnen zur Verehrung der Schutzgeister des Landes und feiern dort mit Ringkämpfen, Pferderennen und Bogenschiessen ihre Feste. Selbst wenn ein Mongole auf einsamem Ritt einem solchen Begräbnissplatze naht, steigt er vom Pferde, kniet nieder, verneigt sich dreimal und hebt zum Zeichen der Verehrung die flachen Hände zur Stirn; nie zieht er vorüber, ohne ein Zeichen seiner Inbrunst zurückgelassen zu haben, einen Pfeil, ein Steinchen vom Wege oder einen Büschel Haare aus dem Schweife seines Pferdes [2]).

Der Name Gerrhos entspringt einer Wurzel, die auf allen Gebieten des finnisch-tatarischen Sprachgeschlechts zahlreiche Schösslinge getrieben hat und in den mannigfaltigsten Beziehungen den Begriff des Umkreisens, Umfriedigens, Umzäunens wiedergiebt. Im Türkischen *kura* Hof, *kur-yk* geheiligter Ort; im Finnischen *korja* einfriedigen, *kieri* im Kreise umhergeführt werden, u. a.; im Magyarischen *kör* Kreis, *ker-ül* herumgehen, *kerület* Kreis, *kerek* rund, *kereg* Rad, *kerite* umzäunen u. a.; im Mandschu *chergi* umkreisen (bei den Mongolen ohne consonantischen Anlaut *ergi* in derselben Bedeutung), *gurun* begrenztes Land, Reich, *geren* die Gesammtheit, die Versammlung; im Mongolischen *khorija* umzäunen, einfriedigen, in sich aufnehmen, sammeln, vereinigen; *khorijan* Hof, Umzäunung; *kürijen* Hof, Feldlager; *kürijeleng* Hof, Garten; *kürdü* Rad; *chiri* einschliessen, einsperren; *khorighol* Umzäunung; *khoraghan* innerer Hof; *khoral, khurul* Versammlung; *khorim* feierliche Versammlung, Festmahl; und mit schwachem Consonanten *ger* Zelt, Wohnung [3]). Auch dem indo-germanischen Sprachgeschlecht ist die Wurzel nicht ganz fremd [4]), hier aber bei Weitem nicht so fruchtbar. Gerrhos würde daher als Bezeichnung eines Districts unserm „Kreis“ entsprechen; als Ausdruck für einen Begräbnissplatz hätte das Wort die speciellere Bedeutung eines umfriedeten Raumes.

---

1) Plan de Carpin cap. III, §. 4.

2) Pater Hyakinth S. 60. 61.

3) Schott, über das altaische oder finnisch-tatarische Sprachgeschlecht. In den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften, 1847. S. 355. 356.

4) Am nächsten tritt das griechische *γῦρος*, Krümmung, Kreis.

Skythischer Götzendienst.

Wenn Herodot's beiläufige Notizen ausreichten, uns einen Blick auf den durch und durch asiatischen Fürstencultus zu eröffnen, der bei den Skythen dieselben Greuel wie bei den Mongolen des Mittelalters hervorrief, so sind seine Angaben über die Götterverehrung der pontischen Nomaden überaus dürftig. Er bietet uns hier kaum mehr als eine dürre Nomenclatur, indem er sich damit begnügt, die skythischen Götter griechisch umzutaufen. Wir erfahren nun, dass die Skythen Zeus und Hestia, Apollon und Poseidon, Ares und Herakles, Aphrodite und die Erde anbeteten; aber wir wissen, dass auf solche Parallelen Herodot's kein Gewicht zu legen ist, ja dass der alte Historiker, bei allen seinen vorzüglichen Eigenschaften, sehr wenig befähigt war, in die religiösen Vorstellungen eines fremden Volkes einzudringen. Auf diesem Gebiet kommt er nie über die oberflächlichste Auffassung hinaus. So vergleicht er Mithra, — ihm zufolge eine weibliche Gottheit der Perser — mit der himmlischen Aphrodite: es ist so wenig zu ergründen, was ihn zu dieser Parallele bestimmt hat, dass wir entschieden einen Irrthum voraussetzen müssen. Was hat die saitische Neith, „die Kuh welche die Sonne gebar", mit Pallas Athene gemein? wie konnte er die Pacht in Bubastis, die Göttin der Fruchtbarkeit und des Kinderreichthums, der die leichtgebärende Katze heilig war, mit der strengen Artemis identificiren? Seinem lebhaften Wunsche, überall die Götter des Heimathlandes wiederzufinden, genügte offenbar die oberflächlichste Aehnlichkeit selbst in nichtigen Aeusserlichkeiten, und deshalb ist leider aus seinen Götternamen sehr wenig zu lernen. Beschränken wir uns auf sein Verzeichniss der skythischen Gottheiten, so gehört ohne Frage eine viel grössere Gelehrsamkeit dazu, nachzuweisen, welcher alte Cultus mit dem skythischen nicht übereinstimmt, als zu zeigen, dass er in vielen Punkten mit der Götterverehrung irgend eines andern Volkes zusammenfällt.

Gleichwol stellt K. Zeuss an die Spitze seiner Beweise für die persische Abstammung des Skythenvolkes den zuversichtlichen Satz: „der skythische Götterglaube ist identisch mit dem medisch-persischen[1])". Er erinnert daran, dass auch die Perser keine Tempel und Götterbilder kannten; dass auch sie vorzüglich dem Zeus und der Hestia opferten. Den Cultus des Ares kann er freilich nur bei den Karmaniern nachweisen, während ihm bei den Persern die Spuren des

1) K. Zeuss, a. a. O., S. 285 ff.

Ares-, Poseidon- und Herakles-Dienstes entgangen sind. Oitosyros und Artimpasa bezeichnet er als skythische Nebengötter, — Herodot sagt nicht, dass sie nur eine untergeordnete Bedeutung gehabt hätten — und identificirt gleichwol den erstern mit Mithra, der in den Augen der Perser nächst Auramasda der mächtigste Gott war. Artimpasa vergleicht er mit Herodot's weiblicher Mithra, mit der persischen Artemis, mit Anahita; — wie Oitosyros Sonnengott, soll Artimpasa Mondgöttin sein, worüber Herodot nicht die geringste Andeutung macht. Der alte Historiker verdolmetscht Artimpasa durch Aphrodite, und es ist eine des Beweises sehr bedürftige Behauptung, dass er unter Aphrodite die Mondgöttin verstanden habe.

So will sich auch hier, ungeachtet des weiten Spielraums, den das dürftige Götterverzeichniss der Phantasie einräumt, nicht Alles in das persische Religionssystem fügen. Die bei Herodot hin und wieder zerstreuten speciellern Züge, deren Zusammenfassung allein dem Bilde Leben und Charakter geben könnte, — die Angaben über den Cultus des Kriegsgottes, über die Art der Opfer, des Schwörens und Weissagens lässt K. Zeuss unbeachtet; und doch sind solche detaillirte Bemerkungen, weil sie nicht auf allgemeine Ideen und Combinationen, sondern auf positive und specielle Kenntnisse zurückweisen, ein viel zuverlässigeres Fundament für weitere Schlüsse, als die in dreisten und groben Umrissen gezeichnete Parallele eines Schriftstellers, der sich bei solchen Vergleichen notorisch häufig in argen Irrthümern bewegt.

Als besondere Eigenthümlichkeiten der Mongolen führt I. J. Schmidt folgende Punkte an: 1) den Widerwillen dieser Völker gegen das Begraben ihrer Todten, und ihren Lieblingsgebrauch, dieselben in freier Luft, auf Matten, Filzen und Gerüsten, oder auf Felsen und Bäumen den wilden Thieren und Vögeln zu überlassen; 2) ihre vorzügliche Achtung gegen den Hund, welchen sie nach dem Menschen für das edelste Geschöpf halten; und 3) die Verehrung des Feuers, welches bei allen Mongolen als ein höchst reines und reinigendes Element in grossen Ehren steht, so dass noch jetzt jeder Hauswirth im Herbste demselben einen Opfer- und Feiertag widmet, und jeder Mongole es für eine grosse Sünde hält, Feuer mit Wasser zu löschen, hinein zu speien oder es sonst zu verunreinigen. — Diese Zusammenstellung ist aus Schmidt's eigener Feder geflossen [1]), nicht etwa aus seinen zerstreuten Aeusserungen zusammengetragen. I. J. Schmidt kannte die Mongolen unstreitig besser, als Herodot die Skythen; die

1) I. J. Schmidt, Forschungen im Gebiete der Völker Mittelasiens, S. 147.

angeführten Punkte sind auch detaillirter, als Herodots Götterverzeichniss, und mehr als dieses zu Schlüssen auf Stammverwandtschaft geeignet; sie sind endlich ohne Frage lehrreicher, als die Wiedertäuferei, die Herodot an fremden Göttern ausübt. Wenn nun diese drei Punkte richtig wären — der erste erleidet sehr bedeutende Einschränkungen — so würde denjenigen, die wie K. Zeuss schliessen wollen, die Identität des mongolischen und altpersischen Glaubens viel unzweifelhafter erscheinen müssen, als die des skythischen und altpersischen. Denn jene drei Punkte sind nicht nur ebenfalls altpersisch, sondern in so eminentem Grade altpersisch, dass jeder Kenner des religiösen Glaubens der alten Arier, wenn man ihm jene Sätze, aus dem Zusammenhange gerissen, vorlegte, in ihnen einen Schreibfehler, Mongolen für Arier, vermuthen würde. Und gleichwol kann es kaum verschiedenartigere Religionssysteme geben, als das buddhistische oder gar der schamanische Aberglauben, und die Lehre Zoroasters. Dieses Beispiel mag lehren, wie bedenklich es ist, aus allgemeinen Angaben über den religiösen Glauben eines Volkes Schlüsse auf seine Verwandtschaft mit andern Nationen zu ziehen.

Denn die religiösen Empfindungen entspringen aus dem Vergleich der Hinfälligkeit und Veränderlichkeit des Menschenlebens mit den bleibenden, regelmässig und mächtig wirkenden Naturkräften, und finden deshalb bei allen Naturvölkern ungefähr denselben Ausdruck. Das gewaltige Himmelsgewölbe, das sich in unerforschlicher Höhe über den irdischen Dingen ausbreitet; der Sonnenball, dessen regelmässiges Kommen und Gehen den Tag und die Nacht und die Jahreszeiten herbeiführt; die mütterliche Erde, aus deren dunklem Schoosse geheimnissvoll die nährenden Früchte sprossen; die wunderbaren und wohlthätigen Elemente des Feuers und Wassers, — das sind die Gegenstände, die sich überall zunächst der menschlichen Verehrung darbieten. Dass sich da, wo es Kampf und Fehde giebt, auch die Verehrung eines Wesens, welches das schwankende Schicksal der Schlachten lenkt und von den einem ungewissen Erfolge entgegenziehenden Kriegern gewonnen werden will, bald einstellt, ist ebenfalls natürlich; wo es Kampf und Fehde giebt, erringt auch die persönliche Tapferkeit bald Anerkennung und führt den Menschen dahin, in einer göttlich verehrten Heldennatur alle männlichen Tugenden zusammenzufassen. Eben so zieht das Geheimniss der Zeugung die Aufmerksamkeit bald auf sich: das unentwirrbare Räthsel nöthigt, eine Gottheit vorauszusetzen, welche die menschliche Liebeslust und die Fortpflanzung des Geschlechts in ihre Obhut nimmt. Das sind die primitiven reli-

giösen Vorstellungen, aus deren Uebereinstimmung bei verschiedenen Völkern kein Schluss auf die Verwandtschaft derselben gezogen werden kann. Auch der Umstand, dass weder Skythen noch Perser Götterbilder kannten, hat keine beweisende Kraft: die Bildlosigkeit des Cultus kann einen sehr verschiedenen Ursprung haben; sie entspricht sowol den ersten Anfängen religiöser Regungen und dem Zustande der tiefsten Rohheit, wie der vollkommensten Abstraction und einem von allen Schlacken geläuterten Glauben. Die Religion entspringt aus der Empfindung und ruht lange Zeit im Zwielicht des Gefühls; erst später begehrt sie, ihrem Ursprunge getreu, einen sichtbaren Gegenstand der Verehrung und hält ihn fest, bis der Verstand das dämmernde Gefühl zur Idee verklärt.

Aus Herodots Mittheilungen ist nichts mehr zu ersehen, als dass auch den alten Skythen jene Grundzüge ursprünglicher religiöser Vorstellungen eigen waren. Wenn sie hierin den Persern und Türken nahe standen, stimmten sie sicher auch mit dem alten Glauben der Mongolen und andrer Völker überein. Sollte es wahr sein, was der mongolische Gelehrte Bandsarow versichert, dass seine Landsleute noch jetzt eine von der buddhistischen ganz unabhängige, eigne und sehr alte Mythologie besässen [1]), so dürfte es vielleicht noch gelingen, den Zusammenklang in allen Einzelnheiten nachzuweisen, ja sogar in Bezug auf die skythischen Götternamen neue Aufschlüsse zu gewinnen. Aber auch die bisher bekannt gewordenen fragmentarischen Nachrichten genügen zum Beweise der Thatsache, dass die alten Mongolen eben so wie die Skythen die auffälligsten Erscheinungen und Kräfte der Natur verehrt haben. Wir lernen dieses zum Theil aus den Erzählungen der Mönche, die sich im dreizehnten Jahrhundert am Hofe mongolischer Fürsten aufhielten, zum Theil aus den Ueberresten des alten Glaubens, die sich in dem über ganz Nordasien verbreiteten Schamanismus bis in dieses Jahrhundert erhalten haben.

Wenn K. Zeuss Recht hat, dass der skythische Papaios derjenigen Gottheit entspricht, in welcher die Perser das unendliche Himmelsgewölbe anbeteten [2]), so war sein Cultus sicher auch ächt mongolisch. Denn das gewöhnliche mongolische Wort für Gott, *tägri* oder *tengeri*, bedeutet zugleich auch „Himmel"; der Himmel war also ver-

---

1) „Ueber den Schamanismus", in Erman's Archiv, Bd. VIII, S. 212.

2) *Οἱ δὲ Πέρσαι νομίζουσι Διὶ μὲν, ἐπὶ τὰ ὑψηλότατα τῶν οὐρέων ἀναβαίνοντες, θυσίας ἕρδειν, τὸν κύκλον πάντα τοῦ οὐρανοῦ Δία καλέοντες.* Herod. I, 131.

muthlich einst der einzige Gott der Mongolen, der Vater des Alls, und genoss auch später eine vorzügliche Verehrung. In dem alten schamanischen Glauben wird das blaue Himmelsgewölbe für eine Feste gehalten, und als ein „allmächtiges, ewiges, allweises und unvergleichliches“ Wesen gepriesen, welchem alle andern Götter untergeordnet wären [1]). Jetzt sind in dem Schamanismus, der von den Priestern der Buddha-Lehre eifrig verfolgt wird, sich deshalb nur insgeheim von dem dumpfesten Aberglauben nährt und alle dunkeln Flecken des Conventikel-Wesens angenommen hat, die Spuren des ursprünglichen, den grossen Naturkräften gewidmeten Cultus fast bis zur Unkenntlichkeit verwischt: da der Buddhismus die gesundern Elemente des alten Glaubens sich zu nutze machte und sie mit seiner Mythologie in Einklang zu bringen suchte, blieb den Schamanen fast nur der Dienst der bösen, den Menschen schrecklichen Dämonen, deren Beschwichtigung nur einem durch Unglück und Elend zu jeder Art des Aberglaubens vorbereiteten Menschenherzen wünschenswerth erscheint. Doch haben sich noch hin und wieder Ueberreste von dem Cultus des Himmelsgottes in dem Volksglauben mongolischer Stämme erhalten. Die burätischen Schamanen kennen z. B. noch die Verehrung des Himmels neben der des Teufels; der erstern wenden sie sich zu, wenn sie ein Glück begehren; der letztern, wenn sie ein Unheil abwenden wollen. Dem Himmel bringen sie im Freien ein Schlachtopfer dar — ein deutliches Zeichen, dass dieser Cultus nicht aus dem Buddhismus stammt. Sie verzehren das Fleisch des Opferthieres, stellen die Haut und das Gerippe auf ein Gerüst, spannen über ein paar Stangen ein Seil, an welchem sie Thierfelle, Fetzen von Zeugen u. a. Opfergaben nach Vorschrift des Schamanen aufhängen, und sprützen dem Tägri einen Theil ihres Milchbranntweins in die Luft [2]). Eine schamanische Beschwörungsformel bei den Buräten beginnt mit den Worten: „Euch Alle ruf' ich an! Du, Alles überwölbender Himmel, Du weit ausgebreitete Erde, ihr neunzig Fürsten im Südwest, ihr neun schneeweissen Greise, die ihr gemehret habt den Stamm der Buräten gleich der aufgeschossenen Gerste, gleich dem sprudelnden Quell!“. Unter demselben Volke hat sich ein altes Hochzeitsgebet erhalten, in welchem der Himmel „Vater“ angeredet wird: „Mutter Ut, Königin des Feuers, Du entstanden bei der Theilung des Himmels von der Erde, hervorgerufen aus der Fussstapfe der Mutter Erde, ins Leben gerufen vom „Vater

1) Erman's Archiv VIII, S. 213.
2) Gmelin, Reise durch Sibirien, Thl. II, S. 182.

Himmel![1])". Wie wir oben bemerkten, deutet Herodot an, dass der skythische Name Papaios „Vater" bedeute, und wir hoben hervor, dass diese Erklärung in dem mongolischen *babai* „Vater", welches bei den Buräten auch „Herr" bedeutet, ihre Bestätigung findet: jetzt sehen wir, dass die Etymologie auch den Vorstellungen des alten Volksglaubens entspricht.

Aus den mitgetheilten Stellen der burätischen Gebetformeln erhellt zugleich, dass die Mongolen auch die mütterliche Erde verehrten; ihrem Zusammenwirken mit dem Himmelsgott verdankt das mächtige Feuer seinen Ursprung: auch die skythische Erdgöttin, Apia, wurde als Gemahlin des Papaios gedacht[2]). Da die Erde durch den vom Himmel strömenden Regen, durch das vom Himmel sich ausgiessende Sonnenlicht befruchtet wird, heisst sie im jetzigen Schamanismus sinnreich die Offenbarerin der Kräfte des Himmels[3]), — ein Beispiel statt vieler, um die oben berührte Eigenthümlichkeit altmongolischer Götternamen anschaulich zu machen. Dass die Erde von den Mongolen des dreizehnten Jahrhunderts verehrt wurde, erwähnt Plan de Carpin[4]). Jetzt hat sich der Cultus, in Uebereinstimmung mit der sonstigen Richtung des Schamanismus, in die Verehrung mehrerer Erdgeister — *ghasar-un äsät,* oder *orot-un äsät* — zersplittert, wurzelt aber doch noch immer sehr tief im Volksglauben. Gmelin wohnte unter den Buräten einem den Erdgöttern gefeierten Feste bei, an welchem acht Schaafe und ein Füllen geopfert wurden[5]). Auch Pallas lernte bei den Mongolen die Verehrung eines Schutzgeistes der Berge, Erde und Gewässer kennen[6]); auch ihm werden künstliche Hügel errichtet, an denen kein Mongole vorüberzieht, ohne ein Zeichen seiner Andacht zurückgelassen zu haben. Denn auf solchen Obo's hausen die

---

1) Erman's Archiv, Bd. VIII, S. 214. 222.

2) *νομίζοντες τὴν γῆν τοῦ Διὸς εἶναι γυναῖκα.* Herod. IV, 59.

3) Erman's Archiv, Bd. VIII, S. 213.

4) Solem insuper, lunam et ignem venerantur et adorant, et aquam et terram, eis ciborum et potus primitias offerentes, et mane potissimum, antequam comedunt et bibunt. Plan de Carpin c. 3, §. 1.

5) Gmelin, Reise durch Sibirien, Bd. III, S. 73. Er nennt das Fest *tailgha;* aber dieses Wort bedeutet ganz allgemein ein Opfer.

6) Pallas, Nachrichten über mongol. Völker, Bd. II, S. 214. 215. Ihm zufolge wird der Geist *Zagan Ebugenn* genannt; d. i. *tsaghan ebügen,* „der weisse Urahn"; — der Alte vom Berge. Indess macht es der zweite Name, angeblich *Dällekin-Esen,* wieder zweifelhaft, ob hier eine männliche Gottheit gemeint ist. Die Buräten verehren nicht weniger als neun „weisse Greise." Erman's Archiv VIII, S. 216.

Erdgeister; hier wurden sie früher durch blutige Opfer, durch Pferderennen und Wettkämpfe verehrt. Auch der Buddhismus wagte nur, gegen die Schlachtopfer anzukämpfen und suchte im Uebrigen seine Lehre dem Cultus der Erdgeister anzubequemen. Zu diesem Behufe hat ein Lama zwei Schriftchen verfasst, von denen das eine „Gebräuche und Gebete bei den Obo's", das andere „von Errichtung der Obo's" betitelt ist. „Was sollen aber", — heisst es in einer dieser Schriften — „die sündhaften blutigen Opfer, welche doch eigentlich nur zum Schmausen und Zechen geschlachtet werden? Warum das Herz aus den Thieren nehmen, ihr Blut vergiessen, ihr Fett stückweise abwägen und den Obo mit Streifen nasser Thierhaut umwickeln" [1])? Dass auch den skythischen Göttern Schlachtopfer dargebracht wurden, — vierfüssige Thiere und besonders Pferde, — bezeugt Herodot [2]).

Den Sonnengott verehrten die Mongolen nach Plan de Carpin noch im dreizehnten Jahrhundert [3]). Jetzt scheint sein Cultus mit dem des Feuers zusammengeschmolzen zu sein, aber es ist doch noch Sitte, die kalmükischen Brautleute nach Einsegnung der Ehe daran zu erinnern, dass sie die Sonne, die Verlobungs-Schaafkeule und die Butter (als Nahrung des Feuers?), oder nach Andern die Sonne, das Feuer und die Erde verehren möchten [4]). Einen Meeresgott kannten die Mongolen wahrscheinlich nicht, da sie nicht Meeresanwohner sind; aber das Wasser verehrten sie, und Wassergeister spielen noch im jetzigen Volksglauben eine Rolle. Auch im Skythenlande wurde Poseidon nur von der Horde der sogenannten königlichen Skythen verehrt, deren Weidestrecken sich längs des asowschen Meeres bis in die taurische Halbinsel und zum schwarzen Meer erstreckten.

Dagegen war der Cultus des Kriegsgottes unter allen Stämmen verbreitet, — eine auffallende Thatsache, da die pontischen Skythen durchaus nicht als ein überwiegend kriegerisches Volk erscheinen. Es erregt namentlich Verwunderung, dass jeder Uluss eine besondere dieser Gottheit geweihte Stätte besass. Selbst Herodot, der alle andern Götter mit trocknen Notizen abfertigt, wird hier mittheilsamer: er beschreibt die Errichtung eines dem Kriegsgott geweihten Obo. „In jedem Uluss," sagt er, „ist neben dem Sitze des Stammältesten ein Heiligthum des Ares errichtet, in folgender Gestalt. Es werden Reisigbündel aufeinan-

1) Erman's Archiv, VIII, S. 218.

2) *Θύουσι δὲ καὶ τἆλλα πρόβατα καὶ ἵππους μάλιστα.* Herod. IV, 61.

3) Vgl. S. 248 Anm. 4.

4) Pallas, Nachrichten über mongolische Völker Bd. II, S. 236.

der gehäuft, in einer Länge und Breite von ungefähr drei Stadien[1]); die Höhe ist geringer. Oben wird ein vierseitiger ebener Raum bereitet; auf drei Seiten ist der Hügel steil, auf der vierten aber zugänglich; und alljährlich müssen hundert und fünfzig Fuhren Reisig hinzugelegt werden, denn natürlich sinkt er unter dem Einfluss der Witterung immer zusammen. Oben ist auf ihm ein altes eisernes Schwert aufgestellt, und das ist das Bild des Kriegsgottes. Diesen Schwertern bringen sie alljährlich Schlachtopfer dar, von Pferden und andern vierfüssigen Thieren, und sie opfern ihnen mehr Thiere als den andern Göttern. Von je hundert gefangenen Feinden schlachten sie einen dem Ares, nicht auf dieselbe Art, wie die Thiere, sondern auf eine andere. Nachdem sie nämlich den zur Opferung bestimmten Menschen Wein (Milchbranntwein?) zur Weihe auf das Haupt gegossen haben, schlachten sie dieselben so, dass sie das Blut in einen Schlauch auffangen, und bringen dieses auf den Hügel, wo sie es über das Schwert ausgiessen. So machen sie es mit dem Blut, unten am Hügel aber geschieht Folgendes. Jedem der geschlachteten Gefangenen hauen sie die rechte Schulter mit dem Arm ab und werfen sie in die Luft. Darauf, nachdem sie auch die andern Opferceremonien vollzogen haben, gehen sie ihrer Wege: die Arme aber bleiben liegen, wo sie hingefallen sind, und die Leichname auch"[2]).

In diesem interessanten Bericht sind einige merkwürdige Einzelnheiten mitgetheilt, auf die ich die Aufmerksamkeit der Leser zuerst hinlenken möchte.

Ueberall, wo die Schamanen ihr Wesen treiben, wird bei dem Schlachtopfer noch jetzt strenge darauf gesehen, dass kein Blut auf die Erde rinnt. Die alten Skythen erstickten die Opferthiere vermittelst einer Schlinge; bei dem Cultus ihres Kriegsgottes wurde das Blut der geopferten Menschen sorgsam aufgefangen. Jetzt öffnen die Schamanen dem Opferthier an der Seite das Fell, greifen ihm in den Leib hinein und zerreissen die Hauptader, worauf die Oeffnung fest zugehalten wird, so dass das Thier in seinem Blute stirbt. Das Blut selbst wird sodann entweder mit dem Fleische gekocht und verzehrt, oder sorgfältig aufgefangen und verbrannt.

Eben so, wie nach Herodot bei dem Ares-Dienst der rechte Arm der geopferten Menschen in die Luft geworfen wurde, und wie auch sonst der Opfernde etwas von dem Fleisch und den innern Thei-

1) Wahrscheinlich betrugen alle vier Seiten zusammen nur drei Stadien.
2) Herod. IV, 62.

len des geschlachteten Thieres vor sich hinwarf[1]), ist es noch jetzt schamanische Sitte, den Göttern Opfergaben in die Luft zu werfen. Schaalen mit Blut oder Milchbranntwein, Getreidekörner u. dgl. werden unter dem Gemurmel der Zauberformeln in die Luft geschleudert; Weihwasser wird in die Luft gesprengt. „Die Götter füttern," heisst diese Procedur in der schamanischen Terminologie.

Was nun diesen Cultus selbst betrifft, so ist er in den religiösen Glauben der Mongolen so eng verwebt, dass die buddhistischen Priester den Kriegsgott unter seinem ächten mongolischen Namen — *daitschin tägri*, d. i. Kriegsgott — in ihren Götterkreis einzuführen für nöthig erachteten. Die Lamen zeichneten sein Bild in ihrem Geschmack: der Gott erscheint in voller Rüstung, umgeben von bewaffneten Reitern, von Löwen und Tigern, von Hunden und Falken, durch welche die kriegerischen Tugenden der Tapferkeit und Stärke, der Wachsamkeit und Schnelligkeit versinnlicht werden sollen, und dieses Bild wird auf einer Lanze dem Heere vorangetragen[2]). In dem Volksglauben entspricht *Daitschin-Tägri* recht eigentlich dem griechischen Ares: er hat kein Interesse an dem Siege der einen oder der andern Partei, nur das Schlachtgetümmel ist seine Freude; denn neben ihm verehrt das Volk noch einen Gott des Sieges, *Kisaghan-Tägri*, der seinen Schützlingen verleiht, ihre Gegner zu erlegen[3]). Dass der Cultus des Kriegsgottes uralt ist, beweisen die mit ihm verknüpften Menschenopfer, die sich dem Buddhismus zum Trotz bis in unsere Zeit erhalten haben. „Auf Feldzügen," sagt Pallas, „ist es die Gewohnheit der Kalmüken, einen der ersten erschlagenen Feinde dem Kriegsgott zu Ehren auf dem höchsten Hügel der Gegend an einer Lanze aufzurichten, nachdem sie ihm zuvor das Herz warm aus dem Leibe gerissen und von dem Blute gekostet haben"[4]).

Wenn Herodot Nichts über die Opferung der Gefangenen erzählt, sondern lediglich erwähnt hätte, dass dem Kriegsgott in jedem Uluss ein geweihter Hügel errichtet war und dass ihm alljährlich feierliche Opfer dargebracht würden, hätten wir uns ungeachtet der unter den spätern Mongolen sehr fest gewurzelten Verehrung dieser Gottheit doch im Hinblick auf den wenig kriegerischen Sinn, den die pontischen Skythen an den Tag legten, kaum der Vermuthung erwehren können,

---

1) Herod. IV, 61.
2) Pallas, Nachrichten über mongolische Völker, I, S. 223. II, S. 102.
3) Erman's Archiv VIII, S. 215.
4) Pallas, a. a. O., II, S. 326.

dass Herodot irgend eine andere den Nomaden wichtigere Gottheit irrthümlich mit dem griechischen Ares identificirt habe. Merkwürdiger Weise findet aber der besondere Eifer jener friedlichen Hirten bei Verehrung des Kriegsgottes in dem Umstande eine vollkommene Erklärung, dass der mongolische *Daitschin-Tägri* eine Doppelnatur besitzt, dass in ihm zwei Wesen von scheinbar sehr heterogenem Charakter verschmolzen sind. „*Daitschin-Tägri*," — sagt Pallas, — „ist nicht allein der Kriegsgott der mongolischen Völker, sondern er wird auch für den Beschützer des Viehes gehalten, und da er ein mächtiger Luftgeist ist, der den Menschen, sonderlich an ihren Heerden, grossen Schaden thun kann, so sucht man seinen Zorn durch die aus dem alten Heidenthum abstammende, von den Lamen aber nach ihrer Art abgeänderte und aufgestutzte Viehweihe zu besänftigen und dessen Segen für die Heerden dadurch zu erwerben"[1]). Auch diese zweite Natur war also schon im alten Volksglauben mit dem Kriegsgott vereinigt: hierdurch wird nicht nur erklärlich, warum die Skythen in jeder einzelnen kleinern Hordenabtheilung diese Gottheit an besonders geweihten Stätten verehrten, sondern es füllt sich auch eine von mehrern Erklärern bemerkte Lücke in dem Bericht Herodot's, dass nämlich unter den von ihm angeführten skythischen Göttern kein Gott der Heerden genannt wird, der doch für Nomaden von ganz hervorragender Bedeutung sein musste. Ares, der eifrig verehrte, war Kriegsgott und Gott der Heerden zu gleicher Zeit.

Aus der von Pallas erwähnten Ceremonie der Viehweihe hebe ich nur den einen Umstand hervor, dass den dem *Daitschin-Tägri* bestimmten Thieren Weihwasser über den Kopf gegossen wird: die Skythen gossen Wein auf das Haupt der Gefangenen, die dem Kriegsgott geschlachtet werden sollten.

Auch einen Herakles, einen Genius der Tapferkeit, kennen und verehren die Mongolen: *Baghatur-Tägri*[2]). Pallas erzählt, dass er in einem dsongarischen Kalender ein vor Feldschlachten zu gebrauchendes Kriegsgebet gelesen, welches an den vergötterten Gessür-Khan gerichtet war, und er vergleicht diesen Heros mit Herakles und mit Dionysos[3]). Dagegen habe ich von einer Verehrung der Aphrodite, Artimpasa, im ältern mongolischen Glauben keine deutliche Spur entdecken können; dieses mag nicht ausschliesslich der Dürftigkeit unse-

1) Pallas, a. a. O., II, S. 322.
2) Erman's Archiv, VIII, S. 215.
3) Pallas, a. a. O. I, 224.

rer Nachrichten beizumessen sein, sondern auch dem Umstande, dass ihr Cultus, wenn er irgendwo stattfand, vor Fremden geheim gehalten wurde. Vereinzelte Andeutungen über aphrodisische Orgien unter den sibirischen Völkerschaften sind einigen Reisenden allerdings zugegangen, und sie scheinen sogar begründet zu sein, da die Erwähnung der Formel, durch welche sie angeblich eröffnet zu werden pflegen, die betreffenden Barbaren in verschämte Verlegenheit setzte: aber die Nachrichten hierüber sind zu sparsam, als dass wir über den Sinn und den Ursprung jener Ceremonien eine Vermuthung wagen sollten.

Es bleibt uns noch übrig, den Dienst der Tabiti zu erläutern, die von Herodot mit der griechischen Hestia verglichen wird und von den Skythen nächst dem Himmelsgott am eifrigsten verehrt worden sein soll. J. Grimm erblickt in ihr die Göttin des Feuers. Dass die Skythen das Feuer verehrt haben, ist höchst wahrscheinlich; in Bezug auf die alten Mongolen wissen wir bestimmt, dass dieses Element von ihnen mit besonderer Ehrfurcht behandelt wurde; aber es bleibt, wie wir bereits oben bemerkten, sehr zweifelhaft, dass Herodot eine Gottheit des Feuers mit der griechischen Hestia identificirt haben sollte. Den Griechen war Hestia die Personification des häuslichen Heerdes als des Mittelpunktes für das Familienleben; und die eifrige Verehrung einer solchen Gottheit bei Nomaden ist eine so auffallende Thatsache, dass sie nicht ohne Weiteres vorausgesetzt werden darf, sondern speciell nachgewiesen sein will.

Es fiel mir auf, dass nach Herodot's Versicherung der feierlichste Schwur bei den Skythen darin bestand, die Tabiti des Königs anzurufen, und ich schloss daraus, dass es sich hier nicht um eine Gottheit handle, welche das gesammte Volk in ihre Obhut genommen hätte, sondern um die Penaten der einzelnen Geschlechter oder Familien. Wenn alle Skythen die Tabiti eifrig verehrten, gleichwol aber die Tabiti einer bestimmten Person namhaft gemacht wird, so muss jeder Skythe seine eigene Tabiti gehabt haben, die er speciell verehrte, während die des despotischen Herrn auch für die Unterthanen ein gemeinsamer Gegenstand der Ehrfurcht war. So hat jetzt jede Jurte ihre besondern Hausgötzen — *ongghod,* — doch werden die des Geschlechtes Bordschigin, aus welchem Tschingis-Khan stammt, von Allen verehrt[1]). Zweitens schien es mir als ein bedeutsamer Wink, dass die durch den Meineid einer fremden Person erzürnte Tabiti des Königs sich nicht unmittelbar an dem Frevler rächt, sondern nach dem Volks-

1) Erman's Archiv, VIII, S. 217.

glauben den König, der sie nicht erzürnt hat, mit schwerer Krankheit plagt; wie unbeschränkt also die Macht der launischen Göttin innerhalb des fürstlichen Gezeltes sein mochte, über die Grenzen desselben erstreckte sie sich nicht: hier bedurfte sie des Armes der weltlichen Macht zu ihrer Genugthuung, und um ihn in Bewegung zu setzen, wirft sie ihren Schützling, den Fürsten, auf das Krankenbett. Auch dieses deutet auf den Cultus eines Hausgötzen.

Aber Alles, was wir über die Verehrung der Ongghod bei den heutigen Mongolen wissen, stimmt mit den Nachrichten über die ausgezeichnete Stellung, welche Tabiti unter den skythischen Göttern einnahm, wenig überein. Ist es wahr, was der mongolische Gelehrte Bandsarow versichert, dass die Ongghod eigentlich die Geister der Abgeschiedenen sind, dass sich in ihrer Verehrung ein Rest des bei den Chinesen sehr ausgebildeten Ahnencultus erhalten hat [1]), so würde dadurch freilich der Umstand erklärt werden, dass Idanthyrsos, der Skythenfürst, im Gefühl seiner erhabenen Stellung den Himmelsgott und Tabiti als seine Ahnherrn bezeichnet [2]); aber wir müssten dann annehmen, dass dieser Cultus im Laufe der Zeit von der hervorragenden Stufe, die er einst im Volksglauben einnahm, zu einer sehr untergeordneten, fast verächtlichen Stellung herabgesunken sei. Als Hausgötzen, deren Bilder dem Bewohner der Jurte fortwährend vor Augen schweben, empfangen die Ongghod zwar auch jetzt noch häufig Zeichen der Verehrung; gleichwol ist der Begriff von ihrer Würde kein besonders schmeichelhafter. Lächelt dem Buräten das Glück, so schmiert er vergnügt den Ongghod Fett um den Mund; geht es ihm aber schlecht, so prügelt er sie weidlich und behandelt sie in der despectirlichsten Weise. Das beruht doch auf Anschauungen, die unmöglich aus dem Begriff einer überaus erhabenen Gottheit hergeflossen sein können.

Neben den Ongghod und mit ungleich grösserer Ehrfurcht beten die Mongolen aber eine andere bildlose Gottheit an, die in alle Beziehungen des häuslichen Lebens mit grosser Macht eingreift. Sie erscheint den Zeltbewohnern in den wunderbar lebendigen Formen der von der Feuerstätte emporzüngelnden, spielenden Flammen; der rothe Schein, der sich von hier aus über die Zeltbewohner ausgiesst, ist ihr Abglanz; die Feuerstätte selbst, der wichtigste Ort innerhalb des Zeltraums, ist ihr heilig. Es ist nicht das Element des Feuers, welches die Mongolen in dieser Gottheit verehren; auch nicht die Idee der Familiengenossen-

1) Erman's Archiv VIII, S. 217.
2) Herod. IV, 127.

schaft, der Blutsverwandtschaft der Zeltbewohner, oder der Begriff des häuslichen Lebens; es ist ein *deus tutelaris*, ein mächtiger Schutzgeist der Jurte, von dessen Willen das Wohl und Wehe ihrer Bewohner abhängt, und dem die Feuerstätte nur deshalb geweiht ist, weil sie den Mittelpunkt des Zeltraums bildet und über ihr die Zeltöffnung liegt, durch welche nach schamanischem Glauben die Geister ihren Ein- und Ausgang nehmen. War dieser Gottheit aber die Feuerstätte geweiht, so hatte Herodot einen Anlass zur Vergleichung mit Hestia, — obwol sich im Uebrigen sehr irrige Vorstellungen an die Parallele knüpfen mussten. Dann war es ferner natürlich, dass das Volk die von der geweihten Stätte emporlodernde Flamme als eine Manifestation der Gottheit betrachtete, und an die Flamme seine Gebete richtete.

Den Begriff, den die Mongolen mit dieser Gottheit verknüpfen, und das Unzulängliche der herodoteischen Parallele, wie diejenigen Punkte, die zu ihr veranlasst haben, werden unsere Leser am deutlichsten aus einem längern, von Pallas mitgetheilten Gebet entnehmen, das unter den Kalmüken bei Brandopfern gesprochen zu werden pflegt. „Du, mein Feuer," — heisst es hier, „von Dir, als Mutter, wollen wir uns jetzt ein dauerhaftes Glück erflehen. Du, von den niedern sieben und siebzig Brandopferplätzen aufgehendes Opferfeuer, Du Mutter! Du aus der Mitte aufgehende Sonne und Mond, verleihe Gesundheit und Glück! verleihe festes und dauerhaftes Glück! ..... Dein blaugrauer, zum Himmel ansteigender Rauch und Deine Gluth auf der eigenthümlichen Stelle sind Beweise Deiner Gegenwart. Deinen rothen Schein kennt Alles, was lebet. Deine ausstrahlende Hitze erweckt bei allen Wesen, die sie empfinden, ein dankvolles, ehrerbietiges Andenken. So wie wir im guten Monde und am guten Tage Dich ehrerbietig behandeln, von dem breiten Strom der weissen Wolga Wasser über Dich sprengen, Branntwein aus dieser Schaale in Dich tröpfeln, das Opferfett mit der flachen Hand über Dich ausbreiten, eines gelbköpfigen Schaafes Kopf sammt der rechten Rippenseite in Dir verbrennen, so wollest auch Du, o Feuer! indem diese Opfer in Deiner Gluth schmelzen, auf uns die Fülle Deiner Güte ergiessen, um welche wir bitten und anbeten. Du wollest unter den Schlafdecken den Segen der Fruchtbarkeit im Beischlaf erwecken! Du wollest den Segen der Viehheerden reichlich mehren! um welches wir bitten und anbeten! Verleihe Knaben von starkem Wuchs! Jungfern von Schönheit! Junge Weiber mit zierlichen Haaren! Junge Männer mit fliegenden Fusssohlen! Verleihe den Hausfrauen sparsame, wirthschaftliche und glückliche Mägde! Allen diesen Segen lass in Fülle über uns kommen! Ver-

leihe Deinen Segen den Viehheerden, dass die Stuten handbreite Euter tragen und die Rosse auf's Prächtigste blühen mögen!" Dann heisst es nach Anrufung einiger andern Gottheiten weiter: „Du Feuerplatz, worauf das mütterliche Feuer brennt, sei gesegnet! Lass unsere Kinder, wie Sonne und Mond, in Glück und Segen leuchten! ..... Lass allen Deinen Segen auf uns ruhen! Es soll geschehen! Es soll geschehen! Du Feuerstätte, Deine Ahnen und Nachkommen, ja Dein ganzer Stamm soll mächtig und gross werden! Khan Aesäni! Du von den Tägri abstammender Khan Aesäni [1])! Dein Feuer und Heerd verbreite Segen und Fülle Allem, was da lebet! Du Abkömmling der Tägri und durch ihre Kraft entstandener Monarch Tschingis, Dein Feuer und Heerd [2]) verleihe Allem, was da lebt, Fülle, Glück und Segen! ..... Nun werdet fruchtbar und grünet wie die Blätter an den Bäumen; werdet satt an den Heerden Eures Viehes! nehmt zu an der Menge weisser Schaafe, wie die Gestirne am Firmament! Erbauet prächtige Wohnungen, die den erhabenen Bergen gleichen! Erreicht ein hohes, dauerhaftes Alter! Erzeuget Söhne zu Fürsten über grosse Völker, u. s. f." [3]).

Die Gottheit, welche hier angerufen wird, versinnlicht nicht das Feuer als ein in seinen wohlthätigen und verderblichen Wirkungen mächtiges Element; sie repräsentirt auch nicht das Lichte und Lautere, wie das Feuer im Glauben der Arier, welches von den Persern verehrt wurde, weil es mit lichtem und reinem Glanze zum Himmel emporstrebt, weil es die finstern Dämonen besiegt hatte und weil es, im Dunkel des Abends angezündet, die bösen Geister verscheuchte; sie ist vielmehr in jeder Beziehung eine Göttin des häuslichen Wohlstandes und des Familienglücks, — eine mütterliche Gottheit, wie sie auch angeredet wird. Sie mehrt das Wachsthum der Familie; sie schenkt schöne und gesunde Kinder; verleiht Jünglingen und Jungfrauen Kraft und Anmuth; sie giebt den Hausfrauen tüchtige, treue Mägde; sie fördert endlich das Gedeihen der Heerde, von dem allein der Wohlstand der Nomadenfamilie abhängt.

Wie wesentlich verschieden nun auch diese Göttin von der grie-

---

1) Dieses soll wol *khann äsän a!* oder *khan äsän a!* heissen: „o Herr des Fürsten!" Es wurde Herodot richtig durch *δεσπότης τοῦ βασιλέως* verdolmetscht; denn er lässt Idanthyrsos sprechen: *δεσπότας δὲ ἐμοὺς Δία τε νομίζω τὸν ἐμὸν προγονον καὶ Ἱστίην τὴν Σκυθέων βασίλειαν μούνους εἶναι.* IV, 127.

2) Hier wird die Tabiti des Königs angeredet.

3) Pallas, Nachrichten über mongolische Völkerschaften, II, S. 329ff.

chischen Hestia ist, so liegen gleichwol die secundären Elemente auf der Hand, durch welche Herodot zu seiner Parallele bestimmt wurde. Weil von Tabiti das ganze Wohl der Familie abhing, war ihr innerhalb des Zeltraumes der Mittelpunkt, über dem der blaue Himmel sich wölbte, als geweihte Stätte eingeräumt; und hier war die Feuerstelle. Nun wurde auch die wunderbare Flamme als die sinnliche Erscheinung der Gottheit aufgefasst; das Auflodern des Feuers kündigte, wie es in dem Gebet heisst, ihre Gegenwart an. Das war für Herodot genug, sie mit der griechischen Hestia zu vergleichen.

Hiernach werden auch Herodots übrige Angaben verständlich: ein solches Wesen musste als Hausgottheit sowol wie als Urheber alles Gedeihens von den Skythen allerdings mit besonderm Eifer verehrt werden, — was in Bezug auf eine Hestia nach griechischem Begriff bei einem Nomadenvolk völlig undenkbar ist; — jeder Skythe hatte ferner seine eigne Tabiti, oder vielmehr, jede Familie, jede Jurte hatte ihre eigne Tabiti, — was bei der Verehrung des Feuers als eines Elementes doch sicherlich auffallend wäre; — die Tabiti des Königs wurde aber von allem Volke mit besonderer Ehrfurcht behandelt, wie sie auch in dem mitgetheilten Gebete besonders angerufen wird, — nicht weil ihre Macht sich unmittelbar über die Gesammtheit des Volkes erstreckte, sondern weil sie die Schirmerin des despotischen Fürsten war, der jede Beleidigung derselben furchtbar rächen konnte; sie hatte endlich des Fürsten Wohl und Wehe vollkommen in ihrer Hand, und Idanthyrsos, der sonst keinen Herrn über sich erkennen wollte, nannte sie mit Recht seine Herrin, wie sie auch in dem kalmükischen Gebet angeredet wird. Nun wird noch klarer, weshalb der König krank wird, sobald bei seiner Tabiti falsch geschworen wurde: die Gottheit, von der sein Wohlbefinden abhing, war erzürnt worden.

Wenn nun Tabiti im vollen Sinne des Worts eine Göttin des Wohlbefindens der Familie und des häuslichen Wohlstandes war, so wird der Leser die Bemerkung nicht mehr als unmotivirt zurückweisen, dass *tab* im Mongolischen „Wohlbefinden, Wohlstand“ bedeutet; wovon die Adjectiva *tabtu* und *tabtai* lauten.

Dass der Cultus des Feuers, welches die Mongolen des Mittelalters als ein reines und reinigendes Element besonders eifrig verehrten, mit dem Dienste der Tabiti in nahem Zusammenhange stand, ist leicht zu vermuthen; ich erörtere diesen Punkt indess nicht weiter, da Herodot die Verehrung des Feuers bei den Skythen nicht ausdrücklich erwähnt; dass sie ihnen nicht unbekannt war, kann aus einem

von dem alten Historiker mitgetheilten Verfahren bei Brandopfern geschlossen werden, auf das ich sogleich zurückkomme.

Aus dieser Darstellung wird erhellen, dass die sehr allgemein gehaltenen Angaben Herodots über den skythischen Götterglauben, weit davon entfernt, ausschliesslich den religiösen Vorstellungen der alten Deutschen oder der Arier zu entsprechen, auch mit dem alten mongolischen Glauben sehr wohl vereinbar sind, ja dass der letztere sogar für die befremdende Notiz über den Cultus der Hestia einen vollkommen befriedigenden Aufschluss gewährt. Ich habe indess schon oben bemerkt, dass ich in dergleichen allgemeinen Angaben keine geeignete Grundlage für weitere Schlüsse erblicke; sie treffen in Bausch und Bogen bei allen Naturvölkern zu, und tragen nicht das geringste Kriterium in sich, aus welchem gefolgert werden könnte, dass sie mit wirklicher Sachkenntniss, nach tieferm Eindringen in die religiösen Vorstellungen des fremden Volkes niedergeschrieben sind. Viel zuverlässiger erscheint mir jede auch noch so vereinzelte specielle Notiz, selbst wenn sie untergeordnete Aeusserlichkeiten betrifft; sie weist auf ein positives Wissen, auf eine einfache Beobachtung des mit den Sinnen Wahrnehmbaren zurück, und ist von dem Gebiete des Irrthums weiter entfernt. Aus diesen Gründen halte ich Herodot's Angaben über das Ritual, über welche gewöhnlich vornehm hinweggesehen wird, für ungleich werthvoller, als seine dürre Parallele. Wo die Uebereinstimmung des religiösen Glaubens in seinen allgemeinen Zügen nachgewiesen ist, erscheint die Uebereinstimmung des Rituals als eine bemerkenswerthe, zu weitern Schlüssen berechtigende Thatsache: und so glaube ich, dass die beiden oben erwähnten Eigenheiten, die Sitte, das Opferthier ohne Blutvergiessen zu schlachten, und einen Theil des Opfers zur Fütterung der Götter in die Luft zu werfen, schwerer ins Gewicht fallen, als der gesammte Nachweis, dass die Nomenclatur der skythischen Gottheiten noch vollständiger aus dem altmongolischen als aus dem altpersischen Glauben erklärt werden kann.

Ich wende mich nun zu solchen Einzelnheiten. Unter ihnen nehmen Herodots höchst sonderbare Bemerkungen über die bei den Skythen übliche Art des Schlachtopfers die erste Stelle ein.

„Die Art des Opferns", erzählt Herodot, „ist bei allen Skythen und für alle Götter (mit Ausnahme des Kriegsgottes) dieselbe und wird folgendermassen vollzogen. Das Opferthier steht da, an den Vorderfüssen gefesselt; der Opferer aber befindet sich hinter dem Thiere, zieht am Ende des Stricks und bringt es dadurch zu Fall. Wenn das Thier hinstürzt, ruft er den Gott an, dem er opfert, wirft dann eine Schlinge

um den Nacken des Thieres, dreht sie vermittelst eines Stabes herum und erwürgt so das Opferthier, ohne dass er ein Feuer angezündet, und beim Beginn der Ceremonie eine trockne oder flüssige Opfergabe dargebracht hätte. Hat er das Thier erstickt, so zieht er das Fell ab und fängt an, das Fleisch zu kochen. Da aber das Skythenland sehr holzarm ist, haben sie zum Kochen des Fleisches folgenden Ausweg ergriffen. Sobald dem Opferthier die Haut abgezogen ist, entblössen sie die Knochen vom Fleisch, und werfen das letztere in die dort üblichen Kessel, wenn sie nämlich solche besitzen; die Kessel aber haben die meiste Aehnlichkeit mit den lesbischen, ausser dass sie viel grösser sind. In ihnen kochen sie das Fleisch und legen die Knochen als Brennmaterial unter. Haben sie aber keinen Kessel zur Hand, so werfen sie alles Fleisch in die Bauchhöhle des Opferthiers, giessen Wasser dazu und verbrennen darunter die Knochen [1]). Die brennen sehr schön, die Bauchhöhlen aber fassen reichlich das Fleisch, wenn die Knochen entfernt sind. Und so kocht ein Ochs sich selbst und die andern Opferthiere machen es eben so. Sobald das Fleisch gar ist, bringt der Opfernde von dem Fleisch und von den innern Theilen eine Opfergabe dar und wirft sie vor sich hin [2]). Sie opfern aber sowol andere vierfüssige Thiere, als auch besonders Pferde".

Das klingt gewiss höchst sonderbar. Und doch bin ich überzeugt, dass Herodot's Gewährsmann einem solchen Opfer persönlich beigewohnt hat. Er hat redlich referirt, was er mit Augen sah; aber er hat Manches nicht richtig verstanden.

Anfang und Ende der Ceremonie, — die Sorge, das Opferthier so zu schlachten, dass sein Blut nicht verloren geht, und das Hinauswerfen einer Opfergabe in die Luft zur Fütterung der Geister — haben wir bereits aus dem schamanischen Aberglauben erläutert. Wir wenden uns zu den übrigen Absonderlichkeiten.

Es ist alter mongolischer Brauch, die Knochen des Opferthiers bei dem Opfer zu verbrennen. Dies bezeugt Plan de Carpin im dreizehnten Jahrhundert an mehreren Stellen seines schon mehrmals angeführten Berichtes. „Wenn sie ihre Götzenbilder angefertigt haben," erzählt er unter Andern, „so schlachten sie ein

1) Ἐς τούτους (τοὺς λέβητας) ἐσβάλλοντες ἕψουσι ὑποκαίοντες τὰ ὀστέα τῶν ἱρηίων· ἢν δὲ μή σφι πυρὴ λέβης, οἱ δὲ ἐς τὰς γαστέρας τῶν ἱρηίων ἐσβάλλοντες τὰ κρέα πάντα καὶ πυραμίξαντες ὕδωρ ὑποκαίουσι τὰ ὀστέα. Herod. IV, 61.

2) Ἐπεὰν δὲ ἑψηθῇ τὰ κρέα, ὁ θύσας τῶν κρεῶν καὶ τῶν σπλάγχνων ἀπαρξάμενος ῥίπτει ἐς τὸ ἔμπροσθε. Ibid.

Schaaf und verzehren es und verbrennen die Knochen im Feuer .... Dem Bilde des Fürsten schlachten sie auch andere Thiere; wenn sie diese tödten, um sie nachher zu verspeisen, so zerbrechen sie ihnen keinen Knochen, sondern verbrennen diese im Feuer". Nachdem er das Leichenbegängniss geschildert und mitgetheilt hat, dass man dem Todten eine Stute mit ihrem Füllen und ein Reitpferd mitzugeben pflegte, fährt er fort: „Ein anderes Pferd verzehren sie, und stopfen das Fell mit Spreu aus und stellen es auf zwei oder vier Stäben ziemlich hoch auf; ... und die Knochen des Pferdes, welches sie verzehren, verbrennen sie zum Seelenheile des Verstorbenen. Und oft kommen auch die Weiber zusammen, um Knochen zum Seelenheile der Menschen zu verbrennen, wie wir mit eigenen Augen sahen und auch von Andern an Ort und Stelle hörten [1])". Der Mönch, der sich für die Gebräuche des Götzendienstes besonders interessirte, hatte erfahren, dass die Sitte im religiösen Glauben wurzele: Herodot's nüchterner und praktischer Berichterstatter erblickte darin nur ein Surrogat für das elende Mistfeuer. Aelian that dasselbe, obwol auch er nur in Bezug auf Opferthiere die Sitte erwähnt [2]).

Derselbe Brauch wird noch heute von den Mongolen überall beobachtet, wo Schlachtopfer dargebracht werden. Um dem Leser einen Ueberblick über die Gesammtheit einer solchen Ceremonie und ihre grosse Aehnlichkeit mit dem von Herodot beschriebenen Verfahren zu geben, will ich hier des ältern Gmelin Bericht über eine Feierlichkeit einrücken, welcher er unter den Buräten beiwohnte. „Es war eine Reihe Birken, ungefähr zwei Klafter lang, gerade dem Aufgange der Sonne gegenüber längs des Baches Kuda gepflanzt. Etwas hinter diesen Bäumen waren zur linken Hand noch ein paar andere und hinter ihnen drei Buräten, von denen der eine in Ansehung der andern etwas vorwärts niederkniete, und ein Birkenreis horizontal in der Hand gegen den Aufgang der Sonne hielt und dabei mit ziemlich erhabener Stimme Vieles herplauderte. Seine Glaubensgenossen sagten mir, dass er die Götter zusammenriefe. Die zwei andern standen aufrecht, und ein jeder hielt eine hölzerne Schaale, deren jede mit einem vermischten Tranke, aus gleichen Theilen gesäuerter Pferdemilch und aus derselben destillirten Branntweins, beständig angefüllt war. Sie gingen bald etwas vorwärts, warfen ihre Schaalen, die sie in den Händen hielten, in die Luft, und murmelten unter dem beständigen Murmeln des vor

1) Plan de Carpin, cap. III, §. 1. u. §. 3.
2) Aelian. de nat. animal. XII, c. 34.

ihnen knieenden Götzenpriesters auch einige Worte her. Dieses thaten sie zum andern und dritten Mal, schenkten sogleich, als sie zum dritten Mal die Schaalen in die Höhe geworfen hatten, wiederum ein und warfen ihre Schaalen vorwärts.[1]) Es hiess, ihr Hauptgott wäre auf das eifrige Zurufen des Götzendieners zu ihnen über den Bach gekommen; dem wären sie entgegen gegangen und hätten zum Opfer und um ihre Ehrerbietung gegen ihn zu bezeugen, die Schaalen dreimal in die Luft geworfen; damit wäre er zufrieden gewesen und wieder umgekehrt, worauf sie, um ihm auch ihre Freude über seine Ankunft zu bezeugen, ihm ihre Schaalen nachgeworfen hätten. Inzwischen hielt ein Kerl zur linken Seite der Bäume ein Schaaf, und als die vorbeschriebene Ceremonie aus war, wurde dem Schaaf, das den Göttern geopfert werden sollte, um es noch mehr einzuweihen, etwas von oben erwähntem aus Branntwein und Milch vermischten Tranke auf den Kopf gegossen,[2]) und ohne Verzug zum Schlachten desselben geschritten. Zu diesem Ende wurde es niedergeworfen[3]) und von zwei Kerlen gehalten, während dessen der dritte ihm in der rechten Seite etliche Finger unter dem Zwerchfell einen Schnitt beibrachte, durch welchen er mit der Hand in den Leib fuhr, das Zwerchfell durchbrach, und ein paar Finger darüber die grosse Pulsader entzwei riss; worauf es den Augenblick starb. Der Fleischer war sogleich beschäftigt, die während des Schlachtens herausgefallenen Därme wieder in den Leib zu bringen, und verhinderte dadurch und durch das Zuhalten der Wunde, dass kein Blut auf die Erde auslaufen konnte.[4]) Als der Hammel erkaltet war, wurde alles Eingeweide herausgenommen und das Blut sorgfältig in eine hölzerne Schüssel gesammelt, sodann die Haut abgezogen, der linke vordere und der rechte hintere Fuss in dem Gelenke entzwei gebrochen und die zwei andern wurden an derselben Stelle gar abgeschnitten." Darauf ging es an das Kochen, — *τράπεται πρὸς ἕψησιν*, — nachdem alles Fleisch vom Leibe weggeschnitten war, wobei aber noch mancher Knochen in den Kessel gerieth. „Die Knochen wurden mit dem aufgesammelten Blute in eine Grube geworfen." Nach Verspeisung des Fleisches wurden auch die Knochen,

---

1) *ῥίπτει ἐς τὸ ἔμπροσθε*, bei Herodot.

2) In Bezug auf die dem Kriegsgott geschlachteten Gefangenen heisst es: *ἐπεὰν γὰρ οἶνον ἐπισπείσωσι κατὰ τῶν κεφαλέων, ἀποσφάζουσι τοὺς ἀνθρώπους ἐς ἄγγος κ. τ. λ.*

3) *Ὁ δὲ θύων ὄπισθε τοῦ κτήνεος ἑστεὼς σπάσας τὴν ἀρχὴν τοῦ στρόφου καταβάλλει μιν*, bei Herodot.

4) Die Skythen erreichten diesen Zweck durch Erwürgen des Thieres.

die sich im Kessel vorfanden, „zu den andern in die Grube geworfen, sogleich Feuer dazu angelegt, und die Grube mit Holz zugedeckt, um die Knochen zu verbrennen. Das Fell des Schaafes, das noch allein übrig war, wurde den Göttern zur Schau aufgehangen.“ [1]) An einem andern Orte, doch ebenfalls unter den Burāten, wurden die Knochen auf ein niedriges hölzernes Gerüst gelegt, unter dasselbe noch einiges Brennholz gesteckt, und dann mit dem Gerüst verbrannt.[2]) Genau in derselben Weise verlaufen bei den Kalmüken die Ceremonien des Schlachtopfers; überall sind die Hauptgesichtspunkte dieselben: das Thier muss so geschlachtet werden, dass kein Blut verloren geht; dann werden die Knochen vom Fleisch entblösst, das letztere gekocht, die erstern verbrannt. „Die Knochen des Opferthiers müssen bei solchen Gelegenheiten auf dem Opferplatze liegen bleiben, bis sie völlig verbrennen.“ [3])

Der Sinn dieses Gebrauches kann nicht zweifelhaft sein: kein Theil des geweihten Thieres sollte zu profanem Gebrauche bestimmt oder verächtlich weggeworfen werden. Das Fell konnte man füglich auf einer Stange zur Schau aushängen: hier wurde es bald von den Raubvögeln zerzaust und dem Missbrauch entzogen. Aber die dauerhaftern Knochen mussten im Opferfeuer zerstört werden; und dieses empfahl sich um so mehr, da es überhaupt als ein gutes Werk betrachtet wurde, das für heilig geachtete Feuer durch Hinzufügung fettiger Gegenstände zu nähren. Bei allen schamanischen Brandopfern ist es Sitte, Butter in die Flamme zu giessen, das Fett des Opferthieres hineinzuhängen u. dgl.; und die frischen Knochen konnten ebenfalls bewirken, dass es „sehr schön brannte,“ wie Herodot versichert.

Der übrige Theil der herodoteischen Erzählung, „wie ein Ochs durch sich selbst gekocht wird,“ kann buchstäblich genommen, aber auch durch das nahe liegende Missverständniss einer bei schamanischen Brandopfern üblichen Ceremonie erklärt werden. Eine Tour dieser Gaukeleien konnte wirklich von Herodot's Berichterstatter leicht irrig aufgefasst werden. Es ist nämlich auch Sitte der Zauberer, dass sie einige Theile des Opferthieres, namentlich die innern, und das Herz oben an, in einen Sack stecken, an Stelle dessen die Skythen wohl das Bauchfell oder, wie Andere übersetzen, den Magen angewendet haben

---

1) Gmelin, Reise durch Sibirien, Bd. III, S. 22—25.

2) Gmelin, a. a. O., Bd. III, S. 74.

3) Pallas, Nachrichten über mongol. Völkerschaften, I, 128. II, 327. 345. Vgl. Erman's Archiv, VIII, S. 225.

können. Wenn nun die Opferflamme durch fette Substanzen reichlich genährt ist, schwingt der Schamane diesen Schlauch über dem Feuer mehrmals hin und wieder, tritt dann vor den Wirth, hält ihm das aus dem Sacke hervorragende Herz entgegen und lässt ihn wie die übrigen Zeltgenossen der Reihe nach ein Stück davon abbeissen.[1]) Diese Procedur konnte füglich von einem uneingeweihten Augenzeugen, der bei allen von ihm beobachteten Ceremonien einen praktischen Nutzen ausfindig zu machen suchte, für eine besondere Art des Kochens gehalten werden. Aber es ist auch möglich, dass Herodot's Bericht buchstäblich zu nehmen ist; denn die Sitte, ein Thier in seinem eigenen Fell zu kochen, herrschte noch zu Gmelin's Zeit unter den mongolischen Buräten. Wie ich es bisher gethan, wo es sich darum handelte, sehr sonderbar oder gar unglaublich erscheinende Angaben alter Autoren durch mongolische Sitten zu erläutern, will ich auch hier Gmelin's Bericht vollständig mittheilen: bei so seltsamen Dingen wird es den Lesern von Wichtigkeit sein, ungefärbte und ohne alle Rücksicht auf Herodot abgefasste Mittheilungen tüchtiger und zuverlässiger Männer mit den Erzählungen des alten Historikers vergleichen zu können.

Gmelin berichtet: „Weil die Buräten hier herum (um Balagansk an der Angara, unterhalb Irkuzk) an allerlei Vieh keinen Mangel hatten, so wünschten wir noch eine Art Braten zu sehen, welche jenseits des See's Baikal sehr gebräuchlich ist, und darin besteht, dass das Fleisch eines Thieres in der Haut eben desselben Thieres gebraten wird. Die hiesigen Buräten wussten nichts davon; aber unser Dolmetscher hatte es oft genug bei den jenseits des See's wohnenden Buräten gesehen und mit verzehren helfen, so dass er sich gleich anbot, bei diesem Gerichte Koch zu sein. Er nahm ein Ziegenlamm und drehte ihm etliche Mal den Kopf herum, bis kein Leben mehr in ihm war. Alsdann lösete er ihm die Haut ab, dergestalt, dass keine Wunde darein kam. Er fing von den Hinterfüssen an, und lösete solche gegen den Kopf zu ab, welchen er daran sitzen liess, nachdem er das Wirbelbein davon abgeschnitten hatte. An der Haut liess er fast überall etwas Fleisch, um derselben dadurch eine grössere Dicke zu geben. Das von der Haut abgelösete Fleisch und Knochen wurden nach den Gelenken in viele kleine Stücke geschnitten. Netz, Leber und Brustbein legte man besonders. Mittlerweile wurden Kieselsteine auf einem Holzfeuer heiss gemacht, doch nicht so stark, dass sie geglühet hätten. Nach diesen Vorbereitungen wurde das abgezogene Fell so gehalten, dass der Kopf

1) Pallas, Nachrichten über mongol. Völkerschaften, II, S. 344.

gegen unten sah, und ein grosser kalter Kiesel hineingelassen; hart an diesem ward das Fell zugebunden, welches deswegen geschieht, damit der Kopf gänzlich geschlossen sei und keine Wärme durch ihn herausgehen könne. Alsdann goss man ein paar Schaalen kalt Wasser in das Fell, warf darauf heisse Steine hinein, nach denselben Fleisch, dann wieder Steine u. s. f., bis das Fell mehr als halb voll war. Dann wurde dasselbe bei dem Hintern fest zugeschnürt und hin und hergezogen und gewergelt. Es brannte aber bald ein Loch durch, welches man, so gut es sich thun liess, mit Steinen zuhielt; mit dem Hin- und Herziehen desselben aber fuhr man noch eine Weile fort, bis die Haare gelb und los zu werden anfingen. Der Koch hatte es darin versehen, dass er nicht allenthalben Fleisch genug an der Haut hatte sitzen lassen; denn dadurch würde er verhindert haben, dass das Fell nicht so geschwinde durchgebrannt wäre. Diesen Fehler gestand er selbst, und wo er nicht geschehen wäre, so würde, wie er hinzusetzte, nach einigem Hin- und Herziehen des Felles ein grosser Knall entstanden sein, welcher seiner Versicherung nach anzeigt, dass das Fleisch gar sei. Hier wurde es ohne diesen Knall gar. Die Haare wurden um und um an dem Felle ausgezogen, und der Leib aufgeschnitten, in welchem man einiges Fleisch gekocht, anderes gebraten, beides aber in einer guten fetten Brühe schwimmend fand“ [1]).

Die Uebereinstimmung skythischer und mongolischer Sitten bis in solche Curiositäten hinein scheint mir erwähnenswerther als der Umstand, dass sie eben so wie dieses oder jenes Volk einen Zeus, einen Sonnengott u. dgl. verehrt haben. Entscheidendes Gewicht haben auch diese Einzelnheiten nicht, aber ohne Frage ein viel grösseres, als ganz allgemeine Bemerkungen, welche für die verschiedensten Völker Geltung haben. Besonders beachtenswerth sind aber solche detaillirte Angaben, wenn sie, wie es bei mehreren der oben erwähnten der Fall ist, nicht in zufälligen, äussern Umständen ihren Ursprung haben, sondern im religiösen Glauben wurzeln.

In Bezug auf den Aberglauben der Skythen finden sich bei Herodot noch einige andere nicht sehr deutliche Bemerkungen, die aus mongolischen Gebräuchen Licht empfangen. So über die Wahrsagerei. „Die Wahrsager der Skythen“, heisst es bei ihm [2]), „sind sehr zahlreich und sie wahrsagen aus einer grossen Anzahl von Weidenruthen [3]).

1) Gmelin, Reise durch Sibirien, Bd. III, S. 74—76.

2) Herod. IV, 67.

3) Nach Andern aus Tamariskenzweigen, Schol. Nicand. Theriac. 613 bei

Nachdem sie nämlich grosse Bündel von Ruthen herbeigebracht haben, legen sie dieselben auf die Erde und schütteln sie durcheinander, legen dann jede Ruthe einzeln und wahrsagen; während dessen raffen sie die Ruthen hinter ihrem Rücken zusammen und legen sie wieder auseinander. Das ist ihre alte Art zu wahrsagen; die Enaries aber, die Mannweiber, behaupten, dass Aphrodite ihnen die Kunst zu weissagen verliehen habe; diese wahrsagen aus einem Lindenblatt. Nachdem sie das Blatt in drei Theile zerrissen haben, wickeln sie es um ihre Finger, lösen es wieder ab und fällen ihren Spruch".

Sehr anschaulich ist diese Beschreibung eben nicht. Deutlicher wird die erste Art des Wahrsagens von Gmelin auseinandergesetzt, der einem Schamanen die Frage vorgelegt hatte, wo ein angeblich verlorner Ring sich befinde. „Nach einem kurzen und stillen Murmeln nahm der Hexenmeister ein Büschel kleiner Hölzer, wie Schwefelhölzer hervor. In einem solchen Büschel sind neun und vierzig Hölzer, eben wie die tscheremissischen, tschuwaschischen und wotjakischen (Wahrsager) neun und vierzig Bohnen haben .... Er zog bald darauf aus seinem Büschel fünf Hölzer heraus und legte dieselben besonders. Mit den übrigen spielte er, indem er sie hin und her warf und bald an einem, bald an dem andern zog. Das Gaukelspiel dauerte nicht lange, so gab er den Ausspruch u. s. w." [1])

Die zweite Art, — das Umwickeln der Finger mit den Streifen eines Lindenblatts — wird durch folgende bei den Kalmüken übliche Art der Wahrsagerei verdeutlicht. Sie geschieht „vermittelst neun gleich langer Fäden, an deren einem eine Koralle am Ende geknüpft ist. Diese nimmt der Weissagende unter Verlesung gewisser Beschwörungen in die linke Hand zwischen den Daumen und Zeigefinger und schlingt sie, ohne darauf zu sehen, mit der andern Hand durcheinander, windet alle zusammen einmal um den Zeigefinger und zieht auf Ge-

Müller fragm. hist. Graec. II, 91. Wie Ammian berichtet (XXXI, 2, 24) wurde auch bei den Alanen die Zukunft aus Weidenruthen vorausgesagt; aber diese Stelle, wie die des vorherigen Satzes über die Verehrung des Kriegsgottes in Gestalt eines nackten Schwertes, ist nicht ganz verlässlich; da Ammian die Alanen für die alten Massageten erklärt, die Massageten aber für Skythen hält, ist es möglich, dass er hier keck die herodoteischen Angaben über die Skythen eingeschoben hat. In seinen geographischen Abschnitten mengt Ammian die Völkerverhältnisse von sieben Jahrhunderten zu einem so wilden Ragout durcheinander, dass es zuweilen sehr schwer hält, zu erkennen, woher die einzelnen Bestandtheile genommen sind.

1) Gmelin, Reise durch Sibirien, Bd. I, S. 290.

rathewohl einen Faden nach dem andern hervor. Je nachdem nun den Faden mit der Koralle zuerst, oder nach zwei, drei oder mehr Fäden die Reihe trifft, darnach fällt die Entscheidung aus“ [1]). Vermuthlich hatten die Rippen des Lindenblatts und die Risse, die durch das Zertheilen und Zerknittern desselben entstanden, in der Wahrsagekunst ebenso ihre bestimmte Bedeutung, wie jetzt bei den Kalmüken die Risse eines gerösteten Schulterblatts und bei den Deutschen die Figuren des Kaffeegrundes. Nach den Kriterien, welche der zuerst hervorgezogene Streifen des Lindenblatts darbot, wurde der Spruch gefällt.

Da die beleidigte Derketo von Askalon alle die Skythen, die ihren Tempel geplündert hatten, und die Nachkommen derselben mit der oben erwähnten „weiblichen Krankheit“ geschlagen haben soll [2]), und da sich die Enaries im Skythenlande mit Wahrsagerei abgaben: könnte man vielleicht zu der Vermuthung geneigt sein, dass sie einen erblichen Stand gebildet haben. Indess gehört jene Angabe Herodot's zu der Klasse derer, auf die ich nicht einmal die unbedeutendste Folgerung bauen möchte; sie scheint lediglich aus einem Knäuel von Combinationen zu bestehen, in welchem ich einen festen thatsächlichen Kern nicht herausfühlen kann. Wer sich vergegenwärtigt, dass sich an den Cultus der syrischen Geburtsgöttinnen eine Sündfluth von Vorstellungen über wechselnde geschlechtliche Beziehungen knüpft, über prostituirte Hierodulen und entmannte Metragyrten, über Schaaren von Weibern in Männerkleidung und von Männern in durchsichtigen Frauengewändern, die sich zu den Tempeln der androgynen Gottheiten drängen, über Mannweiber wie die Derketade Semiramis und weibische Männer wie ihre Nachfolger; wer sich alles dieses vergegenwärtigt, wird sich nicht wundern, dass ein zur Verknüpfung entlegener Dinge an sich schon geneigter Mann, der wie Herodot das syrische Treiben in seiner ganzen Breite von Sardeis in Lydien bis Askalon in Phönikien und bis Babylon am Euphrat kennen gelernt hatte, ähnliche Erscheinungen, die ihm ausserhalb dieser Sphäre aufstiessen, ohne Weiteres mit dem syrischen Cultus in Verbindung brachte. In Syrien mag Herodot gehört haben, wie sich Derketo an ihren Verächtern räche; im Skythenlande fand er männliche Individuen, deren Aussehen ganz dem der Weiber glich und die den Ursprung ihres Leidens ebenfalls einer Gottheit zuschrieben: sofort erinnerte er sich daran, dass auch die Skythen einst in Syrien gehaust hatten; aber da zwischen jenem Ereig-

1) Pallas, Nachrichten über mongolische Völkerschaften Bd. II, 354.
2) Herod. I, 105.

niss und seiner Zeit fast zwei Jahrhunderte verflossen waren, musste sich das Uebel der Enaries natürlich vererbt haben.

Wie sich in den Einzelnheiten des Opferns und Wahrsagens eine grosse Uebereinstimmung zwischen dem skythischen und schamanischen Aberglauben zeigt, waren auch die Verhältnisse, durch welche Skythen und Mongolen bestimmt wurden zu Wahrsagern und Schamanen ihre Zuflucht zu nehmen, bei beiden Völkern dieselben. Wenn der Skythenfürst krank wurde, liess er die Wahrsager rufen, und diese fällten den Spruch, dass seine Tabiti, seine mächtige Zeltgöttin, beleidigt sei und versöhnt werden müsse. Wenn jetzt „dem Asiaten Vieh oder Kinder sterben, wenn ihm etwas verloren gegangen oder irgend eine Unternehmung missglückt ist, wenn sein Weib in schweren Kindesnöthen ringt, wenn ihn selbst oder irgend einen seiner Hausgenossen eine harte Krankheit befallen hat: so bedeutet diess, dass irgend ein Geist durch ihn erzürnt worden ist; und um seinen unsichtbaren Quäler zu besänftigen, lässt er den Schamanen rufen“ [1]). Dem alten Herodot war die grosse Anzahl skythischer Wahrsager aufgefallen; und dieses scheint mir nicht bloss auf den tiefen Aberglauben des Volks, sondern auch auf den unter ihm verbreiteten Cultus von Hausgötzen gedeutet werden zu müssen. Wo die religiösen Empfindungen eines Volkes sich in der Verehrung einiger nationaler Gottheiten vereinigen, ist das Geschäft der Hexenmeister und Zauberer, die von dem Individuum in seinen Privatnöthen angerufen werden, ziemlich beschränkt; hier erscheinen die Götter, als Vorsteher der Gesammtheit, in einer erhabeneren Stellung, der Einzelne fühlt sich weniger in unmittelbarem Verkehr mit ihnen, und seiner Simplicität liegt der Gedanke nicht so nah, bei Unglücksfällen einen speciell gegen ihn gerichteten Zorn der Gottheit vorauszusetzen. Anders ist es bei dem Cultus von Hausgötzen, die in der Jurte stets gegenwärtig gedacht werden und sich ausschliesslich mit den Angelegenheiten des Individuums zu beschäftigen haben. Hier erscheint jedes Missgeschick als Ausfluss ihres Unmuths, und an Erklärungsgründen kann es hier nie fehlen. Ein solcher Dämonencultus war vermuthlich auch unter den Skythen verbreitet und gab der zahlreichen Klasse von Wahrsagern hinlängliche Beschäftigung. Auf diesen Cultus bezieht sich auch wol eine Notiz des Apollonides, dass es in Skythien Weiber mit zwei Pupillen in jedem Auge gäbe, die durch ihren bösen Blick den Menschen allerlei Unheil anhexen könnten.

---

1) Erman's Archiv, VIII, S. 222.

Es könnten darunter weibliche Schamanen — *idoghat* [1]) — verstanden werden, die mit den bösen Geistern in Verbindung stehen und von dem Volke deswegen gefürchtet werden; aber der von Apollonides angeführte Name jener skythischen Hexen — *Bithyae* [2]) — leitet auf die Vermuthung, dass hierunter die bösen Geister selbst verstanden sind; denn *büdä* bezeichnet im Mongolischen einen boshaften Dämon.

Die Eideseeremonien der Skythen stimmen mit denen mehrerer alten Völker überein. Die Schwörenden verwundeten sich mit einem Pfriem oder machten sich mit einem Messer einen kleinen Einschnitt in den Leib, liessen das Blut in einen thönernen mit Wein gefüllten Becher träufeln und tauchten in die Mischung ein Schwert, Pfeile, ein Beil und einen Speer. Darauf stiessen sie viel Verwünschungen aus, und tranken von dem mit Blut gemischten Wein; das Letztere thaten auch die angesehensten unter den Eideszeugen [3]). Wahrscheinlich wurde auch noch mit den blutgetränkten Waffen eine Ceremonie vorgenommen; Herodot hat es aber unterlassen, sie aufzuzeichnen. Die alten Mongolen pflegten zur Besiegelung des Eides Blut aus einem Ochsenhorn zu trinken [4]); jetzt ist es bei ihnen Sitte, eine Lanzenspitze mit der Zunge zu berühren, eine Pfeilspitze oder die Schneide eines Messers auf die Zunge zu halten, die Schärfe eines Schwertes dem Nacken zu nähern, diese Waffen oder die Mündung eines Flintenlaufs zu küssen [5]). Eine der letzten Ceremonien gehört offenbar zur Vervollständigung des herodoteischen Berichts.

In dem religiösen Aberglauben mag es auch wurzeln, dass die Skythen ein im Winter sich entladendes Gewitter für ein Wunderzeichen hielten [6]). „Donnerwetter im Winter", sagt Pallas von den Mongolen, „oder bei ungewöhnlichen Jahreszeiten wird für ein böses Zeichen gehalten, für Fürsten und Landesregenten, unter denen es grosse Zwietracht andeuten soll. Das gemeine Volk ruft „Nühl" dabei

---

1) Dieses Wort hatte auch Plan de Carpin gehört: er schreibt es *Itoga*, hält es aber für den Namen des Gottes, der durch den Mund des Schamanen antwortet. Cap. III, §. 3. Pallas nennt die weiblichen Schamanen immer *Uddugun*. Kowalewski giebt *idoghan*.

2) Plin. hist. nat. VII, 2.

3) Herod. IV, 70.

4) v. Hammer, goldne Horde S. 65. 206.

5) Pallas, Nachrichten über mongol. Völker, I, S. 217. 205 Note. — Bergmann, nomadische Streifereien, Bd. II, S. 42.

6) Herod. IV, 28.

aus, und andächtige Leute wenden gleich geistliche Gaukeleien und Vorbitten an, um das gedrohte Unglück wieder abzuwenden“ [1]).

Ich habe in diesem Abschnitt des von Herodot erwähnten Cultus der goldnen Geräthschaften noch nicht gedacht, welche der skythischen Nationalsage zufolge einst vom Himmel gefallen und in den Besitz des jüngsten der drei Stammväter des Volkes gelangt sein sollen. Auch Herodot gedenkt dieser Verehrung nur an der Stelle, wo er die verschiedenen Traditionen über die Herkunft des Volkes mittheilt, und seine Bemerkungen leiden an grosser Unvollständigkeit und Dunkelheit. „Dieses heilige Gold“, sagt er, „bewahren die Könige höchst sorgsam und feiern es alljährlich mit grossen Opfern. Derjenige, der das Gold an dem Festtage hat und unter freiem Himmel schläft, soll nach skythischem Glauben nur noch ein Jahr leben; deshalb sollen sie ihm soviel Weideland geben, als er an einem Tage umreiten kann. Da nun das Land gross war, zerlegte Kolaxais das Reich für seine Kinder in drei Theile, und machte einen derselben grösser als die andern; in dem grössesten soll nun das Gold gehütet werden“ [2]). Wo der Ort eigentlich liegt, an dem das Gold aufbewahrt wird, sagt Herodot nicht. Wir haben oben nachgewiesen, dass der Schauplatz der Sage, in welche diese Erzählung verwebt ist, nicht am Gestade des Pontos, sondern in Centralasien gesucht werden muss, wo einige der Stammnamen, die zur Bildung der Sage veranlassten, wiedergefunden werden: dort wird also auch der Sitz dieses Cultus sein [3]), an den die pontischen Skythen sich vermuthlich nur sehr dunkel erinnerten und über den sie auch nur den unsichern von Herodot mitgetheilten Aufschluss geben konnten. Wenn ich mir hier einige, dem einladenden Dämmerlicht dieser Sage entsprechende Schwärmereien erlauben dürfte, würde ich daran erinnern, wie nach einer mongolischen Sage die Söhne des Oghus, des Stammvaters der Mongolen, auf der Jagd einen vergoldeten Bogen und drei vergoldete Pfeile fanden; oder wie die in das Thal Irgene-Kun eingeschlossenen Mongolen der Urzeit sich nur dadurch einen Ausweg zu verschaffen wussten, dass sie die metallnen Berge durch Feuer zum Schmelzen brachten, und wie sie zur Erinnerung daran alljährlich ein

1) Pallas, Nachrichten über mongol. Völker II, S. 320. — Im Mongolischen heisst *nüle* „Flamme“.

2) Herod. IV, 7.

3) Hansen (Osteuropa S. 108) ist derselben Meinung, doch nur aus dem Grunde, weil ihm scheint, dass die Erwähnung goldener Geräthschaften auf ein Goldland deute. Er setzt den Schauplatz der Sage an den Altai, wie wir aus andern Gründen an den obern Iaxartes.

Schmiedefest feierten u. dgl. m. Aber es wird dem Leser viel interessanter sein, an die tiefsinnigen Combinationen erinnert zu werden, zu denen J. Grimm durch die skythische Tradition veranlasst wurde. „In einer unserer Volkssagen", bemerkt der berühmte Sprachforscher, „lässt sich eine glühende Egge vom Himmel auf die Erde, und an der Stelle wird eine Kirche gebaut. Viel bedeutsamer muss jedoch erscheinen, dass in unsern Weisthümern, wie durch Schwurf oder Kolterwurf d. h. durch Wurf mit der Pflugschar gesetzliche Weite ermittelt wird, einigemal ausdrücklich mit heisser Pflugschar geworfen werden soll. Im Langenfelder Weisthum heisst es: und wo der Gefangene des Dorfs ein Einwohner wäre, sol man für sein Thür an den Gatter einen heissen Kolter legen, und soweit damit könnte geworfen werden, sol man das Gericht stellen und ihn richten. Diese Bestimmung wiederholt sich im Weisthum von Olzhem und von Scheuren; sie wäre sinnlos, wenn sie sich nicht auf uralte Ueberlieferung gründete, die ich unmittelbar wage mit jener skythischen zu verknüpfen. Glühend oder heiss gefordert wird die Schar, das will sagen funkelneu, wie sie eben geschmiedet wurde, da zu allen heiligen Dingen neues Geräth nöthig war, weshalb auch andern Orts gesagt wird: mit einem neuen Seche. Man muss aber zugleich an das Gottesurtheil denken, nach welchem barfuss über glühende Pflugscharen geschritten werden soll, — u. s. f."[1]). Muss man hierbei wirklich an das Gottesurtheil denken, so giebt mir eine böse Neigung sofort den Gedanken an das mongolische ein, — zumal da nach der Skythensage nicht bloss eine glühende Pflugschar, sondern auch ein glühendes Beil vom Himmel gefallen war. Bei den Mongolen besteht das Gottesurtheil darin, dass zwei Steigbügel mit dem Obertheil in die Erde gesteckt und über sie ein glühendes Beil ohne Heft gelegt wird: der Beklagte muss es mit blosser Hand ergreifen und in eine zwei Schritt davon entfernte Grube werfen. Aus dem Grade der Beschädigung, die er dabei erleidet, wird seine Schuld oder Unschuld erkannt[2]).

Lebensweise und Charakter der Skythen.

„Sie sind nicht Ackerbauer, sondern Nomaden"[3]). In dieser Thatsache und in der Beschaffenheit des Landes liegt das ganze Leben und Treiben des Volks beschlossen.

1) J. Grimm, Gesch. der deutschen Sprache, I, 58. 59.
2) Pallas, Nachrichten über mongolische Völkerschaften I, S. 220.
3) *Οὐ γὰρ ἀρόται εἰσὶ ἀλλὰ νομάδες.* Herod. IV, 2.

Naturvölker, im ersten Anfange der Entwickelung begriffen, wenden sich zu ihrem Unterhalt der Jagd oder der Viehzucht zu. Jene erweist sich nur in wildreichen Wäldern als zulänglich: die Skythen, in Steppen geboren und durch Steppen wandernd, waren auf die Pflege zahmer Thiere gewiesen.

Wo die Subsistenz eines Volkes lediglich auf die Viehzucht gestellt ist, wie es bei den Skythen der Fall war [1]), müssen die Heerden gross, die Weiden ausgedehnt sein. Aus dieser Nothwendigkeit resultirt die Zersplitterung des Volks, seine Sonderung in zahllose kleinere Abtheilungen.

Ackerbau treibende Völker sind an das Feld geknüpft, aus welchem ihnen die fruchtbringenden Halme spriessen; wie diese am Boden haften, baut sich auch der Mensch eine feste Wohnung, ein Korallenhäuschen für sein pflanzlich-animalisches Leben. Und da Demeter viel reichlicher lohnt als Pan; da dem Ackerbauer zum Unterhalt seiner Familie ein ungleich geringeres Stück Landes genügt als dem Hirten: reiht sich hier leicht Haus an Haus zu einem Dorfe. Das Bedürfniss des gegenseitigen Schutzes kann durch Zusammenleben grösserer Massen befriedigt werden, ohne dass die Sorge für den Acker durch zu grosse Entfernung desselben vom Wohnplatz beeinträchtigt wird. Das Leben des Hirten aber ist ein ewiges Wandern; er muss der nahrungsuchenden Heerde folgen, sie stets zu neuen Triften, im Sommer zu feuchten Gründen, oder auf das frische Gebirge führen. Ihm nützt eine feste Wohnung nicht: Dörfer und Städte erheben sich nicht im Bereiche des Hirtenlebens [2]).

Aber irgend eines Obdachs bedarf der Hirt gegen Sturm und Wetter. In bewaldetern Gegenden findet er überall das Material, an geschütztem Ort eine Laubhütte oder, falls er die nothdürftigsten Werkzeuge besitzt, eine hölzerne Baracke zu errichten; wo die Natur des Bodens es erlaubt, kann er sich auch eine Erdgrube als Zufluchtsstätte bereiten. Aber die Skythen, die in ihrem ganz offnen Lande nicht den geringsten Schutz gegen die Unbill der Witterung fanden und denen im Sommer das steinhart getrocknete Erdreich auch ein Troglodytenleben erschwerte, mussten ihre Wohnungen oder das Material zu denselben mit sich führen. Zur Erleichterung des Transports war höchste Einfachheit vonnöthen; sie mussten unter Zelten leben.

Die Verwendung von Brettern und Balken verbot die Holzarmuth

---

1) *Ζώοντες μὴ ἀπ' ἀρότου ἀλλ' ἀπὸ κτηνέων.* Herod. IV, 46.
2) *Τοῖσι γὰρ μήτε ἄστεα μήτε τείχεα ἐκτισμένα.* Herod. IV, 46.

des Landes: die Skythen begnügten sich mit Stangen und Stäben, die nun mit Thierfellen oder einem Zeuge bedeckt werden mussten. Am einfachsten war die Bereitung des Filzes: sie durften nur die angefeuchtete Schaafwolle scharf zusammenpressen, und erhielten einen dichten, festen Stoff, der zum Schutze gegen die Witterung wohl geeignet war.

Die Filzzelte der Skythen waren auf den Wagen befestigt und bestanden aus zwei oder drei Abtheilungen. Die Wagen ruhten auf vier oder sechs Rädern und wurden von zwei oder drei Joch Rindern gezogen [1]).

Diese Einrichtung überhob das Volk der Mühe, bei seinen Wanderungen die Zelte stets von Neuem abzubrechen und wiederaufzuschlagen; sie ermöglichte zu gleicher Zeit die orientalische Abgeschlossenheit der Weiber, die jetzt selbst bei dem Umherziehen ihren Aufenthaltsort nicht verlassen durften. Aber sie machte den Bau von grossen Wagen erforderlich, der jetzt bei der fortgeschrittenen Holzarmuth der Steppe nicht überall ohne Schwierigkeit wäre, und litt auch sonst an vielfacher Unbequemlichkeit. Auf dem Wagen kann das Zelt nicht so leicht wie auf dem Erdboden gegen den Sturm befestigt werden; die Einrichtung einer Feuerstätte innerhalb des Zeltraums, wie sie bei der rauhen Jahreszeit kaum entbehrt werden mochte, war mit Schwierigkeiten verknüpft, — so dass sich jetzt fast alle Nomaden Centralasiens einer sinnreicheren Construction der Zelte zugewendet haben, bei welcher die Wagen völlig entbehrt, die Zeltstangen und der untere Theil des Gerüstes in Bündel zusammengepackt und auf Lastthieren sehr bequem transportirt werden können.

Die skythische Bauart scheint indess die älteste bei den Völkern Centralasiens übliche gewesen zu sein; sie hat sich theils neben der bequemern, theils hin und wieder auch allein bis in das vorige Jahr-

---

1) *Φερέοικοι ἐόντες πάντες .... οἰκήματα τέ σφί ἐστι ἐπὶ ζευγέων.* Herod. IV, 46. — *Νομάδες δὲ καλεῦνται, ὅτι οὐκ ἔστι οἰκήματα, ἀλλ' ἐν ἁμάξῃσι οἰκεῦσι· αἱ δὲ ἅμαξαί εἰσι αἱ μὲν ἐλάχισται τετράκυκλοι, αἱ δὲ ἑξάκυκλοι. Αὗται δὲ πίλοισι περιπεφραγμέναι· εἰσὶ δὲ καὶ τετεχνασμέναι ὥσπερ οἰκήματα, τὰ μὲν διπλᾶ, τὰ δὲ τριπλᾶ· τιθῦται δὲ καὶ στεγνὰ πρὸς ὕδωρ καὶ πρὸς χιόνα καὶ πρὸς τὰ πνεύματα· τὰς δὲ ἁμάξας ἕλκουσι ζεύγεα, τὰς μὲν δύο, τὰς δὲ τρία βοῶν κέρως ἄτερ.* Hippocr. de aëre, aquis et locis §. 93. —

Σκύθας δ' ἁφίξει νομάδας, οἳ πλεκτὰς στέγας
Ἐνδιάρους ναίουσ' ἐπ' εὐκύκλοις ὄχοις.

Aeschyl. Prom. vinct. 708. 709.

Uxores liberosque secum in plaustris vehunt, quibus, coriis imbrium hiemisque causa tectis, pro domibus utuntur. Justin. II, 2.

hundert erhalten. Plan de Carpin fand bei den Mongolen des dreizehnten Jahrhunderts beide Arten von Zelten im Gebrauch. Die eine bestand aus einem Gerüst von dünnen Stäben, war leicht abzubrechen und wieder aufzubauen, und wurde auf Lastthieren von Ort zu Ort geführt; die zweite konnte nicht auseinander genommen werden, sondern musste auf Wagen, vor welche je nach der Grösse des Zeltes drei und mehr Ochsen gespannt wurden, transportirt werden; wohin die Horde auch wandern mochte, überall führte sie diese auf Wagen ruhenden Zelte mit sich [1]). Zu Marco Polo's Zeit war die erstere Art bereits so sinnreich eingerichtet, dass man die Stäbe des Gerüstes, wie es jetzt die Kalmüken thun, bequem in ein Bündel zusammenschnüren konnte; doch bediente man sich, wenigstens bei den Stämmen, die er im Auge hatte, noch der Wagen zum Transport der Hausgeräthschaften. Ausserdem hatten die Mongolen jener Zeit auch zweiräderige Arben, die mit Filz so vortrefflich überdacht waren, dass man darin einen ganzen Regentag, ohne nass zu werden, aushalten konnte. „Diese Wagen werden von Ochsen und Kameelen gezogen, und die Tataren führen ihre Weiber und Kinder, ihr Hausgeräth und die Lebensmittel, deren sie bedürfen, darin mit sich" [2]). Bei den Mongolen des Reiches Kiptschak fand Josaphat Barbaro ebenfalls zweiräderige und sehr hohe Karren im allgemeinen Gebrauch, auf denen Zelte von Filz oder — bei Vornehmeren — von Tuch errichtet waren; aber er bemerkt ausdrücklich, dass die Zelte an den Halteplätzen auf die Erde gestellt wurden [3]). Genau dieselbe Sitte herrschte in dieser Gegend noch im sechszehnten und am Anfange des folgenden Jahrhunderts. „Die um Astrachan herumwohnenden Tataren", — sagt ein Geograph jener Zeit, — „haben weder Städte noch Dörfer, sondern wohnen in Hütten, welche gantz rund von Schilff oder Rohr zusammengeflochten sind, eben wie bei uns die Hüner-Körbe aussehen, darunter sich eine tiefe Grube in der Erde befindet, oben mit Filtz bedecket, in dessen Mitte ein Rauchloch... Des Sommers haben sie an keinen gewissen Ort ihre Wohnstelle, sondern versetzen dieselbe so oft als sie vor ihr Vieh frische Weide suchen. Die Hütte setzen sie alsdann auf einen Karn, die übrigen Sachen auf ihr Vieh, und wandern also mit Weib und Kindern weiter" [4]). Nach Jen-

1) Plan de Carpin, cap. II, §. 4.

2) Marco Polo, deutsch von Bürck, Buch I, Cap. 46.

3) Josaphat Barbaro, bei Bizari, a. a. O., S. 446.

4) Neueste ausführliche historische und geographische Beschreibung des Caspischen Meeres, Daria-Stromes und der übrigen da herum liegenden Länder, Städte und Völker u. s. w. Dantzig 1723. S. 29. 30.

kinson ruhten auch die Zelte der Tataren von Kasan auf Wagen [1]). Im achtzehnten Jahrhundert führten nur noch die Kundurau-Tataren in den Steppen von Astrachan ihre Zelte in dieser Weise mit sich [2]): bei allen übrigen Stämmen hatte die bequeme kalmükische Bauart die Oberhand gewonnen.

Ein Zug wandernder Skythen wird deshalb in manchen Stücken einen andern Anblick gewährt haben, als der einer Kalmüken-Horde. Hier erscheint die ganze Bevölkerung beritten, Dirnen und Buben auf flüchtigen Pferden, Weiber, die ihre unerwachsenen Kinder vor und hinter sich festgebunden haben, auf hohen Kameelen, an deren Seiten Milchschläuche und Zeltstangen, Kinderwiegen und alle Arten des Hausgeräthes wunderlich hin- und herschwanken. Einem Skythenzuge mag das Bild am nächsten treten, welches Pallas von der Wanderung der Kundurau-Tataren entworfen hat: eine Reihe unförmlicher Wagen setzt sich, von langsamen Rindern gezogen, frühzeitig in Bewegung und führt Weiber und Kinder und sämmtliches Hausgeräth an den neuen Stationspunkt; in einiger Entfernung werden die zahlreichen Heerden fortgetrieben, von der berittenen Mannschaft umschwärmt und zusammengehalten [3]).

Hauptbestandtheil und Grundlage des skythischen Haushalts waren die Heerden. Sie bestanden aus Pferden, Rindern und Schaafen. Auffallend und lehrreich ist es, dass weder Herodot noch Hippokrates in ihren ausführlichen Berichten des Kameeles gedenken; und man darf aus ihrem Schweigen mit Sicherheit schliessen, dass sich dieses überaus nützliche Steppenthier im Skythenlande nicht vorfand. Nun bedarf allerdings das Kameel im südlichen Russland einer viel sorgfältigern Pflege und Beaufsichtigung, als Pferde und Rinder; es will in heissen Sommern gegen Insecten, im Winter gegen die strengste Kälte geschützt werden und zeigt überhaupt eine ziemlich zärtliche Natur; aber die Erfahrung lehrt doch, dass es dort nicht nur gut fortkommt, sondern dass die Weiden in den salzhaltigen Steppen ihm besonders

---

1) Voyage d'Antoine Jenkinson, im Recueil des voyages au Nord, IV, p. 474.

2) Pallas, Bemerkungen auf einer Reise durch die südlichen Statthalterschaften Russlands, I, S. 146.

3) *Ἐν ταύτῃσι μὲν οὖν τῇσι ἁμάξῃσι αἱ γυναῖκες διαιτεῦνται ξὺν τοῖσι παιδίοισι· αὐτοὶ δὲ ἐφ' ἵππων ὀχεῦνται οἱ ἄνδρες· ἕπονται δὲ αὐτέοισι καὶ τὰ πρόβατα ἐόντα καὶ αἱ βόες καὶ οἱ ἵπποι· μένουσι δὲ ἐν τῷ αὐτέῳ τοσοῦτον χρόνον, ὅσον ἂν ἀπόχρῃ ὠϋτέοισι τοῖσι κτήνεσι ὁ χόρτος· ὁκόταν δὲ μηκέτι, ἐς ἑτέρην μετέρχονται.* Hippocr. l. l. §. 94.

zuträglich sind. Ueberdiess ist der Nutzen des Thieres für ein Nomadenvolk so augenfällig, dass es ganz unerklärlich sein würde, weshalb die Skythen, wenn sie arischen Stammes d. h. wenn sie aus Ländern eingewandert waren, in welchen das zweihöckerige Kameel heimisch ist, dieses eigentliche Steppenthier nicht in ihre neue Heimath mitgeführt haben sollten. Aber wir wissen, dass das Volk eine Zeitlang in viel nördlichern Strichen, im Orenburgschen, nomadisirte, von dort aus an den Pontos zog, — und in jenen Gegenden war allerdings die Zucht des Kameels bereits mit bedeutenden Schwierigkeiten verknüpft. Dass den Skythen dieses Thier fehlte, fiel den Griechen nicht auf, weil sie überhaupt übertriebene Vorstellungen von der Unwirthlichkeit des Skythenlandes hegten; merkwürdiger war es ihnen, dass sich dort auch keine Esel und Maulesel fanden: diese Thatsache berichteten Viele und schrieben die Ursache ebenfalls dem strengen Klima zu[1]). Dass die letztere Annahme irrig ist, wird Niemand bezweifeln; sie würde für den wilden Esel gelten können, der sich allerdings nur in wärmeren Gegenden findet[2]): aber ich möchte zu bedenken geben, ob nicht auch die Abwesenheit jenes Hausthieres auf die Einwanderung des Volkes aus nördlicheren Himmelsstrichen deutet. Ebenso ist vielleicht der Umstand aufzufassen, dass das skythische Rindvieh keine Hörner gehabt haben soll[3]), — wie heute die geschätzte Race von Cholmogory im Gouvernement Archangel, die, wenn ich nicht irre, holländischen Ursprungs ist. Aber diese Nachricht wird dadurch zweifelhaft, dass nach Herodot die hörnerlose Race Kolon genannt wurde; denn mit dem Worte *kulan* bezeichnen die tatarischen Nomaden sowol ein unbändiges Füllen wie das kleine wilde Steppenpferd, aber nie eine Rinderart. Auch lauten Strabon's Angaben ganz anders; er erwähnt zwar, dass im Sky-

---

1) *Οὔτε γὰρ ὄνον οὔτε ἡμίονον γῆ ἡ Σκυθικὴ φέρει, ὡς καὶ πρότερόν μοι δεδήλωται, οὐδὲ ἔστι ἐν τῇ Σκυθικῇ πάσῃ χώρῃ τὸ παράπαν οὔτε ὄνος οὔτε ἡμίονος διὰ τὰ ψύχεα.* Herod. IV, 129. Aber in der Stelle, auf die er sich bezieht, ist er in Betreff der klimatischen Angabe nicht so zuversichtlich: *ἵπποι δὲ ἀνεχόμενοι φέρουσι τὸν χειμῶνα τοῦτον, ἡμίονοι δὲ καὶ ὄνοι οὐκ ἀνέχονται τὴν ἀρχήν· τῇ δὲ ἄλλῃ ἵπποι μὲν ἐν κρυμῷ ἑστεῶτες ἀποσφακελίζουσι, ὄνοι δὲ καὶ ἡμίονοι ἀνέχονται.* Herod. IV, 28. Dass es im Skythenlande keine Esel gab, berichten auch Strab. VII, c. 3 (ed. Tauchn. II, p. 91) und Plin. VIII, 68. — Gegen diese Zeugnisse wage ich nicht, die Angabe Apollodor's, dass die Skythen dem Kriegsgott Esel opferten, in Anschlag zu bringen. Apollodor. fragm. 13, bei Müller I, p. 431.

2) Pallas, über den Onager der Alten, in den „Neuen nordischen Beiträgen" Bd. II, S. 30.

3) Herod. IV, 29. — Hippocr. l. l. §. 93.

thenlande eine Art Rindvieh ohne Hörner geboren werde, wusste aber auch, dass man dort den Ochsen die Hörner abfeilte, — angeblich, weil dieser Theil gegen die Kälte empfindlich sei [1]). Der Kolos endlich — so schreibt er den Namen — ist ihm zufolge ein ganz anderes Thier: es stand der Grösse nach zwischen dem Hirsch und dem Widder, war flüchtiger als beide, von weisser Farbe, schlürfte mit den Nasenlöchern das Wasser ein und bewahrte dieses so lange, dass es mehrere Tage in der wasserlosen Wüste aushalten konnte. Er meint damit offenbar weder eine Art Ochsen, noch wilde Pferde, sondern die in den südrussischen Steppen häufige Saiga-Antilope mit ihren weitgeöffneten Nüstern. Hieraus erhellt, dass die Griechen die Mittheilungen über ein in den Steppen hausendes Thier sehr verschieden deuteten, und es wäre immerhin möglich, dass auch die Hörnerlosigkeit des Kolon von Herodot und denen, die ihm nachschrieben, fälschlich auf eine Art Rindvieh bezogen wurde, oder dass das von Strabon erwähnte Abfeilen der Hörner zu den Angaben über eine hörnerlose Race veranlasste. Aus Aelian ersehen wir, dass diese Operation von grossen Viehzüchtern an den für die Mast bestimmten Thieren vollzogen wurde [2]), — und die Colonisten am Pontos mögen sie ziemlich häufig angewendet haben. Die Skythen benutzten die Rinder als Zug- und Schlachtvieh; auf die Milch der Kühe scheinen sie keinen besondern Werth gelegt zu haben. Ihre Schaafe waren gross und hatten nach Aristoteles eine grobe, harte Wolle [3]): zu Filzen wird sie vortrefflich gewesen sein, und zu andern Zwecken ist sie so viel wir wissen von ihnen nicht verwendet worden.

Bei weitem den wichtigsten Bestandtheil der skythischen Heerden bildeten aber die Pferde: so verlangt es die Natur der asiatischen Steppen. In quellenreichen Gegenden ist die Rindviehzucht bequem und zieht eher die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich; aber in dem ausgedehnten Steppengürtel, den die Skythen von ihrer ostasiatischen Heimath bis zum Gestade des schwarzen Meeres durchwandern mussten, befinden sich grosse Landstriche mit so spärlich vertheilten Quellen, dass die umfangreichen Heerden unmöglich in unmittelbarer Nähe derselben unterhalten werden können. Sie müssen oft von Triften, die meilenweit von Quellen und fliessenden Gewässern entfernt sind, zur Tränke getrieben werden, und diese starke Bewegung verträgt das Rind

1) Strab. VII, c. 3 (ed. Tauchn. II, p. 91).
2) Aelian. de nat. animal. IX, 54.
3) S. Seite 154 Anm. 2.

nicht. Die Rindviehzucht der Skythen beschränkte sich daher vermuthlich auf die Pflege des nicht sehr zahlreichen Zugviehes, dessen sie zu ihren Wanderungen bedurften und dem die Weiden in der Nähe der Halteplätze und Brunnen genügten. In Steppen von solcher Beschaffenheit ist der Mensch auf das Pferd gewiesen, und dieses bildete auch den treuesten Begleiter des Skythen. Schon Homer kannte die Bedeutung des Pferdes für die Völker im Norden des Pontos: neben den rossetummelnden Thrakern und den streitbaren Mysern wohnte das Volk der Stutenmelker [1]); Aischylos nennt die Skythen „des Pferdekäses Zehrer“ [2]); und die spätern Griechen und Römer wussten von dem Skythen und seinem Pferde eben so rührende Züge zu erzählen, wie wir von dem Araber der Wüste und seinem treuen Ross [3]). Das Pferd erscheint überall als der unzertrennliche Gefährte des Skythen: wir haben oben gesehen, welche Fülle von Leiden Hippokrates aus dem unablässigen Reiten des Volks herleitet. Herodot nennt die Skythen eine Nation von reitenden Bogenschützen [4]); im Vertheidigungskriege gegen die Perser ist nur von ihrer Reiterei die Rede, die sich der persischen überlegen zeigte [5]).

Die skythischen Pferde waren klein, aber feurig und unbändig, und von vorzüglicher Ausdauer, — wie noch jetzt in denselben Gegenden die der donischen Kosaken. Auch ihr Aeusseres scheint — wenigstens nach dem Geschmack des Alterthums — nicht unangenehm gewesen zu sein; denn Philipp von Makedonien fand für gut, 20000 edle skythische Stuten zur Verbesserung der Zucht in sein Land kommen zu lassen [6]). Am liebsten ritten die Skythen auf Stuten, doch schwerlich aus dem von Plinius angeführten Grunde [7]), sondern weil sie nicht so wild waren; Strabon bemerkt, dass sie die Hengste, um sie lenksamer zu machen, zu legen pflegten und er bezeichnet diese Operation

---

1) Hom. Il. XIII, 5.

2) Bei Strab. VIII, cap. 3 (ed. Tauchn. II, p. 80).

3) z. B. Plin. VIII, 64: Scythici quidem equitatus equorum gloria strepunt. Occiso regulo ex provocatione dimicante, hostem, quum victor ad spoliandum venisset, ab equo ejus ictibus morsuque confectum. Alium detracto oculorum operimento, et cognito cum matre coitu, petiisse praerupta atque exanimatum ... Namque et cognationum intellectus in iis est.

4) *Πάντες ἱπποτοξόται.* Herod. IV, 46.

5) Herod. IV, 128.

6) Viginti millia nobilium equarum (Scythicarum) ad genus faciendum in Macedoniam missa a Philippo rege. Justin. IX, 2.

7) Scythae per bella feminis (equis) uti malunt, quoniam urinam cursu non impedito reddant. Plin. VIII, 66.

als eine den Skythen eigenthümliche [1]). Ganz abgesehen von dem natürlichen Temperament der Thiere, das in der Ungebundenheit einer ununterbrochenen Weidezeit starke Nahrung fand, muss sich das Reiten von Hengsten bei den Wanderungen oder gar bei Bewachung der Heerden bald als eine sehr verdriessliche Sache herausgestellt und frühzeitig den Gedanken einer Operation eingegeben haben, welche — nach Strabon's Ausdruck zu schliessen — zu seiner Zeit bei andern Nationen noch nicht gebräuchlich war. Als Zugvieh scheinen die Skythen Pferde nicht benutzt zu haben; vor ihren Wagen werden nur Ochsen erwähnt [2]).

Eben so wichtig wie für den die Steppe durchfliegenden Mann, war das Pferd für die Hausfrau und den skythischen Haushalt. Das Volk lebte auch von Pferdefleisch [3]); und Stutenmilch war ein so verbreitetes und beliebtes Getränk, dass die nordpontischen Nomaden zum ersten Mal in der griechischen Literatur schlechtweg unter dem Namen der Stutenmelker auftreten. Die Benutzung der Stutenmilch empfahl sich namentlich dadurch, dass die Säure, welche sie annimmt, nicht unangenehm wie die der Kuhmilch ist, dass sie also in geniessbarem Zustande viel länger als die letztere aufbewahrt werden kann [4]), — ein Vorzug, der die bereits durch die Natur des Landes gebotene Pferdezucht noch mehr emporheben musste. Dass auch den Skythen die Bereitung gesäuerter Stutenmilch, des Kumyss, bekannt war, ist unzweifelhaft [5]): Herodot beschreibt sie klar genug, ohne zu wissen, worauf es hiebei abgesehen war. Das Verfahren der Nomaden unserer Tage bei Bereitung dieses hochgeschätzten Labsals ist sehr einfach: die Stutenmilch wird in einen grossen durchräucherten ledernen Schlauch gefüllt, der nie gereinigt wird, damit die vom frühern Gebrauch in seinem Innern zurückgebliebenen gesäuerten und käsigen Theile die Gährung beschleunigen. Im Sommer geht hier schon nach wenigen Stunden die frische Milch in Säuerung über, und wird nun vermittelst eines in dem Schlauche steckenden grossen löffelartigen Rührstocks gepeitscht und

---

1) *Ἴδιον δὲ τοῦ Σκυθικοῦ καὶ τοῦ Σαρματικοῦ παντὸς ἔθνους, τὸ τοὺς ἵππους ἐκτέμνειν εὐπειθείας χάριν· μικροὶ μὲν γάρ εἰσιν, ὀξεῖς δὲ σφόδρα καὶ δυσπειθεῖς.* Strab. VII, c. 4 (ed. Tauchn. II, p. 99).

2) z. B. Herod. IV, 69. Hippocr. l. l. §. 93.

3) *Νομάδες ... τρεφόμενοι κρέασιν, ἵπποις τε καὶ ἱππείοις.* Strab. VII, 4 (ed. Tauchn. II, p. 97).

4) Pallas, Nachr. über mongol. Völkerschaften, I, S. 131.

5) Die Griechen nannten den Kumyss *ὀξύγαλα*. Einige verwechselten ihn mit dem Pferdekäse. Vgl. Hesych. s. v. *ἱππάκη*.

geschüttelt, dass sie stark schäumt und die Gährung fortwährend unterbrochen wird. Das Schütteln des Milchschlauches wird für eine so dankenswerthe Thätigkeit gehalten, dass sich ein Fremder nicht angenehmer in ein kalmükisches Zelt einführen kann, als wenn er sofort nach seinem Eintreten den Stab des rechts vom Eingange stehenden Milchschlauches ergreift und ihn einige Male auf- und abstösst. In den Schlauch wird täglich frische Milch zugegossen, und durch die wiederholte Bearbeitung bildet sich hier ein kühles, etwas moussirendes Getränk von ziemlich angenehmer Weinsäure und von schwach berauschender Kraft [1]). Diese Bemerkungen werden zum Verständniss der Hauptsache in Herodot's sonst sehr wunderbarem Bericht genügen.

Der Vater der Geschichte producirt hier nämlich eine so abgeschmackte Erzählung, dass sich in unsern Tagen wol nur die vollendetste Leichtgläubigkeit bei ihr beruhigen kann. „Die Skythen", sagt er, „blenden sämmtliche Sklaven, der Milch wegen, die sie trinken, wobei sie folgendes Verfahren beobachten. Sie nehmen knöcherne Röhren, die ganz wie Flöten aussehen, stecken sie den Stuten in die Scheide und blasen hinein, während andere melken; wenn nämlich die Stuten so angeblasen werden, so sollen, wie man behauptet, ihre Adern sich füllen und ihre Euter herabsinken. Die Milch giessen sie dann in hölzerne Gefässe, stellen die Blinden herum und lassen die Milch schütteln; das was oben schwimmt schöpfen sie ab und halten es für besser als das unten zurückbleibende. Deswegen blenden sie jeden Sklaven, den sie bekommen; denn sie sind nicht Ackersleute, sondern Nomaden" [2]).

Es ist willkürlich, zur Beseitigung dieser empörenden Logik anzunehmen, dass in dem Bericht hin und wieder ein Sätzchen ausgefallen sei. Ich glaube vielmehr, dass Herodot, wie wunderbar ihm auch diese Geschichten vorkommen mochten, von ihrem innern Zusammenhange schliesslich fest überzeugt war: das Thatsächliche, was er meldet, ist ohne Frage richtig, und das Abgeschmackte erklärt sich durch ein, im vorliegenden Falle leicht begreifliches Missverständniss des Dolmetschers.

Auf einer Thatsache beruht wol die von ihm beschriebene Procedur beim Melken. Es ist bei Stuten noch häufiger als bei Kühen, dass sie die Milch zurückhalten, und um dieses zu verhindern, zeigt man

---

1) Dahl, „über den Kumyss," im siebenten Bande der Sammlung von Bär und Helmersen, S. 29 ff.

2) Herod. IV, 2.

den Mutterthieren während des Melkens die Füllen oder Kälber. Ja die Kalmüken pflegen sogar zu diesem Behufe des Fell der jungen, frühzeitig gestorbenen Thiere auszustopfen und es den Stuten und Kühen zu präsentiren. Bei einigen widerspenstigen Pferden verfängt auch dieses Mittel nicht, und die Kalmüken treiben dann, wie Pallas berichtet, dem Mutterthiere hinten einen Pfropfen hinein: während es sich desselben durch Drängen zu entledigen sucht, kann ihm die Milch leicht genommen werden [1]). Die Skythen bedienten sich dazu, wie wir aus Herodot ersehen und wie es auch am nächsten liegt, eines Knochens; geschah dieses nicht bloss in vereinzelten Fällen, sondern regelmässig, so dass das Thier sich an die lästige Plage wie an ein unvermeidliches Leiden allmählich gewöhnte und gegen das Mittel weniger empfindlich wurde, so mochte auch wol das Hineinblasen in die Knochenröhre nothwendig werden, um die Aufmerksamkeit der Stute auf einen neuen, unerwarteten und unangenehmen Reiz hinzulenken. Der seltsamen Art des Flötenspiels in Herodot's Bericht liegt also jedenfalls eine leicht begreifliche Thatsache zum Grunde. Sie mag den Vater der Geschichte in nicht geringe Verwunderung gesetzt haben, aber der von ihm angegebene Zweck des Verfahrens, über den er sichtlich Erkundigungen eingezogen hat [2]), hebt jeden Zweifel: es handelt sich um einen der gewöhnlichen und einfachen Kunstgriffe, zu denen die Praxis des Nomadenlebens frühzeitig führen musste.

Die Behandlung der Milch wird von Hippokrates viel deutlicher und sachgemässer beschrieben: „Die Skythen füllen die Milch in hölzerne Gefässe und schütteln sie; in Folge des Schüttelns schäumt sie auf und ihre Bestandtheile sondern sich; die fetten Theile, die man Butter nennt, schwimmen oben, da sie leicht sind; das Schwere und Dicke setzt sich unten; dieses sondern sie ab und trocknen es; im festen und trocknen Zustande heisst es Hippake (Pferdekäse); die Molken aber befinden sich in der Mitte“ [3]). Rubruquis' Bericht ist so vollständig, dass er diese Angaben und die Herodot's vereinigt: *„Ils remuent le lait de jument tant que le plus épais va droit au fond du vaisseau, comme fait la lie de vin; et le plus pur et subtil demeure dessus comme du lait clair ou comme du moût blanc; car le fèce en est fort blanc, ils le donnent à leurs serviteurs, ce qui les fait fort dor-*

1) Pallas, Nachrichten über mongol. Völkerschaften, I, 119.

2) *Φασὶ δὲ τοῦδε εἵνεκα τοῦτο ποιέειν· τὰς φλέβας τε πίμπλασθαι φυσωμένας τῆς ἵππου καὶ τὸ οὖθαρ χατίεσθαι.* Herod. IV, 2.

3) Hippocr. de morbis IV, c. 14 (ed. Mack).

mir. Mais pour le clarifié, il n'y a que les maîtres qui en boivent, et certainement c'est une boisson fort agréable et qui a de grandes vertus“ [1]).

Es war also der Rahm, den die Skythen nach Herodot's Bericht als den schmackhaftesten Theil sorgsam abschöpften. Die Stutenmilch enthält allerdings weniger fette Bestandtheile als die Kuhmilch, doch nicht so wenig, dass sie nicht bemerkt werden sollten; und die Kalmüken sind auf sie eben so begierig wie die alten Skythen. „Von der Butter,“ sagt Dahl, „erscheinen in dem grossen, einige Eimer haltenden Schlauche nach heftigem Schlagen und Schütteln nur einzeln schwimmende Krumen, die, wie es scheint von den Wänden des geräucherten Schlauches, eine dunkle Farbe annehmen und nach eingeführter Sitte der Hausfrau als Leckerbissen zufallen und von derselben gesammelt werden [2]). Nach Pallas nehmen die Kalmüken von der zur Destillation bestimmten Milch „keinen Schmant ab, sondern rühren vielmehr Alles von Zeit zu Zeit mit dem Butterstock stark durch einander: die sich von selbst darauf und auch sonst auf dem gemeinen Tschigan (der sauern Milch) setzende Butter wird abgeschöpft und zu anderweitigem Gebrauch verwahrt“ [3]). Diese natürliche Sitte, die von den Nomaden zu allen Zeiten beobachtet wurde, hat Herodot mit einfachen Worten wiedergegeben [4]); Plinius drückt sie wie gewöhnlich etwas pomphaft aus: „aus der Milch wird auch die Butter bereitet, die kostbarste Speise barbarischer Nationen, durch die sich die Vornehmen von dem Pöbel unterscheiden [5]).

Dieser fetten Milchtheile wegen, welche die skythischen Herrn als eine geschätzte Delicatesse selbst geniessen wollten, sollen sie nun sämmtliche Sklaven geblendet haben, als ob nicht auch blinde Näscher den Rahm abtrinken könnten. Es hilft uns auch nichts, den Grund der grausamen Verstümmelung in irgend einem andern Theile des Melkgeschäftes zu erblicken: Blinde sind zur Behandlung der Pferde durchaus unbrauchbar [6]). Adolph Erman denkt sich die Blendung

1) Rubruquis, cap. VI, p. 13.

2) Dahl, über den Kumyss, a. a. O., S. 30.

3) Pallas, Nachrichten über mongol. Völkerschaften, I, S. 132.

4) *Τὸ μὲν ἐπιστάμενον (τοῦ γάλακτος) ἀπαρύσαντες ἡγεῦνται εἶναι τιμιώτερον, τὸ δ' ὑπιστάμενον ἔσσον τοῦ ἑτέρου.* Herod. IV, 2.

5) Plin. hist. nat. XXVIII, 35.

6) Herr Dr. Kolster meint allerdings, dass sie hierbei wohl zu verwenden waren. Aber jeder Landwirth wird ihm sagen, dass er einen Blinden an jedem andern Orte eher als im Stalle brauchen könne; und was das Melken betrifft, so werden die Stuten zu dem herodoteischen Flötenspiel zunächst wol so nachdrück-

der Sklaven ausser allem Zusammenhang mit dem Stutenmelken, und stellt sie in Parallele mit ähnlichen von Nomadenvölkern an Sklaven verübten Grausamkeiten, durch welche den letztern der Gedanke an eine Flucht benommen werden soll: er erinnert namentlich an die kirgisische Sitte, den Gefangenen in der Fusssohle eine Schnittwunde beizubringen und Pferdehaare in dieselbe hineinzulegen, so dass sich auch nach vollständiger Heilung der Wunde beim Gehen starke Schmerzen einstellen und die Sklaven an das Reiterleben gefesselt sind [1]). Hier ist das Verfahren begreiflich: aber durch Blendung werden Knechte ganz unbrauchbar, namentlich für ein Nomadenvolk. Die Thatsache bleibt also auch dann unerklärt, wenn wir davon absehen wollen, dass Herodot sie in unmittelbaren Zusammenhang mit dem Stutenmelken bringt.

Aus den verschiedenen, von Beckmann beleuchteten Stellen der Griechen und Römer über die Butter erhellt, wie wenig die einzelnen Bestandtheile der Milch den Alten bekannt waren [2]). Hippokrates macht freilich eine Ausnahme; er kannte die fetten und käsigen Theile und die Molken, und verordnete die Butter sehr häufig zu äusserem Gebrauch. Der grossen Masse war die Sache noch in viel spätern Zeiten durchaus fremd; das Wort „Butter" — *βούτυρον* — ist wol nur grăcisirt, nicht griechisch [3]); und für fetten Rahm haben die Griechen kein eignes Wort. Der Dolmetscher, durch dessen Vermittelung sich Herodot mit Timnes unterredete, oder dieser selbst wird sich deshalb in einiger Verlegenheit befunden haben, als er den Theil der Milch, den die Skythen abschöpften, benennen sollte, und es lag ihm nahe, den nationalen Namen, — *tossun* oder *tossu*, — der vielleicht in Olbia allgemein angewendet wurde, in seine Erzählung zu verflechten: „*ἀφαιροῦνται οἱ Σκύθαι τοὺς δούλους tossu*," sie nahmen den Sklaven den Rahm, nicht *τῷ ὄσσε* die Augen. Wie sehr sich auch Herodot verwundern mochte, wenn ihm versichert wurde, dass dieses allen Sklaven gegenüber geschehe: an der poetischen Form *τῷ ὄσσε* wird er inmitten einer Bevölkerung, die noch in den Zeiten der Verwahrlosung, im ersten Jahrhundert n. Chr. Geb., nach dem Zeugniss Dion's ihren

---

lich Takt geschlagen haben, dass auch sehenden Sklaven die allerhöchste Aufmerksamkeit anzurathen war.

1) Erman, Reise um die Welt, I, 511.

2) Beckmann, Geschichte der Erfindungen, Bd. III, S. 273 ff.

3) Stammt es von den Thrakern, den Butyrophagen des Komikers Anaxandridas? oder von den Skythen? Hippokrates nennt die Butter *πιχέριον* und *βούτυρον*; jenes könnte mit dem mongol. *bokyara-khu*, dieses mit *büdügür-kü* zusammenhängen; beide Verba bedeuten „sich verdichten" und „dick oder fett werden".

Homer auswendig wusste, keinen Anstoss genommen haben. Dass nun die Skythen den Sklaven die Augen nahmen, — die bräunlichen auf der Stutenmilch schwimmenden Fettaugen, — war allerdings natürlich; denn sie waren Nomaden, die Milch war ihre Hauptnahrung, und sie konnten den fettesten Theil derselben unmöglich den Knechten lassen.

Herodot schrieb also, was ihm über die Behandlung der Stutenmilch mitgetheilt wurde, vollständig nieder, Thatsachen und Gründe; aber ein lächerliches Missverständniss, welches ihn in einer einfachen ökonomischen Procedur die fürchterliche Blendung der Sklaven erblicken liess, gab seinem Bericht die wunderliche Form, in welcher er uns vorliegt. Dass nun die erwähnte Behandlung der Milch die Bereitung des Kumyss bezweckte, scheint mir aus der Beschreibung Herodot's ohne allen Zweifel hervorzugehen; das Wort Oxygala, welches ein skythisches Nahrungsmittel bezeichnen soll, ist höchst wahrscheinlich von solchen Griechen verbreitet worden, welche die gesäuerte Stutenmilch kannten, — die Bewohner des eigentlichen Hellas dachten sich freilich ganz verschiedene Dinge dabei. Wir, die wir den ausgedehnten Gebrauch gesäuerter Stutenmilch bei nomadischen Reitervölkern kennen, werden schon durch das Wort zur richtigen Deutung desselben geführt; aber auch im Alterthum fehlte es nicht an sachkundigen Erklärungen. Eine solche lag Plinius vor; nach einer von ihm mitgetheilten Notiz wurde das Oxygala dadurch bereitet, dass frischer Milch, welche man säuern lassen wollte, saure beigemengt wurde [1]); wir wissen, dass die Bereitung des Kumyss in neuen Gefässen, in welchen sich kein saurer Bodensatz befindet, nicht gelingt [2]). Aber derselbe Plinius verwechselt wenige Zeilen vorher den Kumyss mit dem Käse, und weiss sich nicht anders zu helfen, als dass er von einer doppelten Art, das Oxygala zu bereiten, erzählt; und Hesychios sagt geradezu, dass Einige das von Stutenmilch bereitete Oxygala, dessen sich die Skythen bedienten, für den Pferdekäse hielten; wenn er nun weiter hinzusetzt, dass es sowol getrunken, als auch, im festen Zustande, gegessen wurde [3]), so sieht man, dass ihm auch eine richtige Angabe vorlag. Der kluge Strabon merkte wol an den widersprechenden Nachrichten, dass es sich hier um zwei verschiedene Dinge

---

1) Oxygala fit et alio modo, acido lacte addito in recens quod velis inacescere, utilissimum stomacho. Plin. hist. nat. XXVIII, 36.

2) Pallas, Nachrichten über mongol. Völkerschaften, Bd. I, 133.

3) *Ἱππάκη, Σκυθικὸν βρῶμα ἐξ ἵππου γάλακτος· οἱ δὲ, ὀξύγαλα ἱππεῖον, ᾧ χρῶνται Σκύθαι· πίνεται δὲ καὶ ἐσθίεται πηγνύμενον.* Hesych. s. h. v.

handle; Meister im vorsichtigen Ausdruck, zieht er sich durch folgenden Satz aus der Verlegenheit: „Sie leben von Pferdekäse, Stutenmilch und Oxygala; das ist auch ein Nahrungsmittel, das sie sich auf gewisse Art bereiten“ [1]).

Wenn die Skythen die Destillation des Milchbranntweins nicht gekannt haben sollten, würde man sich darüber verwundern müssen. Weder in ihren damaligen noch in ihren frühern Wohnsitzen war der Wein heimisch; mit dem Anbau von Cerealien, aus welchen andere nordische Völker ein berauschendes Getränk bereiteten, beschäftigten sie sich nicht; gleichwol mussten sie durch die aufheiternde Wirkung des Kumyss auf die Erzielung eines kräftigern geistigen Getränkes aufmerksam gemacht werden, und das Verfahren, durch welches der geistige Gehalt der Stutenmilch ausgeschieden wird, ist so überaus einfach, dass es ihnen kaum entgehen konnte [2]). Nach Herodot bedienten sie sich bei mehrern Gelegenheiten des Weines, und es ist unzweifelhaft, wird auch von verschiedenen Seiten ausdrücklich bestätigt, dass sie dieses Getränk, ohne Frage in Folge ihrer Verbindung mit den Griechen, kannten und über alles Maass liebten. Dennoch zweifle ich, dass überall, wo Herodot die Anwendung des Weines bei den Skythen erwähnt, der Rebensaft gemeint ist. Darauf, dass die Skythen nach der Versicherung des alten Historikers über den griechischen Bakchos-Dienst spotteten, dass sie ihren König Skyles tödteten, als sie ihn trunken an den Dionysien Theil nehmen sahen, möchte ich allerdings kein besonderes Gewicht legen; denn möglicherweise liegt der Schwerpunkt dieser Erzählung darin, dass die Skythen nur an dem Glauben Anstoss nahmen, es sei eine Gottheit, welche die Menschen berauscht zu sehen liebe, und dass sie Skyles nur deshalb um's Leben brachten, weil er fremden Göttern diente. Es ist nicht anzunehmen, dass ein Naturvolk den Rausch an sich für unwürdig gehalten habe; und von den Skythen wird mehrmals bestimmt versichert, dass sie starke Trinker waren; ja Herodot selbst erwähnt skythische Gelage, bei denen schwerlich die Grundsätze des Mässigkeitsvereines beobachtet wurden. Wenn sie nun bei den Jahresfesten, die in jedem Uluss von der Gesammtheit des Volkes gefeiert wurden, Wein getrunken haben sollten, wie Herodot versichert [3]), so würde man eine auffallende Verbreitung des Ge-

1) *Ἱππείῳ δὲ καὶ τυρῷ (τρέφονται) καὶ γάλακτι καὶ ὀξυγάλακτι· τοῦτο δὲ καὶ ὄψημά ἐστιν αὐτοῖς κατασκευασθέν πως.* Strab. VII, 4 (ed. Tauchn. II, p. 97. 98.

2) Pallas, Nachr. über mongol. Völkerschaften, I, S. 134 ff.

3) Herod. IV, 66.

tränkes voraussetzen müssen. Noch bedenklicher macht mich aber die Anwendung des Weines bei Opfern [1]): die Benutzung eines importirten Gewächses bei religiösen Ceremonien würde auf eine überall höchst befremdliche, bei den Skythen aber, die sehr fest an ihren religiösen Bräuchen hielten, ganz unglaubliche Neuerung zurückweisen. Viel wahrscheinlicher ist es mir, dass es sich hier, wie auch bei den eben erwähnten Jahresfesten, um ein nationales Getränk, um den Milchbranntwein, handelt, wie sehr es mich auch befremdet, dass ich bei den alten Schriftstellern auch nicht die leiseste Andeutung über die Destillation desselben gefunden habe.

Die Bekanntschaft der Skythen mit der Käsebereitung wird durch das oben angeführte Zeugniss des griechischen Arztes, der über die Bestandtheile der Milch offenbar ganz klare Begriffe hatte, ausser Zweifel gestellt. Er bemerkt ausdrücklich, dass die festern Theile der Milch, welche sich auf den Boden des Gefässes setzten, von den Skythen ausgeschieden, gepresst und getrocknet, und dann Hippake genannt wurden. An einer andern Stelle verdolmetscht er den Griechen dieses fremde Wort für eine ihnen unbekannte Sache geradezu durch „Pferdekäse“ [2]). Plinius freilich verwundert sich höchlich, dass solche Barbaren, die fast ausschliesslich von Milch lebten, doch lange Zeit hindurch den Käse nicht gekannt hätten, „obgleich sie doch sonst die Milch in einen Zustand von angenehmer Säure zu verdichten wüssten“ [3]); — aus welchem Zusatz erhellt, dass er speciell die Skythen im Auge hatte. Nichtsdestoweniger spricht er an andern Orten ganz unbefangen von „geronnener Stutenmilch, welche Hippake genannt wird“ [4]), und in dem Abschnitt über den Käse: „Sextius misst dem Stutenkäse dieselbe Wirkung bei wie dem Kuhkäse; jener heisst Hippake“ [5]). Name und Sache waren ihm also bisweilen bekannt; aber das Gedächtniss des Polyhistors war bei weitem nicht so stark wie seine Belesenheit, — was ich durchaus nicht bedauert haben will; denn Plinius' eigene Zuthaten sind nicht immer die besten.

Die Kalmüken pressen die käsigen Theile der Milch in Säcken zusammen, lassen sie dann in der Sonne trocknen und bewahren sie

---

1) Herod. IV, 62.

2) *Ἱππάκην τρώγουσι· τοῦτο δ' ἐστὶ τυρὸς ἵππων.* Hippocr. de aëre, aquis et locis §. 94.

3) Plin. XI, 96.

4) Equi coagulum, quod aliqui hippacen appellant. Plin. XXVIII, 58.

5) Plin. XXVIII, 34.

als Vorrath für den Winter oder für Reisen auf[1]), wo er ihnen einen nahrhaften und geringen Raum einnehmenden Proviant darbietet. Auch von den Mongolen des Mittelalters erzählt Marco Polo, dass sie im Nothfall zehn Tage fortreiten konnten, ohne gekochte Speisen zu geniessen; sie führten dann „Milch bei sich, die zu Teig verdickt und getrocknet ist"; davon thaten sie an jedem Morgen ein halbes Pfund in eine lederne Beutelflasche, gossen Wasser hinzu und bereiteten so eine dünne Suppe[2]). Dieselben Dienste leistete die Hippake den Skythen: nach Theophrast konnten sie „eilf bis zwölf Tage ohne andere Nahrung als diese zubringen". Ebendaselbst berichtet dieser Naturforscher, dass sie auch die Süssholzwurzel, die am asowschen Meere wachse[3]), mit sich führten, weil sie den Durst löschte, wenn man sie in den Mund nahm[4]); — für Plinius war diese Zusammenstellung so verwirrend, dass er auch hier alle seine Angaben über die Hippake vergass und die letztere ebenso wie die Süssholzwurzel als ein Kraut bezeichnete[5]).

Die industrielle Thätigkeit der Skythen beschränkte sich auf die Anfertigung der Wagen, Zelte, der nothdürftigsten Hausgeräthe (es werden Milchgefässe, Trinkschaalen und Trinkgeschirre, auch irdene, Kessel u. a. Dinge, erwähnt; einige, wie Messer, konnten von den Griechen gekauft sein), der Kleidungsstücke und Waffen. Sie sahen vornehm auf die Personen herab, die sich mit Handarbeit beschäftigen mussten[6]), und überliessen diese entweder den Weibern und Sklaven, oder denjenigen ihrer Landsleute, die durch Unglücksfälle so weit verarmt waren, dass sie bei Andern Dienste suchen mussten. Herodot berichtet nur, dass der Hofstaat der Fürsten aus gebornen Skythen be-

1) Pallas, Nachrichten über mongol. Völkerschaften, I, 136.

2) Marco Polo, deutsch v. Bürck, I, cap. 48.

3) Die Angabe ist richtig: „An vielen Stellen des asowschen Meeres findet man die Süssholzstaude in grosser Menge." Dan. Schlatter, a. a. O., S. 317.

4) Theophr. hist. plant. IX, 13.

5) Invenere herbas et universae gentes. Scythia primum eam quae Scythice vocatur, circa Boeotiam (für Maeotim) nascens: praedulcem alias utilissimamque ad ea quae spasmata (? die Alten wendeten sie gegen Husten an) vocant. Magna et ea commendatio, quod in ore eam habentes famem (!) sitimque non sentiunt. Idem (!) praestat apud eosdem hippace dicta, quod in equis quoque eundem effectum habeat (an dieser geistreichen Worterklärung ist Theophrast unschuldig) traduntque, his duabus herbis Scythas etiam in duodenos dies durare in fame sitique. Plin. XXV, 43. 44. Die Stelle ist offenbar aus Theophrast übersetzt, mit einigen schlechten Zusätzen eigener Erfindung.

6) Herod. II, 167.

stand[1]); aber wo nicht Ländereien, sondern einige Hausthiere das gesammte Vermögen bilden, kommt es zu häufig vor, dass einzelne Familien durch Viehsterben oder einen Schneesturm, bei welchem ihre kleine Heerde verunglückt, in den Zustand völliger Hilflosigkeit versetzt und Andern zu dienen gezwungen werden. Dasselbe muss bei den nomadischen Skythen der Fall gewesen sein; und wenn es unter ihnen Personen gab, die nicht einmal einen Kessel besassen, wie aus Herodot's Bericht über das Opfern[2]) gefolgert worden ist, so sieht man, dass ausser der fürstlichen Bedienung auch andere Skythen ohne eigenen Haushalt lebten.

Die skythische Kleidung wird von Herodot wie eine nationale Tracht angesehen, wol nur deshalb, weil sie von der griechischen stark abwich[3]) und dem Klima wie dem primitiven Culturzustande des Volkes entsprach. Schon aus diesem Grunde kann sie nicht national gewesen sein: unter demselben Himmelsstrich lebten auch andere rohe Völker, welche ebenfalls die zunächst liegenden Hilfsmittel zum Schutze gegen die Witterung benutzt haben werden; wie denn auch Herodot nichtskythischen Stämmen skythische Tracht beilegt[4]). Die Skythen hatten für Winter und Sommer keine besondere Kleidungsstücke[5]); aber die Tracht der Männer und Weiber unterschied sich[6]), wenn auch vielleicht nicht bedeutend. Justin oder vielmehr Trogus Pompejus, der auch in Bezug auf die Skythen mit Vorliebe aus alten Quellen schöpfte, hat irgendwo gelesen, dass den Skythen die Anwendung der Wolle zu Kleidungsstücken unbekannt war, dass sie sich vielmehr in Felle von wilden Thieren und Mäusen kleideten[7]), und diese Nachricht entspricht sowol dem Culturzustande des Volkes und der Natur des Landes, wie einigen beiläufigen Andeutungen Herodot's. Ich halte sie namentlich der „Mäusefelle" wegen für zuverlässig. Dieser auffallende Zusatz zeigt, dass die Notiz kein Phantasiegemälde ist. Die südrussischen Steppen wimmeln von Nagethieren, welche die Griechen insgesammt unter dem Gattungsnamen Mäuse begriffen: auch Hippo-

---

1) Herod. IV, 72.

2) IV, 61.

3) IV, 78.

4) z. B. den Androphagen, Argippaiern, Massageten.

5) *Ἐσθῆτι τε τῇ αὐτῇ καὶ θέρεος καὶ χειμῶνος χρέονται.* Hippocr. l. l. §. 97.

6) Dies erhellt aus Hippocr. l. l. §. 109.

7) Lanae iis usus ac vestium ignotus est, quamquam continuis frigoribus urantur; pellibus tamen ferinis aut murinis utuntur. Justin. II, 2.

krates und andere Naturforscher des Alterthums haben offenbar von dem Reichthum dieser Landschaften an solchen Wühlern gehört [1]), wie er denn auch den Mönchen des Mittelalters aufgefallen ist. Die bräunlichen Murmelthiere von der Grösse eines Dachses, die in Gesellschaften vereinigt einen sechsmonatlichen Winterschlaf halten und leicht gefangen werden können, die zahllosen Zieselmäuse, grösser als ein Wiesel, mit zartem, grausprenkeligem Fell, und die possirlichen Zwerghasen, welche die Steppen bevölkern [2]), mussten ohne Frage die Aufmerksamkeit der Skythen auf sich ziehen, auch die Tataren des Mittelalters stellten ihnen eifrig nach [3]). Wir lernen nun aus Herodot, dass die Skythen mit Fellen und Häuten umzugehen wussten: auch das Gerben war ihnen bekannt [4]). Das Zusammenheften jener weichen Thierfelle, wobei sie sich vielleicht des von Herodot bei einer andern Gelegenheit erwähnten Pfriems [5]) und dünner Lederstreifen oder eines Fadens aus dem dort wachsenden Hanf [6]) bedienten, aus welchem sie auch ihre Stricke [7]) bereitet haben mögen, — das Zusammenheften der Thierfelle war jedenfalls eine leichtere Arbeit, als die Benutzung der Wolle, welche die Skythen nur zu dichten Filzen zusammenzupressen verstanden haben mögen. Dass solche „Mäusefelle" auch an andern Orten zu diesem Zwecke benutzt wurden, lernen wir aus Aelian. Nachdem er von den zahlreichen Mäusen am kaspischen Meere, von denen einige so gross wie ein Ichneumon würden, gesprochen hat, bemerkt er, dass sich solche Thiere auch bei Teredon an der Euphratmündung fänden

---

1) Hippokrates generalisirt sofort: *καὶ τὰ θηρία οὐ γίγνεται μεγάλα, ἀλλ' οἷά τέ ἐστι ὑπὸ γῆν σκεπάζεσθαι.* §. 97. Von Plinius werden die mures Pontici mehrmals erwähnt; auch den Winterschlaf einiger Arten kennt er: conduntur hieme et Pontici mures, hi dumtaxat albi. VIII, 55. Das gemeine Wiesel wird in Russland zur Winterszeit schneeweiss; aber es ist bei slawischen Jägern und Kürschnern Sitte, auch den hellfarbigen Winterpelz des Eichhörnchens weiss zu nennen.

2) Vgl. Clarke Travels I, p. 248—252. Pallas, Reisen in verschiedene Provinzen, I, 129. 130. 155. Erman's Archiv X, S. 411 ff.

3) Les Tatars ont beaucoup de petits animaux qu'ils appellent Sogur qui s'assemblent vingt à trente en une grande fosse l'hiver, où ils dorment six mois durant; ils en prennent une grande quantité. Rubruquis c. VII, p. 14. Das Murmelthier heisst bei den Kirgisen *Sahure*, bei den Bucharen *Sugur*, bei den Mordwinen *Surka*. Klaproth zu Potocki voyage p. 7 Note 1.

4) Herod. IV, 64.

5) *ὄπεας*, Herod. IV, 70.

6) Er wuchs wild, wurde aber auch gesäet. Herod. IV, 74.

7) Stricke werden Herod. IV, 60 zur Fesselung des Opferthieres erwähnt; bei Errichtung der Zelte waren sie unentbehrlich.

und dass die Händler deren Felle zu den Persern verführten; „denn sie sind zart, und wenn sie zusammengenäht werden, geben sie wärmende Kleidungsstücke“ [1]). Hesychios will sogar wissen, dass die Skythen Elennshäute zu ihren Kleidern verwendeten [2]): das gilt aber nur von den Panzern, zu denen dieses starke Fell vorzüglich geeignet war.

Von einzelnen Kleidungsstücken erwähnen die Griechen nur Beinkleider [3]), die ihnen besonders auffallen mussten, und ein Obergewand. Das letztere sollen Einige aus der gegerbten Haut erschlagener Feinde angefertigt haben, und Herodot rühmt bei dieser Gelegenheit die Stärke, den Glanz und die Weisse der Menschenhaut [4]). Roh genug werden einige Skythen allerdings gewesen sein, um an einer solchen Tracht Geschmack zu finden; aber die Unbrauchbarkeit des Materials zu dem erwähnten Zweck erregt Zweifel an der Zuverlässigkeit der Nachricht. Die zarten Thierfelle, aus welchen nach Justin die Kleider der Skythen bestanden, verdankten vielleicht ihre weisse Farbe einem noch jetzt von den Kalmüken beim Gerben beobachteten Verfahren. Nach Herodot schabten die Skythen mit einer Ochsenrippe das Fleisch von den Häuten ab und gerbten sie mit den Händen; Pallas erzählt, dass die Kalmüken, wenn sie zarte Lämmerfelle sorgsam gerben wollen, das an ihnen hängende Fleisch mit einem stumpfen Messer abschaben, die Felle drei Tage hintereinander mit saurer und gesalzener Kuhmilch dreimal täglich gleichmässig bestreichen, dann sie austrocknen lassen und mit den Händen so lange durcharbeiten, bis sie ganz weich werden. Hierauf werden die Felle geräuchert, nochmals mit den Händen weich gearbeitet und geglättet, endlich wiederholt mit gestossener Kreide oder Gyps wohl eingerieben [5]). Dass sie hiedurch sehr weiss werden, ist nicht zu verwundern; und wenn die Felle der Skythen in Folge einer ähnlichen Behandlung dieselbe Eigenschaft besassen, mochten die Griechen es glaublich finden, dass sie aus weisser Menschenhaut gegerbt wären. Das skythische Obergewand wurde durch einen Gürtel in einer eigenthümlichen, jedoch nicht näher beschriebenen Weise zusammengehalten [6]); an dem Gürtel trug jeder Skythe

1) Aelian. de nat. animal. XVII, c. 17.

2) Hesych. s. s. *Τάρανδος*.

3) Hippocr. l. l. §. 113.

4) Herod. IV, 64.

5) Pallas, Nachrichten über mongol. Völkerschaften I, 138. 139.

6) Herakles giebt der Echidna (Herod. IV, 9) folgende Vorschrift: *τὸν μὲν ἂν ὁρᾷς αὐτέων (τῶν παίδων) τόδε τὸ τόξον ὧδε διατεινόμενον καὶ τῷ ζωστῆρι τῷδε κατὰ τάδε ζωννύμενον, τοῦτον μὲν τῆσδε τῆς χώρης οἰκήτορα ποιεῦ.*

seine Trinkschaale [1]), wie es noch bis auf den heutigen Tag bei den östlichen Mongolen Sitte ist [2]).

Die Angriffswaffen bestanden in einer Lanze oder einem Wurfspeer, einer Streitaxt oder einem Schwert [3]), vorzüglich aber in Bogen und Pfeilen. Die Skythen waren eine Nation von reitenden Bogenschützen, und im Schiessen so geübt, dass die Griechen ihren Herakles in dieser Kunst von einem Skythen unterrichtet sein liessen [4]). Der skythische Bogen hatte eine eigenthümliche Form; aber obgleich die Schriftsteller des Alterthums auf dieselbe oft anspielen und sie zu Vergleichungen benutzen, können wir nicht mit Sicherheit sagen, wie diese Waffe gestaltet war. Ammian giebt allerdings eine deutliche Beschreibung des skythischen und parthischen Bogens: er bestand nicht aus einem gebogenen Stück, sondern aus zwei in Form des abnehmenden Mondes gewundenen Theilen, die durch einen geraden runden Stab verbunden waren [5]); aber es erregt Bedenken, dass Ammian skythisch und parthisch als synonyme Ausdrücke braucht. Sehr gewöhnlich vergleichen die Alten die Nordküste des schwarzen Meeres mit einem skythischen Bogen, und wir werden hieraus so viel mit Sicherheit entnehmen können, dass er wirklich zwei Wölbungen hatte, die den beiden durch die Krim geschiedenen Biegungen der pontischen Nordküste entsprechen [6]); und dann würde auch ein kurzes Querholz, das beide verband und auf dem der Pfeil ruhte, kaum zu entbehren sein. Die Kalmüken leimen jetzt ihre Bogen aus Steinbocks- oder Ziegenhörnern zusammen, wenn sie sich dieses Material verschaffen können. Dass auch die Handhabung des Bogens eine eigenthümliche war, ersehen wir ebenfalls aus den Worten, mit welchen dem Bericht Herodot's zu-

---

1) Herod. IV, 10.

2) Pallas, a. a. O. I, 172. Pater Hyakinth, a. a. O. p. 129.

3) Herod. IV, 3. 70. Eine Streitaxt befand sich auch unter den vom Himmel gefallenen goldenen Gaben der Nationalsage.

4) Schol. Theocr. XIII, 56. Dass Herodot diese Nachricht mittheilt, ist ein Irrthum des Scholiasten. Toup vermuthet einen Schreibfehler für Herodor.

5) Quum arcus omnium gentium flexis curventur hastilibus, Scythici soli vel Parthici circumductis utrimque introrsus pandis et patulis cornibus effigiem lunae decrescentis ostendunt, medietatem recta et rotunda regula dividente. Ammian. Marc. XXII, 8, 37.

6) So erklärt Eustathius (zu Dionys. Perieg. v. 157, ed. Bernhardy p. 115) den Vergleich: *Τὰ δὲ τοῦ Πόντου βόρεια τὰ τοῖς ἐκ τῆς Προποντίδος εἰσπλέουσι σκαιά, ἤγουν ἀριστερά, σχῆμα ἔχειν φησὶ τῶν τοῦ τόξου δύο κεράτων, διὰ τὸ καὶ αὐτὰ ὁμοίως τοῖς τοῦ τόξου κέρασιν ἐπὶ δισσὴν κυρτοῦσθαι στροφάλιγγα ἑκατέρωθεν τοῦ Μετώπου τοῦ κριοῦ.*

folge Herakles die von seinen mit der Echidna erzeugten Söhnen zu lösende Aufgabe bezeichnet [1]). Von anderer Seite erfahren wir Genaueres: beim Spannen des Bogens, wie beim Schiessen zogen die Skythen die Sehne nicht, wie die Kreter und andere Völker, gegen die Brust, sondern gegen die Schulter [2]), so dass sie dem Feinde die Seite zukehrten, und waren überdiess geübt, auch mit der Rechten den Bogen zu halten und mit der Linken den Pfeil fortzuschnellen [3]).

Es ist wol ein Irrthum, wenn Hippokrates die Sitte der Skythen, einzelne Theile ihres Körpers zu brennen, mit ihrem Eifer für das Bogenschiessen und Speerwerfen in Verbindung bringt. „Die grosse Mehrzahl der Skythen," sagt er [4]), „und namentlich alle, welche Nomaden sind" (also Herodot's eigentliche Skythen, s. o. S. 224) „findet man an den Schultern, Armen, Handwurzeln, an der Brust, den Hüften und am Unterleibe gebrannt, aus keinem andern Grunde als wegen ihres weichen und schwammigen Fleisches; bei der Fülle von Säften und bei der Schlaffheit ihrer Schultern können sie weder den Bogen spannen noch kräftig mit dem Wurfspeer schleudern; wenn sie sich aber brennen, trocknet das Uebermaass von Feuchtigkeit in den Gliedern aus, und ihr Körper wird straffer, kräftiger und musculöser." Dass die Sitte des Gliederbrennens speciell des Bogenschiessens wegen bei den Skythen in Aufnahme gekommen sein sollte, kann bezweifelt werden; die Thatsache selbst scheint aber richtig, und ich halte es auch für wahrscheinlich, dass sie im Allgemeinen eine Kräftigung des Körpers, d. h. eine Abhärtung desselben gegen die Einflüsse der Witterung bezweckte. Wir finden die Gewohnheit, Rheumatismen und ähnliche Uebel durch Brennen der leidenden Theile zu heilen, bei vielen Völkern verbreitet, die ihr Leben im Freien zubringen und jeder Unbill der Witterung ausgesetzt sind. Coray hat bereits an die Araber, an die von Herodot erwähnten libyschen Stämme und an die Ostjaken erinnert [5]). Nach Potocki vertreiben die Steppennomaden noch jetzt

1) S. S. 289 Anm. 6.

2) Ein Scholion zur Ilias (VIII, 323) bemerkt: *Νεοτέλης .... τοὺς μὲν Κρῆτας (φησὶ) τὴν νευρὰν ἕλκειν ἐπὶ τὸν μαστὸν, τὴν δὲ τάσιν κυκλοτερῆ ποιεῖσθαι, τῶν Σκυθῶν οὐκ ἐπὶ τὸν μαστὸν ἀλλ' ἐπὶ τὸν ὦμον ἑλκόντων.* Homeri Ilias cum Schol. antiquissimis ed. Villoison p. 203. Dieselbe Stelle kannte auch Eustathius (Parecbol. Homer. p. 715 Z. 24, ed. Rom. 1542).

3) *Τῶν Σκυθῶν νόμος, οὐκ ἐν ἀριστερᾷ μὲν τόξον ἀπάγων, ἐν δεξιᾷ δ' ὀϊστὸν προσαγόμενος μόνον, ἀλλ' ὁμοίως ἑκατέροις ἐπ' ἀμφότερα χρώμενος.* Platon. de legib., VII, c. 5.

4) Hippocr. l. l. §. 100.

5) Coray zu Hippocr., p. 303.

die Rheumatismen dadurch, dass sie sich mit heissen Pfeifenköpfen brennen [1]), und die Sitte ist über ganz Nordasien bis zum fernsten Osten verbreitet. Klaproth theilt aus chinesischen Quellen mit, dass sich die Siampi (Koreaner) glühender Steine dazu bedienten [2]). Dasselbe berichtet die Geographie Kuang-jü-ki über die Tha-tsche [3]). Hippokrates hat also wol eine richtige Thatsache mitgetheilt, aber den Zweck der Operation nicht ganz klar erkannt: es handelte sich nicht darum, durch das Brennen dem Körper eine grössere Kraft zum Schiessen und Speerwerfen zu verleihen, sondern rheumatische Leiden durch ein energisches Mittel schnell zu beseitigen, vielleicht auch, ihnen für die Zukunft vorzubeugen.

Die Pfeile der Skythen hatten kupferne Spitzen [4]); dass sie vergiftet waren, berichtet Herodot allerdings nicht; aber Theophrast, ein Schriftsteller, dessen Angaben über die Skythen wir noch mit Sicherheit auf die herodoteischen beziehen können, kannte das Gift, mit welchem sie ihre Pfeile bestrichen, sehr wohl: es hiess Skythikon oder Toxikon und soll seinem Hauptheile nach aus der bösen Materie bestanden haben, die sich auf Menschenblut bildet [5]). Wie dieses zu verstehen ist, lehrt der Verfasser der dem Aristoteles zugeschriebenen Mirabilien: die Skythen fingen zu einer bestimmten Jahreszeit eine Art Schlangen, liessen sie einige Tage in Fäulniss übergehen, füllten dann ein Gefäss mit Menschenblut, schlossen es mit einem Deckel und liessen es in Mist vergraben so lange stehen, bis sich auch im Blute Fäulniss einstellte; die wässerigen Theile, die auf dem Blute schwammen, wurden dann mit der Materie der verweseten Nattern vermengt und so erhielt man ein tödtliches Gift [6]). Dieselbe Beschreibung scheint auch Plinius ge-

---

1) Potocki, histoire primitive II, p. 222.

2) Klaproth, tableaux historiques etc., p. 94.

3) Abel Rémusat, recherches sur les langues tartares I, p. 7.

4) Herod. IV, 81.

5) *Λέγονται δὲ οἱ Σκύθαι πρὸς τῷ σκυθικῷ, ᾧ τοὺς ὀΐστοὺς χρίουσι, καὶ ἀνθρώπειον ἰχῶρα ἀναμιγνύναι φαρμάσσοντες, ἐπιπολάζοντά πως αἵματι, ὅνπερ ἄσιν ἀπόχρημα αὐτοῖς τεκμηριῶσαι· τοῦτο καὶ Θεόφραστος ἱστορεῖ.* Aelian. de natura animalium IX, c. 15.

6) *Φασὶ τὸ Σκυθικὸν φάρμακον, ᾧ ἀποβάπτουσι τοὺς ὀΐστούς, συντίθεσθαι ἐξ ἐχίδνης· τηροῦσι δὲ ὡς ἔοικεν οἱ Σκύθαι τὰς ἤδη ζωοτοκούσας καὶ λαβόντες αὐτὰς τήκουσιν ἡμέρας τινάς· ὅταν δὲ ἱκανῶς αὐτοῖς δοκῇ σεσῆφθαι ταῦν, τὸ τοῦ ἀνθρώπειον αἷμα εἰς χυτρίδιον ἐγχέοντες, εἰς τοὺς κοπρίους κατορύττουσι πομπάσαντες· ὅταν δὲ καὶ τοῦτο σαπῇ, τὸ ὑφιστάμενον ἐπάνω τοῦ αἵματος, ὃ δή ἐστιν ὑδατῶδες, μιγνύουσι τῷ τῆς ἐχίδνης ἰχῶρι καὶ οὕτω ποιοῦσι θανάσιμον.* Aristot. de mirabil. c. 153.

kannt zu haben [1]). Das Schweigen Herodot's über die barbarische Sitte mag darin seinen Grund haben, dass er über die Gewohnheiten der Skythen im Kriege nur fragmentarische Nachrichten von den Kaufleuten einziehen konnte, welche die entfernteren Horden gesehen hatten; die in der Nähe Olbia's lebenden Stämme scheinen sich damals schon seit längerer Zeit in durchaus friedlichen Verhältnissen befunden zu haben.

Bedeutsam kommt es mir vor, dass die Worte Skythikon und Toxikon als vollständig gleichbedeutend zur Bezeichnung derselben Sache gebraucht werden [2]): das letztere ist wol nur griechische Uebersetzung des erstern, welches — wie ich oben (S. 140) wahrscheinlich zu machen suchte — in den thrakischen Dialekten heimisch gewesen sein muss. J. Grimm hat jene Thatsache für die Erklärung des Namens der Skythen aus dem indo-germanischen Sprachgeschlecht (von der deutschen Wurzel *skûtan,* lith. *szauti* „schiessen," an das schon Bayer dachte,) übersehen [3]), obgleich sie die Etymologie sehr unterstützt.

Als Vertheidigungswaffen der Skythen erwähnen die Alten Panzer und Schilde, die beide aus Elennshaut angefertigt waren [4]), der stärksten Thierhaut, welche man hier finden konnte [5]). Wir haben oben gesehen (S. 91. 95), dass sich zur Griechenzeit das Elennthier im nördlichen Theile des Kosakenlandes, und auch noch um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts am obern Don aufhielt, — in Gegenden, die jetzt Steppen oder wenigstens waldarme Landschaften bilden, im Alterthum aber mit sumpfigen Wäldern bedeckt waren. Das Material, dessen sich die Skythen zu Panzern und Schilden bedienten, war ihnen

---

1) Scythae sagittas tinguunt viperina sanie et humano sanguine; irremedicabile id scelus mortem illico adfert levi tactu. Plin. XI, 53. Die Schlussworte, die wol auch aus Theophrast übersetzt sind, verdienen für die Restitution der verderbten Stelle Aelians (Anm. 5 der vorigen Seite) berücksichtigt zu werden.

2) Schol. ad Nicandri Alexipharm. v. 207 (ed. Schneider p. 44).

3) J. Grimm, Gesch. d. deutschen Sprache, I, 220 ff.

4) *Ἔστι δὲ ὁ τάρανδος Σκύθης, καὶ τὰ νῶτα παραπλήσιος ταύρῳ καὶ τὸ μέγεθος· τούτου τοι καὶ τὴν δορὰν ἀγαθὴν ἀντίπαλον αἰχμῇ, ταῖς αὐτῶν ἀσπίσι περιτείναντες νοοῦσι καὶ οἱ Σκύθαι.* Aelian. de natura animal. II, cap. 16.

5) Nach Theophrast's Fragment über die Thiere, welche die Farbe ändern, ist das Fell einen Daktylos dick und wurde zu Panzern verwendet (Theophrasti opera omnia ed. D. Heinsius 1613. p. 460). Auch Phile (de animalium proprietate, 1596. p. 78) sagt:

Τούτου δέ, βασιλεῦ, τὴν δορὰν ὡραῖς φέρων
Ὑπῆρξε παντὸς εὐτονώτερος βέλους.

also leicht zugänglich. Auch die Mongolen des Mittelalters trugen Rüstungen aus den Häuten der Büffel oder anderer wilden Thiere [1]).

Dem Bilde der äussern Erscheinung eines Skythen würde der charakteristische Duft fehlen, wenn ich hier nicht noch der ausserordentlichen Unreinlichkeit des Volkes gedächte. „Sie waschen sich durchaus nicht", versichert Herodot mit besonderem Nachdruck [2]), und diese Unsauberkeit mag früher allen Nomaden der asiatischen Steppen eigen gewesen sein, bis der Islam mit seinen Reinigungsvorschriften bei den türkischen Stämmen eine durchgreifende Aenderung bewirkte; die buddhistischen Mongolen aber blieben wie vielen andern Sitten so auch dem alten Schmuz getreu. Die Hauptursache dieses widerwärtigen Fehlers ist wol, wie Pallas mit Recht bemerkt [3]), zunächst in der Natur der Steppen zu suchen, wo es oft an Trinkwasser für Menschen und Vieh fehlt, und eine Benutzung desselben zum Abwaschen des Schmuzes als ein sündlicher Missbrauch der Gottesgabe betrachtet werden kann. Aber es scheint fast, dass die Mongolen aus der Noth wirklich eine Tugend gemacht haben. Denn schon Plan de Carpin erwähnt es als allgemeine Sitte, dass sie Nichts wuschen: sie hatten weder Tisch- noch Handtücher, assen mit den Händen und trockneten sie an den Beinkleidern oder am Grase ab; nur Vornehme bedienten sich hierzu besonderer Lappen; auch die Kleider wuschen sie nie; die Schüsseln spülten sie nur zuweilen mit Fleischbrühe aus und gossen den Spülicht in den Topf zurück, damit nichts umkomme [4]). Aus persischen Quellen hat J. v. Hammer den Schluss gezogen, dass es den Mongolen ausdrücklich verboten war, das Wasser zum Waschen zu benutzen [5]); und der Glaube, dass ein Bad im Flusse den Blitz vom Himmel rufe [6]), wie die Scheu, welche noch heute den Kalmüken abhält, gewisse Hausgeräthe, z. B. Kessel und Schaalen, in einem fliessenden Strome zu waschen [7]), scheint allerdings darauf zu deuten, dass die Unreinlichkeit, ursprünglich nur ein Ergebniss der Nothwendigkeit, später eine Folge religiöser Vorschriften wurde.

Je gräulicher der skythische Schmuz, desto glänzender ist das Licht, in welchem auch hier die angebornen Tugenden des schönen Geschlechts

1) Marco Polo, deutsch v. Bürck, I, cap. 47.
2) Herod. IV, 75.
3) Pallas, Nachrichten über mongol. Völker I, S. 102.
4) Plan de Carpin, cap. IV, §. 3.
5) v. Hammer, goldne Horde, S. 190. 191.
6) v. Hammer, a. a. O., S. 50.
7) Pallas, a. a. O., I, S. 102.

strahlen: die Skythinnen benutzten sogar ein parfümirtes Reinigungsmittel; — und wenn es unter den kalmükischen Weibern wirklich, wie Pallas versichert, „Schönheiten von so reizenden Zügen giebt, dass sie selbst in einer europäischen Stadt Anbeter finden würden“ [1]); so dürfen wir annehmen, dass auch die Toilettenkünste der skythischen Damen einem der Pflege würdigen Gegenstande zugewendet waren. Nach Herodot schabten die Frauen mit einem scharfen Steine Cypressen-, Cedern- und Weihrauchbaumholz, vermengten es mit Wasser, kneteten es zu einem Teige zusammen und bestrichen damit den ganzen Leib und das Gesicht. „Und das dient ihnen zu gleicher Zeit als Parfüm, und wenn sie den Teig am andern Tage abnehmen, strahlen sie in wundervollem Glanz“ [2]). Liess sich Herodot einmal zu der Indiscretion hinreissen, dergleichen Toilettengeheimnisse zu enthüllen, so werden wir es ihm als eine schwere Unterlassungssünde anrechnen müssen, dass er das Recept zu dieser Art *savon cosmétique* nicht mit grösserer Genauigkeit angegeben hat. Cypressen wachsen allerdings in den warmen Thälern der taurischen Südküste [3]); aber eigentliche Cedern oder gar Weihrauchbäume kommen hier durchaus nicht vor. Cedernholz konnten freilich die Griechen den Skythen zuführen, sogar von der Südküste des Pontos, da dieser Baum auch in Phrygien wuchs [4]); aber dass auch das ferne Arabien in Contribution gesetzt worden, um durch sein Weihrauchholz die Schönheit skythischer Damen zu conserviren, werden wir in aller Bescheidenheit bezweifeln dürfen. Adolph Erman erklärt den frühen Gebrauch solcher Schönheitsmittel im südlichen Russland durch den Reichthum der Steppen an alkalischen Kräutern und erinnert daran, dass schon Nestor es als eine charakteristische Sitte der alten Slawen betrachtet, sich in den Dampfbädern mit einer Lauge zu begiessen und sich dann mit Ruthen zu schlagen und abzureiben; aber er bemerkt doch, dass Herodot's Recept nur auf ein durch sein Einsaugungsvermögen wirkendes Reinigungsmittel deutet [5]). Darf ich mir in diesen Dingen eine Muthmaassung erlauben, so möchte ich dem Holze der Cedern und des Weihrauchs einfaches Wachholderholz substituiren, falls nämlich die skythischen Mädchen selbst die Salbe bereiteten; waren aber Griechen die Fabricanten, so möchte es

1) Pallas, a. a. O.. I, 99.
2) Herod. IV, 75.
3) Demidoff, voyage II, 373.
4) Theophr. hist. plant. IV, 5.
5) Erman, Reise um die Welt I, 236.

nahe liegen, die stolzen Namen des herodoteischen Recepts durch eine Vergleichung mit den feinen Ingredienzien zu erklären, aus welchen den Etiketts zufolge die *savons de Paris* in Deutschland bereitet werden.

Aus dem Privatleben der Skythen heben wir zunächst das eheliche Verhältniss hervor, über welches die Nachrichten der alten Schriftsteller durchaus widersprechend lauten. Es war den Griechen bekannt, dass in dieser Beziehung bei den Massageten östlich vom kaspischen Meere sehr sonderbare Sitten herrschten: man erzählte, dass dort vollkommene Weibergemeinschaft vorhanden sei; es heirathe Jeder zwar nur ein Weib, gehe aber ohne Anstand zu jeder andern Frau, zu der er Neigung spüre, und hänge dann nur seinen Köcher an ihren Wagen, — offenbar um Andern ein Zeichen zu geben, dass die Zeltbewohnerin bereits mit einem Manne Gemeinschaft pflege. Wir haben schon oben (S. 132) angedeutet, dass diese Erzählungen den genauern Angaben chinesischer Schriftsteller über die Ehe der Massageten nicht vollkommen entsprechen. Den letztern zufolge herrschte hier Polyandrie unter Familiengenossen: mehrere Brüder freiten ein Weib, — und aus dieser Sitte ergab sich dann fast nothwendig der Brauch, dass derjenige, welcher das Weib besuchte, ein Zeichen seiner Anwesenheit ausserhalb des Zeltes zurückliess. So bilden diese Verhältnisse eine Analogie zu den Erscheinungen, welche nach Strabon's Bericht bei einigen Stämmen des glücklichen Arabiens in Folge enger Familienverbände hervortraten: das Eigenthum war dort allen Geschlechtsgenossen gemein; der älteste wurde als das Haupt des Verbandes betrachtet; alle hatten nur eine Frau; wer zuerst zu ihr kam, ruhte bei ihr und stellte seinen Stab vor die Thür; des Nachts schlief sie bei dem ältesten; den Ehebrecher traf Todesstrafe; für einen Ehebrecher wurde aber ein Mann aus fremdem Geschlecht angesehen[1]). Was Strabon ferner von der schönen arabischen Königstochter erzählt, die sich der zu oft wiederholten Männerbesuche dadurch erwehren wollte, dass sie, auch wenn Niemand bei ihr war, einen Stab vor die Thür stellte, beweist zur Evidenz, dass dieses Zeichen die durch das Ehegesetz zum Eintritt Berechtigten von demselben zurückhalten sollte. Da es sich auch in diesem Falle um die Ehe einer Frau mit zahlreichen Brüdern handelt, können wir mit Sicherheit schliessen, dass das Aushängen des Köchers bei den Massageten denselben Zweck hatte; und gerade diese auffallendste Notiz in dem

1) Strab. lib. XVI, cap. 4 (ed. Tauchn. III, p. 409).

sonst irrthümlichen Bericht der Griechen lässt von vornherein auf eine durch Sitte oder Gesetz geordnete Polyandrie schliessen und dient zur Bestätigung des positiven Zeugnisses der Chinesen, dass bei den Massageten mehrere Brüder ein Weib heiratheten.

Die Griechen erblickten indess in einer Sitte, die in dem Anstandsgefühl wurzelte und durch eine gewisse Ordnung der ehelichen Verhältnisse geheiligt war, ein höchst anstössiges Zeichen von Schamlosigkeit und roher Verwilderung der Ehen. Sie entwarfen sich demgemäss ein Phantasiegemälde von Weibergemeinschaft, in welches der von ihnen selbst angegebene Zug, dass Jeder ein Weib freit, durchaus nicht mehr hineinpasst. Was soll überhaupt die Ehe bei unbegrenzter Weibergemeinschaft, wie sie die Griechen bei den Massageten gefunden zu haben glaubten?

Als Herodot die Skythen kennen lernte, bemerkte er bei ihnen nicht nur nicht die Zuchtlosigkeit, welche der Volksmeinung nach bei den Massageten, und da man diese für Skythen hielt — auch bei den Skythen herrschen sollte, sondern schnurstracks entgegengesetzte Verhältnisse. Hier lebten die Weiber in grosser Abgeschlossenheit unter ihren Zelten und verliessen nur selten den Wagen; statt dass ein Weib mehrern oder gar allen Männern gemein sein sollte, fand Herodot die gerade entgegengesetzte und damit völlig unverträgliche Sitte, dass ein Mann mehrere Frauen heirathete: es liegt aber in der Natur der Dinge und ist eine notorische Thatsache, dass da, wo Vielweiberei herrscht, mit ganz besonderer Strenge auf eheliche Treue der Weiber gesehen zu werden pflegt. Herodot hatte also vollen Grund, in seine Darstellung der ehelichen Verhältnisse bei den Massageten die Bemerkung einfliessen zu lassen: „was die Hellenen von den Skythen erzählen, das thun nicht die Skythen, sondern die Massageten“ [1]), und es zeugt für sein Nachdenken, dass er sich auch durch diese frappante Verschiedenheit der Sitten, die auf eine sehr stark divergirende Richtung der Gedanken und der gesammten Lebensweise zurückweist, bestimmen liess, die Verwandtschaft der Skythen und Massageten entschieden in Abrede zu stellen.

Ob die Vielweiberei bei den Skythen allgemein verbreitet war, wissen wir nicht, da wir nur über das Fürstengeschlecht Nachrichten besitzen. Wir erfahren, dass der Skythenfürst Ariapeithes drei Weiber hatte: eine Griechin aus Istros, eine thrakische Prinzessin und eine Skythin Namens Opoia [2]). Bei Schilderung der Begräbnissfeierlichkei-

1) Herod. I, 216.
2) Herod. IV, 78. 80.

ten spricht Herodot von den Kebsweibern des Fürsten [1]): vermuthlich wurde die zuerst gefreite Frau als die eigentliche, rechtmässige betrachtet und besass einen Vorrang vor den andern; doch hielt man wol die Söhne sämmtlicher Weiber für legitim: als die Skythen sich gegen Skyles, den Sohn der Griechin, auflehnten, riefen sie Oktamasades, seinen Halbbruder, den Sohn der Thrakerin, zum Fürsten aus. Vielweiberei erregte also jedenfalls bei den Skythen keinen Anstoss, und wir können wol auch in dieser Beziehung aus den Sitten der Mongolen, die eine so geringe Veränderlichkeit zeigen, den Rückschluss wagen, dass der reiche Skythe mehrere Frauen nahm, der arme sich mit einer begnügte, im Allgemeinen also nur unter den vornehmsten Ständen Vielweiberei anzutreffen war. Wenigstens fand Plan de Carpin die ehelichen Verhältnisse bei den Mongolen des dreizehnten Jahrhunderts in dieser Weise geartet: sie heiratheten mehrere Frauen, je nach den Vermögensumständen; denn die Frauen mussten erkauft werden; jede hatte ihren eigenen Haushalt; der Mann ging bald zu der einen, bald zu der andern, doch räumte er meistens einer den Vorzug ein; aber auch die Söhne der Beischläferinnen wurden als legitim betrachtet. Der Mönch rühmt die Keuschheit der Frauen; wer bei Ehebruch oder Unzucht ertappt wurde, erlitt den Tod [2]). Ein vielleicht zu idyllisches Bild mongolischer Ehen entwirft Marco Polo: „Ihre Frauen sind die keuschesten und ehrbarsten der Welt und lieben und ehren ihre Männer gar sehr; Treulosigkeit in der Ehe wird von ihnen als ein ehrloses niederträchtiges Laster betrachtet; und auf der andern Seite ist es bewundernswürdig, der Männer Freundlichkeit im Umgange mit ihren Weibern zu sehen, unter denen, wenn ihrer auch zehn oder zwanzig wären, die preiswürdigste Ruhe und Einigkeit herrscht; nie hört man eine beleidigende Sprache unter ihnen, und ihre Aufmerksamkeit ist ganz vom Handel und von ihren verschiedenen häuslichen Geschäften, wie von der Besorgung des Lebensbedarfs der Familie, der Aufsicht über die Diener und der Sorge für die Kinder, um welche sie sich gemeinschaftlich kümmern, in Anspruch genommen. Und um so preiswürdiger sind die Tugenden der Bescheidenheit und Keuschheit bei den Frauen, als es den Männern gestattet ist, so viel Frauen zu nehmen als sie wollen. Der Aufwand, den der Mann für sie zu machen hat, ist nicht gross, und auf der andern Seite ist der Nutzen, den er aus ihren Beschäftigungen zieht, beträchtlich; deshalb bezahlt er, wenn er ein

1) Herod. IV, 71.

2) Plan de Carpin cap. II, §. 2; cap. IV, §§ 1. 4.

Mädchen zur Frau nimmt, den Eltern ein Heirathsgut. Der Frau, welche zuerst geheirathet wird, erweist man die grösseste Achtung, auch wird sie als die rechtmässigste betrachtet, was sich auch auf die von ihr geborenen Kinder erstreckt“ [1]). Die Eintracht der Weiber unter einander und ihre Freundlichkeit gegen den Mann erklärt sich zum Theil durch die angeborene Gutmüthigkeit des Volkes, zum Theil durch die Leichtigkeit der Ehescheidung; aber von ihrer ehelichen Treue und Keuschheit, die nicht im Temperament der Mongolen liegt, hat Marco Polo wahrscheinlich deshalb, weil er einige Völker von ganz entgegengesetzten und höchst wunderlichen Gewohnheiten kennen gelernt hatte, ein viel zu schmeichelhaftes Bild entworfen, wenn wir auch einräumen wollen, dass die sorgsamere Bewachung des weiblichen Geschlechts, die mit der damals allgemeiner verbreiteten Vielweiberei unzweifelhaft verknüpft war, den Ehebruch factisch seltener machte. Jetzt kommt unter den Mongolen die Polygamie verhältnissmässig nicht häufig, und eigentlich nur bei Fürsten vor, oder wenn die erste Frau unfruchtbar bleibt: aber Keuschheit kann man nicht gerade als allgemeine Volkstugend bezeichnen. Pallas berichtet, dass die meisten Mädchen vor ihrer Verheirathung vertrauliche Verhältnisse unterhalten, dass auch die Männer durchaus nicht eifersüchtig, zuweilen sogar, in Folge ihrer Begriffe über die dem Gastfreunde schuldigen Pflichten, Fremden gegenüber geflissentlich nachsichtig sind [2]); und diese Angaben finden in dem kalmükischen Strafgesetzbuche ihre Bestätigung. Sogar derjenige, der eine Frau mit Gewalt zum Ehebruch zwingt, soll als Busse nur neun Stück Vieh erlegen, eben so viel wie derjenige, der einer Frau den Quast von der Mütze reisst, während der Dieb, der ein Kameel, einen Hengst, eine Stute gestohlen hat, mit beziehungsweise 135, 90, 72 Stück Vieh bestraft wird [3]). Das ältere Gesetz scheint in manchen Fällen noch milder gewesen zu sein: wer im Ehebruch mit einer Fürstin ertappt wurde, blieb ungestraft, weil man voraussetzte, dass er dazu angeregt worden [4]). Bei den östlichen Mongolen stand indess schon im dreizehnten

---

1) Marco Polo, I, cap. 46.

2) Pallas, Nachrichten über mongol. Völkerschaften I, 105. II, 235.

3) Pallas, a. a. O., I, 204. 206. 207.

4) Pallas, a. a. O., I, 193. Das kalmükische Gesetz stellt ziemlich consequent an Fürsten und Vornehme sehr strenge Anforderungen; es rächt die ihnen widerfahrenen Beleidigungen streng, bestraft aber auch Gesetzesübertretungen ihrerseits mit viel härtern Bussen, als die des gemeinen Mannes. Ja in einer Novelle (bei Pallas, a. a. O., I, 216) findet sich sogar der folgende bemerkenswerthe

Jahrhundert der Tod auf Ehebruch; und auch das jetzige chinesische Strafgesetzbuch für die mongolischen Stämme enthält viel härtere Bestimmungen, als das kalmükische).

Wir sehen also, dass sich bei den Mongolen, so lange wir sie kennen, nirgends eine Spur von Weibergemeinschaft zeigt, dass vielmehr bei ihnen die damit unverträgliche Vielweiberei zu allen Zeiten als zulässig betrachtet wurde. Nun ist es durch die speciellen Angaben Herodot's ausser Zweifel gestellt, dass auch bei den Skythen, wenigstens bei ihren Fürsten, Vielweiberei herrschte, und wir können daraus den sichern Schluss ziehen, dass der alte Historiker mit Recht alle Erzählungen über die bei diesem Volke angeblich herrschende Weibergemeinschaft als irrthümlich zurückgewiesen hat.

Nichtsdestoweniger werden sie von Strabon wiederholt: ihm zufolge sollen die Skythen, mit Ausnahme ihres Schwertes und ihres Trinkgeschirres, Alles und selbst die Weiber gemeinschaftlich besessen haben [2]). Sein Zeugniss würde den in der Natur der Dinge begründeten Angaben Herodot's gegenüber nicht ins Gewicht fallen, zumal da er unter dem Namen Skythen alle nordischen Völker versteht und deshalb keinen Anstand nehmen konnte, die vermeintlichen Sitten der Massageten den Skythen beizulegen. Aber er beruft sich für diese wie für andere Angaben auf Ephoros, dessen Zeugniss ich nicht kurzweg durch die Annahme zurückzuweisen wage, dass auch dieser Schriftsteller das was von den Massageten erzählt wird auf die Skythen übertragen habe. Viel eher möchte ich glauben, dass Strabon sich für berechtigt hielt, Ephoros' Angaben über die Weibergemeinschaft der Massageten in sein Gemälde der skythischen Sitten zu verflechten. Aber ich halte es für das Wahrscheinlichste, dass Ephoros selbst durch einige auffallende Grundsätze des skythischen und mongolischen Eherechts zu einer irrthümlichen Auffassung, oder mindestens zu einer

---

Satz: „Welcher Fürst, seine Würde hintansetzend, sich in niederträchtige Händel mit seinen Unterthanen einlässt, hat sich's selbst zuzuschreiben, wenn sich Jemand im Eifer an seiner Person vergreift und der Thäter kann deswegen nicht zur Strafe gefordert werden; der Fürst soll sein Ansehn nicht auf solche Weise in Gefahr stellen." Sonst ist auf Real-Injurien eine Busse bis zum Betrage von 9 Stück Vieh gestellt.

1) Hyakinth, Denkwürdigkeiten über die Mongolei, S. 412. 413.

2) *Σκύθας . . . κοινὰ κεκτημένους πάντα πλὴν ξίφους καὶ ποτηρίου· ἐν δὲ τούτοις πρῶτον καὶ τὰς γυναῖκας Πλατωνικῶς ἔχοντας κοινὰς καὶ τέκνα.* Strab. VII, 3. (ed. Tauchn. II, 80).

ungenauen, Missverständnissen unterworfenen Ausdrucksweise verleitet worden ist [1]).

Die Weiber wurden nämlich von den Skythen als ein völliges Familieneigenthum betrachtet, so dass die Kinder auf sie wie auf jedes andere Familiengut ein Erbrecht besassen. Herodot erwähnt beiläufig, dass Skyles nach dem Tode seines Vaters die Herrschaft und das Weib desselben übernahm, seine Stiefmutter, mit welcher sein eigner Vater einen Sohn erzeugt hatte [2]). Da diese Frau in der von Herodot erzählten Geschichte durchaus keine Rolle spielt, wäre ihre Erwähnung ganz überflüssig, wenn Herodot dadurch nicht seiner Schilderung der skythischen Sitten eine ihm aufgefallene Sonderbarkeit hätte hinzufügen wollen. Und dass diese Sitte echt mongolisch ist, wird durch das übereinstimmende Zeugniss des Ostens und Westens, wie durch zahlreiche einzelne Beispiele bestätigt. Sie war sehr alt: die chinesischen Schriftsteller führten sie auf Tsching-tang zurück, den Sohn des Stammvaters der Hiungnu-Fürsten, der nach dem Tode seines Vaters sämmtliche Weiber desselben zu seinen Frauen machte. „Daher rührt die noch heute bei den Tataren, oder wenigstens bei ihren Fürsten verbreitete Sitte, dass der Sohn die Weiber des verstorbenen Vaters heirathet; das gilt aber nur in Bezug auf die Stiefmütter, nicht auf die leibliche Mutter“ [3]). Matuanlin liefert einen bemerkenswerthen Zusatz: „Wenn ein Vater gestorben ist, heirathet der Sohn die Stiefmutter. Bei dem Tode eines Bruders heirathet der Bruder die hinterlassene Wittwe“ [4]). Genau dasselbe berichtet Plan de Carpin [5]), und auch Marco Polo erzählt: „Nach dem Tode des Vaters kann der Sohn alle Weiber, die jener hinterlässt, annehmen, mit Ausnahme seiner eigenen Mutter. Ihre Schwestern können sie nicht zu Weibern nehmen, aber beim Tode ihrer Brüder können sie die Schwägerinnen heirathen“ [6]). Wenn mehrere

---

1) *Σκύθαι . . . κοινὰ πάντα ἔχοντες τά τε ἄλλα καὶ γυναῖκας καὶ τέκνα καὶ τὴν ὅλην συγγένειαν.* Strab. VII, c. 3. (ed. Tauchn. II, p. 83). Ich bitte den Leser, die drei letzten Worte nicht zu übersehen.

2) *Σκύλης τήν τε βασιλείην παρέλαβε καὶ τὴν γυναῖκα τοῦ πατρὸς, τῇ οὔνομα ἦν Ὀποίη· ἦν δὲ αὕτη ἡ Ὀποίη ἐοῦσα, ἐξ ἧς ἦν Ὄρικος Ἀριαπείθεϊ παῖς.* Herod. IV, 78. Skyles' Mutter war eine Griechin aus Istros, sein Vater Ariapeithes.

3) Visdelou, histoire de la Tartarie p. 22.

4) Abel Rémusat, recherches sur les langues tartares, p. 6.

5) Plan de Carpin cap. II, §. 2.

6) Marco Polo, I, cap. 48.

Söhne oder Brüder hinterblieben, mussten sie sich über die Erbschaft der Weiber einigen: zuweilen kam es darüber zum Zwist.

Es wird Niemand entgehen, dass diese Sitte einerseits auf ziemlich allgemeine Verbreitung der Vielweiberei, andererseits auf feste Abgeschlossenheit der Geschlechtsverbände zurückweist. Wer eine Frau heirathete, kaufte sie gewissermassen in die Familie hinein; sie wurde nun völlig als ein Familiengut betrachtet, dergestalt, dass der Sohn auf die Weiber des Vaters, der Bruder auf die des Bruders gesetzlichen Anspruch besass. Das war ein höchst eigenthümliches, den Griechen unklares Verhältniss: von Weibergemeinschaft war es himmelweit entfernt, und doch konnte es, eben so wie die Sitte massagetischer Brüder, gemeinschaftlich ein Weib zu heirathen, irrthümlich als eine Art Weibergemeinschaft aufgefasst werden, weil die Weiber nach den Grundsätzen des Erbrechts wirklich ein gemeinsamer Besitz des fest geschlossenen Geschlechtsverbandes waren. Dass es dieses sonderbare Verhältniss war, welches Ephoros in Verwirrung setzte, scheint mir aus einem etwas befremdenden Zusatz in Strabon's Worten zu erhellen: „die Skythen hatten sowol alles Andere gemein, als auch die Weiber, und die Kinder und die ganze Blutsverwandtschaft." Aus diesem Zusatz glaube ich folgern zu dürfen, dass Ephoros an der betreffenden Stelle ausführlicher auch von der Geschlossenheit der Geschlechtsverbände und vom Erbrecht gehandelt hat, nach welchem jedes Eigenthum, auch das an den Weibern, als ein Gesammtgut des Geschlechts betrachtet wurde und jedem Mitgliede des letztern Erbansprüche auf dasselbe zustanden, — dass also auch in diesem Punkt zwischen den Sitten der Skythen und denen der Mongolen principiell die Uebereinstimmung obwaltet, die thatsächlich in dem von Herodot erwähnten speciellen Falle zum Vorschein kommt. So leuchtet selbst durch die Irrthümer der Alten das Licht der Wahrheit hindurch.

Wenn diese Verhältnisse einen gewissen geordneten Rechtszustand verrathen, so bricht in einigen Kriegsgebräuchen wieder die ursprüngliche Rohheit des Volkes hervor. Die Skythen waren ein gefürchteter Feind. Ihr Heer bestand nur aus Bogenschützen zu Pferde[1]), die,

---

1) Aus Herod. IV, 131: *Πέρσῃσι μετὰ τὰ δῶρα τὰ ἐλθόντα Δαρείῳ ἀντετάξθησαν οἱ ὑπολειφθέντες Σκύθαι πεζῷ καὶ ἵπποισι ὡς συμβαλέοντες* — schliesst Hausen (Osteuropa, S. 71), dass sich im skythischen Heere auch Fussvolk befand. Die Grammatik nöthigt nicht zu dieser Auffassung und der Zusammenhang räth davon ab. Die Skythen hatten bisher nur die persische Reiterei angegriffen, der sie sich überlegen fühlten, und diese stets so weit zurückgeworfen,

wie wir bereits erwähnten, geübt waren, mit der Rechten wie mit der Linken den Bogen sicher zu führen. Sie liessen sich nicht gern in eine regelmässige Schlacht ein, sondern umschwärmten den Feind, ermüdeten ihn durch unaufhörliche Plänkeleien, suchten seine Massen durch verstellten Rückzug zu trennen, um dann die vereinzelten Abtheilungen plötzlich und mit Uebermacht zu überfallen und aufzureiben. Die Griechen scheinen diese Kampfart einer geübten leichten Reiterei erst bei den Skythen kennen gelernt zu haben: auf dieses Volk beruft sich Platon zum Beweise des Satzes, dass man auch fliehend in einer dem Feinde verderblichen Weise kämpfen könne [1]). Mit Recht weist Herodot darauf hin, dass nur das nomadische Leben es ihnen möglich machte, eine solche Art der Kriegführung mit einer den Gegner aufreibenden Consequenz durchzuführen: sie waren nicht gezwungen, ein bestimmtes Terrain zu behaupten, und hatten weder Städte noch feste Plätze, zu deren Rettung sie eine Schlacht hätten wagen müssen [2]).

Wenn ein Skythe, — erzählt Herodot, — den ersten Feind getödtet hat, so trinkt er von dem Blute desselben; die Köpfe aller von ihm Erschlagenen bringt er dem Könige und empfängt darnach seinen Antheil an der Beute. Die Kopfhäute gerbt er, dass er sie als Handtücher benutzen kann, und hängt sie seinem Pferde als stolze Zier an den Zügel: wer die meisten solcher Trophäen aufzuweisen hat, wird für den tapfersten Mann gehalten. Einige fertigen sich sogar aus diesen Häuten Kleidungsstücke an. Viele ziehen auch den erschlagenen Feinden die Haut von der rechten Hand ab und machen daraus Köcherüberzüge. Ja es finden sich sogar Skythen, welche vom ganzen Körper des Feindes die Haut abgezogen haben und sie, auf ein Paar Stäben ausgespannt, mit sich führen, wenn sie ausreiten. Den Schädel des erbittertsten Feindes zersägen sie, umgeben ihn mit Rindshaut und brauchen ihn als Trinkgeschirr; Reiche vergolden ihn inwendig. Dasselbe thun sie auch Landsleuten gegenüber, wenn sie in Zwist mit ihnen lagen und durch königliches Urtheil Gewalt über das Leben derselben erhielten [3]).

---

bis ihr das Fussvolk zu Hilfe kam; einem Kampf mit dem letzteren waren sie bisher regelmässig ausgewichen (Herod. IV, 128). Jetzt bildeten sie eine förmliche Schlachtordnung, als wollten sie sowol gegen das Fussvolk wie gegen die Reiterei den Kampf aufnehmen.

1) *Καὶ Σκύθαι λέγονται οὐχ ἧττον φεύγοντες ἢ διώκοντες μάχεσθαι.* Platon. Laches cap. 17.

2) Herod. IV, 127.

3) Herod. IV, 64. 65.

Dieselben oder ganz ähnliche rohe Gebräuche waren vielen barbarischen Völkern eigen. Dass es noch im vorigen Jahrhundert auch kalmükische Sitte war, das Blut des erschlagenen Feindes zu trinken, haben wir bereits erwähnt; zuweilen wurde ihm auch die Galle und das Fett ausgeschnitten, „weil beide unter den Kalmüken nicht nur als Wahrzeichen bewiesener Tapferkeit, sondern auch als Arzneimittel angesehen und das Menschenfett sonderlich zur Heilung frischer Wunden vortrefflich gehalten wird“ [1]). Die Benutzung des Schädels erschlagener Feinde als Trinkgeschirr ist noch weiter verbreitet: Ssema-thsian kennt sie bei den Hiungnu, den Nachbarn China's, und Paulus Diaconus bei den Longobarden. Aber unter den Mongolen finden sich auch für das Abziehen der Haut Beispiele, die an Abscheulichkeit Herodot's Schilderung noch überbieten: ich berufe mich auf das Zeugniss des mongolischen Fürsten Ssanang-Ssätsän, gegen den sich nicht der Verdacht der Uebertreibung erheben wird. Unter den Ereignissen des Jahres 1400 erzählt der fürstliche Geschichtschreiber folgenden Vorfall: „Da sprach Elbek Nigülessuktschi, der Chaghan: „„Die Flucht dieses Chuchai beweist seine Schuld,““ — und jagte ihm nach. Da er ihn einholte, kam es zum Gefecht, wobei Chuchai dem Chaghan den kleinen Finger abschoss, dessenungeachtet aber übermannt und getödtet wurde. Hierauf liess der Chaghan dem Gemordeten durch Wangtschin Taibo von den Ssunid die Rückenhaut abziehen, die er mitnahm und der Beidschi zeigte. Diese war aber damit noch nicht zufrieden, sondern leckte das Blut von dem verwundeten kleinen Finger des Chaghan's, nahm sodann mit den Worten: „„lasst uns versuchen, wie Menschenhaut schmeckt,““ die Haut des Chuchai Dadschu und leckte das Fett an derselben, worauf sie sprach: „„Jetzt habe ich sowol das Blut des grausamen Chaghans, als das Fett seines Anreizers, des Chuchai geleckt. Obgleich nur ein Weib, habe ich den Tod meines Mannes zu rächen gewusst [2])!““

Hiernach werden wir uns nicht mehr verwundern dürfen, wenn ein Skythe, aus der Schlacht heimkehrend, die Haut seines erschlagenen Feindes auf einer Stange zum Schaugepränge mit sich führte; aber dass eine solche Abscheulichkeit gewöhnlicher Brauch gewesen sein sollte, möchte ich kaum annehmen, da es eine eben so unbequeme wie nutzlose Sache ist, ein mit Menschenhaut bespanntes Gestell beim Reiten mitzuschleppen. Vermuthlich haben die Griechen vereinzelte Fälle, in

1) Pallas, Nachrichten über mongol. Völker, I, p. 227.
2) Ssanang Ssätsän, a. a. O., S. 143.

denen sich das Rachegefühl zu so wilden Ausbrüchen hinreissen liess, zu einem allgemeinen Gebrauch gestempelt. Das Abziehen der Kopfhaut scheint dagegen sehr gewöhnlich, und, wie ich vermuthe, sogar die Regel gewesen zu sein; nicht bloss, weil die Griechen sich für diese Operation das Wort „aposkythisiren" gebildet hatten [1]), sondern weil dieselbe dazu diente, die Zahl der Erschlagenen zu constatiren, vielleicht auch, wie Herodot angiebt, den Antheil des Einzelnen an der Beute darnach zu bemessen. Andere Nationen des Alterthums hieben den gefallenen Feinden irgend ein Glied ab, damit der Führer die Zahl der Gebliebenen feststellen konnte.

Am merkwürdigsten ist die Nachricht Herodot's, dass die Skythen den erschlagenen Feinden die Haut der rechten Hand sammt den Fingern und Nägeln abgezogen und als Köcherüberzüge benutzt hätten. Schon Hansen führte „als ein Curiosum" an [2]), dass die Skythen dem Perserkönige gerade fünf Pfeile schickten [3]). Die Sache ist indess mehr als ein Curiosum. Im kalmükischen Gesetzbuch ist neun die Normalzahl: die grosse Mehrheit der Bussen ist in einem Vielfachen von neun festgestellt [4]). Wo aber die Busse oder der Lohn in Pfeilen besteht, ist von fünf Pfeilen die Rede, z. B. wer mehr als zehn Schaafe, unter denen ein Wolf mordet, gerettet hat, soll zum Lohn ein gesundes nebst den getödteten erhalten, sind es weniger als zehn Schaafe, so gehören ihm fünf Pfeile;— wer eine ermüdete Kuh aus dem Sumpf zieht, erhält fünf Pfeile; — wer einem Andern auf der Jagd das Wild verscheucht, soll nach den Umständen um ein Pferd, Schaaf oder fünf Pfeile gestraft werden, u. s. f. [5]). Man muss aus dieser Abweichung von der Neunzahl schliessen, dass fünf Pfeile vielleicht jetzt noch, sicher aber in früherer Zeit ein vollständiges Köcherbesteck bildeten, dass der Köcher also fünf Futterale enthielt. Dann wird begreiflich, dass die

---

1) Die deutlichste Erklärung giebt Suidas: *ἀποσκυθίσαι, τὸ ἐπιτεμεῖν τὸ ἐπικεφάλιον δέρμα σὺν θριξίν.* Hesychius erklärt das Wort nur durch *περιτεμεῖν.* Wenn Stephan. Byz. mit seiner Glosse *ἀποσκυθίσαι, τῷ σιδήρῳ τὰς τρίχας τεμεῖν* Recht hat, so verstand man darunter auch das blosse Kahlscheeren des Hauptes; jedenfalls wird aber dabei stillschweigend gemeint sein, dass es zur Beschimpfung geschah, wie Klearch sagt: *τὴν ἐφ' ὕβρει κουρὰν ἀπεσκυθίσθαι προσηγόρευσαν,* bei Athenaeus 524f. (ed. Dindorf p. 1173).

2) Hansen, Osteuropa S. 71.

3) Herod. IV, 131.

4) Dieses ist auch in dem chinesischen Gesetzbuche für die Ostmongolen der Fall.

5) Pallas, Nachrichten über mongolische Völkerschaften I, 208. 210.

Griechen durch die fünf Röhren des ledernen Köcherbezuges der Skythen an die fünf Finger der Menschenhand erinnert wurden, oder dass diese Barbaren wirklich die Haut einer Menschenhand als Köcherüberzug brauchen konnten und dass sie Dareios gerade mit fünf Pfeilen beschenkten, während die andern Gaben nur aus einem Vogel, einer Maus und einem Frosche bestanden und für die symbolische Sprache ebenfalls ein Pfeil vollkommen genügend gewesen wäre. Bis in solche Kleinigkeiten zeigt sich die Uebereinstimmung skythischer und mongolischer Sitte und ihre wunderbare Unveränderlichkeit [1]).

Alljährlich versammelten sich, wie Herodot weiter erzählt, die Gaugenossen zu einem Gelage. In einem Kessel mischte der Hordenführer den Festtrank, und alle Skythen, die einen Feind erlegt hatten, tranken davon. Wer keine solche Heldenthat verrichtet hatte, durfte am Zechen keinen Antheil nehmen, sondern musste zum Schimpf in einiger Entfernung sitzen; das hielten die Skythen für die grösseste Schande; wer aber mehrere Feinde erschlagen hatte, der trank zu gleicher Zeit aus zwei Bechern [2]).

Auch die Mongolen vertheilten bei Trinkgelagen die Preise der Tapferkeit [3]), und die Feigheit wird auch bei ihnen öffentlich gezüchtigt. Das ostmongolische Gesetzbuch enthält eben so wie das kalmükische zahlreiche Strafbestimmungen für die verschiedenen Handlungen, die aus Feigheit hervorgehen können. In dem letztern sind die Strafsätze nach dem Range des Kriegers abgestuft; Fürsten, die sich im

1) Einige andere barbarische Kriegsgebräuche der Skythen erwähnt Klearch von Kypros (bei Athenaeus XII, ed. Dindorf, p. 1172); seine Angaben scheinen aber nicht auf positiven Nachrichten zu beruhen, sondern ziemlich abgeschmackte Combinationen zu sein. So sollen die Skythen allen ihren Feinden die Nasen abgeschnitten und die Nachkommen der Verstümmelten noch bis auf seine Zeit von jenem Unglück den Namen geführt haben: dieser Angabe liegt offenbar eine etymologische Spielerei zu Grunde, die, wenn Klearch wirklich an das ägyptische Rhinokolura gedacht haben sollte, den Gipfel der Lächerlichkeit erreichen würde. Ferner sollen die skythischen Frauen den Körpern der thrakischen allerlei Figuren eingekratzt haben; das hätte die Thrakerinnen bestimmt, nach Verlauf vieler Jahre ihren ganzen Körper zu tätowiren, um das, was ihnen zur Beschimpfung angethan war, so mannigfaltig zu machen, dass sie es als eine Schönheit gelten lassen konnten: durch diesen Einfall soll offenbar die Sitte einiger thrakischen Stämme, ihren Körper bunt zu bemalen, erklärt werden. Auch was Klearch weiter über die Ausdrücke Σκυθικὴ ῥῆσις und ἀποσκυθίσαι bemerkt, zeigt, dass er sich hierüber nur sehr oberflächlich unterrichtet hatte.

2) Herod. IV, 66.

3) v. Hammer, goldne Horde, S. 45.

Kriege schlecht halten oder gar die Flucht ergreifen, sollen zur Strafe hundert Panzer, hundert Kameele, fünfzig Familien und tausend Pferde abgeben; andere Befehlshaber zahlen je nach ihrem Grade weniger; gemeine Leute ihren Panzer und drei Pferde; noch ärmere zwei Pferde; und die geringsten ihren Bogen, ihre Pfeiltasche und ihr Reitpferd. Wer aber gar den Fürsten im Schlachtgedränge verlässt, soll getödtet und seine Habe Preis gegeben werden, — und dieses ist der einzige Fall, in welchem das kalmükische Gesetzbuch die Todesstrafe verhängt. Auch moralische Strafen werden angeordnet: wer sich zu spät beim Treffen einfindet, soll im Weiberrock umhergeführt werden; dieselbe Beschimpfung erleidet, wer sich mit Gewalt bei einer kinderlosen Wittwe einquartirt [1]).

Dass der bei diesen Gelagen kredenzte Festtrank aus Wein bestand, wie Herodot angiebt, habe ich schon oben bezweifelt. Die alten Skythen waren wie die Kalmüken dem Trunk ergeben [2]), und werden schon vor der Zeit, in der sie den Wein kennen lernten, durch die leicht berauschende Wirkung der gesäuerten Stutenmilch auf die Bereitung eines geistigern Getränkes geführt sein, dessen übermässiger Genuss ihre Zechgelage wie die der Thraker schon zu einer Zeit berüchtigt machte, in welcher wenigstens nicht ein allgemeines Weintrinken bei Volksfesten vorausgesetzt werden kann [3]). Als sie den Wein kennen lernten, d. h. als sie mit den griechischen Colonien einen friedlichen Verkehr angeknüpft hatten, übernahmen sie sich im Genuss des neuen Getränkes mit der ganzen Rohheit eines Naturvolks und tranken den Wein, zum Erstaunen der Griechen, regelmässig unvermischt. Seitdem wurde der Genuss unvermischten Weines von den letztern allgemein als skythisches Saufen bezeichnet. Herodot erzählt, dass der spartanische König Kleomenes von den Skythen, die ihn nach dem Zuge des Dareios um ein Bündniss gegen die Perser angingen, zu derselben wüsten Art des Zechens verleitet worden sei und dass die Spartaner diesem ausschweifenden Leben den Wahnsinn des Königs zuschrieben; „und seit jener Zeit," setzt er hinzu, „sollen die Spartaner, wenn sie ungemischteren Wein trinken wollen, sich zurufen: Nun skythisch" [4])!

---

1) Pallas, a. a. O., I, 196. 197. 199.

2) Aristot. Problem. III, 7.

3) Die älteste Anspielung auf das wüste Zechen der Skythen findet sich meines Wissens bei Anakreon (ed. Brieger, Od. 55, aus Athenaeus ed. Dindorf p. 944), wenn diese Verse wirklich von ihm herrühren.

4) Herod. VI, 84.

Der Ausdruck, skythisiren oder episkythisiren, für „reinen Wein trinken," war also schon zu Herodot's Zeit gebräuchlich. Auch Platon wusste, dass Skythen und Thraker den Wein nur ungemischt tranken; aber der Zusatz, dass auch die Weiber an den lärmenden Gelagen Theil nahmen und sich dabei in der widerwärtigsten Weise berauschten [1]), bezieht sich wol ausschliesslich auf die Thraker. Wir wissen, dass die skythischen Frauen abgeschlossen lebten und dass überdies bei dem Volke die Vielweiberei in den Sitten begründet war; beider Umstände wegen würden wir selbst gegen eine specielle und klare Angabe, dass skythische Weiber sich an Trinkgelagen der Männer betheiligten, Bedenken erheben müssen. Strabon's Bemerkung, dass sich die Perser bei den Bakchanalien der Saken-Feste, die gewöhnlich in Raufereien der Zechgenossen und der mittrinkenden Weiber ausarteten, „skythisch" benahmen [2]), beweist noch weniger: es ist ein allgemeiner Ausdruck zur Bezeichnung eines wüsten, mit Gezänk verknüpften Saufens, — des *πάταγος* und *ἀλαλητός*, welche das anakreontische Gedicht als Kennzeichen des „skythischen Trinkens" angiebt.

Für Festivitäten, bei denen es zu essen und zu trinken gab, scheinen die alten Skythen ein eben so lebhaftes Interesse wie die heutigen Kalmüken an den Tag gelegt zu haben. Die letztern führen ihre Schaale nicht bloss auf Reisen mit sich, wo sie allerdings unentbehrlich ist, sondern überall: ein gutes Glück könnte sie ja zu einer Schmauserei führen und es wäre dann doch verdriesslich, wenn sie hier nicht sofort eingreifen könnten; jeder Ankommende wird zwar als Gast aufgenommen, er muss aber aus eigener Schaale essen. Bei den Skythen bestanden sogar die Begräbnissfeierlichkeiten gewöhnlicher Leute aus einer Reihe von Schmausereien: vierzig Tage hindurch wurde der Leichnam des Verstorbenen zu seiner Freundschaft herumgeführt, und jeder Angehörige hatte die schmerzliche Pflicht, für das Gefolge einen Schmaus anzurichten, wobei dem Todten eben so, wie Plan de Carpin es bei mongolischen Begräbnissen beschreibt, Speisen und Getränke vorgesetzt wurden. Erst nach jener Frist, wenn der Gram durch reichliches

---

1) *Σκύθαι καὶ Θρᾷκες ἀκράτῳ παντάπασι χρώμενοι, γυναῖκές τε καὶ αὐτοὶ καὶ κατὰ τῶν ἱματίων καταχεύμενοι, καλὸν καὶ εὔδαιμον ἐπιτήδευμα ἐπιτηδεύειν νενομίκασι.* Plat. de legibus I, c. 9.

2) *Ἐνταῦθα νομίζεται καὶ ἡ τῶν Σακαίων ἑορτὴ βακχεία τις τῶν μεθ' ἡμέραν καὶ νύκτωρ διεσκευασμένων Σκυθιστὶ, πινόντων ἅμα καὶ πληκτιζομένων πρὸς ἀλλήλους ἅμα τε καὶ τὰς συμπινούσας γυναῖκας.* Strab. XI, c. 8 (ed. Tauchn. II, p. 432).

Essen und Trinken auf fremde Kosten einigermassen beschwichtigt war, wurde der Todte beerdigt [1]). Aber wie thätig das Volk sich auch bei solchen Schmausereien zeigen mochte: es hatte auch die Kraft, grosse Entbehrungen geduldig zu ertragen. Wir haben schon oben angeführt, dass sie zuweilen eilf bis zwölf Tage hintereinander keine andere Nahrung als ihren Pferdekäse zu sich nahmen; wurde der Hunger fühlbarer, so schnallten sie nach Eresistratos ihren Gürtel etwas fester [2]). Ja es fehlt sogar nicht an Anzeichen, dass sie im Nothfall auch den Genuss ekelerregender Dinge nicht verabscheuten. Wenn Pindar singt, dass skythische Männer, sich verstellend, den Körper eines getödteten Pferdes zu verabscheuen vorgeben, insgeheim ihn aber doch mit Begier benagen; und wenn die Griechen hieraus eine sprichwörtliche Redensart bildeten, „vor einer Sache solchen Widerwillen empfinden, wie der Skythe vor dem Pferde“: so wird es uns sehr zweifelhaft werden, ob die Correctur, durch welche in das erwähnte Fragment Pindar's ein „öffentlich getödtetes Pferd“ hineingebracht ist, das Richtige getroffen hat [3]); denn Pferdefleisch war für die Skythen ohne Frage eine althergebrachte und viel zu gewöhnliche Nahrung, als dass sie das Bedürfniss gefühlt haben sollten, den Genuss desselben vor den Griechen zu bemänteln; sicherlich werden sie auf keine Weise eingeräumt haben, dass Pferdefleisch eine ekelhafte Speise sei, die man eigentlich nicht geniessen sollte. Viel wahrscheinlicher ist es mir, dass Eustathius aus der ursprünglichen Lesart Pindar's den richtigen Sinn entnommen hat, wenn er von einem verreckten Pferde spricht [4]). Noch jetzt nehmen die Kalmüken, die mit dem Schlachten ihres Viehes sehr sparsam sind, keinen Anstand, ein gefallenes Thier zu verspeisen; ja sie verzehren auch Murmelthiere, Zieselmäuse und Luchse, im Nothfall

---

1) Herod. IV, 73.

2) Auli Gellii noctes Atticae XVI, c. 3 (ed. Lion II, p 352).

3) Boeckh liest (II, 2, p. 666): *Ἄνδρες τινὲς ἀκκιζόμενοι Σκύθαι*
νεκρὸν ἵππον στυγέοισιν λόγῳ κτάμενον ἐν φάει
κρυφᾷ δὲ σκολιοὺς γένυσιν ἀνδέροισιν πόδας ἠδὲ κεφαλάς.
Die alte Lesart *κτάμενον ἐν φάσι* ist allerdings anstössig, aber die Correctur *ἐν φάει* scheint mir so wenig befriedigend, dass sie meines Bedünkens eine Aenderung des Textes nicht rechtfertigt.

4) Eustathius sagt, manche Leute stellten sich, als wollten sie von Homer Nichts wissen, gingen aber doch immer wieder an ihn heran, wie der Skythe im Sprichwort, *ὃς θεωμένων μὲν Ἑλλήνων ἀπέσχετο ἵππου εὐγενοῦς ἐκπεπνευκότος, ἀνακάμψας δὲ καθ' ἡσυχίαν τὸ σύνηθες ἔπραττεν ἀπολαύων οὗ ἤθελεν.* Parecbol. Homer. (ed. Romae) p. 2. Hier ist das *εὐγενοῦς* anstössig.

auch Wölfe und Füchse [1]), und die Mongolen des Mittelalters frassen noch viel ekelhaftere Dinge [2]).

Todte Menschen zu berühren oder auch nur mit ihnen unter demselben Zelte zu verweilen, verunreinigt nach mongolischem Glauben. Vor der Jurte, in welcher ein Mensch tödtlich krank darniederlag, stellten die Mongolen ein Kennzeichen auf, damit sich jeder von ihr fern hielte, und in den letzten Momenten verliessen selbst die nächsten Angehörigen das Sterbelager; denn wer bei dem Tode eines Menschen zugegen gewesen war, durfte vor dem nächsten Neumond das Lager eines Fürsten nicht betreten. Nach der Beerdigung war deshalb eine feierliche Reinigung aller derer vonnöthen, die mit dem Leichnam zu thun gehabt hatten: zwischen zwei Speeren, die durch ein Seil verbunden waren, an welchem allerlei Bänder und Lappen hingen, wurden zwei Feuer angezündet, zwischen denen die Verunreinigten hindurchgehen mussten, während zwei Zauberinnen ihre Formeln hermurmelten und das Weihwasser aussprengten [3]). Bei der grossen Uebereinstimmung in den Ceremonien des altmongolischen und skythischen Aberglaubens durften wir erwarten, dass Herodot eben so wie Plan de Carpin unmittelbar nach der Darstellung der Begräbnissfeierlichkeiten einer solchen Reinigung gedenken würde. Er macht an der bezeichneten Stelle allerdings dazu einen Ansatz, vermengt aber dabei zwei allem Anscheine nach verschiedene Dinge. „Nach dem Begräbniss," erzählt er, „reinigen sich die Skythen auf folgende Weise; nachdem sie sich den Kopf abgerieben und gereinigt haben, machen sie sich an die Behandlung ihres Leibes; sie errichten drei gegen einander geneigte Stäbe, bedecken diese so sorgsam als möglich mit wollenen Filzen, und werfen dann glühende Steine in einen Trog, der sich in der Mitte dieses Zeltes befindet... Sodann begeben sie sich unter die Filze und streuen Hanfsamen auf die glühenden Steine, der einen so starken Duft und Dampf verursacht, wie kein hellenisches Dampfbad. Daran finden die Skythen ein Behagen und heulen vor Vergnügen; und das dient ihnen auch an Stelle eines Bades zur Säuberung des Körpers; denn mit Was-

1) Pallas, a. a. O., I, 128. 129.

2) Ausser Mäusen, Füchsen, Wölfen, angeblich auch Hunde, was die jetzigen Kalmüken durchaus nicht thun und was auch für ältere Zeiten unglaublich ist; ferner abluviones quae egrediuntur de jumentis cum pullis (einige sibirische Stämme thun noch jetzt dasselbe und auch noch mehr); endlich Läuse, dicebant enim: numquid eos debeo manducare, quum mei filii carnes manducent et ipsius sanguinem bibant. Plan de Carpin, cap. IV, § 3.

3) Plan de Carpin, cap. III, § 3. 4.

ser waschen sie sich nie“ [1]). Es ist möglich, dass die religiöse Reinigung in einer solchen Durchräucherung bestand; aber der Schluss des Berichts erregt den Verdacht, dass Herodot mit der religiösen Ceremonie ein gewöhnliches Dampfbad zur physischen Reinigung des Körpers zusammengemengt hat.

Nachdem wir die verschiedenen Angaben über das Privatleben der Skythen durchmustert haben, bleibt uns noch übrig, aus ihnen und aus den sonst bei alten Schriftstellern zerstreuten Anmerkungen einige Schlüsse auf den Charakter und den Bildungszustand des Volkes zu ziehen.

Die Ansichten der Griechen gingen in Bezug auf diesen Punkt sehr auseinander: der Grund liegt, wie wir auf den ersten Blick erkennen, darin, dass sie alle über die verschiedenen Völkerschaften des heutigen europäischen und asiatischen Russlands gemeldeten Extravaganzen — und solche prägen sich überall am leichtesten dem Gedächtnisse ein, — als Eigenthümlichkeiten eines und desselben Volkes, der Skythen, betrachteten. Sie hatten namentlich über die Wildheit der im Norden des Pontos hausenden Stämme erschreckliche Dinge gehört. Dort gab es Menschenfresser; Wilde, welche den erschlagenen Feinden die Haut abzogen und Menschenschädel als Trinkgeschirre benutzten; Barbaren, welche die Schiffbrüchigen zu Ehren einer Gottheit mit Keulen erschlugen oder vom Felsen stürzten; gefürchtete Menschenräuber, welche das Meer unsicher machten und den Fremdling als Sklaven in ihre unwirthbaren Berge schleppten. Nicht ohne süsses Grauen mochten die fühlenden Kinder von Hellas, wenn sie von linden Lüften umsäuselt im Schatten der Myrthengebüsche ruhten, den Erzählungen des aus jenen fernen Gewässern glücklich heimgekehrten Schiffers lauschen, dessen beredte Lippe und lebendige Phantasie beides, die Wildheit der Menschen und die Missgunst der Natur im unglücklichen Skythenlande zu einem düstern Gemälde zusammenfasste, welches die Hörer ergriff und ihnen hellenische Gesittung im wohlthuendsten Lichte erscheinen liess: ist es doch, wie Ephoros im besondern Hinblick auf diese Frage bemerkt, gerade das Schreckliche, woran das Menschenherz ein vorzügliches Behagen findet.

Manches, was von Skythen gesungen und gesagt war, wollte nun freilich zu diesen dunkeln Farben nicht passen. Störend war schon, dass Homer von den Nachbarn der Thraker und Myser gesungen hatte, von „milchessenden Leuten, den gerechtesten Männern“ [2]). Noch

1) Herod. IV, 73—75. 2) Hom. Il. XIII, 5. 6.

schwerer fiel des grossen Tragödiendichters gewichtiges Wort in die Wagschaale. Als Prometheus die gefahrvollen Wege beschrieb, welche Io durchwandern musste, bot sich, da hier die Skythen erwähnt wurden, eine vorzügliche Gelegenheit dar, durch Hinweisung auf die Wildheit des Volkes die Schrecknisse der Wanderung zur Anschauung zu bringen: aber der Dichter begnügt sich, das Volk durch Züge des friedlichen Hirtenlebens zu charakterisiren, während er doch bei derselben Gelegenheit die dem Fremden verderbliche Grausamkeit der Chalyber zu erwähnen nicht unterlässt [1]). Und an einer andern Stelle singt er sogar rühmend von „des Pferdekäses Zehrern, sittigem Skythenvolk“ [2]). Auch Pindar führte den Hellenen in dem erwähnten Fragment die Skythen als ein seiner Rohheit sich schämendes, vor der höhern Gesittung der Griechen sich beugendes Volk vor. Dann folgte Herodot mit seinem Bericht: er hatte allerdings Manches von rohen Sitten zu melden, aber die grellsten Züge beseitigte er mit Bestimmtheit; er unterscheidet, was den Androphagen und Taurern und was den skythischen Hirten eigen war. Die letztern erscheinen bei ihm durchaus nicht als ein zügelloses, kriegerisches, blutdürstiges Volk, das an fortwährenden Kämpfen seine Freude fand, sondern als friedfertige Leute, die mit ihren Heerden umherzogen, manche rohe Gebräuche der Altvordern beibehalten hatten, aber doch mit den griechischen Colonisten in friedlichen Verkehr getreten waren. Ja er nimmt keinen Anstand, die Skythen geradezu als das gebildetste aller pontischen Völker zu bezeichnen [3]).

So lauteten die gewichtigen Zeugnisse der ältesten Schriftsteller. Vielleicht würde sich die Volksmeinung allmählich aufgeklärt haben, wenn sich die Völkerverhältnisse am Nordgestade des Pontos nicht bald durchweg geändert hätten, wenn die kampf- und beutelustigen Sarmaten nicht eingebrochen wären, das Hirtenvolk vernichtet und die griechischen Pflanzstädte mit tödtlichen Streichen bedroht hätten. Seit der Zeit gerieth wieder in Vergessenheit, dass dort vor Zeiten friedlichere Menschen lebten.

Auf der Scheide beider Epochen stand Ephoros: er kannte noch die herodoteischen Skythen, und auch von den Sarmaten, die damals vielleicht schon den Don überschritten hatten, musste genauere Kunde zu ihm gedrungen sein. Und gerade dieser Schriftsteller scheint die Grundverschiedenheit der Skythen und Sarmaten mit besonderem Nach-

1) Aeschyl. Prometh. 707—715.
2) Aeschyl. bei Strab. VII, 3 (ed. Tauchn. II, p. 80).
3) Herod. IV, 46.

druck betont zu haben: Strabon, der als feuriger Bewunderer Homers auch „die gerechtesten Männer“ des ionischen Sängers gegen die Zweifel unwissender Scribenten sichern wollte, stützt sich vornehmlich auf Ephoros in einer für uns höchst lehrreichen Auseinandersetzung.

Strabon befand sich nämlich bei dieser Erörterung in einer eigenthümlichen Verlegenheit. Er war der nicht gerade irrigen Meinung, dass zu seiner Zeit die Völker am Nordgestade des Pontos und im Norden Asiens nur sehr ungenügend bekannt waren, und schloss daraus, dass die Kenntnisse der vergangenen Jahrhunderte in dieser Beziehung noch viel unzulänglicher gewesen sein müssten. Da er nun nicht einmal das zu seiner Zeit vorliegende Material für ausreichend hielt, um eine gründliche Eintheilung der nördlichen Völkerschaften darnach vorzunehmen, erschien ihm Herodot's Versuch als das unzuverlässige Geschwätz eines unkritischen Schriftstellers, der hier um so weniger Berücksichtigung verdiene, da er auch sonst hinlängliche Proben seiner Leichtgläubigkeit geliefert hätte. Zu Strabon's Zeit waren die Völkerverhältnisse allerdings so verworren, dass ein Versuch, in dem Gewühl sarmatischer Stämme die vielleicht noch hin und wieder zerstreuten Ueberreste der ältern Bevölkerung namhaft zu machen, nicht rathsam war; nur ein Augenzeuge von Strabon's Scharfblick hätte diese schwierige Aufgabe lösen können; aber der berühmte Geograph übersah völlig, dass die Verhältnisse zu Herodot's Zeit ungleich einfacher waren und die damals noch ungestörten Handelsbeziehungen der griechischen Colonien die Erwerbung zuverlässiger Kenntnisse ungemein erleichterten. In diesem Irrthum stiess er mit der ihm eignen Energie Herodot's geordnete Angaben als höchst verdächtig von sich und entschloss sich, dem gewöhnlichen Sprachgebrauche zu folgen und den Namen Skythen als eine geographische Benennung auf alle nordischen Völkerschaften auszudehnen, nicht etwa, weil er in ihnen nur einen Volksstamm erblickte, sondern weil er eine gründliche, wissenschaftliche Eintheilung nicht für möglich hielt. Nun waren ihm alle oben erwähnten Gräuel und Frevel der nördlichen Barbaren bekannt; dass es dort Menschenfresser gab, wollte und konnte er nicht in Abrede stellen; er wusste, dass es die taurischen und kaukasischen Bergvölker waren, welche das Meer durch ihre Piraterie gefährlich machten; auch der barbarische Cultus der taurischen Parthenos konnte ihm nicht unbekannt sein. Nach der von ihm gewählten Bezeichnung mussten alle diese Angaben auch für die Skythen gelten; denn auch die Taurer waren ihm ein „skythisches Volk“. Aber neben den Nachrichten über die Unmenschlichkeit nordpontischer Barbaren stand eine Reihe anderer, die viel sanfter lauteten und auf

ein zwar ungebildetes, doch friedliches, schlichtes und redliches Hirtenvolk hindeuteten. Homer's Verse über die stutenmelkenden, milchessenden und gerechtesten Männer hatten vor allem Andern Strabons Aufmerksamkeit gefesselt: bei seiner Belesenheit war es ihm leicht gewesen, in andern und zum Theil auch von ihm sehr geachteten Werken bedeutsame Parallelstellen dazu aufzufinden: er erinnert an Hesiod, Aischylos, ja sogar an Herodot. . . Durch den lebhaften Wunsch, Homer zu vertheidigen, zur Erforschung dieses Zwiespalts in den Nachrichten über den Norden der Erde geführt, kam der grosse Geograph bis hart an die Grenze der Wahrheit. In jedem Moment erwarten wir, er werde nun das Resultat seiner Untersuchung dahin zusammenfassen, dass die verschieden lautenden Nachrichten sich auf verschiedene Völker bezögen, dass hier, wenigstens vor Zeiten, inmitten kriegerischer und blutgieriger Nationen ein friedlicher Hirtenstamm gelebt habe, von welchem Homer, Hesiod und Aischylos gesungen hätten: aber vor dieser Conclusion, die ihn vollkommen in die Bahn des missachteten Herodot geworfen haben würde, bricht er plötzlich ab, und endet, als ob er durch dieses Zusammentreffen misstrauisch in das Ergebniss seiner eigenen Untersuchung geworden wäre, mit der Anführung eines Fragments aus Ephoros, in welchem die herodoteische Sonderung wie durch einen Schleier mit verschwimmenden doch erkennbaren Umrissen hindurchschimmert. Diese Wendung überhob ihn der Verlegenheit, durch unumwundene Billigung der herodoteischen Angaben seinen Behauptungen über Homers geographische Kenntnisse eine — wie er meinte — verächtliche und leicht antastbare Stütze unterschieben zu müssen, und sicherte ihn für alle Fälle sogar gegen die Annahme, als hätte er Ephoros' Anmerkungen unbedenklich zu den seinigen gemacht.

Diesen Erwägungen verdanken wir die Mittheilung des wichtigen Fragments aus dem vierten Buche des zuletzt genannten Geographen. Hier soll Ephoros mit Bestimmtheit ausgesprochen haben, dass die Lebensweise „der andern Skythen und der Sauromaten" eine verschiedene wäre; einige seien wild und frässen sogar Menschenfleisch; andere tödteten nicht einmal Thiere [1]). „Manche Schriftsteller", sagt er, „erzählen viel über ihre Grausamkeit, da sie wohl wissen, dass das Schreck-

1) Hiermit kann wol nur gemeint sein, dass die Skythen, wie die heutigen Kalmüken, den grössten Theil des Jahres ausschliesslich von Milch leben und mit dem Schlachten ihres Viehes überaus sparsam sind. Die Heerde ist das einzige Capital dieser Nomaden, welches sie nur ungern angreifen. Heute wird diese Klugheitsregel auch durch die buddhistische Religion gestützt, welche der Tödtung eines lebenden Wesens abhold ist.

liche und Wunderbare den Leser ergreift; während man doch auch das Gegentheil erzählen und Beispiele dafür anführen sollte". Er werde nun von Stämmen sprechen, welche die schlichtesten und besten Sitten hätten; denn es gäbe unter den nomadischen Skythen einige, die sich von Pferdemilch nährten und sich durch ihre Redlichkeit vor allen Menschen auszeichneten; dieser Leute gedenke Homer in den bekannten Versen und Hesiod in seiner Erdbeschreibung. Darauf fügt er erklärend hinzu, diese Hirten hätten eine sehr einfache Lebensweise, gingen nicht auf Gewinn aus, lebten unter einander in Eintracht, hätten Alles gemeinsam, Weiber, Kinder und die ganze Verwandtschaft, liessen sich mit den Nachbarn nicht in Kriege ein, und wären selbst nie unterjocht, da sie Nichts besässen, wofür sie die Knechtschaft erdulden sollten. Er erinnert ferner an einige Verse des Choirilos, in welchen die Saken als Abkömmlinge der Skythen, als eine Colonie „der Nomaden, gerechter Männer" bezeichnet werden [1]); an Anacharsis, der aus demselben Volk herstamme und zu den sieben Weisen gezählt werde u. s. f. „Ich führe dieses nur an", setzt Strabon hinzu, „um zu zeigen, wie es durch das übereinstimmende Zeugniss alter und jüngerer Schriftsteller beglaubigt ist, dass die von allen andern Menschen am weitesten entfernt lebenden Nomaden wirklich ein von Milch sich nährendes, durch seine schlichte Rechtlichkeit sich auszeichnendes Wandervolk bilden, und dass dieses nicht von Homer ersonnen ist" [2]).

Ephoros' Zeugniss ist für uns überaus wichtig. Er kannte die Völkerverhältnisse im Norden des Pontos, wie sie vor dem sarmatischen Sturm bestanden und wie Herodot sie dargestellt hatte. Seine Angaben über die einzelnen Stämme, die der Chier Skymnos uns gerettet hat [3]), dienen wesentlich zur Bestätigung der herodoteischen, und seine Schilderung skythischer Sitten in dem von Strabon mitgetheilten Excerpt giebt dem Bilde, welches wir aus Herodot gewinnen, festere, klarere und neue mit dem Ganzen harmonirende Züge. Die von der herodoteischen zuweilen stark abweichende und meistens richtigere Schreibart der Eigennamen, wie die Mittheilung mancher Einzelnheiten, die von Herodot nicht berührt werden, lehren uns zu gleicher Zeit, dass wir Ephoros auch in Bezug auf das Skythenland als einen unabhängigen

1) Skymnos schloss sich so genau an Ephoros an, dass er durch die Verse des Choirilos ebenfalls zur Erwähnung der Saken an der betreffenden Stelle seines Gedichtes bewogen wurde. Fragm. v. 121 (bei Gail II, 323).

2) Strab. VII, c. 3 (ed. Tauchn. II, p. 83. 84.).

3) Vgl. o. S. 179 Anm. 1 und S. 218.

Arbeiter betrachten müssen und dass seine Angaben für die Befestigung des herodoteischen Berichts unendlich werthvoller sind, als die mit dem letztern vollkommen übereinstimmenden Excerpte späterer Schriftsteller, die sich ohne eigne und neue Kenntniss und ohne Kritik mit Abschreiben ihrer Vorgänger begnügten. Und was das specielle uns vorliegende Zeugniss angeht, so erhält es dadurch noch mehr Gewicht, dass auch Ephoros den Namen der Skythen als geographische Benennung auf alle nordische Völker ausdehnt; ihm zufolge wird der Osten der Erde von Indern, der Süden von Aethiopen, der Westen von Kelten, der Norden von Skythen bewohnt [1]); wenn er nun ungeachtet dieser irreführenden Benennung sich veranlasst fühlt, die falschen Ansichten über die Wildheit aller im Norden des Pontos nomadisirenden Völker zu berichtigen, einige seiner Skythen ihrem Charakter und ihren Sitten nach als ein von den Nachbarstämmen, insonderheit von den Sarmaten sehr verschiedenes und zwar als ein friedliches und schlichtes Hirtenvolk zu schildern, so besitzt dieses Zeugniss einen vorzüglichen Grad von Zuverlässigkeit, da nur starke positive Gründe den Schriftsteller bestimmen konnten, den naheliegenden Folgerungen aus der vulgären, auch von ihm adoptirten Nomenclatur zu widersprechen. Bezeichnend ist auch seine Sorge, zur Unterstützung seines Berichtes Zeugnisse anderer Autoritäten anzuführen, — Zeugnisse, die mir hauptsächlich aus dem Grunde beachtenswerth scheinen, weil sie zum Theil einer Zeit angehören, in welcher der Name der Sarmaten, des kriegslustigsten und gefährlichsten aller nordpontischen Völker, noch nicht bekannt und nur die leicht zu sondernde Kunde über räuberische Bergvölker und friedliche Hirten der Steppe vorhanden war. Deshalb ist es nicht zu übersehen, dass Ephoros' Angaben mit der ersten in den ältesten Dichterwerken aufbehaltenen Kunde über die nordpontischen Nomaden übereinstimmen. Sie stehen ferner im Einklang mit dem Bericht Herodots, der die Skythen durchaus nicht als ein kampflustiges, beutegieriges Volk darstellt; sie finden endlich ihre Bestätigung in der Erzählung der historischen Ereignisse, in welche das Volk verflochten war, — also in solchen Zeugnissen, bei denen die Wahrheit nicht, wie oft in künstlerisch geordneten Sittenschilderungen, gefärbt erscheint, sondern ungeschminkt und unwillkürlich hervorzutreten pflegt. Wir erinnern an Herodot's Darstellung des Perserkrieges, wo oft erwähnt wird, dass der Feldzug gegen ein armes, schlichtes, nicht durch Krieg und Beute bereichertes Volk gerichtet war; wir erinnern daran, dass die

1) Ephori Fragm. 38, bei Müller I, pag. 243.

skythischen Hirten zur Zeit Herodot's nicht im Entferntesten durch den Wohlstand der griechischen Colonien zu Feindseligkeiten gegen dieselben angereizt wurden, sondern in friedlichem Einvernehmen mit ihnen standen, dass skythische Fürsten Griechinnen heiratheten, dass Skyles, der Spross einer solchen Mischehe, in Olbia sogar ein prachtvolles Haus besass, in welchem er gern verweilte; wir erinnern endlich an den Krieg Philipps von Makedonien gegen die Skythen, bei dessen Erzählung der Geschichtschreiber ausdrücklich bemerkt, dass hier zwar 20,000 Weiber und Kinder gefangen und zahllose Viehheerden erbeutet, aber keine Schätze gefunden wurden. „Da erst lernte man", setzt Justin hinzu, „die skythische Armuth kennen [1])", — die durch Strabon's, vermuthlich auch aus Ephoros entlehnte Bemerkung erklärt wird, dass das Volk nicht auf Beute ausging, sondern von den unterjochten Stämmen nur einen mässigen, zur Erleichterung seines Unterhalts hinlänglichen, nicht zu seiner Bereicherung dienenden Tribut erhob [2]). So konnte Trogus Pompejus mit Recht von ihnen sagen: „Ihre Redlichkeit liegt in ihrem Charakter, nicht in ihren Gesetzen; kein Verbrechen wird bei ihnen für schändlicher, als der Diebstahl gehalten: denn was wäre bei ihnen, da sie ihr Vieh nicht durch Hürden und Gehöfte schirmen, wohl sicher, wenn Diebereien um sich griffen? Nach Gold und Silber streben sie nicht, wie andere Sterbliche. Sie nähren sich von Milch und Honig, . . . kleiden sich in Thierfelle. Diese Einfachheit der Lebensverhältnisse erzeugte die Rechtlichkeit ihres Charakters und machte sie nach fremdem Eigenthum nicht begierig: nur da stellt sich die Gier nach Schätzen ein, wo sie auch verwendet werden können [3])".

Halten wir dieses Resultat fest, so reiht sich zum Bilde des Volkscharakters leicht Zug an Zug. Alle Eigenschaften der Skythen wachsen aus einer und derselben Wurzel natürlich hervor: sie hielten, wie es Herodot versichert und durch Beispiele belegt, fest an den väterlichen Sitten, und bewahrten deshalb lange die ursprüngliche Einfachheit der alten Lebensweise. Genügsamkeit, Sorglosigkeit und geduldiges Ertragen von Entbehrungen sind Tugenden, die sich hieraus von selbst ergeben; auch die Rechtschaffenheit, die Homer, Aischylos und Ephoros an ihnen preisen, und die nichts weiter bedeutet, als

1) Justin IX, 2.

2) S. o. S. 222.

3) Justin II, 2. Wie unverhältnissmässig hart noch jetzt bei den nomadischen Kalmüken der Diebstahl bestraft wird, dafür habe ich oben (S. 299) ein Beispiel angeführt. Justin erklärt diese Strenge ganz richtig.

Ehrlichkeit und Freiheit von Lastern der Cultur, ist ebenfalls eine natürliche Consequenz einfachster Lebensverhältnisse und eine unentbehrliche Stütze des Nomadenthums, bei dem der Besitz nicht durch Schloss und Riegel verwahrt werden kann. Aus demselben Grunde waren die Skythen auch, wie Trogus Pompejus mit Recht bemerkt, nach fremdem Eigenthum nicht begierig, und suchten nicht Kampf und Beute zu ihrer Bereicherung. Doch hob das Leben im Freien den Muth; die Bändigung der wilden Rosse mit ihrer ungezügelten Weidelust, die Vertheidigung der Heerden gegen Wölfe und andere reissende Thiere bot einigen Ersatz für die fehlende Kriegsübung, — der Heerdengott war hier zugleich Kriegsgott — stählte die Kraft und machte das Volk in seinem Lande wehrhaft gegen jeden Angriff von aussen, bei welchem es nicht mit gleichen, mit seinen eignen Waffen bekämpft wurde: es widerstand den Myriaden des Perserkönigs, erlag aber — wie es scheint, dem ersten Ansturm, als die Sarmaten, eben so tüchtige Reiter und Schützen auf eben so dauerhaften Pferden, über das Land herstürzten. In der Musse des Hirtenlebens regte sich auch der Trieb zum Nachdenken: aber dem aus nördlichen Ländern herstammenden, in traurigen Steppen nomadisirenden Volke fehlte der heitere und feurige Schwung, der den Sohn der arabischen Wüste auszeichnet; und den Sinn für Form und Anmuth, der dem Hellenen angeboren ist, konnten die einförmigen Triften ebenfalls nicht geben. Die Skythen grübelten; Abstractionen sind auch ihre Götter; aber das war für Herodot genug, eine Art philosophischen Sinnes in ihnen anzuerkennen und sie als das gebildetste der am Pontos lebenden Völker zu bezeichnen [1]). Gleichwol bewegte sich ihr geistiges Leben innerhalb enger Grenzen: neben dem Cultus der grossen Naturkräfte, welche zu-

1) Phylarch, ein Zeitgenosse des Aratos, theilt eine sehr rührende Geschichte über die Skythen mit. Sie sollen jedesmal vor dem Schlafengehen, wenn sie den Tag glücklich verlebt hatten, einen weissen Stein in den Köcher gelegt haben, im entgegengesetzten Falle aber einen schwarzen. Starb Jemand, so holte man seinen Köcher hervor, zählte die Steinchen und pries den Verstorbenen glücklich, wenn die weissen zahlreicher waren. Dies Geschichtchen, welches eher für einen Landgeistlichen unserer Tage als für einen Skythen passt, soll zur Erklärung eines griechischen Sprichworts τῶν εἰς τὴν φαρέτραν oder ἡ ἐκ τῆς φαρέτρας dienen, und ist von Zenobius und Suidas aus Phylarch excerpirt. (Phylarchi fragm. 69 bei Müller I, p. 355). Die Skythen sind wol nur des Köchers wegen hineingerathen, der eben so gut ein altes griechisches Inventar sein kann; zum Aufbewahren von bunten Steinchen konnte derselbe aber schwerlich bei den Skythen, sondern nur bei einem Volke benutzt werden, welches ihn höchstens bei Kriegszeiten aus der Raritätenkammer hervorholte.

erst die Aufmerksamkeit eines Naturvolkes auf sich ziehen, stand ein dumpfer Aberglauben, der in der Verehrung der Hausgötzen, in dem Unwesen der Wahrsager und Zauberer seinen Ausdruck fand; auch die sklavische Unterwürfigkeit, die zur Selbstverstümmelung und zu Menschenschlächtereien bei dem Tode der Fürsten führte, weist auf denselben beschränkten Sinn zurück. Im Uebrigen scheinen die Skythen ein geselliges Volk gewesen zu sein, welches an Festlichkeiten und Schmausereien Freude fand, dabei geistigen Getränken übermässig ergeben war. Die Griechen sprechen auch von ihrem Jähzorn, — vielleicht mit Recht: diese Eigenschaft erscheint oft als Zwillingsbruder schwächlicher Gutmüthigkeit bei halbgebildeten, unfertigen Charakteren; aber die hierauf bezüglichen Behauptungen sind verdächtig, da sie aus einer unglücklichen Etymologie herzustammen scheinen [1]).

Neben diesen Eigenschaften wucherte viel ursprüngliche Rohheit, die bei den Kriegsgebräuchen, bei den Begräbnissen der Fürsten in einer das Gefühl empörenden Weise hervorbricht. Auch diese Wildheit, die den erschlagenen Feind scalpirt, seine Haut triumphirend mit sich führt, im rasenden Eifer am Grabe der Fürsten Weiber und Diener derselben schlachtet, ist mehr ein Zeichen schwächlicher als kräftiger Naturen. Sie wurzelte ebenfalls in dem Festhalten an alten Sitten und erhielt sich ungeschwächt, da das Leben des Volkes und die Natur des Landes die Entwickelung des ästhetischen Sinnes nicht begünstigten, der Gedankenkreis auch nicht weit genug war, um persönliche Tapferkeit von der Misshandlung feindlicher Leichname, ächte Unterthanentreue vom blutigen Fürstendienst durch das Hinschlachten Wehrloser zu trennen. Dass den Griechen das Volk im Allgemeinen als bäurisch erschien, ist nicht zu verwundern: skythische Ausdrucksweise war bei ihnen sprichwörtlich geworden zur Bezeichnung plumper Rede, die mit der Thür in's Haus fiel [2]).

---

1) *Καλεῖσθαι δὲ λέγονται Σκύθαι ἢ παρὰ τὰ σκύτη ἃ περιβέβληνται ἢ παρὰ τὸ σκύζεσθαι ἤτοι ὀργίζεσθαι· ὀργίλοι γάρ εἰσιν.* Eustath. zu Dionys. Perieg. 728 (ed. Bernhardy p. 238). Dieselbe Etymologie giebt Stephan v. Byzanz. Nach Aristoteles ist derjenige *ὀργίλος*, der schnell in Zorn geräth, über Dinge und unter Umständen wo es nicht nöthig ist, oder mehr als es nöthig ist; *σκύζομαι* wird aber, wenigstens in der alten Sprache, gerade vom verhaltenen Groll gebraucht, der nicht hervorzubrechen wagt (vgl. Hom. Ilias IV, 23. VIII, 460. IX, 198 u. a. O.); es setzt also Selbstbeherrschung voraus, — eine Eigenschaft, die zur Bildung eines Volksnamens keinen Anlass bietet.

2) Die deutlichste Erklärung der „skythischen Ausdrucksweise" giebt Demetrios Phalereus (de elocutione §. 222): *λεῖ δὲ τὰ γενόμενα οὐκ εὐθὺς λέγειν,*

Bei alle dem zeigten sich die Skythen als ein bildungsfähiges Volk, sobald sie dem Wanderleben entsagt und sich griechischer Sitte anbequemt hatten. Ich will nicht von den Erfindungen sprechen, welche die Alten vielleicht irrthümlich den Skythen zuschrieben, obgleich die eine Nachricht, nach welcher sie zuerst darauf gekommen sein sollen, Erz zu schmelzen[1]), wahrscheinlich den positiven Kern hat, dass diese Kunst bei ihnen sehr alt war, — wie sie auch in die Urgeschichte der Mongolen verwebt ist; aber an Anacharsis darf ich wol erinnern, der ungeachtet der spätern an seinen Namen geknüpften Erdichtungen doch eine historische Person bleibt; an Skyles, der von seiner Mutter die griechische Sprache gelernt und Liebe zu griechischem Wesen gewonnen hatte; und an die Skythen in Sparta, an deren Umgang König Kleomenes schwerlich bloss des Trinkens wegen Gefallen gefunden hatte. Das bedeutendste Zeugniss liegt aber in dem Umstande, dass seit der Zeit, wo das Volk von den Sarmaten zersprengt wurde und wo zahlreiche Skythen hinter den Mauern der griechischen Städte Schutz suchten und durch die Nothwendigkeit gezwungen in griechische Sitte sich fügten, auf den olbischen Inschriften eine erhebliche Anzahl von Skythen genannt wird, die in der griechischen Stadt zu Aemtern und Würden gelangt waren. Es erhellt daraus, dass sie sich unter günstigen Umständen, und namentlich unter der Einwirkung der Verschwägerung für die Civilisation sehr empfänglich zeigten.

Ich schliesse diese Parallele mit der Bemerkung, dass dieselben Eigenschaften auch die Grundzüge des mongolischen Volkscharakters bilden. Auch die Mongolen sind kein kriegerisches Volk, ja man muss sagen, dass es ihnen im Allgemeinen an wahrem persönlichen Muth gebricht. Jahrhunderte hindurch weideten sie ihre Heerden ohne die geringste kriegerische Regung, und nur, wenn es einem aussergewöhnlichen Manne gelang, die zahllosen Stämme der zersplitterten Nation in eine mächtige Gesammtheit zu vereinigen, liess sich das Volk vorübergehend und im Vertrauen auf seine Masse in eine kriegerische Laufbahn hineinreissen. Doch selbst dann verleugnete sich seine innerste Natur nicht; denn nicht in kühler, den Tod verachtender Tapferkeit, in der

---

ὅτι ἐγένετο, ἀλλὰ κατὰ μικρὸν, κρεμῶντα τὸν ἀκροατὴν καὶ ἀναγκάζοντα συναγωνιᾶν· τοῦτο ὁ Κτησίας ἐν τῇ ἀγγελίᾳ τῇ περὶ Κύρου τεθνεῶτος ποιεῖ. Ἕλθὼν γὰρ ὁ ἄγγελος οὐκ εὐθὺς λέγει ὅτι ἀπέθανε Κῦρος παρὰ τὴν Παρυσάτιν· τοῦτο γὰρ ἡ λεγομένη ἀπὸ Σκυθῶν ῥῆσίς ἐστιν. ἀλλὰ πρῶτον μὲν ἤγγειλεν ὅτι νικᾷ κ. τ. λ., bei Bähr, Ctesiae fragmenta p. 223.

1) Nach Aristoteles hat der Skythe Lydus die Kunst erfunden. Plin. VII, 57.

Zähigkeit auszuharren bis zum Siege lag seine Kraft, sondern im massenhaften ungestümen Ansturm, im unermüdlichen Plänkeln, in List und verstellter Flucht. Und wie sehr auch diese Art des Kämpfens dadurch bedingt war, dass seine Heere fast ausschliesslich aus leichter Reiterei bestanden, so kann man doch nicht verkennen, dass auch der Volkscharakter einen Antheil daran hatte. Jetzt, wo die mongolischen Stämme seit längerer Zeit in tiefem Frieden leben, sind ihre wahren Eigenschaften leichter zu erkennen. Pallas rühmt an den Kalmüken natürliche Fähigkeit, Geselligkeit, Gastfreiheit, Dienstfertigkeit, Treue gegen ihre Fürsten, Neugier und ein aufgewecktes Wesen; als ihre Hauptfehler bezeichnet er Sorglosigkeit, Leichtsinn, Mangel an wahrer Herzhaftigkeit, Leichtgläubigkeit, Argwohn, Trunksucht, Wollust, Verschlagenheit und Hang zum Müssiggange. Im Uebrigen haben sie „bei allem Mangel guter Erziehung und Aufklärung, einen guten natürlichen Verstand, viel Gedächtniss und eine grosse Fähigkeit, Alles zu erlernen. Russisch lernen sie leicht und sprechen es gut aus, worin sie vor den Chinesen einen grossen Vorzug haben. Sie würden leicht zu civilisiren sein, wenn nicht ihre Lebhaftigkeit und dann die Lebensart Hindernisse in den Weg legte [1])". Kalmükische Diener sind ihres natürlichen Verstandes und ihrer Treue wegen in ganz Russland geschätzt. Dass sich unter dem Volk auch künstlerische Talente finden, beweist der Kalmük Feodor Iwanowitsch, der in Rom durch seine Zeichnungen nach der Antike Erstaunen erregte, später für Graf Elgin die Abbildungen und den Stich der athenischen Sculpturen besorgte und seit 1806 in Karlsruhe als Hofmaler angestellt war [2]). Seit der Uebersetzung des Goh-Tschikitu durch Bergmann und der Herausgabe Ssanang Ssätsäns durch I. J. Schmidt, kann wol nicht mehr von der irrigen Vorstellung die Rede sein, dass die Mongolen des geistigen Aufschwungs unfähig wären; sie entwickeln vielmehr inmitten des wüsten Zeuges, das der Buddhismus in ihre Literatur hineingetragen hat, einige hervorstechende literarische Eigenschaften: Sinn für dramatische Lebendigkeit und eine nachdrückliche Redeweise.

Sarmaten und Bergvölker.

Es würde den Umfang dieses Werkes über alle Gebühr erweitern, wenn ich mit derselben Ausführlichkeit wie über die Skythen auch über die andern Völker handeln wollte, die als Nachbarn der griechischen

1) Pallas, Nachrichten über mongol. Völkerschaften, I, 102. 103.

2) Vgl. über ihn Clarke Travels I, p. 241 note, und Nagel im Künstler-Lexicon unter Feodor.

Colonien auf das Schicksal derselben Einfluss hatten. Hinsichtlich der Taurer verzichte ich leicht darauf, da das vorhandene Material meiner Ansicht nach zu dürftig und unergiebig ist, ich wenigstens nicht im Stande bin, positive Resultate daraus zu gewinnen. Viel reichhaltiger sind die Angaben über die kaukasischen Bergvölker und die Sarmaten; und es wird mir namentlich schwer, an den erstern flüchtigen Schrittes vorüber zu eilen. Aber der Kaukasus bildet eine eigene, überaus reichhaltige und für den Ethnographen unendlich wichtige Welt, welche in ihrer Gesammtheit überblickt werden will, wenn sie im Einzelnen verstanden werden soll, und die Lösung dieser Aufgabe würde ein eigenes Werk erfordern. Dasselbe gilt auch von den sarmatischen Völkerschaften, deren Gebiet sich schon zu Herodots Zeit nicht auf die Steppen zwischen Don und Wolga beschränkte, sondern sich ostwärts und jenseits des kaspischen Meeres in eine ungewisse Ferne ausdehnte. Schon die Durchwanderung dieses weiten Terrains und die Sammlung und Sichtung der Nachrichten über die verschiedenen sarmatischen Stämme würde ein weitschichtiges Unternehmen sein, ganz abgesehen von den sich daran knüpfenden Fragen über das verwandtschaftliche Verhältniss der Sarmaten zu den Slawen einerseits, und zu den kaukasischen Ossen und Alanen andererseits, und einen interessanten Vorwurf für eine eigne Arbeit bilden. Hier muss ich mich, da ich die Frage nicht erschöpfen kann, auf eine kurze Charakteristik beschränken und mir vorbehalten, aus dem Gewühl sarmatischer Stämme diejenigen, welche für die griechischen Colonien Bedeutung erlangten, im zweiten Theile und namentlich bei der Geschichte des bosporanischen Reiches hervorzuheben.

Die Taurer bewohnten das Gebirge der Krim und opferten die Schiffbrüchigen und alle Hellenen, deren sie habhaft werden konnten, „der Jungfrau", — eines gewissen Dämon's, wie Strabon unbestimmt sich ausdrückt. Das Heiligthum derselben stand auf einem Felsen und wird von Ovid, der es nie sah, ausführlich beschrieben: es ruhte auf gewaltigen Säulen; vierzig Stufen führten zu ihm hinauf; im Innern befand sich der Altar, aus weissem Stein gehauen, aber von dem vergossenen Menschenblut geröthet, ohne Götterbild; eine Jungfrau versah den blutigen Tempeldienst[1]). Nach den uralten im taurischen Gebirge zerstreuten Ueberresten kyklopischer Bauten und Befestigungen, deren Entstehung wir kaum in die Zeit nach Christi Geburt setzen können, dürfen wir dem liebenswürdigen Dichter leider nicht beipflichten, wenn

1) Ovid. epist. de Ponto III, 2.

er den alten Bergbewohnern die Kunst beilegt, mit Säulen zu bauen: vermuthlich hat er einzelne Nachrichten über den Artemis-Tempel der Cherronesiten zu seinem schauerlichen Gemälde verarbeitet. Die Gefangenen wurden, — wie Herodot berichtet — mit Keulen erschlagen oder nach Andern vom Felsen gestürzt, die Köpfe auf Pfählen befestigt. Dieser Dämon, dem sie die Menschen opfern, soll nun nach Versicherung der Taurer Iphigeneia, Agamemnons Tochter sein. Erschlagenen Feinden schnitten die Taurer den Kopf ab, spiessten ihn auf einer langen Stange auf und stellten ihn vor dem Hause auf, dass er weit über dem Rauchfang hervorragte; das sollten ihrem Glauben nach die Wächter des Hauses sein. Das Volk lebte übrigens von Krieg und Beute [1]).

Wenn wir zu dieser Erzählung Herodot's, mit der auch Ephoros übereinstimmt und die von den spätern Schriftstellern fleissig wiederholt wird, noch die unbestimmte Notiz eines Schiffstagebuchs, dass die Stadt Theudosia „in alanischer oder taurischer Sprache" *Ardauda, ἑπτάθεος*, heisse, ferner die nicht minder unzureichende Angabe Ammians, dass die taurische Jungfrau den Namen Oreiloche geführt habe [2]), und einige von Plinius und Ptolemaios erwähnte Namen von Ortschaften hinzufügen, die vielleicht taurisch, vielleicht auch erst in späterer Zeit entstanden waren: so haben wir so ziemlich das gesammte Material vor uns, welches der Ethnograph hinsichtlich dieses Volkes benutzen kann. Wir wissen nicht einmal, ob das Volk sich selbst Taurer und sein Gebirge Tauros nannte; und wenn wir es wüssten, würden wir auch nicht viel klarer sehen, da die Wurzel des Namens, mit der Bedeutung „Berg," den verschiedensten Sprachen eigen ist, im Semitischen z. B. eben so wie im Galischen vorkommt. Es ist möglich, dass die Taurer ein Ueberrest der alten kimmerischen Bevölkerung waren; aber es ist bei der Abgelegenheit des Gebirgs am äussersten Saume eines fast inselförmigen Landes nicht einmal sehr wahrscheinlich. Aus dem Umstande aber, dass sich im taurischen Gebirge zahlreiche künstliche Grotten finden, die auf ein troglodytisches Leben seiner alten Bewohner zurückweisen, und dass nach Ephoros auch die Kimmerier bei Neapel in Grotten gelebt haben sollen, auf die Abstammung der Taurer einen Schluss zu ziehen [3]), scheint mir höchst voreilig: der Tertiärkalk der krim'schen Vorgebirge ist überaus weich und leicht zu bearbeiten, und jedes Volk würde durch den unzuverlässigen und räuberischen

1) Herod. IV, 103.
2) Ammian. Marc. XXII, 8, 33. 34.
3) Demidoff, voyage II, p. 676—678.

Sinn der Bergbewohner auf den Ausweg geführt sein, in schwer ersteigbaren Felsenwänden sich Wohnungen zu graben. Im Kaukasus giebt es ganze Felsenstädte, zu welchen die Krypten von Inkerman nur ein schwaches Seitenstück bilden, und es wird Niemand einfallen, die Entstehung derselben den Kimmeriern beizumessen. Ich kann aus den dürftigen Angaben über die Taurer nur so viel entnehmen, dass sie wirklich ein von den Skythen völlig verschiedenes Volk waren: das Wohnen in Häusern, die Verehrung einer weiblichen Gottheit durch Menschenopfer, die unbezähmbare Feindseligkeit gegen die Fremden, das Räuberleben, — das sind Züge, die mit skythischem Wesen durchaus unvereinbar sind und uns einen Blick in die Schwierigkeiten eröffnen, mit denen griechische Colonisten an der taurischen Küste zu kämpfen hatten.

Nicht so roh und wild, aber nicht minder berüchtigt waren die Bewohner der kaukasischen Bergküste. Sie bearbeiteten ein wenig ergiebiges Ackerland und nährten sich hauptsächlich vom Seeraube. Hiebei bedienten sie sich dünner, schmaler und leichter Nachen, die ungefähr fünfundzwanzig, höchstens dreissig Mann fassten und den Hellenen unter dem Namen Kamarai bekannt waren. Diese vereinigten sie zu kleinen Flottillen, griffen Kauffahrteischiffe oder einen Küstenstrich oder auch eine Stadt an, und machten das Meer höchst unsicher. Mit allen Schlupfwinkeln der Küste bekannt, verbargen sie auch oft ihre Nachen und durchstreiften bei Tage und bei Nacht zu Fuss das Land, um Menschen aufzufangen und später von den Angehörigen ein Lösegeld zu erpressen [1]). Nach Beendigung solcher Expeditionen schleppten sie die Nachen auf ihren Schultern in die finstern Wälder, in denen sie wohnten. Sie standen unter Edeln und diese wieder unter Fürsten; die Heniochen hatten zu Mithradat's Zeit vier Fürsten [2]).

Dieser treffenden Schilderung Strabon's, die für Jahrtausende gültig ist, fügen wir noch Plinius' Bemerkung hinzu, dass die Bergvölker

---

1) So berichtet der verständige Strabon. Appian, der die kaukasischen Achaier von Hellenen abstammen lässt, welche bei der Rückkehr von Troja hieher verschlagen worden, fabelt, dass diese, nachdem sie mehrmals ihre Landsleute in der Heimath vergebens um Schiffe ersucht hätten, aus Rache zuerst jeden von ihnen aufgefangenen Hellenen, später nur die schönsten geopfert hätten; endlich hätten sie das Loos entscheiden lassen. Diese vereinzelte Angabe bringt sich durch ihre augenscheinlich erdichtete Umhüllung um alle Glaubwürdigkeit. (Appian. Mithridat. c. 102.)

2) Strab. XI, c. 2 (ed. Tauchn. II, p. 405. 406.)

stark zersplittert waren, und dass die einzelnen Stämme, z. B. die der Heniochen, besondere Namen führten [1]).

Wir müssen leider darauf verzichten, hier den Nachweis zu führen, dass die meisten Stämme, welche die alten Griechen in den kaukasischen Küstenländern kannten, noch heute in denselben Thälern und fast ganz unter denselben Verhältnissen leben. Sie sind zu allen Zeiten als Seeräuber berüchtigt gewesen und besassen noch in diesem Jahrhundert besondere für das Piratenhandwerk eingerichtete Galeeren, welche den von Strabon beschriebenen sehr ähnlich und nur etwas grösser waren. Diese Barken, die in tscherkessischer Sprache *kaf* oder *kuafa* genannt werden, waren ungefähr 50 Fuss lang, schmal, und hatten einen Kiel; sie fassten 40 bis 60 Mann, von denen zwei Drittheile ruderten, hatten keine Masten und waren so niedrig, dass sie kaum bemerklich über die Wogen hinglitten und hinter jedem Vorsprung des Landes dem Blick entschwanden, konnten überdies ihrer grossen Leichtigkeit wegen bequem auf die Küste gezogen und in den Gehölzen versteckt werden. Bei den Tscherkessenstämmen der Ubych, Schapsuch und Ssascha sollen derartige Galeeren am häufigsten gewesen sein [2]).

Wie verdriesslich den griechischen Kaufleuten auch das Treiben der Seeräuber gewesen sein mag: es war ein Uebel, dem durch kräftiges Zusammenwirken gesteuert werden konnte und zur Zeit der Blüthe der griechischen Colonien auch wirklich gesteuert wurde. Strabon bemerkt an der oben angeführten Stelle, wie es scheint im speciellen Hinblick auf das bosporanische Reich, dass diejenigen, welche durch die Piraterie litten, in den Staaten, in welchen die Regierungsgewalt in einer kräftigen Hand lag, bei den Herrschern Hilfe fanden; es wurden Expeditionen gegen die Seeräuber veranstaltet und oftmals die Schiffe derselben sammt der Mannschaft erobert [3]); zur Zeit der Römer sah man sich freilich vergebens nach Hilfe um. Die Piraten legten also dem Handel keine unübersteiglichen Hindernisse in den Weg; sie waren vielmehr sowol durch dieses Handwerk, dessen Ertrag sie verwerthen mussten, wie durch die Armuth ihres Bodens genöthigt, auch friedliche Verkehrsbeziehungen zu unterhalten. Es ist interessant, dass, wie Strabon berichtet, vornehmlich die bosporanischen Griechen ihre Häfen

1) Plin. VI, 4.

2) Dubois de Montpéreux voyage autour du Caucase, I, p. 191. 192.

3) Einen solchen Seeräuberkrieg des bosporanischen Fürsten Eumelos erwähnt Diod. XX, 25.

den Seeräubern öffneten und ihnen einen raschen Verkauf der Beute erleichterten: die schlauen Kaufleute mussten aus einem solchen Verkehr nicht unbeträchtlichen Gewinn ziehen. Aber wir wissen auch, dass die Bergbewohner, mit den Erzeugnissen ihrer Thäler beladen, schaarenweise zu den an ihrer Küste gegründeten griechischen Pflanzstädten herabstiegen, Leute aus den verschiedensten Stämmen, mit den verschiedensten Dialekten, so dass man in Dioskurias nicht weniger als siebenzig verschiedene Sprachen gehört haben soll, — eine Angabe, die übertrieben ist, aber das wunderbare Völker-Conglomerat, welches sich in die kaukasischen Thäler zusammengedrängt und dort ein linguistisches Babel erhalten hat, recht gut veranschaulicht. Bei der geringen Ausdehnung des für den Anbau geeigneten Landes fanden die Bergbewohner im Ackerbau nicht die für ihre Subsistenz hinreichenden Mittel; aber herrliche Alpentriften begünstigten die Viehzucht und die schönen Linden- und Buchenwaldungen des Gebirgs waren im Alterthum wie heute von Bienenschwärmen umsummt. Bauholz, Häute, Wachs und Honig bildeten wichtige Handelsartikel, für welche die Kaukasier in den griechischen Seestädten eintauschen konnten, was ihnen fehlte, vornehmlich Getreide und Salz [1]).

Viel gefährlichere Nachbarn für die hellenischen Ansiedler waren die Sarmaten, ein Volk von durchaus kriegerischem Charakter, das von dem Zeitpunkte, in welchem es den Kreis der europäischen Geschichtschreibung betrat, mehrere Jahrhunderte hindurch stets in neue Kämpfe sich stürzte, bis es kämpfend unterging. „Es sind ganz unzugängliche Barbaren," sagt Strabon von den Bewohnern der Don- und Wolgasteppen, „die selbst die Wasserstrasse des Don ziemlich unbrauchbar machen" [2]); — und nach Pausanias' Ansicht zeigten sie sich noch in spätern Zeiten für den Verkehr so ungeschickt, dass sie sich nicht einmal das für ihre Waffen erforderliche Eisen durch den Handel zu verschaffen wussten, sondern Pfeile und Lanzen mit knöchernen Spitzen versahen [3]).

---

1) Strabon's Bemerkung (XI, 5. ed. Tauchn. II, p. 421) *συνέρχονται δὲ (εἰς τὴν Διοσκουριάδα) τὸ πλεῖστον ἁλῶν χάριν* bezeichnet auch noch für den heutigen Tag den Hauptgrund, weshalb der Handelsverkehr an der Küste den Tscherkessen unentbehrlich ist.

2) Strab. XI, c. 2. (ed. Tauchn. II, p. 400).

3) *Σαυρομάταις γὰρ οὔτε αὐτοῖς σίδηρός ἐστιν ὀρυσσόμενος οὔτε σφίσιν ἐξάγουσιν· ἄμικτοι γὰρ μάλιστα τῶν ταύτῃ βαρβάρων εἰσί.* Pausan. I, c. 21. ed. Dindorf.)

Sie wohnten zu Herodot's Zeit jenseits des Don, von der Mündung des Flusses fünfzehn Tagereisen stromaufwärts, also ungefähr bis zur grossen Donbiegung, waren damals aber den Griechen noch ziemlich unbekannt, da die alte Handelsstrasse zum Issedonen-Lande ihr Gebiet nicht berührte. Deshalb sind Herodot's Nachrichten über sie auch äusserst dürftig und beschränken sich fast einzig und allein auf die Notiz, dass die Weiber eine ganz andere Lebensweise als die skythischen führten, und auf eine dunkle Andeutung, dass bei ihnen Monogamie herrschte[1]). Aber die Thatsache, dass jenseits des Don ein Volk lebte, bei welchem die Weiber zu Pferde an Jagd und Krieg Theil nähmen und im Schiessen und Schleudern des Speeres nicht minder geübt als die Männer wären, war für die Griechen genug, dort das Land der vielbesungenen Amazonen zu suchen, das sie am Thermodon nicht gefunden hatten, und schnell ersannen sie ein Geschichtchen, nach welchem die kleinasiatischen Amazonen, an die skythische Küste verschlagen, mit skythischen Jünglingen Gemeinschaft gemacht und dem Volke der Sauromaten den Ursprung gegeben haben sollten. Statt die positiven Nachrichten, die er über das Volk etwa einziehen konnte, in praktischer Weise zusammenzufassen, erzählt uns Herodot mit unerquicklicher Breite diese unwichtige Fabel, und knüpft die Bemerkung daran, dass die Amazonen die skythische Sprache nicht ordentlich gelernt hätten und nun einen verderbten Dialekt derselben sprächen, — eine Bemerkung, auf welche diejenigen bauen mögen, welche in das philologische Talent Herodot's, der wol nie einen Sarmaten sprechen hörte, oder der Skythen, von denen er jene Nachricht erhielt, ein besonderes Vertrauen setzen und in der durchgreifenden Divergenz skythischer und sarmatischer Eigennamen die erforderliche Uebereinstimmung herauszufühlen fähig sind. Als Herodot das Amazonen-Mährchen gläubig niederschrieb, übersah er völlig, dass er früher einer Tradition den Vorzug eingeräumt hatte, nach welcher die Skythen erst kurz vor ihrem Einfall in Medien und Vorderasien, also kurz vor dem J. 633 in die pontischen Steppen eingewandert sein sollen: jetzt lässt er die Amazonen schon im mythischen Zeitalter Skythen an der Maitis vorfinden.

Dass die Sarmaten zum arischen Stamme gehörten, wird jetzt ziemlich allgemein anerkannt: die in den Eigennamen erhaltenen

---

1) Die skythischen Jünglinge scheinen den Amazonen mit besonderm Nachdruck zu versichern: *γυναῖκας δὲ ἕξομεν ὑμέας καὶ οὐδαμὰς ἄλλας.* (Herod. IV, 114). Vorher war erzählt, dass jeder das Weib gefreit hatte, mit dem er zuerst zusammengetroffen war.

sprachlichen Ueberreste und die Sitten des Volkes beweisen es mit hinlänglicher Sicherheit. Schon im Alterthum waren einzelne Schriftsteller derselben Ansicht: Plinius beruft sich auf solche Zeugnisse [1]), und Diodor will sogar die Veranlassung wissen, durch welche das Volk in die kaspischen Steppen geführt wurde. Ihm zufolge gingen von den Fürsten der Skythen, welche Vorderasien unterworfen hatten, zwei grosse Colonisationen aus: sie verpflanzten Assyrer nach Kappadokien und Meder an den Don; von den letztern stammten die Sarmaten ab [2]). Buchstäblich zu nehmen ist dieses Zeugniss eben so wenig in Beziehung auf die Sarmaten wie auf die Syrer am Thermodon; beide Völker sind älter in ihren Sitzen und nichts weniger als vom Hauptstamme losgerissene Glieder; auch lässt sich eine Nation wie die sarmatische nicht so leicht gewaltsam verpflanzen, und eine Colonie von Kriegsgefangenen wächst in sechs Jahrhunderten nicht zu Volksmassen heran, welche dem römischen Reiche gefährlich werden konnten. Viel wahrscheinlicher ist es, dass die arischen Stämme, welche das heutige Turan bevölkerten, schon frühzeitig dem Nordufer des kaspischen Meeres folgend die Wolga-Steppen erreicht haben, dass die Sarmaten den am weitesten vorgeschobenen Posten bildeten und dass ihnen später, als sie westwärts vordrangen, andere verwandte Stämme, insonderheit Alanen, auf demselben Wege folgten. Ich fasse daher Diodor's Nachricht so auf, dass sie Kenntniss der innigen Verwandtschaft zwischen Medern und Sarmaten voraussetzt und ohne diese Kenntniss nicht hätte entstehen können; bin aber doch nicht abgeneigt zu glauben, dass die sarmatischen Stämme in der kaspischen Steppe durch eine Colonisation von Süden her, wie die assyrischen Herrscher sie im grossen Massstabe auszuführen liebten, verstärkt wurden. Denn es ist mir merkwürdig, dass die georgische Tradition eine ganz ähnliche Nachricht giebt. Ich habe oben (S. 112) bereits erwähnt, dass die georgischen Quellen dem nordischen Volke, welches durch die Pässe von Derbend drang, Vorderasien überschwemmte und von den Griechen Skythen genannt wird, den Namen Chazaren beilegen; sie erzählen nun, dass der Chazarenfürst nach dieser Expedition Uobos mit sich nahm, ihm die Kriegsgefangenen aus Somchethi und Karthli, dem Iberien der alten Schriftsteller, übergab und den Nordabhang des Kaukasus westlich vom Lomek (Terek) als Wohnsitz anwies: von dieser Colonie sollen die

1) Dein Tanain amnem, gemino ore influentem, colunt Sarmatae, Medorum ut ferunt soboles. Plin. VI, c. 7.

2) Diodor. II, c. 43.

Ossen stammen [1]). Es scheint also, dass bei jenem sogenannten Skytheneinfall wirklich beträchtliche Schaaren von Kriegsgefangenen nach Norden geschleppt wurden; und wenn Diodor's Bericht die Verpflanzung der Ossen im Auge hat, so verdient er in zwei Punkten den Vorzug vor der georgischen Tradition. Erstens hinsichtlich der Angabe über das Land, aus welchem die Colonisten stammten; denn die Sprache der Ossen steht dem Georgischen (Karthli und Somchethi sind georgische Provinzen) viel ferner als den arischen Dialekten; auch nennt das Volk sich selbst Iron, sein Land Ironistan; Arier war aber nach Herodot der alte Name der Meder [2]); Aran hiess bei den orientalischen Schriftstellern der östlichste Theil Armeniens, im engern Sinne die Landschaften zwischen Kur und Araxes, im weitern alles Land südlich bis Aderbeidjan hinein; und das Aëriano der Zendschriften soll denselben Landstrich bezeichnen [3]). Zweitens ist Diodor's Angabe hinsichtlich des Punktes, an dem das Volk angesiedelt wurde, wol richtiger, als die der georgischen Quellen: denn auch die nationale Tradition der Ossen berichtet, dass sie einst am Don lebten und erst später aus den Steppen in ihre Berge gewandert wären. Die griechische Nachricht kannte das Volk also noch in seinen ursprünglichen Sitzen; die georgische Tradition, die, wie die Erwähnung der Chazaren beweist, viel später verzeichnet ist, erst in den jetzt von ihm bewohnten Thälern.

Als die Römer mit den sarmatischen Stämmen genauer bekannt wurden, entging ihnen nicht, dass die letztern den arischen Völkern in vielen Punkten sehr ähnlich waren. Pomponius Mela fand, dass sie in der äussern Erscheinung wie in der Bewaffnung den Parthern sehr nahe traten; sie schienen ihm aber noch wilder [4]). Dass er von den arischen Völkern gerade die Parther zur Vergleichung herbeizieht, mag ebenfalls in dem Umstande tiefer begründet sein, dass die Hauptmasse der Sarmaten nicht, wie Diodor meint, aus Medien, sondern aus den Ländern östlich vom kaspischen Meere stammt. Damit stimmt überein, dass Tacitus sarmatische und parthische Tracht zusammen nennt; sie fiel den Abendländern besonders der weiten Beinkleider wegen auf [5]), die indess auch von andern arischen Stämmen

1) Wakhtang, histoire de la Géorgie I, p. 25.

2) Herod. VII, 62.

3) St. Martin, mémoires sur l'Arménie I, 270—272.

4) Gens habitu armisque Parthicae proxima, verum ut coeli asperioris, ita ingenii. Pomp. Mel. III, 4.

5) Locupletissimi (Germanorum) veste distinguuntur, non fluitante sicut Sarmatae et Parthi, sed stricta et singulos artus exprimente. Tacit. German. XVII.

und selbst von Armeniern getragen wurden. Wie die Perser, waren auch die Sarmaten Feueranbeter [1]).

Da sie keine festen Wohnsitze hatten, sondern als Pferde-Nomaden von Trift zu Trift wanderten, das Hausgeräth auf knarrenden Wagen, die von Rindern gezogen wurden, mit sich führten [2]), glich ihre Lebensweise im Allgemeinen der skythischen. Doch zeigen sich auch einige charakteristische Verschiedenheiten. Der Stellung der Frauen haben wir bereits gedacht; und dass sie nicht bloss bei den Stämmen, welche den Skythen benachbart waren, einen durchgreifenden Contrast zur skythischen Sitte bildete, erkennen wir daraus, dass den Römern auch während ihres Feldzugs in Albanien, als sie hier Nachrichten über die am Nordabhange des östlichen Kaukasus und am kaspischen Meere wohnenden Völker einzogen, die Amazonensage aufgetischt wurde: Amazonen sollten in der Nachbarschaft der Gargareer leben [3]), ächter Kaukasier, die in armenischen Quellen als Karkarier erwähnt werden [4]). Im Kriege erscheinen die Sarmaten ebenfalls als furchtbare Reiter, doch waren sie besser und mannigfaltiger als die Skythen bewaffnet. Der Bogen war das verbreitetste Geschoss; die Pfeile hatten knöcherne Spitzen [5]), waren mit Widerhaken versehen und vergiftet [6]). Aber bei vielen Stämmen scheint eine lange Lanze die wichtigste Angriffswaffe gebildet zu haben [7]), während bei den Skythen Lanzen nur ganz beiläufig erwähnt werden; einige Sarmaten gingen auch, wie die persischen Sagartier [8]), mit Schlingen in den Kampf: sie warfen sie dem Feinde um — eine Kunst, worin es Pferde-Nomaden zu grosser Geschicklichkeit bringen, — zogen sie fest, sprengten zurück und brachten den Gegner

1) Nymphiodori fragm. 11 bei Müller II, p. 379.

2) Stridula Sauromates plaustra bubulcus agit. Ovid. Trist. III, 12.
Ipse vides, onerata ferox ut ducat lazyx
Per medias Istri plaustra bubulcus aquas. Epist. de Ponto IV, 7.

3) Strab. XI, 5 (ed. Tauchn. II, p. 418).

4) St. Martin, mémoires sur l'Arménie I, 216. 236.

5) Pausan. I, 21.

6) Aspicis et mitti sub adunco toxica ferro
Et telum causas mortis habere duas. Ovid. epist. de Ponto IV, 7.

7) Sarmatis ad latrocinia magis quam aperto habilibus Marti hastae sunt longiores. Ammian. Marcell. XVII, 12. 2. — *Λοριατοφόροι μὲν οἱ πελάζοντες ταῖς τάξεσι τῶν πολεμίων καὶ δόρασιν ἀπομαχόμενοι ἢ κοντοῖς ἐν τῇ ἐπελάσει ἐξωθοῦντες ὡς Ἀλανοὶ καὶ Σαυρομάται.* Arrh. Tact. IV, 3 (ed. Dübner). — *Ῥωμαίοις δὲ οἱ ἱππεῖς οἱ μὲν κοντοὺς φέρουσιν καὶ ἐπελαύνουσιν εἰς τὸν τρόπον τὸν Ἀλανικὸν καὶ Σαυροματικόν.* Id. IV, 7.

8) Herod. VII, 85.

zu Fall [1]). Auch Wurfspeere und kurze Schwerter werden bei ihnen erwähnt [2]). Ihre Vertheidigungswaffen bestanden in Helmen von Rindsleder, kleinen geflochtenen, mit einem Fell überzogenen Schilden [3]) und überaus mühsam gefertigten Panzern. Die Sarmaten zerschnitten Pferdehufe in kleine Hornplättchen, durchbohrten diese und hefteten sie mit Pferde- oder Rindersehnen an- und aufeinander, so dass die Panzer, wie Pausanias sagt, einem Drachenfell, — oder, wenn vielleicht Jemand einen Drachen noch nicht gesehen haben sollte, einem Fichtenzapfen glichen und weder an Schönheit noch an Festigkeit einem hellenischen Panzer nachstanden [4]). Nach Ammian waren die Hornplättchen auf Leinwand aufgenäht [5]). Wenn wir einen solchen Panzer, bei dessen Anblick sich Pausanias eines Zweifels nicht erwehren konnte, ob die Hellenen wirklich den Barbaren in den Künsten überlegen wären, mit dem aus Elennshaut zusammengenähten skythischen Panzerhemd vergleichen, werden wir voraussetzen müssen, dass die Sarmaten ungeachtet ihres kriegerischen Sinnes durch grössere geistige Regsamkeit wie hier so auch in andern Beziehungen des Lebens den Skythen einen bedeutenden Vorsprung abgewonnen hatten; denn die physischen Verhältnisse, in welche beide Völker gestellt waren, sind dieselben, und gleiche Rohheit, gleiche geistige Eigenthümlichkeit würde auch zu grösserer Uebereinstimmung der äussern Erscheinung geführt haben.

Rückblick.

Die Natur des Landes und der Charakter der Bewohner bildeten die beiden Hauptelemente, welche auf die griechische Colonisation einen bestimmenden Einfluss ausübten.

---

1) *Καὶ σειρὰς περιβαλόντες τῶν πολεμίων ὁπόσοις καὶ τύχοιεν, τοὺς ἵππους ἀποστρέψαντες ἀνατρέπουσι τοὺς ἐνσχεθέντας ταῖς σειραῖς.* Pausanias I, 21.

2) *δόρατα* bei Arrhian und Pausanias a. a. O. — Auch Ovid singt:

Altera Bistonias pars est sensura sagittas,
Altera Sarmatica spicula missa manu. Epist. de Ponto I, 4.

Schwerter werden erwähnt von Strab. VII, c. 3. (ed. Tauchn. II, p. 90) und Ovid. Trist. V, 8:

Dextera non segnis stricto dare vulnera cultro,
Quem vinctum lateri barbarus omnis habet.

3) *Χρῶνται δὲ ὠμοβοΐνοις κράνεσι καὶ θώραξι, γεῤῥοφόροι.* Strab. VIII, 3. (ed. Tauchn. II, 90).

4) Pausan. I, 22.

5) Loricae ex cornibus rasis et laevigatis, plumarum specie linteis indumentis intexae. Ammian. Marc. XVII, 12, 2.

Die geringsten Schwierigkeiten hatten hellenische Ansiedler von den Skythen zu besorgen, — ruhigen Nomaden, welche fest an den väterlichen Sitten hangend, mit Bescheidenem sich begnügend, in stillem Frieden ihren Heerden nachwanderten und den Landmann unbehelligt liessen, der durch einen mässigen Tribut die Sicherheit seiner Aecker erkaufen wollte. Skythen wohnten von der Donaumündung ostwärts bis zur taurischen Halbinsel, dann an der Westküste des asowschen Meeres bis zum Don: diese Küstenstriche mussten vornehmlich die Aufmerksamkeit der Griechen auf sich ziehen.

Doch zeigte sich auch hier, selbst hinsichtlich der Bewohner, ein merklicher Unterschied: am untern Bug sassen, unter skythischer Oberhoheit, ackerbautreibende Stämme, höchst wahrscheinlich slawischen Ursprungs, auf allen Seiten vom eindringenden Nomadenthum umgeben. Verträge mit sesshaften Leuten besitzen immer eine grössere Verlässlichkeit, als ein Abkommen mit umherschweifenden Hirten, die, selbst wenn sie schwächer sind, der Strafe des Vertragsbruchs leichter entschlüpfen können; im vorliegenden Falle kam noch hinzu, dass den ackerbauenden Karpiden und Alizonen die griechischen Colonien als eine wichtige und natürliche Stütze erscheinen mussten, politisch, weil die Hellenen an der Beschützung der Ackerbauer gegen die nomadischen Herrn ein Interesse hatten, und materiell, weil die nun mögliche Verwerthung der Feldproducte in den Handelsstädten der Küste dem eignen Wohlstand grossen Aufschwung verhiess. So waren die von Nomaden beherrschten, von Nomaden umdrängten Ackerbaustämme am untern Bug natürliche Verbündete der hellenischen Ankömmlinge, und dieser Umstand verlieh der genannten Gegend einen erheblichen Vorzug vor dem übrigen Theile der skythischen Küste, insonderheit vor der asowschen, wo der kraftvollste und stolzeste Skythenstamm nomadisirte.

Es war ein Glück, dass die physischen Verhältnisse dieselben Punkte als die zur Ansiedelung geeignetsten empfahlen. Die Waldarmuth des Landes war für die Seestädte immer ein verdriessliches Hinderniss; der einzige bewaldete Strich der skythischen Küste, die Hylaia, zeigte aber keine guten Häfen: so mussten die Hellenen ihre Wohnsitze vorzugsweise an den Mündungen solcher Flüsse aufschlagen, in deren breiten Niederungen sich noch erhebliche Ueberreste der Baumvegetation vorfanden; und derartige breite Stromsenkungen voll Waldungen, Buschwerk und Rohrfeldern waren in dem zum schwarzen Meere abfallenden Theile des Skythenlandes ungleich häufiger, als in den Steppen der „königlichen Skythen“ am asowschen Meere.

Das taurische Gebirgsland war wegen der Raubsucht und unbezähmbaren Wildheit seiner Bewohner der für griechische Ansiedler gefährlichste Küstenstrich. Der Waldreichthum lockte freilich an; und die Gefahren der Küstenfahrt an einem steilen, oft mit fürchterlichen Vorgebirgen in die See hinaustretenden Gestade zwang zu wiederholten Versuchen, einige sichere Ankerplätze für die mit Seegefahr kämpfenden Fahrzeuge zu gewinnen. Aber wie nur das dringende Bedürfniss zu Ansiedelungen an dieser ungastlichen Küste ermuthigen konnte, war die Hauptrücksicht bei ihrer Begründung auch nicht der Reichthum natürlicher Hülfsquellen, der den Ansiedlern eine blühende Zukunft in Aussicht stellte, sondern die Leichtigkeit der Vertheidigung; und in dieser Beziehung gewährte nur ein eng umgrenzter Bezirk, dessen topographische Verhältnisse wir im dritten Buche darstellen werden, — die kleine Halbinsel, auf welcher heute Sebastopol liegt — so überwiegende Vortheile, dass sich hier eine Colonie von selbstständiger Bedeutung dauernd behaupten konnte.

Viel günstiger waren die Umstände auf der östlichen Halbinsel der Krim den griechischen Ansiedelungen. Hier lebten vermuthlich unter skythischer Oberhoheit die Ueberreste der alten Kimmerier, eines einst kriegerischen, jetzt gebrochenen und — was das Wichtigste war — sesshaften Volkes. Auch die Vertheidigung der Halbinsel gegen die Taurer war nicht schwer, und das Land selbst einladend: ein überaus fruchtbarer schwarzer Ackerboden, von Eichen- und Buchenwäldchen gekrönte Hügel, ergiebige Salzseen, gute Häfen und die Herrschaft über eine wichtige Meeresstrasse waren Vorzüge, welche auf die Hellenen grosse Anziehungskraft ausüben mussten.

Am asowschen Meere hatte nur die Donmündung überwiegende Bedeutung; im Uebrigen hatte die Westküste etwas mehr Anziehungskraft als die Ostküste, wo sich sarmatische Reitervölker umhertummelten, die mächtigsten und kriegslustigsten aller hier hausenden Barbaren, mit denen nach dem Zeugniss der alten Schriftsteller wie nach dem noch einleuchtenderen ihrer Geschichte friedliche Beziehungen kaum möglich waren. Aber die Halbinsel Taman, deren Vorsprung den kimmerischen Bosporos bilden hilft, war — wie wir unten sehen werden — für die Vertheidigung überaus günstig gelegen; durch zahllose, zum Theil sumpfige Stromarme, durch Seen und tiefe Meereseinschnitte, durch dichte Rohrwälder gegen das Festland gedeckt, bot das fruchtbare Land den Colonisten einen sichern Wohnplatz und vorzügliche Ausgangs- und Rückzugspunkte für alle gegen die Steppenvölker gerichteten Expeditionen dar.

An der kaukasischen Bergküste hatten die Hellenen mit den Schwierigkeiten zu kämpfen, die aus dem raublustigen Sinne der tapfern Bergbewohner erwuchsen. Aber das Land war reich an natürlichen Producten; und das Volk wurde hauptsächlich durch den Mangel an Salz, der sich seit Jahrtausenden als das geeignetste Mittel den wilden Sinn der Kaukasier zu brechen erprobt hat, ja selbst durch sein Piratenhandwerk zur Anknüpfung friedlicher Verkehrsverhältnisse genöthigt. Es galt hier, sich klug mit den Bergbewohnern in gutes Einvernehmen zu setzen, ihre uralte Freiheit unangetastet zu lassen, ihre aufbrausende Kampflust durch tüchtige Vertheidigungsmassregeln abzuschrecken. Durch diese Künste erhoben und erhielten sich auch an der kaukasischen Küste mehrere grosse und blühende Colonien, deren Schicksal hauptsächlich von der Tapferkeit und Wachsamkeit ihrer Bewohner abhing.

Wir ersehen hieraus, dass sich die Griechen im Allgemeinen unter ziemlich günstigen Auspicien am Nordgestade des Pontos niederliessen. Es war ein Glück, dass die wilden Taurer einen verhältnissmässig sehr beschränkten Küstenstrich einnahmen, und dass die kriegerischen Sarmaten nur die hafenarme Küste des asowschen Meeres berührten. Die Lage der Colonisten am Fusse des Kaukasus war allerdings nicht ohne Schwierigkeiten; doch fehlte es hier nicht an Anknüpfungspunkten, und wenn diese einmal mit Glück benutzt waren, so mochte der Fernerblickende aus der Stabilität der Völkerverhältnisse in Gebirgsländern und aus der Hoffnung auf die Wirkungen der Gewohnheit nach längerem erspriesslichen Zusammenleben neue Zuversicht schöpfen. Am günstigsten waren den Hellenen die Umstände an der Küste zwischen den Mündungen der Donau und des Dnjepr, insonderheit am untern Bug, wo sesshafte Stämme lebten, und auf den fruchtbaren Halbinseln, welche den kimmerischen Bosporos bilden. Hier wurde ein längere Zeit blühendes Gemeinwesen begründet; dort erhoben sich mehrere Colonien zu überraschendem Wohlstand, vor allen Olbia, die Glückliche, — aber gerade für diese Ansiedelungen stand bereits drohend am fernen Horizont das sarmatische Ungewitter.

Drittes Buch.

Die hellenischen Pflanzstädte.

Aelteste Fahrten auf dem Pontos Euxeinos.

Was in Zeiten geschah, in welche historisches Andenken nicht mehr hinaufreicht, enthüllt sich dem Alterthumsfreunde oft, wenn es ihm gelang, aus den dunkeln Umrissen, mit welchen im Morgengrauen der Geschichte hier und dort ein Gegenstand auftaucht, das thatsächlich Vorhandene zu erkennen. Kimmerier und Alizonen finden wir im frühesten Alterthum auf der Nord- und Südküste des Pontos, beide dort vorskythische Völker, hier wenigstens schon zu Homers Zeit genannt und vielleicht schon damals seit Jahrhunderten hier sesshaft. Die Landverbindung zwischen beiden Gestaden ist für Völkerzüge im Osten fast ganz unbrauchbar, im Westen über den Balkan wenigstens nicht bequem; und wie wir es oben als unmöglich bezeichnen mussten, dass die Kimmerier auf dem von Herodot angegebenen Landwege in Kleinasien eingewandert sein sollen, scheint es uns auch unglaublich, dass ein kleinasiatisches Volk, welches über den thrakischen Bosporos setzte, die Richtung nach den nordpontischen Steppen eingeschlagen, oder dass, umgekehrt, ein aus diesen auf die Donau hervorbrechendes Volk sich nach Kleinasien gewandt haben sollte. Vom Nordgestade des Pontos haben sich in historischer Zeit zahlreiche Horden westwärts gezogen: alle folgten dem linken Ufer der Donau; keine Völkerwanderung ging von hier aus mit kreisförmiger Bewegung nach Kleinasien; nur die Landschaften, die südlich von jenem mächtigen Strome liegen, haben der asiatischen Halbinsel einen Theil ihrer Bevölkerung abgegeben. Der Grund liegt, wie mir scheint, in physischen Verhältnissen: für wandernde Nomaden war der Uebergang über die Donau erst in weiterer Entfernung von der Küste rathsam, nicht am untern Lauf, wo zahlrei-

che breite Stromarme die Schwierigkeiten des Trajects vervielfachten; und wenn der Uebergang von der walachischen Ebene aus bewerkstelligt war, so schreckte vom weitern Vordringen nach Süden der Balkan zurück, mit seinen schwierigen Pässen. Die Natur des Landes und die Erfahrungen der Geschichte drängen zu der Folgerung, dass, wenn Kimmerier und Alizonen im Norden und Süden des Pontos sassen, die Uebersiedelung auf Schiffen erfolgt ist, dass also die Fahrt quer über das Meer von den Anwohnern früh gewagt wurde. Dunkel spiegelt sich auch diese Thatsache in den Sagen ab, welche den Norden und Süden des Meeres zu verknüpfen strebten: auf Schiffen kamen Ylinos und Skolopitos, die Stammväter der Amazonen, aus dem Skythenlande nach Kleinasien; auf Schiffen gelangten, nach der herodoteischen Fabel, die Amazonen vom Thermodon zum Skythenlande und wurden hier Stammeltern der Sauromaten.

Eben so nöthigen die Verhältnisse, unter welchen sich die Griechen an der kleinasiatischen Westküste niederliessen, zu der Annahme, dass sie frühzeitig Kunde vom schwarzen Meer erhalten, frühzeitig dasselbe befahren haben müssen. Interessant ist die Frage, wie weit die homerischen Gedichte Bekanntschaft mit den von diesem Gewässer bespülten Ländern verrathen; aber ich hoffe nicht, dass ihre Erörterung zu sichern und erheblichen Resultaten führen wird. Homer's namentliche Angaben von Orten und Landschaften an der Nordküste des schwarzen Meeres reichen nicht weit nach Osten; und der Schauplatz der Irren des Odysseus ist fast von allen ältern und neuern Auslegern nicht im schwarzen, sondern im mittelländischen Meere gesucht worden. Der geistreiche Dubois de Montpéreux bildet eine Ausnahme[1]); sein lebhafter Geist erkannte in Homers landschaftlichen Schilderungen ein Abbild der merkwürdigen Gegenden, von denen er selbst mit seltenem Talent ein eben so anziehendes wie lehrreiches Gemälde entworfen hat, — und wir müssen bereitwillig zugeben, dass die von ihm aufgedeckten frappanten Bezüge zwischen dem Dichterwerk und der Wirklichkeit sehr einleuchtend sind: Homer's Lästrigonen erkennt er in den räuberischen Taurern wieder; ihr Hafen wird von dem Dichter so beschrieben, dass ihm kaum ein anderer ähnlicher sein kann, als der von Symbolon (Balaklawa), der nach Strabon's Zeugniss den vorzüglichsten Schauplatz der von den Taurern verübten Räubereien bildete; — auch Krates suchte die Lästrigonen im Norden, wo der Tag ein und zwan-

1) Dubois de Montpéreux, voyage autour du Caucase, I, p. 60 not. und bei der Beschreibung der einzelnen, oben genannten Localitäten.

zig Stunden lang wäre, und von den Neuern muss selbst Ukert, der sich übrigens entschieden dagegen erklärt, Odysseus' Irren in das schwarze Meer zu verlegen, die Vermuthung aussprechen, dass den Versen, mit denen der Dichter das Lästrigonen-Land schildert,

> . . . . wo dem Hirten
> Ruft eintreibend der Hirt, und der austreibend ihn höret,
> Und wo ein Mann schlaflos zweifältigen Lohn sich erwürbe,
> Dieser als Rinderhirt und der als Hüter der Schaafe;
> Denn nicht weit sind die Triften der Nacht und des Tages entfernet; —

„vielleicht eine missverstandene Sage über Erscheinungen nördlicher Gegenden zum Grunde liege" [1]). Die Insel der Kirke, der Schwester des Aietes und Tochter des Sonnengotts, deutet Dubois sinnvoll auf Kolchis: dies ist das Land, wie der Dichter es darstellt, mit flachem Gestade, weiten Ebenen, bedeckt mit unermesslichen, an edlem Wilde reichen Wäldern, das zum Wohlleben einladende Land üppigster Vegetation, das Land wundersamer Kräuter, der Zaubertränke und Zauberkünste, wie es auch später in Sagen und Geschichten geschildert wird. Von hier aus gelangt Odysseus zu dem in Wolken und Nebel gehüllten Lande der Kimmerier, dem Ende der Welt, wo Pyriphlegethon, Kokytos und Styx die trüben Wogen hinrollen und wo der Eingang zur Unterwelt liegt: Dubois weist auf die Halbinsel Taman, den alten Sitz der Kimmerier, im äussersten Norden des Pontos, wo von Zeit zu Zeit die Hügel sich öffnen und übelriechende Schlammwogen über die benachbarten Fluren ausgiessen, wahre Ströme der Unterwelt, die von dem rastlosen Wirken der unterirdischen Kräfte ein sichtliches Zeugniss ablegen.

Dass diese Hinweisungen sachlich sehr treffend und ungleich vorzüglicher sind, als die unsichern Deutungen auf die Küste Siciliens oder Italiens, wird Niemand leugnen; auch lässt sich nicht in Abrede stellen, dass Odysseus' Irren im mittelländischen Meere nicht ohne willkürliche Annahmen erklärt werden können, da Homer es sehr häufig unterlässt, die Richtung der Fahrt zu bezeichnen. Wollte man aber die Irren in den Pontos Euxeinos verlegen, so müsste man zunächst mehrere positive Angaben des ionischen Sängers umstossen; und das ist ohne Frage noch viel übler als die willkürliche Ergänzung des Fehlenden. Wie ich schon oben andeutete, hat meiner Ansicht nach Strabon's Scharfsinn auch in Bezug auf diese Controverse das Richtige getroffen: der Dichter hatte wahrscheinlich von einigen merkwürdigen Landschaf-

1) Ukert, Geographie der Griechen und Römer I, 1. S. 25.

ten am Pontos Kunde erhalten; den Namen der Kimmerier, von denen ein Theil bereits zu seiner Zeit in Kleinasien sass, hatten die Raubzüge des Volks schon früh berüchtigt gemacht, und dass sich dabei auch einige dunkle Nachrichten über die seltsamen Schlammvulcane ihres Heimathlandes verbreitet haben, ist keine gewagte Annahme. Wie der Sänger die Kunde über ein friedliches, stutenmelkendes Hirtenvolk jenseits der Thraker und Myser in sein Gedicht verwebte, benutzte er auch Schilderungen merkwürdiger physischer Verhältnisse in östlichen und nordöstlichen Gegenden mit poetischer Freiheit für Länder, die er sich ohne Frage nicht im Osten, sondern im äussersten Westen dachte [1]). In diesem Sinne bin ich geneigt, der Ansicht Strabon's beizupflichten, dass aus Homer's Gedichten wirklich eine gewisse Kunde der Gegenden im Osten und Norden des Pontos hervorleuchtet.

Deutlicher spricht der Umstand, dass dem ionischen Sänger die Argonautenfabel, die er als allgemein bekannt erwähnt, bereits in einer Ausdehnung vorlag, welche die minyschen Helden auf den Pontos Euxeinos führte; ob die Sage ihnen schon damals Kolchis als Ziel der Fahrt anwies, ist aus Homer nicht zu erkennen. Die Argonautenfahrt war von Iolkos nach Nordost gerichtet, zunächst nach Lemnos [2]); aber schon Hesiod bringt den Phasis mit ihr in Verbindung und lässt die kühnen Abentheurer von diesem Strome in den Okeanos gelangen [3]). Wenn nun, wie Homer singt, die Argonauten auf der Rückfahrt durch die zusammenschlagenden Felsen schifften, so mag man die letztern mit Dubois in den Symplegaden am thrakischen Bosporos erblicken, oder mit Eustathius und allen Andern annehmen, dass Homer die Symplegaden in die Nähe Siciliens versetzt habe: in beiden Fällen werden Homer's Verse, wie mich dünkt, nur durch die Annahme verständlich, dass die Argonauten das schwarze Meer erreicht haben. Im

---

1) *Οὕτω δὲ καὶ τοὺς Κιμμερίους εἰδὼς οἰκοῦντας τὸν Κιμμερικὸν βόσπορον πρὸς βορρᾶν καὶ ζοφώδη, μετήγαγεν εἰς σκοτεινόν τινα τόπον τὸν καθ' ᾅδην, χρήσιμον ὄντα πρὸς τὴν μυθοποιΐαν τὴν ἐν τῇ πλάνῃ. Ὅτι δ' οἶδεν αὐτοὺς, οἱ χρονογράφοι δηλοῦσιν, ἢ μικρὸν πρὸ αὐτοῦ τὴν τῶν Κιμμερίων ἔφοδον ἢ καὶ κατ' αὐτὸν ἀναγράφοντες.* Strab. I, c. 2. (ed. Tauchn. I, p. 31).

2) K. O. Müller, Minyer, S. 278. 279.

3) Schol. Apoll. Rhod. IV, 259. 284. Ob Hesiod sich den Phasis in Kolchis, oder wie die Orphische Argonautik an der Maitis gedacht hat, ist für uns irrelevant. Ich halte aber die Erwähnung eines Phasis an der Maitis nicht, wie K. O. Müller, für alte Gelehrsamkeit, sondern für moderne Unwissenheit: der Name Phasis ist semitischen Ursprungs und bedeutet schlechtweg Fluss (Bochart, Phaleg. lib. IV, c. 31.), kann also nur da auftauchen, wo Semiten wohnten.

erstern würde nämlich die Sage vorausgesetzt haben, dass die Helden auf demselben Wege zurückkehrten, auf dem sie gekommen waren; und es entspricht der Natur der Sache, dass die Fabel auch dieses Stadium durchgemacht hat, und zwar zu der Zeit, wo die erste Kunde vom fernen Kolchis zu griechischem Ohre drang und die Fahrt dorthin genug des Wunderbaren und Schrecklichen in sich zu schliessen schien [1]). Der letztere Fall aber — und er ist ungleich wahrscheinlicher — würde beweisen, dass schon zu Homer's Zeit die Sagen über die Rückkehr der Helden ziemlich weitläuftig ausgesponnen waren; denn da ihre Fahrt von Anbeginn die Richtung nach Nordosten hatte, muss man annehmen, dass die Fabel sie damals bereits, wie zu Hesiod's Zeit, in das schwarze Meer und von hier in den Okeanos führte, damit sie so zu den Symplegaden im äussersten Westen gelangen konnten. Und dieses Resultat stimmt auch zu den sonstigen Verhältnissen jener Zeit: nach dem troischen Kriege und nach der Niederlassung ionischer Griechen auf der Westküste Kleinasiens hatten die Lieder, welche die Argonauten nicht weiter als nach Lemnos führten, den besten Theil ihres Reizes verloren: nicht bloss die Helden vor Ilion, auch die friedlichen ionischen Emigranten hatten zahlreichere Wogen durchschnitten; das Ziel der Argonauten musste weiter nach Osten verlegt werden, wenn der Glanz der Heroen und Göttersöhne nicht erbleichen sollte. Da bot sich Kolchis, oder wie K. O. Müller wahrscheinlich macht, noch früher die taurische Halbinsel als Endpunkt der Reise dar; und als auch die Fahrt zu diesen entfernten Ländern nicht mehr für ein übermenschliches Unternehmen galt, der Pontos Euxeinos aber noch nicht überall hinlänglich gekannt, vielmehr für einen weiten Busen des Okeanos gehalten wurde, führte man die Argonauten von Kolchis weiter in den Okeanos, von hier in das rothe und mittelländische Meer. Erst später, als man vollständige Gewissheit darüber hatte, dass das schwarze Meer nirgends mit dem Okeanos zusammenhänge, wurde gedichtet, dass die Seehelden den Istros stromaufwärts und von hier auf einem Arme desselben in das adriatische Meer gefahren wären.

Waren nun schon zu Homer's Zeit Lieder im Munde des Volkes, nach welchen die Argonauten das schwarze Meer, vielleicht sogar das ferne Kolchis erreichten, so muss man hieraus auf sehr frühe Bekanntschaft der Griechen mit jenem Gewässer schliessen. Und sie mussten

1) Herodor und Sophokles hielten an der aus dieser Epoche stammenden Dichtung fest.

es in der That früh kennen lernen: in ihrer neuen Heimath, an Kleinasiens Westküste, drängte sich ihnen die Weltkunde der Phönizier und Karer auf.

Dass sich Phönizier auf den Inseln des ägäischen Meeres, selbst im nördlichsten Theile desselben, in Zeiten niedergelassen haben, die vor dem Beginn der hellenischen Geschichte liegen, ist hinlänglich beglaubigt. Aber einige nicht verwerfliche, wenn auch nicht ganz sichere Andeutungen weisen darauf hin, dass dieses Volk auch die Küsten der Propontis und des Pontos Euxeinos besucht hat. Wenn Pronektos in Bithynien bestimmt als eine phönizische Colonie bezeichnet wird [1]), so sind auch wol die Sagen, welche Phoinix, den Bruder des Kadmos, Bithynien colonisiren lassen und Phineus einen Agenoriden nennen, nicht ohne Bedeutung. Nun gab es aber in Milet noch zur historischen Zeit phönizische Geschlechter: Thales stammte aus einem solchen; die weltkundigen Seeleute lebten also mitten unter den ionischen Griechen.

Wichtiger wurden jedoch ohne Frage die Karer, die in den nördlichen Gewässern oft mit Phöniziern verbunden erscheinen. Sie waren ein altes Culturvolk, durch Seeraub und Söldnerdienst weit in die Welt gekommen, reich, und in Künsten nicht ungeschickt. Das Alterthum schrieb ihnen die Einführung der festen Handhabe an den Schilden, des Helmbusches, der Beinschienen zu; auch in der Musik waren sie erfahren; ihre Frauen verstanden das Elfenbein zu färben und zum Pferdeschmuck zu verarbeiten; vor Ilion ging der Führer der Karer mit goldenem Geschmeide behängt zur Schlacht. Strabon nennt sie als eines der ältesten Wandervölker; sie wohnten fast auf allen Inseln des ägäischen Meeres, auch auf Delos, — und machten sich als Seeräuber furchtbar. Sie verwüsteten Attika, liessen sich in Argolis nieder, erschienen in Boiotien. Alle diese Fahrten fallen in sehr alte Zeiten: die erste Seeherrschaft, welche die Griechen im ägäischen Meere kennen, die der Kreter, die schon zu Homer's Zeit in Verfall gekommen war, hatte sich auf den Trümmern der karischen erhoben und, wie es scheint, aus dieser ihre beste Nahrung gesogen; denn es waren Karer, welche Minos' Flotten bemannten; und wenn die Kreter zur troischen Zeit sich dadurch auszeichneten, dass sie nicht ängstlich längs der Küste hinsteuerten, sondern kühn die See durchschnitten, so werden sie auch diese unhellenische Kunst den Karern abgesehen haben.

Es ist für das frühe Emporkommen des milesischen Handels von grosser Bedeutung, dass die Karer, die wir als Seeräuber an Aegyptens

1) Steph. Byz. s. v. *Πρόνεκτος*.

Küsten antreffen, auch die Gewässer des äussersten Nordostens im grauen Alterthum befahren haben. Hiefür liegen klare Zeugnisse vor.

Im östlichen Theile der Propontis besassen sie vor den Milesiern das Gebiet von Kios [1]), nicht weit von der Stelle, wo die Phönizier Pronektos gegründet hatten. Jenseits des thrakischen Bosporos treffen wir sie auf der europäischen wie auf der asiatischen Küste; dort lag, südlich von Kallatis, ein Hafen der Karer, und das umliegende Land hiess noch zu Arrhians Zeit Karia [2]); hier finden wir sie bei Sesamos in Paphlagonien, das von Phineus gegründet sein soll, und später Amastris genannt wurde [3]). Plinius endlich hat aus einem alten Schriftsteller die detaillirte Angabe entlehnt, dass sogar das Land um die Tanais-Mündung sich zuerst im Besitze der Karer, später der Klazomenier und Mäonen befand [4]), und dieses merkwürdige Zeugniss wird wenigstens zum Theil dadurch bestätigt, dass Strabon im asowschen Meere „Warten der Klazomenier" kennt [5]).

Karische Korsaren durchstrichen also alle Gewässer bis zum äussersten Norden; und dieses war das Volk, unter dem sich die ionischen Griechen niederliessen. Auf Chios gab es, nach Ephoros, eine Stadt Karides [6]); auf der gegenüberliegenden Halbinsel, wo sich die griechischen Städte Erythrai, Teos, Lebedos, Kolophon erhoben, wohnten Karer [7]). Sie besassen nach Pherekydes das Gebiet von Ephesos [8]), wo eine der fünf Phylen noch später Karinaia hiess [9]). Südlich davon lag Anaia „in Karien" [10]). Auf dem hohen Gipfel des

---

1) *Κατῴκησαν δὲ αὐτὴν (Κίον) πρῶτον Μυσοὶ, ἔπειτα Κᾶρες, τρίτον Μιλήσιοι.* Schol. Apoll. Rhod. I, 1177.

2) *Ἀπὸ δὲ Τομέων εἰς Καλλατίαν πόλιν, ἄλλοι τριακόσιοι στάδιοι. ὅρμος ναυσίν· ἐνθένδε ἐς Καρῶν λιμένα, ὀγδοήκοντα καὶ ἑκατόν· καὶ ἡ γῆ ἐν κύκλῳ τοῦ λιμένος Καρία κληΐζεται.* Arrh. Peripl. XXIV, 3. (ed. Dübner). Auch Mela II, 2. und der Anonymus erwähnen den Hafen.

3) *Τὸ δὲ Σήσαμον μετωνομάσθη Ἄμαστρις ἀπὸ Λαρείου ἀδελφοῦ θυγατρός. Ἐκλήθη δὲ τὴν ἀρχὴν ἀπὸ τοῦ σήσαμον λαβεῖν παρὰ Καρῶν ἀντὶ τῆς χώρας τῶν βουλομένων κτίσαι τὴν πόλιν.* Schol. Apoll. Rhod. II, 941. Die Sage von Phineus hat Steph. Byz. s. v. *Σήσαμον*.

4) Oppidum in Tanais quoque ostio fuit. Tenuere finitima primi Cares, dein Clazomenii et Maeones, postea Pantieapenses. Plin. VI, 7.

5) *Σκοπαί τινες λέγονται Κλαζομενίων.* Strab. XI, c. 2. (ed. Tauchn. II, 402).

6) Ephori fragm. 34 bei Müller I, p. 242.

7) Pausan. VII, 3.

8) Pherecyd. fragm. 111 bei Müller I, p. 98.

9) Steph. Byz. s. v. *Βέννα*.

10) Steph. Byz. s. v. *Ἀναία*.

Mykale, — „im Winkel des karischen Meeres," wie eine Etymologie lautet[1] — kennt schon Homer Karer, wie auch der Logograph Pherekydes[2]. Auch den Bewohnern von Priene musste gegen die Karer geholfen werden, und Myus lag ebenfalls auf karischem Gebiet[3]. Karer wohnten zu Homer's Zeit an den Wogen des Maiandros, und beherrschten zur troischen das kretische Milet[4], welches auf karischem Gebiet gegründet war[5]. Hier war das Volk also uralt und blieb auch später in der Umgegend der Stadt sesshaft[6].

Die kleinasiatischen Ionier lebten also überall von Karern umgeben, und von den Milesiern wird speciell versichert, dass sie bei ihrer Ankunft nicht griechische Weiber mitbrachten, sondern karische freiten, deren Eltern sie erschlagen hatten[7]. Es fand also hier, wie es auch in Ephesos der Fall gewesen zu sein scheint, eine Vermischung mit den Ureinwohnern statt.

Nehmen wir nun noch hinzu, dass das ältere Milet, welches die ionischen Griechen in Besitz nahmen, eine kretische Colonie war[8], so sehen wir, dass sie in dem Gebiet der Stadt die drei seemächtigsten Völker des Alterthums, Phönizier, Karer und Kreter, vertreten fanden und sich mit ihnen verschwägerten. Es war ohne Frage die vorzügliche Küstenbildung — Milet hatte nicht weniger als vier Häfen[9] — welche jene Völker, die vom Seewesen lebten, wie an andern Punkten, so auch an diesem vereinigt hatte.

Es wäre ein Wunder gewesen, wenn die ionischen Griechen in dieser Umgebung nicht sofort nach ihrer Ankunft geographische Kenntnisse eingesogen, wenn sie von den Karern, die den Pontos Euxeinos in seiner ganzen Ausdehnung durchschifften, nicht sofort Kunde über dieses Gewässer erhalten hätten. Auf der ganzen Erde gab es damals sicher keinen Ort, an dem es leichter gewesen wäre, sich über entfernte Länder zu unterrichten; hier lebten die Blutsverwandten der Männer, die durch die syrischen Wüsten zogen und im fernen Abendlande Utika

1) Eustath. Parecbol. Homer. p. 368.

2) Hom. Il. II, 869. Pherecyd. fragm. 111 a. a. O.

3) Pausan. VII, 2. Pherecyd. a. a. O. Herod. I, 142.

4) Hom. Il. II, 867—869.

5) Apollodor. bibl. III, 1, 2.

6) Hecat. ed. Klausen p. 108. Demonis fragm. 10 bei Müller I, p. 380. Pherecyd., Pausan. und Eustath. a. a. O.

7) Herod. I, 146.

8) Ephori fragm. 32 bei Müller I, p. 242. Apollod. bibl. III, 1, 2.

9) Strab. XIV, c. 1. (ed. Tauchn. III, p. 166).

und Gades gründeten; hier war das Vaterland der gefürchteten Korsaren, die in allen nördlichen Gewässern bis in das asowsche Meer auf Raub ausfuhren; hier lag eine Ansiedelung desjenigen Volkes, als dessen eigentliche Heimath die Meereswoge betrachtet wurde, und von dessen notorischer Seekunde das Sprichwort entnommen war, „der Kreter kennt das Meer nicht," zur Bezeichnung unglaublicher Verstellung. Das waren die glücklichen Elemente, welche die Kinder Ioniens an dieser Küste vorfanden; was ihrem beschränkten Gesichtskreise früher als fern erschienen war, verschwand wie ein kindischer Gedanke vor dem unendlich erweiterten Horizont, der sich hier vor dem Auge ihres Geistes aufthat: hier erst erschien ihnen die Erde an sich gross und betrachtenswerth. Sicherlich ist es kein Zufall, sondern die natürliche und nothwendige Wirkung dieses seltenen Zusammentreffens, dass gerade an diesem Ort und an keinem andern die ersten Keime der geographischen Wissenschaft emporsprossten: die Thales, Anaximander und Anaximenes, Dionysios, Kadmos und Hekataios wären in Hellas verkümmert; in Milet fand ihr Geist und ihr Herz vom günstigsten Geschick die Nahrung bereitet, die ihnen, als Urhebern einer der edelsten Wissenschaften, Unsterblichkeit verlieh.

Von Männern, die solche Luft athmeten, konnte das Land der Ferne, von dem die Argonautenlieder sangen, unmöglich innerhalb des ägäischen Meeres gesucht werden. Wir finden bei Herodot die allgemeine Notiz, dass sich auch Minyer aus dem einst seemächtigen Orchomenos den ionischen Ansiedlern angeschlossen hatten [1]), und wissen speciell, dass sie unter Führung eines Athamas in Teos sich niederliessen und dass diese Stadt auch noch später boiotische Colonisten empfing [2]). Mit ihnen wanderte die alte Sage; und hier, im Karerlande, musste sie rasch fortentwickelt werden, oder, in dem unendlich erweiterten Gesichtskreise, als ein des Sanges nicht würdiges Mährchen verschwinden.

Dürfen wir annehmen, dass Homer, der in diesem Lande lebte und diesem Volke sang, allein von den lehrreichen Einwirkungen unberührt blieb, die sich hier jedem denkenden Menschen aufdrängten? Er, der die romantische Waldschlucht, das schäumende Meer und Alkinoos' anmuthige Gärten mit gleicher Liebe zur Natur zeichnete, der jeder hellenischen Stadt ein wohlgewähltes, der Natur abgelauschtes Beiwort verlieh, der gerade in seinem für die Wunder der Ferne em-

1) Herod. I, 146.
2) Pausan. VII, 3.

pfänglichen Sinn den Antrieb fand, Odysseus' und Menelaos' Irren zu singen? Dürfen wir annehmen, dass er, so von der Natur ausgerüstet und vom Schicksal in diese Umgebung gestellt, über die Länder, die der ungastliche Pontos bespült, Nichts erfragt und Nichts erfahren haben sollte? Wir dürften es nicht, auch wenn sich in seinen Gedichten keine Spur dieser Kunde fände. Nun sehen wir aber in die Episoden über die Lästrigonen, Kirke, das Land der Kimmerier und den dort geöffneten Eingang zur Unterwelt landschaftliche Schilderungen verwebt, die an pontischen Küsten nach der Natur gezeichnet und nur auf andere ferne Länder dichterisch übertragen zu sein scheinen; so gewinnt, was wir oben als unsichere Vermuthung aussprachen, an Kraft, wenn wir das Land betrachten, in dem Homer geboren wurde, die Verhältnisse, unter denen er lebte, das Volk, dem sein Lied bestimmt war, — und wir fühlen, dass es einen tiefen Grund hat, wenn gerade die beiden scharfsinnigsten Geographen des Alterthums, Hipparch und Strabon, in dem ionischen Sänger eine Fülle geographischer Anschauungen entdeckten, die Beide zu gleicher Bewunderung hinriss.

War es nun unvermeidlich, dass die ionischen Griechen von ihren seekundigen Nachbarn, deren Töchter sie geheirathet hatten, frühzeitig auf die nordöstlichen Gewässer aufmerksam gemacht wurden, so müssen wir auch annehmen, dass sie, die das Meer nicht scheuten, vereinigt mit den Karern und als natürliche Erben derselben frühzeitig Fahrten dorthin unternommen haben. Zwischen ihrer Ankunft in Kleinasien und ihren ersten, uns gemeldeten Versuchen, feste Ansiedelungen an den Küsten des Pontos und Hellespontos zu gründen, liegt ein Zeitraum von etwa dreihundert Jahren; aber chronologische Angaben über die Gründung von Colonien wurden natürlich nur dann verzeichnet, wenn ein bemerkenswerthes Ereigniss den Anlass zur Auswanderung bot oder wenn die letztere in grössern Massen erfolgte und der Ansiedelung sofort eine gewisse Bedeutung verlieh; über die frühern Versuche der Colonisation hat uns nur der Zufall hin und wieder eine Nachricht erhalten, wie z. B. in Bezug auf Kyzikos und Sinope, und diese vereinzelten Angaben führen uns bereits in das achte Jahrhundert v. Chr., d. h. in die frühesten Zeiten, in welche die griechische Chronologie mit einiger Sicherheit zurückweist. Vor allen Colonisationsversuchen lag aber offenbar eine längere Periode des blossen Handels; erst dann, wenn es sich durch viele Fahrten nach einem fernen Hafen, durch wiederholten Verkehr mit den Landeseinwohnern als rathsam und vortheilhaft herausgestellt hatte, dort ein festes Etablissement zu besitzen, konnten sich die Hellenen zur Gründung von Waaren-

lagern und Comptoirs bewogen finden, und oft wählten sie dazu Ortschaften der Eingebornen. Das Ziel solcher gewinnbringenden Fahrten wurde sicherlich auch von den Unternehmern lange geheim gehalten; ihr Interesse verbot es, durch voreilige Mittheilungen ohne Noth die Concurrenz anderer Kaufmannshäuser herbeizuziehen, und das Geheimniss konnte im Alterthum lange bewahrt werden; — haben doch selbst in den letzten Jahrhunderten die Holländer ungeachtet der Buchdruckerkunst und des unendlich vermehrten Verkehrs die Verheimlichungspolitik einige Zeit mit Erfolg betrieben. Nur das dunkle Gerücht, welches durch den wachsenden Wohlstand der unternehmenden Kaufleute aus seinem Schlummer erweckt war, machte die Vortheile endlich zum Gemeingut, die, vielleicht Decennien hindurch, von einigen Familien allein genossen waren. Diesen Umständen, dass manche Colonien nur allmähliche Erweiterungen der uralten von den Eingeborenen besessenen Ortschaften waren, dass andere an Meeresbuchten, die schon lange vorher besucht worden, aus den unscheinbarsten Anfängen, aus einem Waarenlager und den Wohnungen der zu seiner Beaufsichtigung zurückgelassenen Personen emporwuchsen und lange Zeit nur den Gründern bekannt waren, dass sie, wenn sie sich als unvortheilhaft oder in ihrem Bestande gefährdet erwiesen, zeitweilig aufgegeben, später von andern Kaufleuten wieder aufgesucht wurden; diesen Umständen ist es beizumessen, dass es für die Entstehung vieler Pflanzstädte, die überdies oft in vorhistorische Zeiten fällt, an chronologischen Angaben durchaus fehlt, und dass für andere Fälle mehrere Nachrichten vorliegen, die auf ganz verschiedene Zeiten hinweisen. Ja für solche, allmählich sich bildende Ereignisse ist eine bestimmte Zeitangabe eigentlich unmöglich, und, wo sie dennoch vorkommt, von sehr zweifelhaftem Werth; sie bezieht sich meistens auf die letzte oder auf die bedeutendste Auswanderung nach der Colonie und berechtigt nicht im Entferntesten zu dem Schlusse, dass die Pflanzstadt wirklich in diesem oder jenem Jahre gegründet ist. Niemand, der die Lage der Colonien am Pontos aufmerksam geprüft hat, wird der irrigen Vorstellung nachhängen, dass sie blindlings von Abentheurern, die ohne bestimmten Plan auf ungewissen Erfolg auszogen, an dem Orte gegründet wurden, an den Wind und Wetter die Fremdlinge verschlug; die Wahl der Punkte beweist vielmehr eine so genaue Kenntniss der Vortheile jeder Localität, nicht nur in nautischer Hinsicht, sondern auch in Rücksicht auf die Leichtigkeit der Vertheidigung, auf den Charakter der Eingebornen, auf die natürlichen Hilfsquellen des Orts, wie sie nur durch längere Bekanntschaft, durch sorgfältige Prüfung des Terrains, und nach zahlrei-

chen missglückten Versuchen an minder günstig gelegenen Punkten erworben werden konnte. Städte wachsen nicht an jedem Ort aus der Erde, am wenigsten, wenn ein Fremdling an unbekannter Küste mit seinem Stabe die Scholle berührt; es will gelernt und erfahren sein, ob der Hafen gut und gegen welche Land- und Seewinde er sicher ist und ob die gefährlichen Winde anhaltend an dieser Küste wehen; ob das Ackerland ergiebig ist, ob die Umgegend Quellen und Brunnen in allen Jahreszeiten und Bau- und Brennholz in erforderlicher Nähe bietet; ob die Localität vertheidigt werden kann; ob die Landeseinwohner friedlichem Verkehr geneigt sind und ob dieser vortheilhaft zu werden verspricht; — Alles dieses musste an den fernen Küsten durch Erfahrung und aufmerksame Beobachtung gelernt werden, und gerade von diesem wichtigsten Theile des Ansiedelungswesens, von seiner Genesis, von dem Lernen des Handels an fremder Küste schweigt die Geschichte gänzlich.

Wir sind also der Ansicht, dass der Verkehr der ionischen Griechen mit den Küstenländern des Pontos eine unmittelbare Folge ihrer Ansiedelung in Kleinasien war, und legen ein sehr geringes Gewicht auf die Darstellungen, nach welchen selbst in viel spätern Zeiten eine Fahrt auf dem Pontos von den Griechen als ein sehr gefährliches Unternehmen betrachtet und das Sprichwort: „mitten aus dem Pontos kommen," auf diejenigen angewendet wurde, die fürchterlichen Nöthen entronnen waren [1]). Denn diese Schilderungen haben keine reale, sondern eine komische etymologische Grundlage. Die Griechen nannten den Pontos zuerst Axenos, — den ungastlichen; aber wie er zu der abschreckenden Benennung gekommen, war für sie selbst ein Gegenstand des Zweifels. Einige wiesen darauf hin, dass er den Schiffern keine Inseln als Zufluchtsorte darbiete; Andere auf die Barbareien, welche die taurischen und kaukasischen Bergvölker an den Fremden ausübten [2]). Der erste Grund ist aber für Griechen, die ängstlich längs der Küste ruderten, durchaus nichtig; ihnen konnte der Mangel an Inseln unmöglich als ein Unglück erscheinen. Und was den zweiten Grund betrifft, so wohnten die erwähnten Barbaren im Norden und Nordosten des Meeres; und es ist unglaublich, dass die Griechen dem Pontos, erst nachdem sie ihn in allen Dimensionen durchfahren, nach der Wildheit der am weitesten entfernt lebenden Barbaren einen Namen gegeben haben sollten. Ein solches Verfahren wäre selbst dann unwahrschein-

1) Athenaei libr. VIII (ed. Dindorf, p. 769).
2) Eustath. zu Dionys. Perieget. v. 146 (ed. Bernhardy, p. 113).

lich, wenn das Meer sich allmählich und kaum bemerkbar zu seinem grossen Umfange erweiterte und weniger scharf von den westlichen Gewässern abgesondert wäre; ganz unglaublich ist es bei dieser Küstengliederung, wo sich der Pontos vor den Augen der aus dem Bosporos hervorsegelnden Schiffer plötzlich in so imposanter Weise als ein grosses und eigenes Meer präsentirt, dass selbst Herodot, der doch das mittelländische Meer kennt, ihn als ein „sehenswürdiges Gewässer" bezeichnet[1]). Bei der scharfen Sonderung der Meere scheint es mir unvermeidlich, dass die Anwohner des thrakischen Bosporos für die Propontis und den Pontos besondere Namen hatten und dass Phönizier, Karer und Hellenen den Namen des letztern sofort kennen lernten, als sie diese Gewässer erreichten; ich pflichte deshalb vollkommen der scharfsinnigen Vermuthung des gelehrten Bochart bei, dass der älteste den Griechen zu Ohren gekommene Name des schwarzen Meeres „Askenaz" lautete[2]), nach den Phrygern, die vor der Einwanderung thrakischer Stämme die Küsten der Propontis und des Pontos berührten. Die Griechen nannten also das grosse Gewässer, welches sich jenseits des thrakischen Bosporos unabsehbar ausdehnte, entweder schlechtweg „das Meer," Pontos, oder mit seinem speciellen Namen Askenaz, Pontos Askenaz, das Phryger-Meer, — den sie nach ihrer Weise sofort in Pontos Axenos gräcisirten. Den Kaufleuten der ältesten Zeit mochte es nicht unerwünscht sein, dass ein Zufall die griechische Zunge zu dieser abschreckenden Benennung geführt hatte; sie konnte sich indess nicht lange gegen die Macht der Wahrheit behaupten und schlug in ihr Gegentheil um: das Meer wurde das gastliche, Pontos Euxeinos genannt. Das schwarze Meer kann in der That nicht als ein besonders gefährliches betrachtet werden, ausgenommen zur Zeit der Aequinoctial-Stürme, die auf allen engen Gewässern unheilvoll sind; im Uebrigen besitzt es den unschätzbaren Vorzug, dass es auf der Höhe überall frei von Klippen und Untiefen ist. Diesen Vortheil genossen die Griechen freilich nicht, die stets der gefährlichen Küste folgten; aber auch jener Nachtheil fiel für sie nicht schwer in die Wagschaale, da sie auch auf andern Gewässern zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche nicht in See stachen. Eben so wenig konnten die Nebel, die sich auf dem schwarzen Meer allerdings häufiger und dichter als auf andern Gewässern einstellen, den Griechen als ein neues Leiden erscheinen, da die alten Seeleute, ohne Compass, auch sonst in dunkeln Nächten oft nicht wussten, „wo

1) Herod. IV, 85.
2) Bochart, Phaleg. lib. III, c. 9.

Abend ist oder wo Morgen." Wenn nun einige griechische Schriftsteller die Umwandlung des Namens Axenos in Euxeinos Herakles zuschrieben, der das Meer zugänglich gemacht habe, und andere den alten Seefahrten der Ionier [1]), so erkennen wir hieraus, dass der Name Euxeinos sehr alt ist und dass er den entgegengesetzten frühzeitig in die Dichtersagen und Ammenmährchen verwiesen haben muss. Es führt zu grossen Irrthümern, wenn man den ganzen Umfang alter Seefahrten aus dem Auge setzt und aus vereinzelten Angaben später Schriftsteller, die zuweilen sehr unbedeutende Fahrten als bedenklich schildern, allgemeine Folgerungen ziehen will; der Begriff „gefährlich" ist sehr relativ und Landratten giebt es überall und zu allen Zeiten. In Bezug auf die Fahrten der Hellenen nach dem schwarzen Meere ist es sicher, dass die Nachrichten über die Gründung von Colonien bis in das achte Jahrhundert zurückweisen; vor dieser Zeit verfloss aber ohne Frage eine lange Periode der Versuche mit vereinzelten Etablissements, die für die Begründer wichtig genug waren, für die Geschichte aber unbedeutend schienen, und auch wol geflissentlich geheim gehalten wurden; und jenseits dieser Periode liegen die Lehr- und Wanderjahre des Handels, in denen gesucht und gewagt und der Verkehr angeknüpft, an feste Niederlassungen aber noch nicht gedacht wurde, — kein beschränkter Zeitraum im grauen Alterthum, wo die Erfahrungen des Einzelnen nicht sofort ein Gemeingut Aller wurden. Fassen wir diesen natürlichen Entwickelungsgang ins Auge, so werden wir nicht daran zweifeln können, dass die Ionier bald nach der Ankunft in Kleinasien die Fahrten nach dem Nordosten begannen, — wie dieses Resultat sich auch aus der Natur der Verhältnisse ergiebt, in welche sie eingetreten waren.

Wir werden also, wenn wir im Folgenden zuweilen das sogenannte Gründungsjahr einer Colonie angeben, nicht dahin missverstanden werden, als wollten wir damit den Anfang des griechischen Handels oder auch nur die erste feste Niederlassung an dem betreffenden Orte bezeichnen. Jene Zahlen geben, wie bemerkt, meistens nur die letzte oder die zahlreichste Emigration an. Sie fallen fast sämmtlich in das siebente und sechste Jahrhundert v. Chr., und es scheint, dass die politischen Verhältnisse der Mutterstadt in jener Epoche den Auswanderungstrieb mächtig anregten und zur Benutzung der durch den Handel friedlicherer Zeiten erworbenen Anknüpfungspunkte aufforderten. Wir wissen, dass Milet vom Ausgange des achten Jahrhunderts bis zum J. 615 schwere Kämpfe gegen die Lyder zu bestehen hatte, die zum

1) Eustathius a. a. O.

Theil durch die alljährlich wiederholte Verwüstung der Aecker im Stadtgebiet wenigstens der ärmern Volksklasse fühlbar werden mussten. Nach dem Frieden mit Alyattes regten sich unter den Bürgern Parteizwiste, die am Anfange des sechsten Jahrhunderts einen so erbitterten und trostlosen Charakter angenommen hatten, dass die unglückliche Bevölkerung sich endlich entschloss, die Parier als Schiedsrichter anzurufen [1]). Vermuthlich fallen in diese Epoche die von Herakleides berichteten schauderhaften Thaten, durch welche die Parteien mit erbarmungsloser Mordlust sich gegenseitig zu vertilgen suchten. So vertrieben einmal die Gergithen, — die ärmern Volksklassen — die Aristokraten, warfen die Kinder der letztern auf Tennen und liessen sie von Stieren zertreten. Als die Vornehmen mit Waffengewalt zurückkehrten, nahmen sie furchtbare Rache: sie liessen alle Gegner, deren sie habhaft werden konnten, und die Kinder derselben mit Pech bestreichen und verbrennen, — eine Frevelthat, in Folge deren ein heiliger Oelbaum von selbst in Flammen aufgegangen, und Apoll die Milesier von seinem Orakel durch den zornigen Spruch fortgetrieben haben soll:

> Denn mir steht vor der Seele der Mord wehrloser Gergithen,
> Die Ihr in Pech verbrannt, und der nie mehr grünende Oelzweig [2]).

Wo solche Gräuel wütheten, ist es nicht zu verwundern, dass sich der Blick der friedlicheren Bürger und aller derer, die bei einem politischen Umschwung für Leben und Vermögen fürchten mussten, sehnsüchtig auf die Ferne richtete; und die ausgedehnten Handelsbeziehungen machten die Auswanderung leicht.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen bitten wir den Leser, an einem Periplus der nordpontischen Küste Theil nehmen zu wollen. Städte, Factoreien und Ankerplätze der alten Hellenen, wie sie zur Zeit der Blüthe des Colonialwesens bewohnt und besucht waren, öder Strand und romantisches Gebirgsufer werden an seinem Blick vorübereilen; und wir wünschen, dass unser Commentar, der die alte Welt mit ihrer entschwundenen Pracht hin und wieder aufzubauen sich bemüht, ihm nicht beschwerlich fallen möge.

Die Küste zwischen den Mündungen des Istros und Borysthenes.

Das Meeresufer zwischen dem Ausfluss der Donau und dem des Dnjepr besteht nördlich von dem zuerst genannten Strome aus einem

1) Herod. V, 28. 29.

2) Athenaeus p. 524 (ed. Casaub.), p. 1172 (ed. Dindorf.)

flachen Strande, erhebt sich aber schon vor der Mündung des Dnjepr-Liman's zu einem an Höhe nordostwärts allmählich zunehmenden Gestade, und wird jetzt nicht durch bemerkenswerthe Vorsprünge und Buchten in einer dem Handel förderlichen Weise gegliedert. Im grauen Alterthum war die Küste dagegen von tief einschneidenden Meeresbuchten zerrissen; denn die Binnenseen, die, jetzt durch schmale Nehrungen von der See geschieden, das Ufer des Meeres umkränzen, hingen einst mit demselben zusammen. Ihr Salzgehalt oder ihr brackes Wasser könnte freilich auch eignen Salzquellen seinen Ursprung verdanken; da sich aber Salzquellen sonst in dieser ganzen Gegend nicht vorfinden, hat es auch aus physischen Gründen mehr für sich, die Beschaffenheit ihres Wassers daraus zu erklären, dass sie früher Meeresbuchten waren. Und historische Gründe machen diese Erklärung nothwendig, da uns zum Theil positive Zeugnisse über den ehemaligen Zusammenhang einiger dieser Seen mit dem Meere vorliegen, zum Theil die Stadienangaben der alten Schiffstagebücher, die aus der Praxis des Lebens stammen und bei der von den Griechen stets festgehaltenen Sitte der Küstenfahrt leicht zu einem ziemlich hohen Grade von Genauigkeit rectificirt werden konnten, mit Sicherheit darauf zurückschliessen lassen. Wir haben oben (S. 15) aus der Bodenbeschaffenheit der pontischen Steppen auseinandergesetzt, dass sich dort sämmtliche Flüsse und Bäche in dem nachgiebigen Erdreich ein tiefes Bett graben konnten, welches sich im Mündungslande oft zur Breite einiger Meilen erweitert. Fast überall erreichen die Ströme den Zweck, die Thalsohle fast bis zum Niveau des Meeresspiegels zu vertiefen, bereits in beträchtlicher Entfernung von der Mündung, und zeigen deshalb im untern Laufe eine so auffallende Abnahme ihrer bisher meist reissenden Strömung, dass das Meereswasser durch Seewinde weit in den Stromlauf hineingetrieben werden und sich an der Erweiterung des untern Strombettes zu Meeresbuchten, zu Liman's kräftig betheiligen konnte. Je weiter die Vertiefung des Flussbettes im Innern vorschritt, desto schläfriger wurde die Strömung im untern Laufe; bald hatte sie an vielen Orten nicht mehr die Kraft, die Bildung von Sanddünen vor der Mündung des Liman's zu verhindern, sondern beförderte sie im Gegentheil durch die ruhige Ablagerung des mitgeführten Detritus. Am schnellsten wurde dieser Process, durch welchen die Liman's in Binnenseen umgeschaffen wurden, an der Mündung kleiner Bäche vollendet, deren Action den grössesten Theil des Jahres ruht; hier war der Zugang vom Meere schon zur Griechenzeit geschlossen, wogegen die Liman's solcher Flüsschen, die mindestens von dem südrussischen Granitrücken

ihren Ursprung herleiten, damals noch mit dem Meere in Verbindung standen. Jetzt hat auch diese fast überall ihr Schicksal ereilt, und nur zur Zeit des Hochwassers wird der Peressyp, — die Nehrung, die sie vom Meere scheidet, — zuweilen überfluthet und das Bild der alten Zeit anscheinend wiederhergestellt. Selbst der Liman des Dnjestr ist im Laufe der Jahrhunderte so weit abgeschlossen, dass er nur noch bei dem südlichen Durchbruch des Peressyp für ganz flache Fahrzeuge zugänglich ist und vor der völligen Abschliessung nur durch menschliche Thätigkeit bewahrt werden kann; der Dnjepr allein hat sich mit seiner schönen Wasserfülle einen breiten Weg zur See erhalten: aber die von der Spitze Kinburn fortsetzende Sandbank mahnt auch hier an die unermüdlich wirkenden Naturkräfte.

Wenn wir diesen Entwickelungsprocess der Küstengliederung im Auge behalten, wird es uns nicht in den Sinn kommen, voreilig die Entfernungsangaben alter Schriftsteller als zu hoch zu verwerfen. Die Griechen hielten sich bei ihren Fahrten stets nah an der Küste; und dieses wird besonders bei den Schiffern der Fall gewesen sein, welche, wie die Verfasser der uns erhaltenen Schiffstagebücher, die Entfernungen der einzelnen Stationen von einander zu verzeichnen beabsichtigten. Ihre Angaben bezeichnen die Küstenentwickelung, und es würde zu grossen Irrthümern führen, wenn man sie auf die gerade Fahrt deuten wollte. Für die uns hier beschäftigende Küste stimmen sie überdiess auffallend überein; die Entwickelung derselben zwischen dem Psilon-Stoma, der nördlichsten Donaumündung, und dem Ausfluss des Dnjepr beträgt nach Arrhian 1640, nach dem anonymen Schiffstagebuch [1]) 1680 Stadien, — eine Differenz, die bei so beträchtlicher Entfernung ganz unerheblich erscheint. Wenn nun Varro den Abstand der genannten Punkte auf 250,000 röm. Schritt, d. h. auf 2000 Stadien angiebt [2]), so ist es nachweisbar, dass er einerseits nicht vom Psilon-Stoma, sondern von dem südlichern Pseudon-Stoma rechnete [3]), und höchstwahrscheinlich, dass er andererseits den Liman des Borysthenes und Hypanis bis Olbia, welches die auswärtigen Griechen gemeinhin mit dem zahlreiche ähnliche Missverständnisse hervorrufenden

1) Anonymi B. Periplus Ponti Euxini, bei Gail Geographi Graeci minores III.

2) Plin. IV, 24.

3) Wenn Plinius nämlich (IV, 26) die Entfernung des Borysthenes vom Tyras auf 120,000 röm. Schritt, die des Tyras vom Istros auf 130,000 angiebt, so zeigt die Gesammtsumme, dass er Varro's Zahlen zum Grunde legte. Die letztere Entfernung rechnet er aber ausdrücklich a Pseudostomo Istri.

Namen Borysthenes benannten, mit in Rechnung zog und so in Summa zu der runden Zahl von 250,000 Schritt gelangte [1]). Eben so wird Strabon's Angabe, dass beide Punkte 1500 Stadien von einander entfernt sind [2]), dadurch erklärt, dass er die Fahrt auf dem Dnjestr-Liman nicht einrechnet: zu den an diesem gelegenen Städten Nikonion und Tyras, die von dem Schiffstagebuche als Küstenstädte angesehen werden, gelangt man nach Strabon durch eine Stromfahrt von 140 Stadien; er betrachtet also die Mündung des Liman als Mündung des Stromes [3]).

---

1) Die Entfernung des Psilon-Stoma zum nächsten, welches Plinius als Pseudostomon bezeichnet, beträgt nach Arrhian und dem Anonymus 60 Stadien; die Auffahrt auf den Dnjepr- und Bug-Liman bis Olbia nach der mit der Wahrheit übereinstimmenden Angabe des letztern 240 Stadien. Der Abstand dieser beiden Endpunkte beläuft sich also, wenn wir auch für das Uebrige die Angaben des Anonymus zum Grunde legen, auf 1980 Stadien, — was von der runden Zahl Varro's nur um eine halbe deutsche Meile abweicht.

2) Die Worte *εἶτα Βορυσθένης ποταμὸς πλωτὸς ἐφ' ἑξακοσίοις σταδίοις* (nicht *ἐφ' ἑξακόσια στάδια*) bedeuten: „nach 600 Stadien (nach einem Abstand von 600 Stadien) befindet sich der schiffbare Strom Borysthenes," wie *ἐπὶ* c. dat. sehr häufig das local auf einander Folgende bezeichnet; *οἱ ἐπὶ πᾶσι* z. B. sind der Nachtrab. Gleichwol sagt Mannert (IV, 225, Not. 5): „der Uebersetzer versteht die Stelle unrecht und glaubt, es sei die Entfernung von Tyras angegeben; mehrere schreiben es ihm nach." Was Mannert versteht, dass der Borysthenes nur 600 Stad., d. h. 15 Meilen, schiffbar gewesen sein soll, ist eine Thorheit, die man Strabon unmöglich zumuthen kann.

3) Strabon rechnet von der Donau zum Dnjestr 900 Stad., von diesem zum Dnjepr 600 Stadien. Bei der ersten Angabe ist nicht gesagt, welcher Ausfluss der Donau als Ausgangspunkt betrachtet ist; und ihre Genesis ist folgende. Das Mündungsland der Donau erstreckte sich von dem südlichsten bis zum nördlichsten Ausfluss, nach Strabon, 300 Stadien weit; wo dieser Geograph nun Entfernungen schlechtweg von der Donau-Mündung angiebt, denkt er sich im Mittelpunkte der zwischen den beiden äussersten Mündungen liegenden Küste, also 150 Stadien südlich vom Psilon-Stoma. Von dem zuletzt genannten Ausfluss bis zum Thurm des Neoptolemos, der nach Strabon an der Mündung des Tyras liegt, sind aber nach dem Schiffstagebuch 750 Stad.; die letztere war also von der Mitte der Küste des Donau-Mündungslandes in der That genau 900 Stad. entfernt. Die andere Angabe — vom Tyras zum Borysthenes 600 Stad. — ist folgendermassen entstanden. Arrhian giebt die Entfernung vom Borysthenes zum Limen Isiakôn auf 440 Stad. an; der letztere war von Nikonion nach dem Anonymus (Arrhian springt von ihm gleich zur Donau-Mündung über) 300 Stad. entfernt; da nun Nikonia nach Strabon's Auffassung 140 Stad. stromaufwärts am Tyras lag, glaubte dieser Geograph, der bereits ganz gleichlautende Angaben gekannt zu haben scheint, bei Berechnung der Küstenentwickelung von der Gesammtentfernung (740 Stad.) jene 140 Stad. abrechnen zu müssen, und so schlug er die Entfernung vom Borysthenes

Um uns nun in den Stand zu setzen, dass wir die Angaben der Alten, deren Vertrauen erweckende Concordanz im Ganzen und Grossen wir so eben hervorgehoben haben, auch im Einzelnen verstehen, genügt folgende Bemerkung. Strabon wusste, dass sich an der Küste zwischen der Donau und dem Dnjestr zwei grosse Salzseen befanden; der eine war zu seiner Zeit schon geschlossen, der andere stand mit der See noch in Verbindung, so dass er auch als Hafen benutzt wurde [1]). Nach den obigen Bemerkungen über die Verwandlung der Liman's in Binnenseen werden wir nicht zaudern, die letztere Angabe auf den Sasik, den südlichern der beiden in Rede stehenden Seen zu beziehen; denn in den nördlichern münden nur ganz unbedeutende Steppenbäche, welche der frühzeitigen Bildung eines Peressyp kein erhebliches Hinderniss entgegenstellen konnten, während die Zuflüsse des Sasik in der hügeligen Region Bessarabiens entspringen und zu den bedeutenderen Steppenflüssen gehören. Betrachten wir die Richtung ihres untern Laufes, so werden wir ferner vermuthen müssen, dass die Verbindung des Sasik mit dem Meere am südlichsten Ende des jetzigen Peressyp stattfand, wohin die Strömung des Flusswassers gerichtet ist [2]). Da nun

---

zum Tyras auf 600 Stad. an. Die in der vorigen Note vertheidigte Uebersetzung lässt sich also auch thatsächlich bestätigen.

1) *Ἐν δὲ τῷ μεταξὺ δύο λίμναι μεγάλαι, ἡ μὲν ἀνεῳγμένη πρὸς τὴν θάλατταν, ὥστε καὶ λιμένι χρῆσθαι· ἡ δ' ἄστομος.* Strab. VII, 3. (ed. Tauchn. II, p. 88).

2) Durch die Güte des Herrn Assessor Dannenberg, dem öffentlich meinen herzlichsten Dank zu sagen mir eine angenehme Pflicht ist, lerne ich noch während des Druckes die drei letzten Bände der Memoiren der archäologischen Gesellschaft in Petersburg kennen, die sich auf der hiesigen Königl. Bibliothek nicht befinden. Der fünfte und sechste Band enthält einen werthvollen Aufsatz des Herrn Prof. Becker in Odessa: „Die Gestade des Pontus Euxinus vom Ister bis zum Borysthenes in Bezug auf die im Alterthume dort gelegenen Colonien," — in welchem ich die meisten der im Texte aus den allgemeinen geographischen Verhältnissen hergeleiteten Folgerungen durch die Localkenntnisse des genannten Gelehrten bestätigt finde. Auch Herr Becker ist der Ansicht, dass der Sasik zu Strabon's Zeit mit dem Meere in Verbindung stand: seine Folgerung aus der Satzverbindung *ἡ μὲν ἀνεῳγμένη, ἡ δ' ἄστομος*, dass jener der südlichere, der dem Geographen näher gelegene See sein müsse, ist freilich nicht zulässig, da *ἡ μὲν* eben so oft auf das Entferntere wie auf das Nähere zurückweist: aber seine Untersuchungen an Ort und Stelle bestätigen doch meine im Text ausgesprochene und aus sachlichen Gründen hergeleitete Vermuthung. Nach Herrn Becker ist der Peressyp des Sasik jetzt überall sehr stark; aber an der Südwestspitze des Sees liegt ein kleinerer See, Schibriani, der im Frühling sowol mit dem Meere, wie mit dem Sasik in Verbindung tritt, so dass sich die alte Einfahrt höchstwahrscheinlich

Strabon ausdrücklich bemerkt, dass der Sasik als Hafen benutzt wurde, werden wir ihn ohne Zweifel in unsere Küstenfahrt hineinziehen müssen.

300 Stadien vom Psilon-Stoma entfernt lag die Ansiedelung des Antiphilos. Ehe der Schiffer, durch die verschiedenen Flussarme, welche die vor der Kilia-Mündung liegenden Inseln von einander trennen, sich hindurchwindend, oder die letztern umfahrend, den Ausfluss des Sasik erreichte, mochte er bereits einen Weg von 150 Stadien zurückgelegt haben, so dass ihm auf dem Liman bis zur genannten Ansiedelung noch eine eben so weite Fahrt bevorstand. Die Entfernung des Ortes von dem folgenden, Kremniskoi, nöthigt mich zu der Annahme, dass er ungefähr auf der Mitte der östlichen Küste des Limans lag, wo derselbe sich plötzlich merklich verengert[1]), so dass der Schiffer, der von hier aus die Donaumündung gewinnen wollte, quer über den Liman, dann an dem westlichen Ufer desselben zum offenen Meer hinsteuerte. Auf der Karte Fredutio's von Ankona ist der Platz, wo der Sasik liegt, schlechtweg mit dem Namen Saline bezeichnet, und es ist mir wahrscheinlich, dass auch die Ansiedelung des Antiphilos vornehmlich den Zweck hatte, den Export des reichen Ertrages der bessarabischen Salzseen zu erleichtern.

330 Stadien davon entfernt lag Kremniskoi, eine Stadt, die auch von Plinius erwähnt wird[2]). Die Entfernung führt auf das östliche Ufer des kleinen Salzsees Burnaja, der nach einigen Karten noch jetzt mit dem Meere, wenigstens zuweilen, in Verbindung steht und im Alterthum den Hafen der Stadt gebildet haben mag[3]). Kommt der Name von

---

wirklich am südwestlichen Ende des Sees befand. „Uebrigens war es mir," sagt Herr Prof. Becker (Bd. VI, S. 136), „der ich mich an Ort und Stelle nach den Veränderungen des Peressyp vom Sasik erkundigte, höchst interessant zu erfahren, dass die alten Leute in Schibriani von einer frühern Verbindung des Sasik mit dem Meere sprachen und dass sich dadurch die Worte Strabon's als vollkommen wahr bestätigen."

1) Becker setzt den Ort auch an das östliche Ufer des Sasik, aber in den nördlichsten Winkel. Es scheint mir, dass die Entfernungsangaben zu meiner Annahme besser stimmen. Spuren einer griechischen Ansiedelung sind hier bisher nicht gefunden worden.

2) Plin. IV, 26.

3) Kiepert setzt den Platz etwas südlicher, Becker etwas nördlicher, wo eine Schlucht leichten Zugang zum Meere verstattet. Zu Beckers Annahme würden die Entfernungsangaben allerdings noch genauer stimmen, als zu der im Text angegebenen. Aber der Umstand, dass Plinius den Ort als eine Stadt bezeichnet, die

χρημνός her, so ist er passend gewählt, da hier das hohe Gestade beginnt, welches Plinius unter dem stolzen Namen der makrokremnischen Berge diesseits des Tyras aufführt. Fredutio's Karte hat an dieser Stelle den Namen Falconare.

Am Beginn des Dnjestr-Liman, 120 Stadien von Kremniskoi entfernt, lag das Dorf des Hermonax und der Thurm des Neoptolemos. Die Entfernung würde uns auf den Peressyp führen, durch welchen der dem Dnjestr-Liman zunächst liegende Salzsee von dem Meere geschieden wird; aber auf der flachen schmalen Nehrung hat schwerlich ein Dorf gestanden; und auch für einen Thurm, mag er zur Vertheidigung oder den Schiffern zur Marke gedient haben, wäre der Platz übel gewählt. Erwägt man nun, dass Strabon an der Küste zwischen Donau und Dnjestr nur zwei Salzseen kennt; dass er den Dnjestr-Liman bei dem Thurme des Neoptolemos beginnen lässt, der nach den Entfernungsangaben jedenfalls nicht am Ufer des heutigen Dnjestr-Limans, sondern an dem des kleinen vor dem Dnjestr gelegenen Salzsees und schwerlich auf dem Peressyp desselben existirt haben kann: so drängt sich die Vermuthung auf, dass dieser Peressyp im Alterthum gar nicht vorhanden war, dass sich damals vielmehr schon hier, am südwestlichen Ende des jetzigen Salzsees, die Küste zur Bildung des Dnjestr-Limans zurückzuziehen begann, und Strabon mit Recht schon in dieser Gegend von der Mündung des Tyras sprechen konnte [1]). Einige

doch schwerlich an einem Punkte der Küste, wo Schiffe keinen Schutz fanden, gegründet sein wird, bestimmt mich an der Angabe des Textes festzuhalten.

1) Wenn das Schiffstagebuch, dessen Verfasser vom Dnjepr zur Donau längs der Küste fuhr, den Hafen Iako, Nikonion, Tyras und den Thurm des Neoptolemos in dieser Reihenfolge nennt, und Köhler den letztern gleichwol auf das östliche Ufer des Dnjestr-Liman's setzt, so zeigt er, dass ihm das Verständniss geographischer Quellen abgeht. E. v. Muralt (les colonies de la côté Nord-Ouest de la mer Noire depuis le Danube jusqu'au Boug, im dritten Bande der Memoiren der archäologischen Gesellschaft zu St. Petersburg, S. 183), meint, dass der fragliche Thurm etwas südlich von Akkerman, bei der Schweizercolonie Schabag gelegen habe, — eine Annahme, welche die Concordanz der Entfernungsangaben vollständig zerrüttet. Becker endlich (im fünften Bande derselben Memoiren, S. 377 — 387) sucht ebenfalls den Thurm, wie es im Text geschehen ist, auf dem hohen Ufer des Salzsees, setzt ihn aber, da er bereits Kremniskoi etwas nordöstlicher als ich sucht, an die nördliche Hälfte dieses Ufers, an eine Einbucht, die er den Kinbetskischen Liman nennt. Es ist möglich, dass dieser Gelehrte das Richtige getroffen hat, — aber der Umstand, dass man an der von ihm bezeichneten Stelle einen Steinkranz von 4 bis 5 Faden im Durchmesser und Thonscherben gefunden hat, kann noch nicht als vollgültiger Beweis betrachtet werden. Ist der Steinkranz wirklich ein Fundament und rührt aus der Griechenzeit, so könnte er

Gelehrte meinen, dass der Thurm von Neoptolemos, dem Feldherrn Mithradats, erbaut sei; sie haben vermuthlich die mir nicht einleuchtende Ueberzeugung, dass unmöglich ein anderer Neoptolemos an das Ufer des Tyras gelangt sein könne; von dem Feldherrn Mithradats wird aber genau eben so wenig, wie von jedem andern Neoptolemos, berichtet, dass er bis zum Tyras gekommen ist[1]). Wahrscheinlicher ist es, dass der Thurm nautischen Zwecken diente, die jetzt freilich bei den Veränderungen, welche das Fahrwasser erlitten hat, nicht mehr mit Sicherheit erkannt werden können; wenn der jetzige Peressyp — was sehr leicht möglich ist — im Alterthume bereits als Sandbank existirte[2]), so mochte der Thurm den von Süden kommenden Fahrzeugen die Richtung anweisen sollen, wo sie den Zugang zu dem zwischen der Bank und dem Festlande liegenden ruhigen Fahrwasser in den Liman zu suchen hatten.

Der Meierhof des Hermonax lag in der Nähe des Thurms, und zwar nördlich von demselben, wenn Strabon bei Aufzählung der Namen die geographische Reihenfolge beobachtet. Das Schiffstagebuch erwähnt diese Ansiedelung nicht: sie war vielleicht von der Küste etwas entfernt, oder hatte, bei ihrer Lage an dem hohen hafenlosen Ufer, für den Schiffer keine Bedeutung. Dagegen wird sie von Ptolemaios angeführt, fünf Minuten westlich und zehn südlich von der Tyrasmündung, welche dieser Geograph unter den Parallel der Stadt Tyras stellt.

Der gelehrte Alexandriner kennt an der Küste zwischen Donau und Dnjestr noch eine Stadt Harpis, die ihm zufolge unter dem Meri-

---

auch zu dem Wirthschaftsgebäude (*θόλος*) in der Meierei des Hermonax gehört haben.

1) E. v. Muralt beruft sich auf Plut. Lucull. 3, wo zwar erzählt wird, dass Neoptolemos bei Tenedos kämpfte, aber nicht, dass er von dort einen kleinen Ausflug nach dem Dnjestr unternommen.

2) Dass Herr Prof. Becker die Peressyp's, durch welche der kleine Salzsee (er nennt ihn den Budazkischen) einerseits vom Meere, andererseits vom Dnjestr-Liman geschieden wird, für neue Bildungen hält, geht schon daraus hervor, dass er sowol den Thurm des Neoptolemos wie das Dorf des Hermonax auf dem Ufer des Continents sucht. Er bemerkt aber auch, dass der Peressyp zum Dnjestr-Liman jünger als der andere und bei der Lockerheit des Erdreichs von zahllosen Gräben durchschnitten ist, durch welche die in den Dnjestr-Liman aufsteigenden Fische sich auch in den Budazkischen See ziehen, wo sie im Herbst, wenn sie zurükkehren wollen, durch Fischreusen leicht gefangen werden. Es ist demnach sehr möglich, dass dieser Peressyp im Alterthum ganz fehlte, während der andere etwas ältere, zwischen dem Budazkischen See und dem Meere, sich damals bereits in Gestalt einer Sandbank bemerklich machte.

dian der südlichsten Donaumündung, 15′ südlich von der Meierei des Hermonax und eben so weit nördlich vom Psilon-Stoma lag. Mit vollkommener Gewissheit lässt sich aus diesen Angaben Nichts entnehmen; aber wir treten ihnen vielleicht durch die Vermuthung am nächsten, dass Harpis am innersten Winkel des Sasik und zwar am westlichen Ufer desselben lag. Fahrzeuge mochten hieher kaum dringen; und so erklärt es sich, dass die Stadt sonst nicht erwähnt wird.

Ganz rathlos sind wir in Bezug auf die angebliche Stadt Aepolium, die Plinius unmittelbar nach Kremniskoi erwähnt. Die Lesart ist überdies sehr unsicher [1]).

Der Dnjestr-Liman war für die hellenische Colonisation von hervorragender Bedeutung: schon zu Herodot's Zeit hatte sich hier eine griechische Bevölkerung angesammelt, die unter dem Namen Tyriten bekannt war [2]). Der Liman scheint im Alterthum gegen das Meer hin ganz offen gewesen zu sein, während er jetzt durch eine bis zum Wasserspiegel erhöhte Sandbank versperrt wird, die nur zwei Oeffnungen darbietet; und von diesen ist nur die südliche, die Einfahrt von Konstantinopel, für Schiffe brauchbar [3]).

Fuhr man in den Liman hinein, so lag zur Linken, nach Strabon 140 Stadien, nach andern auch von diesem Geographen gekannten und durch das Schiffstagebuch bestätigten Angaben 120 Stadien vom Thurme des Neoptolemos entfernt, die Stadt Ophiusa, also ungefähr auf der Stelle des heutigen Akkerman oder ein wenig südlicher. Plinius bemerkt ausdrücklich, dass Ophiusa der ältere Name der von ihm und andern Geographen erwähnten Stadt Tyras ist [4]); und dieser bestimmten Versicherung gegenüber glaube ich keinen Werth darauf legen zu müssen, dass Ptolemaios Ophiusa und Tyras als verschiedene Städte betrachtet, und jene nördlicher als diese ansetzt. Der alte Skylax kennt

---

1) Wenn man die Varianten prüft: Cremense Aepolium, Cremenscaepolium, Crennescaepolium, Cremense Oepolium, Seremens oepolium, Crenne Scopolium, Cremense Obolum, — so kann man sich der Vermuthung nicht erwehren, dass es sich hier um einen Punkt handelt, den die Griechen σκόπελοι, die Felsen, nannten, und der vielleicht die Sandbank bezeichnete, aus welcher der Peressyp des Budazkischen Sees entstanden ist. Ferner scheint Plinius die Stadt Kremniskoi nicht unter diesem abgeleiteten Namen, sondern unter einem einfacheren gekannt zu haben, — etwa als Cremni.

2) Herod. IV, 51.

3) Hommaire de Hell, III, p. 273.

4) Clarus amnis Tyra, oppido nomen imponens, ubi antea Ophiusa dicebatur. Plin. IV, 26. Dieselbe Nachricht giebt Steph. Byz. s. v. Τύρας.

nur Ophiusa, nicht Tyras; eben so Strabon, der auch hier vielleicht aus Ephoros schöpft; die jüngern nennen nur Tyras und nicht Ophiusa. Dagegen muss ich es dahingestellt sein lassen, ob die Aenderung des Namens nicht vielleicht mit der Verlegung des ältern Ophiusa an einen südlicher gelegenen Punkt zusammenhing; der Name der ältern Stadt, die schlangenreiche [1]), scheint eine unvortheilhafte Bodenbeschaffenheit und ein ungesundes Klima zu verrathen, welche die Uebersiedelung an einen höher gelegenen Ort rathsam machen konnten [2]).

Tyras war nach dem Zeugniss des Schiffstagebuchs, dessen Worte sich an dieser Stelle wieder auf Skymnos und durch diesen auf Ephoros zurückführen lassen, eine Colonie der Milesier. Sie war eine Republik: Archonten, Senat und Volksgemeinde werden noch auf einer Inschrift aus d. J. 201 n. Chr. erwähnt, nach welcher der Stadt von den Römern Immunität verliehen wurde. Die günstige Lage an einem fischreichen, und wie das Schiffsbuch erwähnt, für die Fahrzeuge sehr sichern Gewässer, und auf einem höchst fruchtbaren Ackerboden musste der Pflanzstadt bald eine ähnliche commercielle Bedeutung geben, wie sie im Mittelalter das auf derselben Stelle gelegene italiänische Mauro Castro erhielt. Auf dem Boden des heutigen Akkerman, namentlich da wo jetzt die Festung liegt, doch auch in den nördlichern Weingärten und den weiter vom Ufer abgelegenen Stadttheilen hat man zahlreiche Münzen von Tyras gefunden, meistens aus der Kaiserzeit, doch auch einige aus der Zeit der Selbstständigkeit [3]); die verschiedenen Fundorte lassen die Ausdehnung der Stadt oder mindestens der griechischen Bevölkerung, das Gepräge der Münzen die commercielle Thätigkeit der Bewohner errathen. Das Bild des Hermes deutet auf den Handelsverkehr, die Fortuna mit dem Füllhorn auf den Wohlstand der Stadt; der Kopf der Demeter, mit einem Aehrenkranze umwunden, und einzelne Aehren auf dem Revers der Münzen zeigen, dass hier im Alterthum nicht minder als im Mittelalter der Getreidehandel blühte; ja das Bild des Dionysos mit der Traube lässt vermuthen, dass die Einwohner

1) Ptolemaios schreibt wirklich Ophiussa.

2) Vielleicht findet auch der Umstand, dass nach Strabon die Stadt 140 Stadien vom Thurme des Neoptolemos, nach den Angaben der Eingeborenen aber nur 120 Stad. von ihm entfernt sein soll, darin seine Erklärung, dass Strabon jene für Ophiusa geltende Angabe bei Ephoros, diese für die jüngere Stadt bei spätern Schriftstellern fand.

3) E. v. Muralt giebt eine Zusammenstellung der Münzen, a. a. O. p. 192. Vgl. Becker im sechsten Bande der Memoiren der archäologischen Gesellschaft, S. 122—129.

auch den Weinbau versuchten. Becker erwähnt auch Münzen mit dem Gepräge eines Stieres: die in der Umgegend getriebene Viehzucht mag dem Handel ebenfalls wichtige Export-Artikel geliefert haben. Von Sculpturen hat man bisher nur den sehr beschädigten Kopf einer weiblichen Statue gefunden [1]). Den Münzen zufolge nannten sich die Stadtbewohner Tyranen, wahrscheinlich zum Unterschiede von dem Landvolk, den Tyriten, und den Tyrigeten, die stromaufwärts wohnten, namentlich auf einer geräumigen Insel, die durch die Arme des Stromes gebildet wurde.

Der Stadt Tyras gegenüber und 30 Stadien von ihr entfernt lag eine andere griechische Stadt, Nikonia oder Nikonion [2]). Diese Angabe führt auf einen südlich von dem heutigen Ovidiopol gelegenen Punkt, da die Breite des Liman's zwischen dieser Stadt und einem in der Nähe Akkerman's gelegenen Punkte mehr als dreiviertel Meilen beträgt. Aber wie sich am rechten Ufer des Liman's auch nördlich von

1) Mémoires de la société d'archéologie de St. Petersbourg t. VI, p. 124. 127.

2) Hier weiche ich in der Interpretation des Anonymus von Herrn Professor Becker entschieden ab. Obgleich die Differenz sachlich nicht sehr erheblich ist, will ich meine im Text bereits mehrmals ausgesprochene Ansicht doch rechtfertigen. Becker ist der Meinung, dass der Anonymus die Mündung des Dnjestr-Liman's als Mündung des Stromes betrachtet, wie Strabon es thut: er nimmt deshalb an, dass der Anonymus, der von Nordosten kommend die Entfernung vom Hafen Iako bis Nikonion (300 Stad.) angiebt, hier die Tyras-Mündung überspringt, um sie nicht zweimal nennen zu müssen; dass er dann, mit rückläufiger Bewegung, die Entfernung Nikonions von der Mündung (der südlichsten Ecke des östlichen Liman-Ufers) auf 30 Stadien angebe, dann vom Flusse und der Stadt Tyras handele, endlich sich wieder an den Südpunkt des Ostufers versetze und von hier die Entfernung zum Thurm des Neoptolemos auf 120 Stadien berechne. Diese Auffassung, die schon ihrer Künstlichkeit wegen Bedenken erregt und in dem Schiffsbuch, das höchst nüchtern und ordentlich von Station zu Station vorrückt, ein unpraktisches Durcheinander voraussetzt, führt zu dem wunderlichen Factum, dass gerade die Lage des bei Weitem wichtigsten Ortes, der Stadt Tyras nicht genauer angegeben wäre, dass gerade hier die Entfernungen sowol von Nikonion wie vom Thurme des Neoptolemos fehlten. Sie erscheint aber als ganz unhaltbar, wenn man die vom Anonymus angegebene Gesammtsumme der Küstenentwickelung ins Auge fasst; bei Berechnung der letztern hätte derselbe nämlich, wenn Herr Professor Becker seine Ansicht richtig errathen hätte, weder den vollen Abstand Nikonions vom Hafen Iako, noch den Abstand dieser Stadt von der Tyras-Mündung (30 Stad.) mit in Rechnung ziehen dürfen. Gleichwol thut er es. Der betreffende Satz, wie er bei Hudson gelesen wird: *ὁμοῦ ἀπὸ Βορυσθένους ποταμοῦ ἕως Τύρα ποταμοῦ στ. ,δρϛ', μιλ. φη'. ἡ Ἀρτεμίδωρος δὲ ὁ γεώγραφος ἀπὸ πόλεως Χερσῶνος μέχρι Τύρα ποταμοῦ σὺν τῷ περιπλῷ τοῦ Καρκινίτου κόλπου γράφει στ. ,δυϛ', μίλ. φπϑ'. γ',* — dieser Satz ist, wie der Augenschein lehrt, defect und fehlerhaft.

Tyras griechische Bevölkerung zeigte und selbst in den Weingärten nördlich von Akkerman griechische Alterthümer entdeckt sind, hat man auch auf der entgegengesetzten Küste hauptsächlich in unmittelbarer Nähe Ovidiopols Spuren der alten griechischen Ansiedlung aufgefunden, ohne Frage nur deshalb, weil hier der Erdboden in Folge der Neubauten gründlicher durchwühlt ist, während die von der Stadt weiter abgelegenen Aecker nur an der äussersten Oberfläche vom Pfluge durchfurcht wurden; nach den Stadienangaben, die hier sicherlich sehr zuverlässig sind, muss man annehmen, dass Tyras und Nikonia an der Stelle des Liman's lagen, wo er nur dreiviertel Meilen breit ist, dass der Landungsplatz Nikonia's also ungefähr dreiviertel Meilen südlich vom heutigen Ovidiopol lag; weiter nordwärts, auf das Gebiet der zuletzt genannten

---

Hinter dem ersten *ἕως Τύρα ποταμοῦ* sind die Worte: *στ. ωι', μίλ. ρη'· ἀπὸ δὲ Χερσονήσου* — ausgefallen. Die Zahl *,δρκ',* 4120 Stad., ist ferner nach des Anonymus eignen Angaben unerklärlich, entspricht auch garnicht der beigesetzten Zahl der Millien *φη' .η',* 508⅛, welche letztere vollkommen richtig ist; denn 508⅛ Millien sind nach des Anonymus Rechnung 3810 Stad., und dieses ist genau die Gesammtsumme seiner Entfernungsangaben von Cherronesos ab: nämlich 3000 Stad. von dort bis zum Borysthenes (mit Ueberfahrt über den Karkinites, 300 Stad.), und 810 Stad. von hier bis zum Tyras. Es ist also keine Frage, dass sich die Zahl 4120 irrthümlich in den Text eingeschlichen hat, und dass der Anonymus in der Gesammtsumme der Entfernungen von Cherronesos zum Tyras (508⅛ Mill.) nicht nur die volle Entfernung Nikonions vom Hafen Iako (300 Stad.), sondern auch die 30 Stadien, die ihm zufolge Nikonion von der Tyras-Mündung entfernt ist, mitberechnet hat. Nach Herrn Beckers Auffassung hätte er jene Gesammtentfernung von Cherronesos in der runden Summe von einem halben tausend Millien angeben müssen.

Meine Annahme scheint mir also vollkommen gerechtfertigt, dass der Anonymus die Stelle, an welcher die Schiffe in der Stadt Tyras anlegten, als Mündung des Stromes betrachtet; bei dieser Auffassung konnte er mit seinem Verzeichniss ruhig vorschreiten, ohne zurückspringen zu müssen, und sie ist auch physisch dadurch begünstigt, dass sich der Liman bei der Stadt Tyras verengert; der Anonymus war bei ihr ferner nicht in der unangenehmen Lage, gerade bei dem wichtigsten Punkt dieser Küste seine Entfernungen von den zunächstgelegenen Orten übergehen zu müssen. Ich interpretire also: von Jako bis Nikonion 300 Stad., von hier bis zur Mündung des Tyras (d. h. bis zum Landungsplatze in der gleichnamigen Stadt) 30 Stad. (so breit ist nämlich der Liman an dieser Stelle, nach Herrn Professor Becker kaum 5½ Werst), von dieser Mündung des Tyras bis zum Thurm des Neoptolemos 120 Stad., — dieselben 120 Stad., von denen Strabon ausser seinen 110 gehört hatte.

Genau so rechnet auch Arrhian, oder derjenige, der seinen Periplus für diesen Theil der Küste ergänzt hat, wenn er die Küstenentwickelung vom Hafen Iako bis zum Psilon-Stoma auf 1200 Stad. angiebt.

modernen Stadt, mögen sich Landhäuser und vereinzelte Ansiedelungen erstreckt haben. Zu ihnen gehörten die Alterthümer, auf die man bei dem Bau der im Norden der Stadt gelegenen Festung stiess, — alte Gräber, mit Aschenhaufen, Kohlen und menschlichen Gebeinen, Amphoren und griechischen Lampen [1]), und steinernen Särgen [2]). Von dem Piedestal einer Statue, von der nur noch ein Fuss vorhanden ist, bemerkt Waxel nur ganz allgemein, dass es „bei Adjeder" gefunden ist [3]), — bei dem Dorfe, an dessen Stelle das heutige Ovidiopol gebaut ist; auf der Basis befinden sich zwei griechische Eigennamen, von denen der eine falsch geschrieben, der andere gar nicht zu entziffern ist [4]). Ausserdem hat man in dieser Gegend einen schön gearbeiteten Kopf der Aphrodite, eine Herme und eine Silbermünze Alexanders gefunden [5]).

Becker hat sein Augenmerk vornehmlich auf das südlich von der Stadt gelegene Terrain gerichtet, weil er, befangen in einer irrigen Auslegung des Schiffstagebuchs, der Ansicht war, dass Nikonia nur 30 Stadien von der Mündung des Liman's entfernt gewesen sei, — und er glaubt die Lage der alten Stadt entdeckt zu haben, freilich nicht genau an der von ihm designirten Stelle, sondern an einem etwas nördlicher gelegenen Punkte, der von der Mündung etwa 50 bis 60 Stadien absteht und unserer Annahme ziemlich genau entspricht. Zerlegt man nämlich die Küste zwischen Ovidiopol und der Mündung des Liman's in drei gleiche Theile, so ist es der Boden des zweiten Drittels, zwischen den Ortschaften Businowata und Otarik, welcher die meisten Spuren alter Ansiedelungen trägt. Nach Becker's Zeugniss ist die Erde, namentlich in der Mitte dieses Districts, mit zahllosen Thonscherben angefüllt, fast so wie der Boden des alten Olbia, und umschloss eine solche Menge von Bausteinen, dass die Bewohner der benachbarten Ortschaften dieses Feld lange als Steinbruch benutzten. Ja ein alter Mann wusste zu erzählen, dass er vor vielen Jahren hier noch die Ueberreste eines Thurmes gesehen habe. Wichtiger aber ist, dass durch das Einsinken und Einstürzen des lockern Erdreichs am Liman und an zwei parallelen, in

---

1) Ein solches Grab ist von Pallas, Bemerkungen auf einer Reise durch die südlichen Statthalterschaften, Bd. II, S. 305—308 beschrieben und abgebildet.

2) E. v. Muralt, a. a. O., p. 186.

3) Léon de Waxel, recueil de quelques antiquités trouvées sur les bords de la mer Noire (Berlin 1803) p. 8.

4) Boeckh, Corp. Inscript. Graec. No. 2057.

5) E. v. Muralt, a. a. O., p. 186.

den Liman mündenden Schluchten zwei Amphoren entblösst wurden, und dass auf dem durch diese Abschnitte eingeschlossenen Terrain auch andere Thongefässe entdeckt worden sind[1]). Um so mehr müssen wir es bedauern, dass der genannte eifrige Alterthumsforscher nicht in der Lage gewesen zu sein scheint, hier umfassende Nachgrabungen veranstalten zu können: sie würden unserer Ueberzeugung nach nicht resultatlos geblieben sein. Nikonia scheint freilich lange nicht die Bedeutung des gegenüber liegenden Tyras besessen zu haben; aber an der Stelle des letztern lag auch im Mittelalter eine vielbesuchte Ansiedelung, deren Bewohner für ihre Bauten manche Alterthümer dem Boden entrissen haben werden, — während die Stätte des alten Nikonia, wie es scheint, viel weniger berührt wurde.

300 Stadien von Nikonia entfernt lag nach Arrhian und dem Anonymus der Hafen Iako, den der erstere Limen Isiakôn nennt, — ein Name, der Herrn v. Muralt veranlasst hat, an den Isis-Dienst zu denken und die Gründung dieser Niederlassung in die Römerzeit zu versetzen. Kiepert wird dadurch, dass er Nikonia auf der Stelle sucht, wo heute die Festung von Ovidiopol steht, genöthigt, dem Hafen Iako einen Platz bei der heutigen Colonie Lustdorf, am „trocknen Liman" anzuweisen und dagegen eine Localität, die in unserm Jahrhundert zu ausserordentlicher commercieller Bedeutung gelangt ist, von den Griechen unbesucht zu lassen. Wir, die wir das alte Nikonia südlicher als Kiepert suchen und für die Fahrt von hier bis zur Mündung des Dnjestr-Liman's nur etwa 50 Stadien in Rechnung bringen dürfen, werden nach Zurücklegung der noch fehlenden 250 Stadien zum Anfange des Hafens von Odessa geführt. Dass diese Rhede von den Griechen nicht übersehen wurde, ist schon an sich wahrscheinlich; aber die in Odessa entdeckten Alterthümer stellen es ausser Zweifel, dass hier eine griechische Ansiedelung lag. Nach Muralt sind an dem heutigen Boulevard, dem Zollhause, dem Theaterplatze und der lutherischen Kirche bemalte Vasen, Amphoren, Schaalen, Gräber und Fundamente mit Alterthümern entdeckt worden, welche beweisen, dass die griechische Ortschaft hart am Ufer lag[2]).

Ueber die Entfernung des nächsten Ortes, des Hafens der Istrier[3]), vom Hafen Iako, stimmen Arrhian und der Anonymus nicht

1) Becker, a. a. O., VI, p. 115—121. 2) Muralt, a. a. O., III, p. 187. 188.

3) Die Bewohner von Istros hiessen gewöhnlich *Ἰστριεῖς;* da die Stadt aber auch Istria genannt wurde, war nach Steph. Byz. s. h. v. auch das Ethnikon *Ἰστριανοί* im Gebrauch; ebenso geben die Münzen *Ἰστριηνῶν*. Unser Hafen wird *λιμὴν Ἰστριανῶν* genannt.

überein; jener giebt 50, dieser 90 Stadien an, und die Differenz erregt die Vermuthung, dass auch auf dieser Strecke wieder die Biegung eines Liman's eine verschiedene Messung möglich machte. In der That ziehen sich zu der Bucht von Odessa zwei langgestreckte Salzseen hin, in welche die Kujalnik-Bäche ihr Wasser ergiessen. Da diese zu den bedeutendern der Steppe gehören, ist es wahrscheinlich, dass der sie vom Meere trennende Peressyp eine Bildung neuerer Zeit ist, dass sie im Alterthum den Schiffen zugänglich waren und dass an ihrem Ufer von Istros aus eine Niederlassung gegründet war. Je nachdem nun der Küstenfahrer die Mündung des ehemaligen Liman's notirte, oder in denselben bis zur Ortschaft hineinfuhr, wurde die Entfernung vom Hafen Iako geringer oder grösser. Nach Becker's Beschreibung der Localität werden beide Seeen durch einen hohen Landrücken getrennt, vor dem sich bis zum Meere eine flache Niederung von sehr junger Formation ausdehnt; er ist deshalb ebenfalls der Meinung, dass dieser Peressyp im Alterthum noch nicht vorhanden gewesen ist und sucht den Hafen der Istrier am rechten Ufer des östlichern Sees, bei den Besitzungen der Fürsten Schewachoff, wo wieder zahlreiche in dem Boden befindliche Thonscherben wenigstens so viel wahrscheinlich machen, dass hier in frühern Zeiten wirklich eine Ortschaft lag [1]).

250 Stadien östlicher lag Odessos, wie Arrhian und der Anonymus den Namen des Ortes schreiben. Zwischen ihm und dem Hafen der Istrier erwähnt der letztere noch eine Localität, „die Felsen“ oder „Klippen“, 160 Stadien von Odessos entfernt, womit vielleicht der östliche Vorsprung der Bucht von Odessa gemeint ist, oder irgend eine Untiefe im Osten desselben. Das alte Odessos muss am linken Ufer des beträchtlichen Liman's gelegen haben, in den der Teligul mündet. Plinius nennt die Stadt Ordesos: da alle seine Handschriften hierin übereinstimmen, Ptolemaios an dieser Küste ebenfalls ein Ordesos am Axiakes (also dem Teligul) kennt [2]), und auch die „Stadt Skythiens, Kardesos“, die bereits von Hekataios erwähnt wird [3]), kaum auf einen andern Ort gedeutet werden kann, möchte ich die Schreibart Ordesos für richtiger halten, und glauben, dass die spätere Arrhian's und des Anonymus nur irrthümlich hierher gelangt ist, weil der Name der mysischen Stadt Odessos viel geläufiger war. Dass beide Ortschaften im

1) Becker, a. a. O., VI, S. 184. 185. — Wie die Griechen an der Bucht von Odessa zwei Ansiedelungen besassen, zeigt auch Fredutio's Karte hier zwei Namen: Flordelix und barbarexe.

2) Ptolem. III, c. 5, 29.

3) Hecataei fragm. ed. Klausen p. 88.

Alterthum wirklich oft verwechselt wurden, beweisen die von Plinius an das Nordgestade des Pontos verpflanzten Krobyzer und Troglodyten, die in unmittelbarer Nähe der mysischen Stadt lebten.

Ausser diesen von den Schiffstagebüchern erwähnten Ortschaften kennt Ptolemaios zwischen Tyras und Borysthenes noch eine Stadt, Physke. Er setzt sie unter gleiche Breite mit der Tyras-Mündung, d. h. mit der Stadt Tyras, und 20′ östlicher; dies führt genau auf die von Kiepert gewählte Stelle nördlich von der Mündung des Dnjestr-Liman's, an dem Steppenbach Baraboy; es wird mir nur dadurch, dass die Schiffsbücher den Ort nicht namhaft machen, zweifelhaft, ob er hart an der Küste und nicht vielmehr weiter im Innern zu suchen ist. Als Hafenplatz werden wir ihn keinesfalls betrachten dürfen, sondern als eine, vielleicht von Tyras aus gegründete Ackercolonie. Der überaus fruchtbare Ackerboden, dem in unsern Tagen die zahlreichen deutschen Colonien am Baraboy ihren Wohlstand verdanken, wird auch die Colonisationsthätigkeit der Hellenen angezogen haben. Bei Andrianowka, unfern der Mündung des Baches, hat man nach Becker ein altes Grab und in demselben Orte auch eine Münze von Tyras gefunden; ja selbst bei Petersthal, einer Colonie, die sechs Stunden aufwärts am Baraboy liegt, sind Gräber mit griechischen Alterthümern entdeckt worden [1]): es können nur die Interessen des Ackerbaues gewesen sein, welche griechische Ansiedler so weit in das Innere führten.

Blicken wir auf die Küste von der Donau-Mündung bis Odessos oder Ordesos zurück, so sehen wir, dass sich fast an jeder Meeresbucht, die den Schiffen Schutz versprach, eine griechische Ansiedelung erhob. Selbstständige Bedeutung scheint von allen nur Tyras erlangt zu haben, das eigene Münzen prägte; inmitten der Tyriten, einer griechischen Bevölkerung, die sich, wie wir so eben sahen, des Ackerbaues wegen auch tiefer in das Binnenland hineingezogen hatte, konnte es die reichen Hilfsquellen des Bodens flüssig machen und zu einem Wohlstande gelangen, der die Stadt noch zur Kaiserzeit bedeutend machte [2]). Die übrigen Ansiedelungen mögen von Tyras, oder von Istros, oder von Olbia ausgegangen sein; bei einigen verräth ihre Lage am Eingange der Limans, dass sie, abgesehen von ihrer allgemeinen Bedeutung als Zu-

1) Becker, a. a. O. VI, p. 190.

2) Da die Stadt, wie die oben erwähnte Inschrift lehrt, am Anfange des dritten Jahrhunderts n. Chr. nicht ohne Bedeutung war, kann ich auch wol anführen, dass sie noch von Ammian erwähnt wird, — freilich an einer Stelle, wo uns die Altergelehrsamkeit dieses Schriftstellers eine unglaubliche Fülle von Irrthümern in höchst elegantem Redeschmuck auftischt (XXII, 8, 41).

fluchtsorte für die längs der Küste segelnden hellenischen Schiffe, hauptsächlich des ergiebigen Fischfanges [1]) und des Salzgewinnes wegen angelegt waren; das Dorf des Hermonax und Physke waren vermuthlich Ackercolonieen, Harpis eine Ansiedelung auf einer bereits von den alten Landeseinwohnern bebauten Stelle; denn südlich von den Tyrangeten, den Tyras-Anwohnern, lebten nach Ptolemaios die Arpier [2]), und es liegt nahe, dass entweder hier Harpier, oder dort der in ihrem Gebiete gelegene Ortsname Arpis geschrieben werden muss.

Die nächste Station, östlich von Ordesos, 80 Stadien davon entfernt, bildete die kleine vor der Mündung des Dnjepr-Liman's gelegene Insel Beresan, die von Ptolemaios Borysthenis genannt wird. Sie gehörte schon zu dem Gebiete von Olbia. Da es unsere Absicht ist, die Schicksale dieser bedeutenden Stadt und die Völkerbewegung, durch die sie bedingt wurden, in einem besondern Abschnitt auseinander zu setzen, enthalten wir uns hier des topographischen Details, und gehen mit der kurzen Bemerkung, dass die Trümmer Olbia's am rechten Ufer des Bug, südlich von dem Flecken Ilinsky, liegen, sofort zur Beschreibung des jenseits der Dnjepr-Mündung sich hinziehenden Küstenstrichs über.

Die Achilles-Laufbahn, der Meerbusen Karkinites und die Nordwestküste Tauriens.

Am linken Ufer des Dnjepr beginnt die niedrige Steppe (S. o., S. 16), die sich nach Süden hin bald so sehr senkt, dass die Meereswogen über sie hinrollen und einen tief einschneidenden Busen bilden, der die taurische Halbinsel von dem Festlande trennt und im Osten durch den Isthmus von Perekop begrenzt wird. Die Küste des taurischen Continents besitzt keinen brauchbaren Hafen, und die Bucht selbst ist so seicht, dass sie den Schiffen kaum zugänglich ist [3]); selbst die Griechen mit ihren kleinen Fahrzeugen scheinen selten in sie eingedrungen zu sein, wie aus der Unsicherheit ihrer Angaben über den Umfang des Busens gefolgert werden kann. Dass Strabon, Plinius, Mela und Ptolemaios diese Küste nicht als Augenzeugen beschreiben, wird Niemand bezweifeln; aber auch Arrhian und der unbekannte Verfasser des Schiffstagebuches oder ihre Gewährsmänner sind nicht längs der Küste bis zu dem Isthmus gefahren, welcher die taurische Halbinsel mit dem Continent verbindet. Arrhian's Angaben über die Entfernungen der einzelnen

1) Dies gilt auch von Ordesos, an dessen Stelle Fredutio den Namen grotte de tonne setzt.

2) Ptolem. III, c. 10, § 13. 3) Hommaire de Hell, III, p. 94.

Punkte lassen vielmehr erkennen, dass er selbst oder sein Gewährsmann von dem „schönen Hafen" an der Nordküste Tauriens quer über die Bucht nordwärts schiffte, ohne ihr Inneres zu besuchen; und der Anonymus bemüht sich so sichtlich, Strabon's und Arrhian's Ausdrücke zu interpretiren, und schliesst sich in den Zahlenangaben so genau an den erstern an, dass wir eigne und neue Kenntnisse in seinem Bericht nicht erblicken können [1]).

Hieraus erklären sich die unrichtigen Vorstellungen der Alten über Richtung und Grösse der Bucht, die von ihnen bald der Karkinites, bald die Bucht von Tamyrake genannt wird. Strabon und Ptolemaios glaubten, dass sie tief nach Norden in das Land schneide [2]), parallel der Richtung, die sie allen Gewässern dieser Küste zuschrieben. Da sie dem Borysthenes überall einen südlichen Lauf anwiesen, gewannen sie auch für die nördliche Richtung der Meeresbucht Raum. Die Grösse derselben war an sich schwer zu bestimmen, da die Küste zerrissen ist und die Angaben verschieden ausfallen müssen, je nachdem man ihren Einbiegungen mehr oder weniger folgt. So lagen Strabon höchst abweichende Zahlen vor; er selbst nimmt die Ausdehnung auf 1000 Stadien an, — was bei den von ihm bezeichneten Anfangspunkten selbst für den Umfang der Bucht zu viel ist; bemerkt aber doch, dass sie nach andern Angaben dreimal so gross wäre [3]).

---

1) Wenn der Anonymus sagt: *ἀπὸ δὲ τοῦ ἀκρωτηρίου Ταμυράκης παρήκει ὁ Ἀχίλλειος δρόμος, ὅπερ ἐστὶν ἠὼν, τοῦτ' ἐστὶν αἰγιαλὸς σφόδρα μικρὰ καὶ στενὴ κ. τ. λ.*, so interpretirt er Arrhian, der die Achilles-Laufbahn nicht erwähnt, aber von *ἠόνες* spricht; und die Ausdrücke des Anonymus: *κατὰ μέσην δὲ αὐτῆς* (der Achilles-Laufbahn) *αὐχὴν ἰσθμοειδὴς, τοῦτ' ἐστὶν στενώδης, τῇ ἠπείρῳ ἢτοι τῇ γῇ συνάπτει*, sollen offenbar Strabon's Worte erläutern, der von derselben Nehrung sagt: *διέχουσα τῆς ἑκατέρωθεν τοῦ αὐχένος ἠπείρου σταδίους ἑξήκοντα* und den Landstrich, der die Nehrung mit dem Festlande verknüpfte, stets *τὸν τοῦ ἰσθμοῦ αὐχένα* nennt.

2) Strabon bemerkt dies ausdrücklich, und wenn Ptolemaios die Bucht so tief nach Norden dringen lässt, dass er die Mündung des Karkinitesflusses unter dieselbe Breite wie die Borysthenesmündung setzen konnte, so zeigt er sich von demselben Irrthum befangen. Der gelehrte Alexandriner wurde dazu durch eine ungenaue Angabe über die Dauer des längsten Tages in Tamyrake verleitet, die er — zu hoch — auf gerade 16 Stunden berechnet fand. Ptol. VIII. 10.

3) Die letzte Zahl soll nämlich nur für den nördlichen Theil der Bucht, bis zum Isthmus von Perekop gelten, — was vielleicht nur ein Missverständniss Strabon's ist, welches aus seiner irrigen Vorstellung über die Richtung des Meerbusens herfloss. Eine Berechnung des Umfangs wird übrigens auch dadurch erschwert, dass sich die Bucht nach dem offenen Meere unmerklich erweitert, also keine markirten Anfangspunkte hat.

Wenn nun das Innere der Bucht von Tamyrake in Folge ihrer Beschaffenheit für den Handel keine Wichtigkeit hatte, so erlangte die vorliegende Küste des Continents durch ihre absonderlichen Umrisse für den Cultus der Griechen eine hohe Bedeutung. Sie wird nämlich in paralleler Richtung von einer langen, schmalen Nehrung begleitet, die etwa auf der Mitte des Weges von der Borysthenesmündung zum Isthmus von Perekop durch eine Landenge mit dem Continent in Verbindung steht. Die Länge der Nehrung giebt Köhler auf 105 Werst an [1]); aber aus dem seiner Abhandlung beigefügten Kärtchen ergiebt sich, dass ihre Ausdehnung mindestens auf 115 bis 120 Werst, d. h. auf 16½ deutsche Meilen oder etwa 660 Stadien veranschlagt werden muss. Diese lange Landzunge erhebt sich wenig über den Meeresspiegel; an vielen Stellen ist sie den Ueberfluthungen des Meeres ausgesetzt [2]), und ihr westlicher Theil ist jetzt in zwei längliche Inseln zerrissen, welche den Namen Tendera führen, während die östliche Landzunge, Djaril Agatsch genannt, noch zu der Zeit, als die der Abhandlung Köhlers beigefügte Karte entworfen wurde, eine zusammenhängende Nehrung bildete. Seit dem Jahre 1834 soll indess auch diese Hälfte durch einen Durchbruch in eine Insel verwandelt worden sein [3]).

Es scheint, dass die Griechen einen flachen Meeresstrand oder auch ein ähnliches Flussufer mit festem Sandboden als ein für den Wettkampf im Laufe besonders geeignetes Terrain und deswegen als Lieblingsplätze Achills betrachteten, der seiner Schnellfüssigkeit wegen vor allen Heroen des Alterthums gepriesen und schon in den homerischen Gedichten mit einem auf diese Eigenschaft bezüglichen stehenden Beiwort beehrt war. Es wird berichtet, dass die Alten derartige Landstriche ganz allgemein „Achills Laufbahnen“ nannten [4]). Noch viel näher lag dies bei einer schmalen, fast überall vom Meer umgebenen Nehrung, wo die Natur selbst eine vortreffliche Rennbahn abgesteckt zu haben schien, so dass es selbst dann, wenn die Griechen nicht voll von den Mythen gewesen wären, welche dem troischen Helden nach seinem frühen Tode in diesen Gegenden einen seligen Aufenthalt anwiesen, nicht verwundern dürfte, dass sie einem Küstenstrich von

---

1) Köhler, mémoire sur les îles et la course consacrées à Achille, in den Abhandlungen der Petersburger Akademie der Wissenschaften, Bd. X. 1826. S. 618.

2) Köhler, a. a. O., S. 554. 620.

3) Vgl. Zeune, „über die Inseln und die Rennbahn des Achilles“, in Berghaus Annalen der Erdkunde Bd. XI, 1835, S. 330.

4) Διονύσιος ὁ Ἀλβιανὸς ἱστορεῖ τὰς εὐρείας ἠϊόνας λέγεσθαι Ἀχιλλέως δρόμους. Schol. Apoll. Rhod. II, 658.

so ausgezeichneter Form den Namen der Achilles-Laufbahn beilegten. Ueber die Verehrung, welche dieser Heros am Nordufer des Pontos genoss, und über den hierauf bezüglichen Sagenkreis werden wir ausführlicher bei der Darstellung der Verhältnisse Olbia's sprechen: hier genügt uns die Bemerkung, dass schon Herodot das bezeichnete Terrain unter dem Namen der Achilles-Laufbahn kennt [1]), und dass auch Euripides von Achills schönen Rennbahnen im Pontos spricht [2]). Seitdem wird die merkwürdige Landzunge oft und ausführlich beschrieben; am Genauesten, in sachlicher Hinsicht, von Strabon.

„Verlässt man die Insel vor der Borysthenes-Mündung" sagt dieser Geograph, „so fährt man ostwärts zur Spitze der Achilles-Laufbahn, einem Punkte, der allerdings baumlos ist, aber doch „Hain" genannt wird und Achill geweiht ist [3]). Dann folgt die Achilles-Laufbahn, eine flache, sich am Meere hin erstreckende Halbinsel; sie ist wie ein Band, nach Osten hin ungefähr 1000 Stadien lang, höchstens 2 Stadien und an der schmalsten Stelle nur vier Plethren (400 Fuss) breit, und entfernt sich zu beiden Seiten des Isthmus 60 Stadien von dem Festlande. Sie ist sandig, hat aber Brunnenwasser; der Isthmus an ihrer Mitte ist etwa 40 Stadien breit. Sie endet in der Richtung auf ein Vorgebirge, welches Tamyrake heisst und einen nach dem Festlande blickenden Ankerplatz bildet. Nach diesem Vorgebirge folgt der geräumige Meerbusen Karkinites, der sich nach Norden hin ungefähr 1000 Stadien weit erstreckt; die Anwohner — sie heissen Taphrier — behaupten,

---

1) Der Fluss Hypakyris lässt zu seiner Rechten *τήν τε Ὑλαίην καὶ τὸν Ἀχιλλήϊον καλεόμενον Δρόμον*. Herod. IV, 55. *Ἡ δὲ Ὑλαίη ἐστὶ μὲν παρὰ τὸν Ἀχιλλήϊον Δρόμον*. IV, 76.

2) *τὰν πολυόρνιθον ἔπ' αἶαν Λευκὰν ἀκτὰν Ἀχιλῆος, Δρόμους καλλισταδίους, εὔξεινον κατὰ πόντον*. Eurip. Iphig. in Taur. 435—39.

3) Köhler meint, dass Strabon unter diesem heiligen Vorgebirge ebensowenig die westliche Spitze der Achilleslaufbahn verstehe, wie unter dem Cap Tamyrake die östliche. Das ist irrig; denn Strabon sagt ausdrücklich: *ὁ πλοῦς ἔστιν ἐπὶ ἄκραν τὴν τοῦ Ἀχιλλείου δρόμου*, und eben so wenig stichhaltig ist Köhlers Bemerkung, dass Strabon, wenn dieses seine Meinung gewesen, nicht hätte fortfahren können: *εἶτα ὁ Ἀχίλλειος δρόμος*. Mit dem Vorgebirge Tamyrake hat es eine andere Bewandtniss; denn Strabon sagt von der Nehrung, *τελευτᾷ πρὸς ἄκραν, ἣν Τεμυρίκην καλοῦσιν*, — eine Wendung, die ich im Text richtig übersetzt zu haben glaube. Dass Strabon von der Existenz zweier Spitzen, der Westspitze der Achilleslaufbahn und der Spitze von Kinburn, vielleicht keine Vorstellung hatte, ist möglich, aber es folgt aus seinen Worten nicht; den von ihm erwähnten Hain Achills bezeichnet er wenigstens ausdrücklich als die westliche Spitze der Laufbahn.

dass es bis zur innersten Bucht dreimal so weit sei. Den Meerbusen nennt man auch Tamyrake, eben so wie das Vorgebirge".

Mit dieser Beschreibung stimmt das anonyme Schiffstagebuch in vielen Einzelnheiten so genau überein, dass man annehmen muss, sein Verfasser habe Strabon's Bericht vor Augen gehabt oder mit ihm aus gleichen Quellen geschöpft. „Nach dem „„schönen Hafen"" (an der Nordküste Tauriens)", heisst es in dem Tagebuch, „fängt der Meerbusen Karkinites an, der sich bis Tamyrake erstreckt und einen Umfang von 2250 Stadien hat; wenn man aber nicht längs der Küste, sondern in gerader Linie über den Eingang des Busens schifft[1]), sind es nur 300 Stadien. Von dem Vorgebirge Tamyrake ab erstreckt sich die Achilles-Laufbahn, welche ein Strand oder ein sehr langes und schmales Meerufer ist, in einer Ausdehnung von 1200 Stadien. Ihre Breite beträgt 4 Plethren, und ihre Spitzen sind Inseln; sie ist 60 Stadien vom Festlande entfernt. In ihrer Mitte knüpft sie ein isthmusförmiger, d. h. schmaler Rücken, der 40 Stadien breit ist, an den Continent oder das Land. Wenn man nun von Tamyrake längs der erwähnten Laufbahn zu dem andern Vorgebirge derselben, welches „der heilige Hain der Hekate" genannt wird, hinfährt, muss man die oben erwähnten 1200 Stadien zurücklegen. Vom heiligen Haine der Hekate bis zum schiffbaren Strome Borysthenes sind noch 200 Stadien".

In diese Darstellung haben sich einige Missverständnisse eingeschlichen, welche beweisen, dass der unbekannte Verfasser nicht eigene Messungen mittheilt, sondern nach fremden Quellen gearbeitet hat. Ihre Aufklärung ist für die Topographie nicht ohne Interesse.

Die Naturbeschaffenheit, die Breite der Nehrung und des Landstrichs, durch den sie mit dem Festlande zusammenhängt, wie die Ent-

---

1) So muss man wol die gewöhnliche Lesart übersetzen: *μὴ περιπλέοντι τοίνυν αὐτὸν (τὸν Καρκινίτην), ἀλλ' ἐπ' εὐθείας διαπλέοντι τὸν ἰσθμὸν εἰσὶν* στ. 300, — so dass *ἰσθμὸς* hier nicht die Verbindung zwischen zwei Ländern, sondern zwischen zwei Gewässern bedeutet, eine Anwendung des Wortes, die zwar auffallend ist, aber nach der Etymologie nicht unzulässig erscheint. Nahe läge es freilich, zu corrigiren *ἐπ' εὐθείας διαπλέοντι εἰς τὸν ἰσθμὸν*, d. h. in gerader Richtung zum Isthmus von Perekop; aber dieses wäre kein entsprechender Gegensatz zu *περιπλεῖν*, und auch die Thatsache selbst, dass griechische Schiffe bis in das Innere der Bucht gedrungen sind, ist mir zweifelhaft. Strabon beruft sich in Bezug auf die Grösse des Busens positiv auf das Zeugniss der anwohnenden Taphrier. Die gewöhnliche Lesart scheint mir also trotz der seltenen Anwendung des Ausdrucks *ἰσθμός* viel vorzüglicher, und für die letztere giebt Hesychius' Glosse *εἰσθμός, εἴσοδος ὕδατος στενή* den Schlüssel.

fernung derselben vom Continent sind von Strabon ziemlich richtig angegeben worden. Wir haben bereits oben bemerkt, dass man auf der Halbinsel südlich vom Dnjepr nur wenige Fuss tief graben darf, um auf Wasser zu stossen, das allerdings an einigen Stellen brackig ist[1]). Aber die Längenausdehnung ist, wenn man bloss die Nehrung ins Auge fasst, von Strabon zu hoch auf 1000 Stadien, d. i. auf 25 Meilen angegeben. Plinius hat uns das von Agrippa mitgetheilte Resultat einer viel genauern Messung aufbewahrt, nach welcher die Längenausdehnung 80,000 Schritt, d. h. 16 Meilen oder 640 Stadien betrug[2]). — ein Resultat, welches der Wahrheit sehr nahe kommt. Dieselbe Angabe hatte ohne Frage Ptolemaios vor Augen, wenn er zwischen dem westlichen und östlichen Vorgebirge der Achilles-Laufbahn, die sich bei ihm in gerade östlicher Richtung erstreckt, einen Längenunterschied von 1° 55′ berechnet, der nach seiner Ansicht unter dieser Breite eine Ausdehnung von 660 Stadien repräsentirt[3]). Genauer konnte er die Angabe Agrippa's nicht wiedergeben, da er den Grad nur in zwölf, nicht wie wir in sechszig Theile zerlegt, und demgemäss eine Differenz von 20 Stadien nicht mehr markirt.

Was nun die viel zu grossen Angaben Strabons und des Anonymus — von 1000 und 1200 Stadien für die Ausdehnung der Achilles-Laufbahn — betrifft, so vermuthe ich, dass beide aus Varro geschöpft haben, der nicht speciell die Länge der Nehrung, sondern die

---

1) S. o., S. 81.

2) Plin. hist. nat. IV, 12.

3) Herr Zeune sagt a. a. O., dass der Längenunterschied 23 Meilen betrage. Wenn er wirklich gerechnet, und nicht bloss *gerathen* hat, was einem Mathematiker, wie Ptolemaios gegenüber, wirklich nicht rathsam ist — so muss er alle Fehler begangen haben, die bei dieser Rechnung überhaupt möglich sind. Er hat vermuthlich 1) die *wahre* nördliche Breite der Laufbahn in Rechnung gezogen und 2) den Grad eines grössesten Erdkreises auf 15 d. Meilen angenommen. Beides ist unzulässig. Das Erste, weil Ptolemaios, wenn er aus Entfernungsangaben die östliche Länge berechnete, dabei *seine* Ansicht über die nördliche Breite zum Grunde legte, nicht unsere moderne Gelehrsamkeit. Nun war damals die nördliche Breite der Borysthenesmündung, nach Schiffernachrichten über die Entfernung derselben von Byzanz, auf 48° 30′ fixirt, und die Achilleslaufbahn setzte Ptolemaios, ebenfalls nach Schiffernachrichten, einen Grad südlicher. Ein Grad des grössesten Erdkreises betrug bei ihm aber nur 500 Stadien, und dieses muss namentlich bei der Reduction seiner *Längen*angaben auf Entfernungen, wo seine Rechnung nur höchst selten durch astronomische Bestimmungen rectificirt werden konnte, stets in Anschlag gebracht werden. Aber selbst mit Hilfe dieser beiden Versehen rechne ich nur immer 20 Meilen heraus, und es muss Herrn Zeune gelungen sein, noch andere Fehler zu begehen.

Entfernung Tamyrake's von der Borysthenes-Mündung verzeichnet zu haben scheint. Eine Zusammenrechnung der einzelnen Entfernungsangaben des Anonymus, vom herakleotischen Cherronesos bis zur Mündung jenes Stromes liefert nämlich genau dasselbe Resultat, welches Plinius als Angabe Varro's bezeichnet, — 3000 Stadien [1]). Aus dieser vollkommenen Uebereinstimmung folgere ich, dass der Anonymus entweder Varro selbst oder dessen Quelle benutzt hat; denn es handelt sich um die Messung einer so zerrissenen Küste, dass nicht die Divergenz, sondern die Coincidenz der Angaben auffällt. Welches nun auch die gemeinsame Quelle gewesen sein mag, — sie enthielt, wie wir aus den Worten des Anonymus ersehen, nur eine Angabe über die Entfernung Tamyrake's von dem Hain der Hekate (1200 Stad.) und über die des letztern von der Borysthenes-Mündung (200 Stad.). Den Hain der Hekate scheint Strabon nicht gekannt, wohl aber gewusst zu haben, dass die Westspitze der Achilleslaufbahn der heilige Hain Achills genannt werde. Da nun der erstere — der Hain der Hekate — von der Borysthenes-Mündung noch 200 Stadien entfernt sein sollte, wagte er nicht, ihn auf die heutige Spitze Kinburn zu deuten; es war ihm durch jene Angabe vielmehr die Vermuthung nahe gelegt, dass beide heilige Haine vielleicht denselben Ort bezeichneten; aber vorsichtig wie gewöhnlich, begnügt er sich, die Westspitze der Laufbahn schlechtweg „Hain" zu nennen. Auf der andern Seite wusste er, dass das Cap Tamyrake nicht die Ostspitze der Laufbahn war; diese endet, — sagt er — in der Richtung auf das Cap, nicht mit dem Cap Tamyrake. Unter allen Umständen durfte er daher nicht die Angabe von 1200 Stadien als Länge der Laufbahn betrachten: diese lag zwischen den beiden erwähnten Endpunkten, er wählte also eine geringere ihm vorliegende Angabe für ihre Ausdehnung, 1000 Stadien [2]) — bezeichnete vorsichtig aber auch diese nur als eine ungefähre, wie sie denn in der That nach dem Obigen noch zu hoch gegriffen ist. Wir wissen nun aus Ptolemaios, dem, wie wir sahen, eine sehr genaue Angabe über die Ausdehnung der Laufbahn vorlag, dass Strabon's Bedenklichkeit in der That

---

1) 375,000 Schritt. Plin. IV, 24. Die Angaben des Anonymus sind folgende: von Cherronesos bis Koronitis 600 Stad., von hier nach dem schönen Hafen 700 Stad., dann quer über den Busen von Tamyrake 300 Stad., von Tamyrake zum Hain der Hekate 1200 Stad., von hier zur Borysthenesmündung 200 Stad., in Summa 3000 Stad. = 75 deutsche Meilen = 375,000 römische Schritt.

2) Es sind die 125,000 Schritt, die Plin. IV, 26. ausser der correcten Angabe Agrippa's anführt.

gerechtfertigt war, dass der Hain der Hekate, das Cap Tamyrake und die beiden Spitzen der Laufbahn wirklich vier verschiedene Punkte bezeichneten. Der gelehrte Alexandriner erwähnt nämlich ausser den beiden ersten auch „das heilige Vorgebirge“ und das Cap Misaris; jenes als West-, dieses als Ostspitze der Laufbahn. Leider führt nun eine Vergleichung der Lage aller benachbarten Orte, wie sie von Ptolemaios angegeben wird, mit der dem Haine der Hekate angewiesenen Position zu der Ueberzeugung, dass zwischen diesen Angaben kein Zusammenhang obwaltet, dass Ptolemaios vielmehr die geographische Länge und Breite des Haines der Hekate nach einer besondern, vereinzelten Entfernungsangabe berechnet hat und so zu einem Resultate gelangt ist, welches mit den übrigen Ortsbestimmungen der Umgegend nicht im Einklang steht. Da er aber den Hain der Hekate unmittelbar nach den Angaben über die Mündungen des Borysthenes und Hypanis, und zwar als eine Landspitze anführt, so können wir kaum irren, wenn wir in ihm die einzige noch nicht namhaft gemachte Spitze dieser Gegend erblicken, und mit Kiepert das Cap, auf welchem jetzt das Fort Kinburn steht, als den Hain der Hekate betrachten.

Dieses war also der Endpunkt der Messung Varro's. Aber der Zusatz, dass von hier bis zur Dnjepr-Mündung noch ein Weg von 200 Stadien sein solle, — Varro betrachtete nicht den Ausfluss des Liman's als Mündung des Stromes, sondern den Zusammenfluss des Dnjepr und Bug, — machte Strabon bedenklich und führte den Anonymus in entschiedenen Irrthum [1]).

Aus Strabon erhellt, dass das Vorgebirge Tamyrake eine der zahlreichen Landecken ist, die von dem taurischen Continent in den Karkinites vorspringen. Köhler's Meinung, dass das Cap Tarchan, die westliche Spitze der Krim, dem Cap Tamyrake entspreche, ist ohne allen Halt. Wir haben oben Strabon's Worte mitgetheilt, mit welchen er die Küste von der Borysthenes-Mündung ab beschreibt; erst nach jenen Sätzen handelt er von dem heutigen Isthmus von Perekop; Tamyrake kann also unmöglich in der Krim gesucht werden. Arrhian beschreibt die Küste der taurischen Halbinsel vom kimmerischen Bos-

1) Aus dem sichtlichen Bemühen des Anonymus, die Ausdrücke Strabon's und Arrhian's zu interpretiren, und seiner Bereitwilligkeit, detaillirte Zahlenangaben anderer Schriftsteller aufzunehmen, erhellt, dass dieser Theil des Tagebuchs nicht nach eignen Beobachtungen, sondern nach Schriften ähnlicher Art verzeichnet ist. Da der Karkinites selten umschifft wurde, und die Angaben über seinen Umfang nicht hinlänglich rectificirt waren, wichen die dem Anonymus vorliegenden Berichte von einander ab; er combinirte und irrte.

poros aus; er müsste also, wenn Köhler's Ansicht richtig wäre, zuerst zum Kap Tamyrake, und dann zum „schönen Hafen" kommen, den Köhler für den Hafen von Akmetschet an der Nordküste der Krim hält; er nennt aber den „schönen Hafen" zuerst und dann Tamyrake. Der Anonymus folgt bei Beschreibung der Küste derselben Richtung und nennt die beiden erwähnten Punkte in derselben Reihenfolge, und zwar als die beiden Endpunkte, zwischen denen die grosse Karkinitesbucht lag, während sich zwischen dem Cap Tarchan und dem Hafen Akmetschet nicht die geringste Bucht befindet. Auch Ptolemaios setzt Tamyrake auf die Küste des Continents. So muss man, um Köhlers Ansicht zu folgen, alle Zeugnisse, die von Tamyrake handeln, verwerfen, d. h. die alte Geographie nach blossen Einbildungen zusammenstellen.

Bei Feststellung der Hauptpunkte des erwähnten Küstenstrichs bleibt uns noch übrig, Arrhians anscheinend sehr dunkle und unbrauchbare Angaben zu erläutern. „Von dem schönen Hafen bis Tamyrake," sagt er, „sind 300 Stadien." Er schiffte also quer über die Bucht und giebt dieselbe Länge der Ueberfahrt an, die wir bei dem Anonymus fanden. „Innerhalb Tamyrake's," heisst es weiter, „ist eine nicht grosse Limne und von da bis zum Ausfluss der Limne sind weitere 300 Stadien. Vom Ausfluss der Limne bis zu den Eiones sind 380 Stadien; von hier bis zum Flusse Borysthenes 150 Stadien." Unter der „Limne" kann Arrhian nur die seichte Meeresbucht verstehen, die sich zwischen dem östlichen Theile der Achilles-Laufbahn und dem Festlande hinzieht; sie muss damals, unfern des Isthmus, der die Laufbahn mit dem Continent verbindet, eine Verbindung mit dem Meere gehabt haben, die später durch aufgeschwemmten Sand verstopft, in neuester Zeit wieder geöffnet sein soll. Solche Wechsel sind bei derartigen Nehrungen nicht selten; und der Anonymus bezeichnet „die Enden" der Nehrung, also wol beide, als Inseln. Von diesem Punkte 380 Stadien entfernt, lag das flache Gestade, die Eiones, welche der westlichen Spitze der Laufbahn entsprechen, die heute wie im Alterthum aus Inseln besteht. Die Entfernung von hier bis zur Borysthenes-Mündung, d. h. bis zum Ausfluss des Liman's, kann man in der That auf 150 Stadien annehmen. Bei dieser Interpretation sind Arrhian's Zahlenangaben ungefähr zutreffend.

Aus den Namen der angeführten Ortschaften erhellt, dass die Küste des taurischen Continents besonders für den Cultus der Griechen von Bedeutung war. Auf der Landzunge an der Borysthenes-Mündung hatte Hekate eine geheiligte Stätte, wo vornehmlich die Fischer, die ihr beschwerliches Gewerbe auf das Meer führte, ihre Opfer dar-

bringen mochten. Denn Hekate, die von Hesiod als eine der mächtigsten Göttinnen gepriesen wird, hatte auch über diejenigen Gewalt, welche, wie dieser Dichter singt, auf der gefährlichen dunkeln Woge arbeiten [1]). Aber auch als Todtengöttin hatte sie für Skythien eine besondere Bedeutung. Die Länder am Pontos waren wegen ihres Reichthums an heilsamen und todbringenden Kräutern im Alterthum weit berufen und gaben dadurch den Mythologen zu der Dichtung Anlass, dass Hekate am Nordgestade des Pontos geboren sei und dort die nützlichen und gefährlichen Kräfte der Pflanzenwelt entdeckt habe. Nach Hesiod war sie eine Tochter des Perses und der Asteria [2]). Der Scholiast zu Apollonios entlehnt aus einer Argonautik, die er dem alten Logographen Dionysios von Milet zuschreibt, die aber wahrscheinlich Dionysios von Mitylene, welcher in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. gelebt zu haben scheint, zum Verfasser hat, eine merkwürdige Genealogie der durch ihre medicinischen Künste berüchtigten kolchischen Fürstenfamilie. Ihr zufolge hatte Helios zwei Söhne, Perseus und Aietes, von denen der letztere über die Kolcher und Maiten, der erstere (der ältere Sohn) über Taurien herrschte. Perseus heirathete ein hier gebürtiges Weib, mit der er eine Tochter, Hekate, erzeugte. Diese zeichnete sich bald als kühne Jägerin aus, und während sie sich oft an einem Ort aufhielt, der den Namen Hekai führte, entdeckte sie hier todbringende Wurzeln, heilsame und mörderische Kräuter: die Kraft der letzteren erprobte sie zuerst an dem eigenen Vater. Darauf ging sie nach Kolchis, heirathete ihren Oheim Aietes, und gebar ihm Kirke und Medeia, die, von der Mutter in ihrer zweischneidigen Kunst unterwiesen, sie bald an gefährlichem Wissen überragten und selbst „viele und furchtbare Arzneien" entdeckten [3]). So gab es eine Sage, nach welcher Hekate in Taurien und von einem Landeskinde geboren war: und das war für die dort ansässigen Griechen ein Grund mehr, der mächtigen Göttin zu gedenken.

---

1) Er sagt von Hekate:

Ἐσθλὴ δ' ἱππήεσσι παρεστάμεν, οἷς κ' ἐθέλῃσι,
Καὶ τοῖς οἳ γλαυκὴν δυσπέμφελον ἐργάζονται,
Εὔχονται δ' Ἑκάτῃ καὶ ἐρικτύπῳ Ἐννοσιγαίῳ,
Ῥηϊδίως δ' ἄγρην κυδρὴ θεὸς ὤπασε πολλὴν,
Ῥεῖα δ' ἀφείλετο φαινομένην, ἐθέλουσά γε θυμῷ.

Hes. Theog. 439—443.

2) Hes. Theog. 409—11.

3) Dionysii Mitylenaei fragm. 4 bei Müller fragmenta historicorum Graecorum II, p. 8.

Achill, der Sohn der Meergöttin Thetis, den die Sage auf der Insel Leuke unfern der Donaumündungen im Bunde mit dem schönsten Weibe Griechenlands, mit Helena, der Schwester der über allen Schiffern mächtig waltenden Dioskuren, ein seliges Leben führen lässt, und den die Olbiopoliten als Beherrscher des Pontos feierten, scheint auf der nach ihm benannten Landzunge hauptsächlich von Schiffern verehrt zu sein. Im Jahre 1824 hat man auf der westlichen Spitze der Laufbahn in einem Grabhügel ausser zahlreichen griechischen und römischen Münzen, die bis in die Zeit des Kaisers Valens hinabreichen, auch fünf Steinfragmente mit spärlichen Resten griechischer Inschriften gefunden. Aber auch die wenigen uns hier erhaltenen Buchstaben vergegenwärtigen uns das vielbewegte Leben des Griechenvolks, sie deuten auf Seegefahr, glückliche Rettung und den frommen, dem Schirmherrn des Pontos dargebrachten Dank. Auf zwei Steintafeln kann man noch lesen, dass sie Achill zu Ehren aufgestellt waren; aus zwei andern sieht man, dass ein Schiffer und ein Steuermann die Opfernden waren; die Worte „Dankopfer" und „Rettung," die auf zwei Tafeln erhalten sind, bezeichnen die Veranlassung der dem troischen Helden gewidmeten Verehrung [1]). Diese Steintrümmer beweisen zugleich, dass in der That die westliche Spitze der Achilleslaufbahn, nicht die Landecke von Kinburn (wie Köhler meint) der diesem Halbgott geweihte, von Strabon und Ptolemaios erwähnte „heilige Hain" war; hier waren diese Steintafeln jedenfalls aufgestellt, denn es ist kein Grund erdenkbar, weshalb sie aus einer andern geweihten Stätte an diesen sonst öden Ort hätten hinübergeführt werden sollen.

Der Busen von Tamyrake ist zwar reich an windstillen Buchten, aber er scheint selbst für griechische Schiffe wenig geeignete Ankerplätze gehabt zu haben. Ptolemaios erwähnt hier zwar einen „schönen Hafen;" indess steht er mit dieser Angabe ganz vereinzelt da. Tamyrake selbst besass nach Strabon's Zeugniss einen Ankerplatz; ob hier auch ein gleichnamiger Flecken lag, ist zweifelhaft. Der Anonymus spricht nur von einem Vorgebirge dieses Namens; dasselbe scheint Arrhian zu thun [2]); auch hier ist Ptolemaios der einzige, der Tamyrake eine Stadt nennt [3]). Nur in Bezug auf einen Ort herrscht grössere Uebereinstimmung, ich meine Karkinitis oder Karkina, nach welchem

1) Boeckh Corp. Inscr. Graec. No. 2096 b. c. d. e. f.

2) Ich folgere dies aus der Wendung ἔσω δὲ Ταμυράκης λίμνη ἐστίν.

3) Ptolem. VIII, 10.

auch der ganze Busen benannt wurde. Diese Stadt scheint zu den ältesten an der pontischen Nordküste gehört zu haben: schon Hekataios kennt sie [1]), und Herodot erwähnt sie zweimal, einmal als am Flusse Hypakyris gelegen, auf dessen rechter Seite die Hylaia sich ausdehnte, und dann, als die östlichste Stadt auf der pontischen Küste diesseits der taurischen Halbinsel [2]). Auch Plinius und Ptolemaios kennen den Ort [3]). Aber dass Arrhian und der Anonymus seiner nicht gedenken, (der letztere nennt nur den Busen Karkinites) zeigt doch dass die Stadt von Seefahrern wenig oder vielleicht gar nicht besucht wurde. Da sie nach Herodot an einem fliessenden Wasser lag, und auf dieser ganzen Küste sich nur ein Bach, der Kalantschik, findet, kann man annehmen, dass der Ort an der Mündung desselben gegründet war. Es ist mir nicht bekannt, dass hier Spuren einer griechischen Colonisation entdeckt sind.

In der Hylaia kennt Ptolemaios eine Reihe von Ortschaften, die sich nordwärts nach dem Borysthenes erstreckte: Torokka, Pasiris, Erkabon, Trakana, Naubaron. Der letzte Flecken wird auch von Plinius angeführt und scheint der bekannteste gewesen zu sein; Ptolemaios hatte von ihm eine Beobachtung der Dauer des längsten Tages [4]). Die Reihenfolge, in welcher der zuletzt genannte Geograph diese Ortschaften aufführt, macht wahrscheinlich, dass sie Ansiedelungen längs eines Weges waren, der vom Borysthenes in der Nähe des heutigen Berislaw südwärts nach Karkina führte. Der zuletzt genannte Ort konnte wol nur als Zwischenstation auf dem Landwege nach den ergiebigen Salzseen des Isthmus von Perekop einige Bedeutung haben [5]). Dort auf dem Isthmos lag Taphros, oder, wie Plinius schreibt, Taphrae.

Die Südküste des Busens von Tamyrake zeigt ein vom Isthmus ab allmählich ansteigendes hohes Ufer, welches über das Vorgebirge Tarchan hinaus fortsetzt, vor dem heutigen Koslof aber sich wieder senkt. Von hier ab hat die Bucht von Kalamita einen flachen sandigen Strand, und erst an der Mündung der Alma zeigt sich wieder ein hohes steil abfallendes Gestade. Der ganze Landstrich, der auf der Westseite einer von dem Isthmus nach der Alma-Mündung gezogenen Linie liegt,

---

1) Steph. Byz. s. h. v. — Hecat. fragm. ed. Klausen p. 86.

2) Herod. IV, 55. 99.

3) Plin. IV, 26. Ptolem. III, 5, 27.

4) Ptolem. VIII, 10.

5) Dasselbe galt am Anfange dieses Jahrhunderts von Berislaw. „Biroslaf, sagt Clarke I, p. 598, upon the western side of the Dniepr, is a miserable looking place, and owes its support entirely to the passage of salt caravans from the Crimea."

bildet den traurigsten, einförmigsten Theil der Krim, eine weite Ebene mit meist sandigem Boden, nur hin und wieder durch flache, salzgeschwängerte, und mit Salzkräutern bedeckte Senkungen unterbrochen, die sich nach dem Meere hinziehen [1]). Längs der Küste hat sich ein Kranz von mehr oder minder ergiebigen Salzseen gebildet, welche Pallas für ehemalige Meeresbuchten hält, die durch zusammengeschwemmte Sanddünen in Binnengewässer umgeschaffen wurden. „Alle Salzseen," sagt der berühmte Naturforscher, „liegen an der Seeküste, und alle scheinen nach ihrer Gestalt und nach dem niedrigen schmalen Landstreifen zu urtheilen, der sie vom Meere absondert, Einbusen gewesen zu sein, welche theils die von heftigen Stürmen und Wellen zusammengetriebene Masse von Grand, Seeschlamm oder Steinen, theils eine ehemalige Abnahme der Meeresfläche zu eingeschlossenen Seen gemacht hat, in welchen durch die Ausdünstung das Salz aus der darin eingefangenen Masse von Seewasser zur Krystallisation gebracht wird. Ich will jedoch nicht in Abrede sein, dass einige dieser Seen vielleicht auch verborgene Salzquellen haben mögen. Indessen sieht man dergleichen in ihrer Nachbarschaft und in der ganzen Ebene der Krim am Tage nirgends; und am südlichen, gebirgigen Ufer, wo sich einige Bittersalzquellen zeigen, giebt es wieder keine Salzseen. Es ist auch zu bemerken, dass diejenigen, dem Meere nahe gelegenen Seen, welche einen Quellbach aufnehmen und einen Ausfluss in das Meer haben, wie der Kamyschli unweit Koslof, und der Liman des Baches Molotschna, kein Salz ansetzen [2])."

Die griechischen Schiffskataloge kennen auf diesem Theile der taurischen Küste nur zwei Ankerplätze, den bereits mehrmals erwähnten „schönen Hafen" und Koronitis. Der erstere lag am Nordrande; und da es hier zur Zeit nur einen Hafenplatz giebt, den von Akmetschet, hat Kiepert die hier befindliche kleine Bucht als den schönen Hafen bezeichnet. Aber die Stadienangaben verlangen, ihn weiter östlich anzusetzen, in die Nähe des Tatarendorfs Ssari Bulat, wo an der Küste ein kleiner See liegt, der früher wahrscheinlich ebenfalls mit dem Meere zusammenhing, und wie ich vermuthe, einen windstillen Ankerplatz bildete, welchen die Griechen den schönen Hafen nannten [3]). In

1) Pallas, Bemerkungen auf einer Reise durch die südlichen Statthalterschaften, Bd. II, S. 9. 10.

2) Pallas, a. a. O., Bd. II, S. 477. 478.

3) Der feste Punkt, von dem diese Stadienangaben berechnet werden müssen, ist Cherronesos, über dessen Lage kein Zweifel herrscht. Bei der sorgsamsten Küstenfahrt kann ich nun von hier ab keine höhern Data annehmen als folgende:

dieser aus den Entfernungsangaben hergeleiteten Meinung bestärkt mich der Umstand, dass, wie wir gesehen haben, die Griechen den Meerbusen von Tamyrake meist von hier beginnen liessen. Nun lehrt aber der Blick auf eine gute Karte, dass die Bucht von Akmetschet durchaus nicht geeignet ist, als Anfangspunkt des erwähnten Busens betrachtet zu werden. In dieser Beziehung kann die Wahl nur zwischen zwei Orten schwanken, zwischen dem Kap Tarchan, mit dem die östliche Wendung der Küste beginnt, und der Landspitze bei Ssari Bulat, die sich nordwärts mit scharfer Ecke in die See erstreckt und unter dem Wasser als Sandbank noch weit fortsetzt. Gegen die Entscheidung für das Kap Tarchan fällt in die Wagschaale, dass sich ihm gegenüber auf der Nordküste des Busens kein hervorspringender Punkt findet, der als der nördliche natürliche Endpunkt des Karkinites angesehen werden konnte; wogegen der Landspitze von Ssari Bulat die östliche Spitze der Achilles-Laufbahn entgegen kommt und so eine natürliche Grenze des Busens dargestellt wird, ein engerer Eingang, hinter welchem sich die Bucht wieder erweitert.

Siebenhundert Stadien vom schönen Hafen, und 600 Stadien von Cherronesos lag Koronitis, auch — wie das anonyme Schiffstagebuch hinzufügt, — Kerkinitis genannt. Eine Vergleichung beider Angaben führt zu dem Terrain zwischen den Tatarendörfern Adschi Baschi und Sultan Ali, wo eine Reihe kleiner Salzseen liegt, die nach Pallas' ausdrücklicher Bemerkung, „nur durch Sandstriche, welche durch die Wellen ehemals aufgeworfen worden, vom Meere geschieden sind [1]).“

---

von Cherronesos bis zum Cap Lukull 150 Stad., von hier bis Cap Baba 350 Stad.; der Hafen Koronitis, der 600 Stad. von Cherronesos entfernt war, muss also noch immer 100 Stadien nördlicher vom Cap Baba angesetzt werden, etwa bei den Salzseen von Adschi Baschi oder von Sultan Ali, — nördlicher als Kiepert es thut. Von hier bis zum Kap Tarchan sind höchstens 280 Stadien; die Umfahrt um die doppelte Landspitze bis zum Hafen Akmetschet beträgt 220 Stadien; von hier bis zum See von Ssari Bulat sind 190 Stadien, in Summa von Koronitis bis hierher 690 Stadien; der schöne Hafen war von Koronitis 700 Stad. entfernt, trifft also ziemlich genau auf Ssari Bulat. Nach den oben angeführten Stellen beträgt ferner die Ueberfahrt vom schönen Hafen nach Tamyrake, quer über den Busen, 300 Stadien; von Akmetschet aus müsste man nach jenem Punkte, wie er von Kiepert fixirt ist, das Vorgebirge Misaris umsegeln (bei Kiepert scheint es westlich von einer geraden Linie zwischen Akmetschet und Tamyrake zu liegen; auf speciellen Karten durchschneidet eine solche Linie die Spitze der Achilleslaufbahn) und gegen 400 Stadien zurücklegen; während die Fahrt von Ssari Bulat aus in gerader Linie nur etwa 260 Stadien betragen würde, vielleicht aber in Wirklichkeit durch die im Text erwähnte Sandbank auf 300 Stadien verlängert wird.

1) Pallas, a. a. O., II, 479.

Einer derselben mag zur Griechenzeit eine kleine Meeresbucht gewesen sein, in welcher die Küstenfahrer bei hoher See eine Zuflucht fanden. Der Fischerei und des Salzgewinnes wegen scheinen sich sowol hier wie am schönen Hafen Griechen aus Cherronesos unter dem Schutze der Mutterstadt angesiedelt zu haben. Wir kommen deshalb am Schlusse des folgenden Abschnitts auf beide Orte nochmals zurück.

Cherronesos.

Am südwestlichen Theile der Krim ragt ein kahles Felsenplateau westwärts in die See hinaus, im Osten durch ein tiefes und breites Thal, in welches es mit steilen Gehängen abfällt, von der Hauptmasse der taurischen Halbinsel geschieden. Die grosse Rhede von Sebastopol im Norden, die mit ostsüdöstlicher Richtung sechs Werst weit in das Land einschneidet und in dem Thale des Bijuk Useen ihre natürliche Fortsetzung findet, und die stille Bucht von Balaklawa im Süden, die nordwärts in das Land dringt, verengern den Isthmus bis auf fünfviertel Meilen und markiren noch schärfer die östliche Grenze der in physischer wie historischer Hinsicht eigenthümlichen Halbinsel. Ihre Längenausdehnung beträgt fast drei, die grösste Breite kaum anderthalb Meilen. Das jüngere Kalkflötz, welches den Felsenboden der kleinen Halbinsel bildet, dacht sich nach Norden allmählich ab, und fällt im Süden mit steilen, 5- bis 700 Fuss hohen Wänden, mit wildzerklüfteten, klippenumstarrten Vorgebirgen ins Meer. Tiefe Risse durchfurchen das steinige Terrain; allmählich sich erweiternd, ziehen sie sich nordwärts zur Küste hin, sinken bald so tief, dass das Meer in sie eindringt, und bilden so am Nordrande eine Reihe der schönsten, von Felsenufern umgebenen Buchten. Nur eine dünne Erdschicht, ein röthlichgelber, zuweilen mit Kies gemischter Lettenboden, bedeckt das unfruchtbare Gestein, das auf den Höhen und in den Klüften überall zu Tage tritt. Der Dürre des Bodens entspricht die Aermlichkeit der Vegetation: im östlichen Theile sieht man noch einige spärliche Baumgruppen und Eichengebüsch, weiterhin nur trocknen Rasen; wildes Wachholdergestrüpp und Christdorn hängt in den Schluchten und an den Felsen; hin und wieder in fruchtbarern Senkungen ranken wilder Wein und Hopfen, die einsamen Zeugen hingeschwundener Cultur.

Das ist das dürftige Terrain, welches hellenische Strebsamkeit einem wilden Barbarenvolke abzuringen der Mühe werth erachtete. Freilich, — für die Kinder Ioniens hatte es nichts Anlockendes: aber kräftige Hellenen dorischen Stammes aus dem pontischen Herakleia

suchten und fanden auf dem rauhen, vom Meer umbrausten Felsen eine neue Heimath, die einzigen Dorer, welche auf der pontischen Nordküste sich anzusiedeln wagten. Wol musste jeden Hellenen, der diese fernen Gestade besuchte, die Erinnerung an die tiefgewurzelte Mannigfaltigkeit des gemeinsamen Vaterlandes ergreifen, wenn er hier, inmitten eines Kranzes ionischer Ansiedelungen, auf rauhem Felsenlande plötzlich den härteren Klang dorischer Rede vernahm, auf engumgrenztem Terrain die knappere Ausdrucksweise; wenn er hier ein kräftiges, durch Arbeit und Kampf gestähltes Volk wiederfand, das — weniger auf leichten Handelsgewinn bedacht — einen dürftigen Boden mühsam beackerte und mit dem Schwert gegen blutgierige und räuberische Nachbarn tapfer schirmte; wenn er hier von allen Göttern des Heimathlandes die strenge Artemis am meisten verehrt sah. Und es ist, als ob der Zufall, der aus hundert Denkmalen des Alterthums kaum eines herausriss und uns rettete, auch uns ein Zeugniss des selbst im fernen Norden fortdauernden Gegensatzes hellenischer Stämme aufbewahren wollte: welchen Contrast bietet die Hauptinschrift Olbia's und die des herakleotischen Cherronesos! In beiden werden die Verdienste eines grossen Mitbürgers geehrt: aber dort ist eine umständliche, wortreiche Erzählung, eine ganze Geschichte in den Stein gegraben, hier in acht Kränzen wenig mehr als acht Worte; dort finden wir die leicht bewegliche, leicht verzagende, rathlose und zur Rettung unthätige Volksmenge in fast demüthiger Stellung dem Manne gegenüber, dessen opferbereiter Sinn grosse Gefahren von der Vaterstadt abwendete; hier setzt das dankbare Volk würdig und bestimmt den eigenen Namen an die Spitze der kurzen Inschrift: *Ὁ δᾶμος Ἀγασικλῆ.*

Und solcher Männer bedurfte die herakleotische Halbinsel. Sie war kein Ort leichten Gewinnes und bequemen Genusses. Der spärliche Ackerboden wollte sorgsam benutzt, tüchtig bearbeitet, das quellenarme Land künstlich bewässert, das mühselige Werk der Menschen und Rinder gegen einen vom Raube lebenden Feind tapfer geschützt sein. Da waren kräftige Arme, ein praktischer, unverdrossener Sinn und männliche Herzen vonnöthen.

Die Sage, welche die Gründung von Cherronesos der Artemis zuschreibt[1]), stützt sich lediglich auf den Cultus der Bewohner, und bedeutet nicht, dass der Ursprung der Stadt in dunkle und vorhistorische Zeiten falle. Denn selbst die Mutterstadt, Herakleia am Pontos, war eine verhältnissmässig junge Colonie, da sie erst zur Zeit des Kyros von

1) Oppidum adjacet Cherrone, a Diana (si creditur) conditum. Mela II, 1.

Megarern, denen sich Boioter, namentlich von Tanagra, angeschlossen hatten, gegründet war [1]). Nur Strabon nennt im Widerspruch mit allen andern Zeugnissen, Herakleia eine milesische Pflanzstadt, — aber bei einer in die ältesten Zeiten zurücksteigenden Untersuchung: der in der Urgeschichte Kleinasiens sehr bewanderte Alterthumsforscher kannte vermuthlich Angaben, nach welchen bereits lange vor den Megarern die Milesier sich hier niedergelassen hatten [2]). Die Schicksale der Stadt waren durch auswärtige Kriege und innere Umwälzungen gleich sehr bewegt. Ihre Nachbarn, die thrakischen Mariandynen, wurden unterjocht und in den Stand leibeigner Bauern hinabgedrängt. Dieses Helotenthum machte es möglich, grossen Grundbesitz in den Händen einzelner Familien zu bewahren, und schuf zwischen den Vermögensverhältnissen der alten und begünstigten Familien und denen der neuen Ankömmlinge einen Contrast, welcher der Aufrechterhaltung der demokratischen Verfassung nicht günstig war. Die Demagogie hatte ein leichtes Spiel, da der Mehrzahl der Bevölkerung der Erwerb eines festen Besitzthums, der sichersten Grundlage für eine conservative Gesinnung, durch jenes Verhältniss erheblich erschwert war. Bald nach Gründung der Stadt kam der Hass gegen die begünstigten Familien zum Ausbruch. Diese wurden vertrieben, kehrten aber mit den Waffen in der Hand wieder zurück, beseitigten die demokratische Verfassung, und führten eine Oligarchie ein, durch welche das Regiment auf sehr wenige Familien beschränkt wurde. Der neue Zustand der Dinge war um so weniger gegen Anfechtung sicher, je mehr sich durch die blühenden Handelsverhältnisse der Stadt neben dem alten Grundadel ein reicher Mittelstand entwickelte. Wohlhabenden und angesehenen Bürgern musste es unerträglich sein, ohne politische Rechte zu leben und sich dem Uebermuth einer herrschsüchtigen und festgeschlossenen Grundaristokratie ausgesetzt zu wissen; in diesem Missverhältniss lag ein mächtiger Trieb zur Auswanderung, und für die Zurückbleibenden ein Stachel, gegen die bestehende Ordnung anzukämpfen. Diese behauptete sich in der

---

1) Die Gründer waren nach Xenoph. Anab. VI, 2. Diod. XIV, 32. und Arrh. Peripl. Megarer, nach Pausan. V, 26, nahmen Tanagraier an der Gründung Theil. Justin XVI, 3. erzählt, dass Boioter, durch Krieg und Pestilenz bedrängt, auf den Rath des Orakels eine Colonie nach Herakleia geführt hätten. Nach Ephoros nahmen Boioter und der Megarer Gnesiochos das Land der Mariandynen in Besitz. Ephor. fragm. 83. bei Müller fragm. hist. Graec. I, p. 259. Ihm folgt in Bezug auf die Gründer Skymnos (fragm. 230—33), der auch die Zeit der Gründung anführt.

2) Vgl. Polsberw, de rebus Heracleae Ponti (Brandenb. 1833) p. 28.

That nicht lange: die Oligarchie wurde durch eine Erhebung — nicht des Pöbels — sondern der wohlhabenden Klassen gestürzt, und eine Aristokratie eingeführt, welche die Regierungsgewalt in die Hände eines aus 600 Mitgliedern bestehenden Senates legte [1]). In die Zeit der Unruhen, welche dem Sturze der Oligarchie vorausgingen, fällt wahrscheinlich die Gründung von Cherronesos. In Herakleia war aber auch durch die Begründung der Aristokratie der Verfassungskampf nicht abgeschlossen: die Verhältnisse des Grundbesitzes blieben ein dauernder Anlass zu Beschwerden und zu so beunruhigenden Agitationen, dass die Vornehmen sich nach auswärtiger Hilfe umsahen, bis einer der letztern, Klearch, ein Schüler Platon's und Isokrates', auf die Seite der Volkspartei trat und sich der Tyrannis bemächtigte, die er in seiner Familie vererbte [2]).

Dass Cherronesos eine Colonie der Herakleoten war, bezeugen Strabon und Plinius; der letztere fügt hinzu, dass die Stadt früher den Namen Megarike geführt habe: die Mutterstadt war eine megarische Colonie. Nach Skymnos von Chios war die Absendung der Colonie in Folge eines Orakels erfolgt, auch Delier sollen bei der Ausführung des Unternehmens betheiligt gewesen sein [3]). Die letztern können indess nur eine unbedeutende Minderzahl gebildet haben; denn in der ältern Zeit waren die öffentlichen Inschriften in dorischer Mundart abgefasst [4]); Steinschriften im gewöhnlichen Dialekt gehören nachweislich der Kaiserzeit an.

Ueber das Jahr der Gründung fehlt jede Angabe. Herodot nennt die Stadt nicht, wie Stephanos von Byzanz irrthümlich glaubte: der von Herodot erwähnte „rauhe Chersones" ist nicht unsere felsige Halbinsel, sondern, wie aus dem Zusammenhange erhellt, die bosporanische [5]). Aus Herodot's Schweigen folgt aber nicht, dass die Stadt zu seiner Zeit noch nicht existirte oder dass er sie nicht kannte.

---

1) Aristotelis fragm. 188. bei Müller fragm. hist. Graec. II, p. 162.

2) Justin. XVI, 4.

3) Strab. VII, 4. Plin. IV, 12. Scymni Chii fragm. v. 75—78. (bei Gail II, p. 319). — Herr v. Köhne, der unter dem Titel „Beiträge zur Geschichte und Archäologie von Cherronesos in Tauricn" eine verdienstvolle Abhandlung im zweiten Bande der Memoiren der Petersburger archäologischen und numismatischen Gesellschaft veröffentlicht hat, bemerkt p. 162, dass die Stadt auf einer Inschrift (Boeckh no. 2098) auch Parthenokles genannt werde. Auf der erwähnten Inschrift kommt Parthenokles natürlich nur als Personenname vor.

4) Boeckh, Corp. Inscr. Graec., no. 2097. 2098. — Aus der Kaiserzeit sind No. 2099. a. 2100.

5) Herod. IV, 99.

Der älteste Geograph, der sie nennt, ist Skylax. Es ist mir am Wahrscheinlichsten, dass sie während der Oligarchenherrschaft in Herakleia gegründet wurde, d. h. in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts v. Chr. Ich müsste mich sehr täuschen, wenn Euripides den landschaftlichen Hintergrund zu seiner taurischen Iphigenie nicht nach Angaben entworfen hätte, die auf genauer Localkenntniss beruhten, wie sie vor vollständiger Sicherung der hellenischen Herrschaft über die herakleotische Halbinsel kaum erworben werden konnte. Bei dem tapfern und unbändigen Sinne des Feindes, den die Herakleoten hier zu bekämpfen hatten, ist aber nicht anzunehmen, dass es ihnen bald nach ihrer Ankunft gelang, sich den Besitz der ganzen Halbinsel zu sichern, wir werden also kaum irren, wenn wir die Gründung der Stadt vor oder in die Zeit der grossen Perserkriege setzen.

Dass die hellenischen Ankömmlinge den barbarischen Ureinwohnern gegenüber mit grosser Vorsicht auftreten zu müssen glaubten, lehrt schon die Wahl des Punktes, an dem sie sich ansiedelten. Denn obgleich die Buchten am Nordrande der herakleotischen Halbinsel sowol hinsichtlich ihrer Tiefe wie ihrer Sicherheit sämmtlich den Namen guter Häfen verdienen, haben die östlichern doch unverkennbare Vorzüge, theils weil ihr Eingang schmaler und deshalb nicht allen nördlichen Winden zugänglich ist, theils weil die sich vorlagernde Masse der taurischen Halbinsel mit ihren Höhenzügen zwischen der Alma und der grossen Rhede von Sebastopol gegen einen auf dem schwarzen Meere vorherrschenden Wind, den Nordost, immer kräftigern Schutz gewährt, je weiter man sich vom Cap Fanary, der westlichsten Spitze, nach Osten wendet. Die grosse Rhede von Sebastopol ist fast gegen alle Winde geschützt, nur zuweilen geschieht es, dass Weststürme durch den Eingang brechen und die in erster Linie liegenden Schiffe auf ihre Anker treiben [1]); aber in den sich südwärts von ihr abzweigenden Buchten, in der Artillerie- und südlichen Bucht, herrscht stets die vollkommenste Sicherheit, und die letztere bildet durch ihre grosse Tiefe, wie durch ihre Stille, die durch hohe Ufer auch gegen alle Landwinde gesichert ist, einen so überaus vorzüglichen Hafen, dass nur die vortrefflichsten der Erde mit ihm verglichen werden können. Ungeachtet dieser einleuchtenden und auf einem gefährlichen Meere so schätzbaren Vorzüge wählten die Herakleoten die westlichste Bucht für ihre erste Ansiedelung, die Bucht von Fanary, die, weil sie sich im Innern in drei Theile ver-

1) Pallas, Bemerkungen auf einer Reise durch die südlichen Statthalterschaften II, 47.

zweigt, von Murawiew-Apostol passend auch die dreifache Bucht genannt wird [1]). Ihr Eingang ist fast dreimal so weit, wie der der Schützen- und der Quarantaine-Bucht, und den nördlichen Winden, insonderheit dem Nordost, ausgesetzt; auch die im Westen vorliegende Halbinsel Fanary ist niedrig und kaum geeignet, einen wirksamen Schutz gegen diese Himmelsgegend zu gewähren; aber die beiden westlichsten Abzweigungen der Bucht dringen so tief in das Land ein, dass sie den Isthmus der Halbinsel Fanary fast auf 300 Faden verengern. Die letztere, zwei und eine halbe Werst lang, erweitert sich nach Norden dergestalt, dass sie an ihrem Ende über anderthalb Werst breit ist. Diese Küstengliederung gewährte der Vertheidigung so erhebliche Vortheile, dass die Herakleoten diesen Punkt für ihre Ansiedelung auswählten. Hier war nur nöthig, den Isthmus von 300 Faden Breite mit einem tüchtigen Walle zu versehen, um sich gegen die Plünderungen der Taurer sicher zu stellen.

Dass das alte Cherronesos wirklich hier lag, folgt aus einer Vergleichung der Bemerkungen Strabon's mit der Natur des Landes. Die Darstellung des alten Geographen ist im Allgemeinen vortrefflich, aber durch Lücken verdunkelt, und im Einzelnen nicht ohne Irrthümer. Er beginnt seine Beschreibung Tauriens mit einigen Bemerkungen über den Isthmus von Perekop und das faule Meer, und fährt dann fort: „Wenn man hinausfährt, so liegt zur Linken ein Städtchen und ein anderer Hafen der Chersonesiten". Da er vorher von dem faulen Meere gesprochen hat, so ist einleuchtend, dass vor dem angeführten Satz ein Abschnitt fehlt, in welchem die Südküste des Karkinites und die Westküste der Krim beschrieben waren; über diesen ganzen Landstrich finden wir bei Strabon kein Wort, und die absolute Zusammenhangslosigkeit des Folgenden mit den vortrefflichen Bemerkungen über das faule Meer lehrt überzeugend, dass die Abschreiber hier einen Abschnitt übersahen oder, als weniger interessant, wissentlich übergingen [2]). Aus diesem Grunde ist der angeführte Satz nicht zu erklären, und da er auch mit dem folgenden in keinem logischen Zusammenhange steht [3]), so vermuthe ich, dass er nicht aus Strabon's Feder geflossen, sondern ein ungeschicktes und flüchtiges Excerpt aus der von den Abschreibern

1) Murawiew-Apostol, Reise durch Taurien, deutsch von Oertel, p. 56.

2) Diese Ansicht spricht auch Murawiew aus, a. a. O., S. 52 u. f.

3) *Ἐκπλέοντι δ' ἐν ἀριστερᾷ πολίχνη καὶ ἄλλος λιμὴν Χερρονησιτῶν. Ἔκκειται γὰρ ἐπὶ τὴν μεσημβρίαν ἄκρα μεγάλη κατὰ τὸν παραπλοῦν ἑφεξῆς κ. τ. λ.* Das *γάρ* ist unlogisch. Es stand vor *ἔκκειται γάρ* vermuthlich ein Satz, welcher besagte, dass nun die Fahrt eine Strecke weit nach Westen gehe.

übergangenen Stelle ist. Von der ungenügenden Anknüpfung abgesehen, trägt das Folgende den Stempel strabonischer Klarheit: „denn im Süden ragt, wenn man weiter fährt, ein grosses Vorgebirge ins Meer“ (der herakleotische Chersones), „ein Theil der ganzen“ (taurischen) „Halbinsel, auf dem eine Stadt der Herakleoten gegründet ist, eine Colonie derer am Pontos, die ebenfalls Cherronesos heisst und vom Tyras zur See 4400 Stadien entfernt ist [1]). In ihr ist das Heiligthum der Jungfrau, einer gewissen Gottheit, nach welcher auch das hundert Stadien vor der Stadt liegende Vorgebirge Parthenion genannt wird, das einen Tempel der Gottheit und ein Bildniss hat. Zwischen der Stadt und dem Vorgebirge sind drei Häfen, dann das alte Cherronesos, nun zerstört, und nach ihm ein Hafen mit engem Eingang“ (Balaklawa), „wo die Taurer, ein skythisches Volk, am meisten ihr Räuberhandwerk treiben, indem sie diejenigen angreifen, die in dem Hafen eine Zuflucht suchen; er heisst aber Symbolon. Dieser bildet mit einem andern Hafen, Namens Ktenus“, (dem innersten Theile der grossen Rhede von Sebastopol) „einen Isthmus von vierzig Stadien Breite; und das ist der Isthmus, welcher den kleinen Cherronesos abschneidet, den wir einen Theil des grossen nannten und auf dem die ebenso genannte Stadt Cherronesos liegt“.

Strabon hatte also von der herakleotischen Halbinsel ein recht gutes Bild. Der Hafen von Balaklawa hat in der That einen sehr engen Eingang, von nur 800′ Breite, der von den Schiffern schwer zu finden ist, da er vom Meere aus einer Kluft im hohen Gestade gleicht und Niemand hinter ihm eine Meeresbucht vermuthet [2]). Ueberall von hohen Bergen umgeben, ist er nicht bloss im Alterthum, sondern auch bis in die neue Zeit ein vorzüglicher Schlupfwinkel für Seeräuber gewesen; wenigstens gab dieser Umstand der russischen Regierung den Vorwand, Kauffahrteischiffen das Einlaufen in die Bucht, ausser bei äusserster Seegefahr, zu verbieten [3]). Die Entfernung von diesem Hafen zu dem

1) Diese runde Zahl stimmt am meisten zu der Angabe Artemidor's, nach welcher die Entfernung beider Punkte 4420 Stadien betrug, wenn man den ganzen Umfang des Karkinites mit in Rechnung zog. Der Anonymus berechnet 3810 Stad., bei einer Fahrt quer über den Karkinites vom „schönen Hafen“ nach Tamyrake; Varro giebt 3960 Stadien an, wie ich glaube, für denselben Fall.

2) Man vergleiche die Schilderung der Einfahrt bei Hommaire de Hell II, p. 368 und bei Demidoff I, p. 400.

3) „Un seul coup d'oeil jeté sur ce site étrange et sauvage vous fait reconnaître un repaire de contrebandiers, un vrai nid de pirates, qui serait très favorable pour guetter une proie et partager le butin; mais, Dieu merci, une police

von Ktenus, d. h. zur heutigen Rhede von Sebastopol, beträgt volle fünfviertel Meilen, also etwas mehr, als Strabon angiebt; aber wenn man sich von den Höhen in der Mitte des Isthmus nach beiden Seiten umschaut, kann man sich, wie Pallas versichert, kaum davon überzeugen, dass seine Breite 40 Stadien übersteigt [1]). Die Stadt Cherronesos, welche zu Strabon's Zeit blühte, lag, wie ihre Ruinen beweisen, am westlichen Ufer der heutigen Quarantaine-Bucht; von hier bis zum Vorgebirge Parthenion und bis zur alten Stadt gleiches Namens waren nach Strabon noch drei Buchten: die heutige Schützen-Bucht, die sogenannte runde Bucht und die Bucht von Fanary [2]). Erst jenseits der letztern ist also das alte Cherronesos zu suchen. Murawiew und Andere sind nun der Meinung, Strabon setze den zuletzt genannten Ort auch jenseits des Vorgebirges Parthenion, welches sie für das Cap Fanary halten, und suchen ihn demnach auf der Südküste der herakleotischen Halbinsel [3]). Aber in Strabon's Worten liegt keine Nöthigung zu dieser Deutung; es ist lediglich die Interpunction der Herausgeber, die zu ihr verleitet hat. Strabon giebt als Zwischenstationen zwischen dem jüngeren Cherronesos und dem Vorgebirge Parthenion die drei Häfen, dann die ältere Stadt an: nach ihm (dem Vorgebirge) folgt der Hafen Symbolon [4]). Dass diese Deutung allein richtig ist, erhellt aus der Beschaffenheit des Landes: vom Cap Fanary bis Balaklawa findet sich nicht nur kein Hafen, sondern das zu immer beträchtlicherer Höhe ansteigende, klippenreiche Gestade ist für Schiffe unnahbar. An dieser

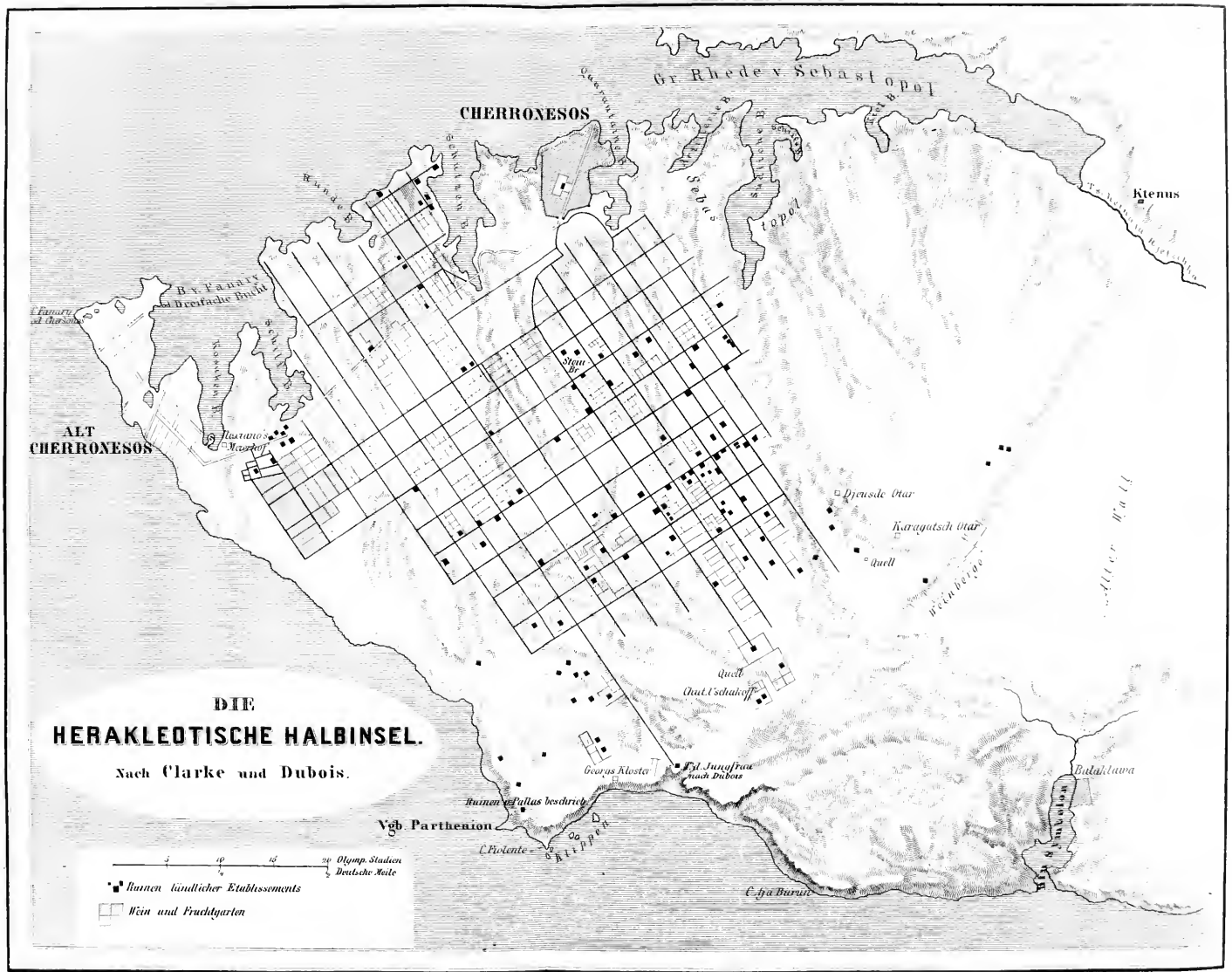
active et sévère veille autour de ce lieu, tout chargé de tentations pour les rudes aventuriers de la mer. Aucun navire ne peut entrer dans les eaux désormais désertes de Balaklawa: cette défense, qui était encore générale il y a peu de temps, vient d'être modifiée par une décision récente du comte Woronzoff, qui excepte de cette prohibition les navires en détresse". Demidoff I, 400. 401. Vgl. Clarke Travels I, 512. 513.

1) Pallas, a. a. O., II, 61. Clarke dagegen hält Strabon's Autorität gegen alle Karten aufrecht. „The distance between the two ports", sagt er I, p. 562, „is very erroneously stated and exaggerated, in all our maps. It agrees precisely with Strabo's admeasurement of forty stadia, or five miles, from sea to sea".

2) Strabon geht von der Stadt aus, nicht vom Eingange des Aehtiarischen Hafens; die Quarantaine-Bucht, die östlich von der Stadt liegt, ist also nicht mitzuzählen; was Pallas II, 56. Note übersieht.

3) Murawiew, S. 56. 59.

4) Wenn man folgendermassen interpungirt: *Μεταξὺ δὲ τῆς πόλεως καὶ τῆς ἄκρας λιμένες τρεῖς, εἶτ' ἡ παλαιὰ Χερρόνησος κατεσκαμμένη· καὶ μετ' αὐτὴν* seil. *τὴν ἄκραν*) *λιμὴν στενόστομος*, wird die der Natur des Landes entsprechende Deutung nahe liegen.



DIE HERAKLEOTISCHE HALBINSEL.

Nach Clarke und Dubois.

Berlin, Verlag v. Georg Reimer.

Lith. Anst. v. L. Kraatz in Berlin.

Küste kann die erste Ansiedelung der Herakleoten unmöglich gelegen haben: ein Hafen war ihr unentbehrlich, und man müsste selbst dann, wenn Strabon es deutlich versicherte, einen Irrthum voraussetzen und annehmen, dass das ältere Cherronesos, von der jüngern Stadt aus, zwar jenseits der drei Häfen, doch diesseits des Vorgebirges Parthenion, d. h. auf der Landzunge Fanary lag.

In unsern Tagen entdeckt man hier zwar keine Spur alter Ansiedelungen, aber Pallas fand noch so beträchtliche Trümmer, dass er daraus schloss, hier müsse eine grosse Stadt gestanden haben. Wenn man vom Georgskloster — so erzählt dieser Reisende — westwärts dem hohen Gestade und dem Wege folgt, „der nach einem Meierhofe des ehemaligen Contreadmirals Alexiano, 10 Werst vom Georgskloster, in der salzigen Niederung der innern Bucht Fanary, führt, lässt man landeinwärts zur Rechten ganze Strecken mit Quadraten von zerstörten Mauereinfassungen, die aus trocknen Steinen, ohne Mörtel, wie sie noch jetzt in der Krim gebräuchlich sind, aufgesetzt gewesen zu sein scheinen. Dergleichen Mauern überfährt man mehrere, wenn man, die Höhe hinab, sich der Bucht nähert. Aber eine der merkwürdigsten Gegenden in Absicht der Alterthümer findet man, wenn man von der Spitze dieser Bucht und Alexiano's Meierhofe, die äusserste, auf 2½ Werst lange, ganz flach auslaufende Landzunge Fanary besucht... Diese ganze Halbinsel ist dem Ansehen nach eine bevölkerte Stadt, und, wie ich glaube, Strabon's alter Cherronesos gewesen. Das erste, was gleich beim Eingange dieser kleinen Halbinsel auffällt, ist eine kleine, durch einen sumpfigen Hals mit dem Lande zusammenhängende Insel in der Spitze des längern Busens der Bucht, dem Alexianischen Meierhofe gegenüber... Die Insel selbst hat einen trocknen über die See erhabenen Boden; hingegen der Hals, durch welchen selbige mit dem Lande zusammenhängt, ist niedrig und feucht, und wird vom Seewasser, wenn der Wind in die Bucht steht, zum Theil überschwemmt. Gleichwol scheint dieser (vielleicht durch Kunst entstandene) Damm durch Mauern, deren die eine noch sehr sichtbar ist, und sich am festen Lande an einen viereckigen Thurm hängt, eingeschlossen und befestigt gewesen zu sein. Die stärkste Befestigung aber hat die Insel selbst, nicht nur durch dicke Mauern aus Werkstücken, sondern auch durch Thürme, deren Grundlagen noch zu sehen sind, eine an der Pforte, drei an der Ostseite, alle viereckig, und eine in der südwestlichen Ecke, die einen runden Thurm getragen zu haben scheint, jetzt aber ein blosser Schutthaufen ist. Von eben dieser Ecke scheint eine Mauer bis in die See fortzusetzen; und ihr fast entgegengesetzt geht eine Mauer vom Ufer

des Busens die Höhe hinan, worauf die Stadt lag. Nahe bei dieser Befestigung waren am Lande ein paar neben einander gelegene, mit Steinen ausgekästete, nur einige Arschinen weite Leichenkeller aufgebrochen worden. Die Ruinen derselben nehmen mit ihren Mauerquadraten und zerstreuten grössern Gebäuden fast die ganze Halbinsel ein. Die äusserste Mauer fängt an der Spitze des Meerbusens, etwas hinter der befestigten Insel an, und läuft auf der Höhe in gerader Linie schräg von Norden gegen Süden, bis sie nach ungefähr 240 Faden die südliche Seeküste erreicht und an einem hohen branten Ufer endigt, also die Halbinsel ganz abschneidet[1]). Bei der Insel scheint sie eine Pforte mit einem Aussenwerke gehabt zu haben, und etwa 40 Faden, ehe sie das Seeufer erreicht, mag vielleicht ein Thurm gestanden haben. Sie scheint, wie die übrigen innern Mauern, welche die Hauptabtheilungen in Quadrate (von verschiedener Grösse und oft verschobener Figur) machen, aus trockenen Steinen aufgesetzt gewesen zu sein, dergestalt, dass beide Seiten mit grösseren Steinen faciret, das Innere aber mit kleinen Steinbrocken angefüllt ist. Ihre Dicke ist über zwei Arschinen (d. i. 4′ 5″), und wären diese Mauern mit Thon verbunden gewesen, so wäre es kaum möglich, dass derselbe an einigen Theilen, die noch über zwei Ellen hoch stehen, völlig sollte ausgewaschen worden sein. Einige der innern, durch ähnliche Mauern abgetheilten Quadrate, sonderlich die äussern, scheinen leer und ohne Wohnungen gewesen zu sein; wenigstens ist nicht eine Spur davon zu sehen. In andern Quadraten sieht man nichts als den Schutt von parallelen, in geraden Linien und vollkommen gleichen Distanzen gezogenen, am Fusse fast zwei Arschinen dicken Mauern, die aus Kalksteinen zusammengepackt gewesen, und die wechselweise zu drei und zu vier Arschinen (gegen 7 bis 10′) Abstand von einander haben. Man kann damit keine andere Idee verbinden, als dass je zwischen zweien der näher zusammenliegenden Mauern der Raum durch irdene Quermauern in Wohnungen abgetheilt, die grössern Zwischenräume aber zu Strassen bestimmt gewesen sind, oder umgekehrt. Dies wird noch wahrscheinlicher durch einen gegen das südliche

1) Der mittlere Busen der Fanary-Bai setzt, wie alle andern, als trockne Kluft in das Innere fort; die Cherronesiten hatten die Stadtmauer auf dem westlichen hohen Rande aufgeführt (vgl. Clarke Travels I, 568), so dass der innerste Theil des Hafens ausserhalb der Stadtmauern lag. Dies nöthigte zur Anlage der besondern, von Pallas beschriebenen Befestigungen der Insel, und die von ihm erwähnte die Höhe hinansteigende Quermauer hat, wie mir scheint, den Zweck gehabt, die Communication zwischen der Stadt und der Insel zu sichern.

Ende der Stadt bemerklichen grossen viereckigen Platz, an welchem die Parallel-Mauern absetzen, und der also nach allen Seiten Strassen gehabt zu haben scheint. Auch setzen diese Parallel-Mauern in einiger Distanz von der äussern und den Quadratmauern ab, und endigen da gemeiniglich mit einem sehr grossen, platten Steine, der so breit, als die Mauern dick sind. Die ledigen Quadrate scheinen gemeinschaftliche Vieh- oder Gartenplätze gewesen zu sein, und der äusserste südliche Winkel, wenn man die letzte Strasse oder parallele Mauer hinter sich hat, kann, wie etwa zehn ziemlich ordentlich gestellte Steinhaufen glaublich machen, zu einem Begräbnissplatze bestimmt gewesen sein. Im Innern der Stadt und an der See sind einige Fundamente grösserer, aus Werkstücken gebauter Gebäude zu sehen, wovon aber die Steine meist weggeführt sind. Der Grund, der sich von dem zweiten Einbusen verlängert, ist ohne alles Mauerwerk; und auf der äussersten breiten Fläche, gegen die Spitze des Leuchtthurms, sind auch nur ledige Quadrate mit Mauern abgetheilt [1])".

Zu gleicher Zeit mit Pallas besuchte Clarke diese merkwürdigen Ruinen. Aus dem seinem Werke beigegebenen Plan ersieht man, dass die eigentliche Stadt auf der Halbinsel lag, welche durch die beiden westlichsten Abzweigungen der Bai von Fanary gebildet wird, und dass sie sich von hier in südlicher Richtung quer über den Isthmus bis an das westliche Meer ausdehnte. Sie war durch eine breite Strasse von 3282′ Engl. Länge, in der Richtung der Längenaxe der Halbinsel Fanary (Nordnordwest) in zwei Haupttheile geschieden. Wie es in der Natur der Sache liegt, dass die ersten Ansiedler sich in unmittelbarer Nähe des Hafens, d. i. des Busens, in dessen Innern die von Pallas erwähnte Insel liegt, anbauten und dass sich hier die ausserordentlich eng gebaute Altstadt erhob, so scheint auch aus dem Plane Clarke's hervorzugehen, dass das westlich von der Hauptstrasse gelegene Quartier jünger war: hier haben sich die nach Südwest gerichteten sieben Quermauern (abgesehen von den beiden ihnen parallel laufenden Stadtwällen) besser erhalten, und lassen grössere Zwischenräume, von 162, 90, 66, 252, 900, 952, 450, 405 Engl. Fuss, zwischen sich, so dass einige der Häuserreihen, deren Trümmer sie darstellen, füglich noch Gärten hinter sich gehabt haben können. Die Altstadt, rechts von der Hauptstrasse, wird durch eine der letztern parallel laufende Strasse wiederum in zwei Abtheilungen geschieden, und hier scheint es, namentlich in der Nähe des Hafens, den beiden Reisenden nicht mehr

1) Pallas, a. a. O., II, S. 67—71.

möglich gewesen zu sein, unter den verworrenen Trümmerhaufen die Richtung einzelner Strassen zu erkennen. Die eigentliche Stadt hörte im Norden an dem Isthmus auf, der durch die westlichste der drei Fanary-Buchten gebildet wird, und war hier ebenfalls mit einer quer über den Isthmus laufenden Mauer versehen, vermuthlich, um die Stadt gegen einen plötzlichen Ueberfall der auf der Halbinsel Fanary etwa landenden Piraten zu schützen. Auch auf diesem Isthmus zeigten sich Trümmer, und es mag hier eine nördliche Vorstadt gelegen haben, die ebenfalls noch durch einen äussern Wall geschützt war, und spärlichere Trümmer, die über den nördlichen Theil der Halbinsel bis zur Spitze Fanary zerstreut sind, beweisen, dass hier die Felder und Landhäuser der Cherronesiten lagen.

Es ist ein grosses Glück für die alte Geographie, dass der Eifer für die Wissenschaft am Anfange dieses Jahrhunderts zwei so ausgezeichnete Männer, wie Pallas und Clarke, auf diese öde Landspitze führte und die thatsächlichen Beweise für die Angaben Strabon's über die Lage des alten Cherronesos entdecken liess. Was sie damals sahen, war noch genügend, uns ein Bild von der alten Stadt zu geben, von ihren Befestigungen, von der engen Hafenstadt, den geräumigern Vorstädten. Heute ist jede Spur ihres Daseins vom Erdboden vertilgt. Schon Murawiew fand keine Ruinen mehr, und statt der Befestigungen auf der Insel nur einen verworrenen Trümmerhaufen [1]). Der grösseste Theil des Bodens, auf dem diese alte Stadt lag, kam in den Besitz eines Lieutenant Kruse, der die Quadersteine der Ruinen zum Bau mehrerer Häuser und einer Einschliessungsmauer von beträchtlicher Ausdehnung benutzte und den Acker des Weinbau's wegen mehrmals umgraben liess. Er hat auf dem Festlande mehrere alte Brunnen entdeckt, deren er sich zur Bewässerung seiner jungen Pflanzungen bediente [2]). Bei Hommaire de Hell und Demidoff sucht man schon vergebens nach Bemerkungen über die Ruinen des alten Cherronesos. So ist ihre Beschreibung durch Pallas ein klassisches Zeugniss geworden, welches diese Ueberreste des Alterthums zwar nicht vor der Vernichtung durch Menschenhand, wohl aber vor dem Untergang in der Erinnerung der Menschen geschirmt hat.

Lage und Ruinen der Stadt beweisen, dass bei ihrer Gründung die Rücksicht auf leichte Vertheidigung massgebend war. Die Schlucht, welche sich von dem mittelsten Busen der Fanary-Bai in das Land

1) Murawiew-Apostol. S. 62.

2) Dubois de Montpéreux, voyage autour du Caucase, vol. VI, p. 133.

hineinzieht, war ein natürlicher Graben, dessen westlicher Rand durch eine oben errichtete Mauer leicht unnahbar gemacht werden konnte. So war der einzige Zugang von der Landseite zur Halbinsel Fanary gegen die Angriffe der Taurer leicht sicher gestellt. Aber die Vortheile, welche die Lage sonst geboten haben mag, sind schwer zu erkennen: es scheint, dass Noth und Genügsamkeit gleichzeitig die Herakleoten zur Wahl dieses Punktes bestimmten. Um den Preis grösserer Sicherheit mochten sie sich mit dem geringen Spielraum, den ihnen die Halbinsel Fanary bot, gern zufrieden geben, den dürren Boden gartenmässig zu bearbeiten gedenken, wie die Tanagraier, die an der Gründung Herakleia's Theil nahmen, ihrem rauhen heimathlichen Boden Getreide und Wein und Obst durch mühsame Pflege entlockten. Den „arbeitsamen, häuslich schlichten Charakter, den redlichen Erwerbfleiss sonder Geiz und Prachtliebe", den ein unsterblicher Alterthumsforscher an jenen Hellenen preist [1]), findet man in den Männern wieder, die auf Fanary sich niederliessen, um hier den Ertrag tüchtiger und mühsamer Arbeit mit Sicherheit zu geniessen. Die Hoffnung auf Handelsgewinn war gering: mit den unruhigen und rauhen Taurern einen vortheilhaften Verkehr anzuknüpfen, musste fast unmöglich erscheinen. Nur der Ertrag der Fischerei gewährte einige Aussicht: die Buchten der herakleotischen Halbinsel sind reich an Fischen, unter denen der Kephal, die Pelamiden und rothen Seebarben besonders zahlreich sind [2]). Zwei kleine Salzseen, der eine an dem Ende des westlichen Zweiges der Fanary-Bucht, der andere an dem breiten Nordrande der Halbinsel, mussten durch das aus ihnen gewonnene Salz dem Betriebe der Fischerei zu Statten kommen [3]): es zeigte sich nun die Gelegenheit, die Fische, unter denen sowol die Barben wie verschiedene Arten des Pelamis im Alterthum hoch geschätzt waren, einzusalzen und an die Hauptsitze griechischer Gourmandise zu verführen. Dadurch konnten die Cherronesiten wenigstens an einer der wichtigsten Quellen des Reichthums der pontischen Colonien einen bescheidenen Antheil erwerben, und mit Grund auf viele ihrer Münzen das Bild eines Fisches prägen [4]).

---

1) K. O. Müller, Minyer S. 26.

2) Pallas, a. a. O., II, 50. — Murawiew rühmt die Fische sehr. S. 49.

3) Beide Seen setzen auch jetzt in heissen Sommern Salz ab, welches von den Tataren abgeholt und verbraucht wird. Pallas II, 59.

4) In der vorzüglich geordneten Uebersicht cherronesitischer Münzen, welche Herr v. Köhne a. a. O. zusammengestellt hat, No. 21—25, 47, 48, 83, 84. Diese

Aber dem Ackerbau, dem eigentlichen Fundament des Wohlstandes der griechischen Colonien, waren äusserst enge Grenzen gesteckt. Der beschränkte Raum der Halbinsel Fanary konnte unmöglich genügende Mittel für den Unterhalt der wachsenden Volksmenge bieten, und man mag sich schon früh in der Nothwendigkeit befunden haben, das Land ausserhalb der Halbinsel und der Befestigungslinien zu bebauen. Wenn die Noth dazu zwang, und die Zunahme der waffenfähigen Bevölkerung dazu ermuthigte, über den engen und sichern Kreis der ersten Ansiedelung hinaus zu gehen, verlor der Hauptgrund, der die Bewohner an die Halbinsel Fanary fesselte, an Kraft, und das Bedürfniss, die Vertheidigungslinien zum Schutz der neu erworbenen Ackerländer weiter hinauszurücken, machte sich fühlbar. Es fehlt uns jede Angabe darüber, wann die Cherronesiten sich stark genug fühlten, an einen geräumigern Platz und bessern Hafen auf der herakleotischen Halbinsel überzusiedeln. Sie konnten es erst dann thun, als sie glaubten, die ganze Halbinsel gegen die Taurer vertheidigen zu können. Wenn sie sich auch jetzt nicht für den besten Hafen der Halbinsel, für die Südbucht, an welcher heute Sebastopol liegt, entschieden, sondern die westlicher gelegene Quarantainebucht wählten, so mochten hierbei verschiedene Gründe zusammenwirken, unter denen die grössere Nähe des alten Wohnplatzes und des cultivirten Landbesitzes sicher keine unbedeutende Rolle spielte. Ausserdem fanden sie westlich von der zuletzt genannten Bucht ein ziemlich ebenes, sanft zum Meere sich senkendes Plateau, das zur Gründung einer Stadt geeignet war [1]); die Quarantainebucht selbst ist nicht so lang, wie die südliche und die Schützenbucht, aber schmal und gekrümmt, und für die hier ankernden Schiffe unvergleichlich sicherer, als die Abzweigungen der von den Cherronesiten verlassenen Bai von Fanary [2]).

Das jüngere Cherronesos, welches zu Strabon's Zeit stand und Römer- wie Byzantinerthum überdauert hat, um von Litthauern und Russen zerstört zu werden, lag auf der östlichen Hälfte der breiten Halbinsel, welche im Westen durch die Schützenbucht, im Osten durch die Quarantainebucht bespült wird [3]). Die letztere bildete den Haupt-

---

letzte Münze hat ein für Cherronesos sehr bezeichnendes Gepräge: auf der Vorderseite einen Pflug, auf der Kehrseite eine Aehre zwischen zwei Fischen.

1) Dubois de Montpéreux VI, p. 134. 135.

2) Pallas, a. a. O., II, 56.

3) Wenn Herr v. Köhne (a. a. O. S. 166. 167.) die Stadt zwischen der Schützenbucht im Osten und der Quarantainebucht im Westen liegen lässt, und be-

hafen; ungefähr in der Mitte des Nordrandes der Halbinsel befindet sich eine Meereseinbiegung, die auf den neuern Karten gewöhnlich die Bucht von Chersones genannt wird, und bei einer Tiefe von vier Faden den Schiffen ebenfalls einen brauchbaren Ankerplatz bietet. Sie war der westliche Hafen der alten Stadt; zwischen ihr und der Quarantainebucht lag, am Rande des Meeres und auf dem Plateau, das eigentliche Cherronesos, — jetzt ein unansehnlicher, nicht mehr zu entwirrender Trümmerhaufen.

Die Stadt scheint schon in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts durch Olgierd, Fürsten von Litthauen, viel gelitten zu haben [1]) und seitdem allmählich verödet zu sein. Als Byzanz gefallen war und die Türken sich der Krim bemächtigten, wurde auch Cherson von den Bewohnern verlassen, trotz seiner noch immer bewahrten äussern Herrlichkeit. Von seinen Kunstschätzen mögen die Türken Vieles nach Konstantinopel geführt haben; es wird berichtet, dass sie auch viel treffliche Steinarbeiten, Säulen von Marmor und Serpentin, für werth hielten, das unvergleichliche Stambul zu schmücken. Und als ob das Byzantinerthum, wie es, zum Tode krank, nie sterben mochte, so auch gestorben noch nicht vergehen konnte, stand Cherson, wie es scheint, fast menschenleer, noch drei Jahrhunderte über dem Erdboden, schrecklich todt, mit seinen Mauern und Thürmen, mit seinen merkwürdigen byzantinischen Kirchen, mit den Palästen seiner Proteuonten, — das sonderbarste Denkmal des Mittelalters. Weithin schallte in den öden Gassen, in den geräumigen Hallen der Tritt des einsamen Wanderers, der sich in die unheimliche Stadt unter die sinkenden Trümmer verloren hatte. Zwischen den Marmorsäulen, über die prächtigen Pforten zog nun die Spinne ungestört ihr Netz, und wo einst ein bewegtes Leben sich entfaltet hatte, lauerten jetzt in den Rissen der Wände und zwischen den sich lösenden Steinen todbringende Taranteln und Skorpionen. So schien Cherson auch todt der Verwesung zu trotzen, und als die Häuser des Volks allmählich zu Schutt- und Trümmerhaufen zusammengesunken waren, erhoben über den Ruinen noch immer die festern Kirchen und Paläste, das stolze Stadtthor, die starken Thürme, ihre verwitternden Kuppeln und Zinnen.

So waren, als die Krim unter die Botmässigkeit Russlands fiel, die Ueberreste der alten Stadt immer noch so vollständig vorhanden,

---

richtet, dass sich das heutige Sebastopol dicht an die Stadt anschliesst, so sind dies befremdliche Irrthümer, die durch einen Blick auf die Karte widerlegt werden.

1) Karamsin Russ. Gesch., deutsch v. Hauenschild, Bd. V, 13.

dass man mit Bequemlichkeit einen genauen Plan davon hätte aufnehmen können. Aber die neuen Herrn, sagt Clarke, demolirten Alles. „Fortfahrend in ihrer Lieblingsbeschäftigung, Wüsteneien zu schaffen, rissen sie nieder, zertrümmerten, durchwühlten und zerstörten, was sie nur von Alterthümern zur Aufklärung der frühern Geschichte vorfinden konnten; sie sprengten die alten Fundamente in die Luft, rissen die Gräber auf, zerstörten die Tempel, brachten dann die Stein- und Marmorblöcke nach Achtiar und verkauften sie hier klafterweise als Baumaterial [1])". Mit den bittersten Empfindungen betrachtete Clarke die Verwüstung einer Stadt, welche die Herrschaft der Griechen und Römer, der Gothen, Chazaren und Mongolen entstehen und vergehen sah. Heiden, Juden und Muselmänner hatten die Stadt verschont; sie wurde von unwissenden Schaaren desjenigen Volkes vom Erdboden vertilgt, welches acht Jahrhunderte früher aus ihr den ersten Keim christlicher Civilisation mitgenommen hatte.

Auch Pallas klagt bitterlich über die systematische Verwüstung der werthvollen Ueberreste. „Bei Besitznehmung der Krim", sagt er[2]), „waren davon noch der grösseste Theil der aus schönen Quaderstücken erbauten Mauer, die schöne Stadtpforte und ein grosser Theil von zwei starken Thürmen vorhanden, von welchen der eine dicht an der Bucht stand und noch von mir im Jahre 1794 in erträglichem Zustande gesehen wurde. Allein die Entstehung der Stadt Achtiar (Sebastopol) ist der Untergang dieser alten Stadt gewesen. Man hat die schönen Quader bis in das Fundament ausgebrochen, um Häuser daraus zu bauen, und nicht einmal eine Zeichnung des Prospects oder ein erträglicher Plan ist davon vorhanden, wenigstens mir nicht bekannt geworden". Nur einige Inschriften sind gerettet worden. „Dass in dieser Stadt mehr Pracht, als in der alten, geherrscht haben müsse, beweist ein schöner von daher gebrachter, aus grauweissem Marmor wohlgearbeiteter korinthischer Säulenkopf, vier Spannen hoch und drei im Durchmesser, den ich bei dem Viceadmiral Pustoschkin sah. Auch soll sonst viel gearbeiteter Marmor in diesen Ruinen gefunden worden sein, der aus dem weissen Meere her zu sein scheint. Münzen von Gordianus, Aurelianus, Aurelius, Constans, ja sogar von August, werden hier nicht selten, sowol in Silber als Kupfer, seltner goldne, gefunden. Kupfermünzen mit einem Anker sind sehr gemein. Es finden sich Scherben von weissem, hell- und dunkelblauem Emaille und von gemeinem Glase,

1) Clarke, Travels, I, p. 502.

2) Pallas, a. a. O., II, S. 73 u. f.

welches durch die lange Verwitterung lamellös geworden und alle Farben des Regenbogens spielte. Es ist kein Zweifel, man würde noch jetzt viel Merkwürdiges entdecken, wenn innerhalb der Stadtmauer fleissig darnach gegraben und das Gegrabene nicht verhehlt oder in unwissende Hände gebracht würde". Auch eine Goldmünze Philipps II. von Makedonien, eine thasische Tetradrachme und Münzen des bosporanischen Königreichs hat man in dem Schutt gefunden [1]).

Es ist dem Einschreiten des Kaisers Alexander I. zu danken, dass die Verwüstung ihr Werk nicht ganz vollendete. Dubois de Montpéreux hat zwei Monate darauf verwendet, die Trümmerhaufen mit prüfendem Auge zu durchwandern. Aber wir können nicht sagen, dass es seinen Bemühungen gelungen ist, von dieser noch im vorigen Jahrhundert stehenden Stadt uns ein lebhafteres Bild zu entwerfen, als dasjenige, welches wir uns von dem alten, schon vor Christi Geburt zerstörten Cherronesos nach den Beschreibungen Clarke's und Pallas' vergegenwärtigen konnten.

Die Stadt war auf der Landseite von einer Mauer umgeben, die an der Quarantaine-Bucht beginnend [2]), westwärts das Plateau erstieg, hier einer in demselben befindlichen Senkung folgte, und dann nach mehreren Biegungen sich nordwärts wandte, wo sie sich an den kleinern Hafen anschloss. Hier, an dem Punkte, der von dem neu zu erbauenden Sebastopol am weitesten entfernt war, zeigten sich einige Strecken der Mauer im Jahre 1820 noch wohlerhalten, oder hatten wenigstens noch die untern Steinlagen, während im Osten nur ihre Spur mit Sicherheit verfolgt werden konnte [3]). Die Mauer bestand aus grossen, durch Mörtel verbundenen Kalksteinquadern, war fünf bis sechs Fuss dick, und auf der Aussenseite mit einem nun trockenen Graben versehen [4]), der nach der Quarantainebucht hin zu einem für kleine Schiffe zugänglichen Canal erweitert gewesen zu sein scheint. Noch zu Clarke's Zeit konnte der letztere von Schifferbooten benutzt werden [5]). Die Längenentwickelung der Mauer giebt Dubois auf eine Viertelmeile an, eher etwas zu hoch als zu niedrig; woraus erhellt, dass

---

1) v. Köhne, a. a. O., Bd. II, S. 166.

2) Nach Dubois VI, p. 138. fängt die Mauer eine Werst vom Eingang der Quarantainebucht an, was falsch ist, wie sein eigner und Murawiew's Plan lehren. Die ganze Quarantainebucht ist nur eine gute Werst lang.

3) S. Murawiew S. 59. u. den Plan.

4) Dubois VI, 138.

5) Clarke I, 508.

Plinius, wenn er der Mauer von Cherronesos eine Länge von einer Meile beilegt[1]), verworren, wie gewöhnlich, den auf dem Isthmus von Balaklawa nach Inkerman aufgeworfenen Wall, der wirklich eine Meile lang war, mit der Stadtmauer verwechselt.

Nur an drei Stellen der Mauer hat man Ueberreste von Thürmen gefunden. Der eine, den Pallas 1794 noch in erträglichem Zustande sah, stand unfern der Quarantainebucht bei der ersten Biegung der Mauer; er war, wie eine Inschrift lehrt, zu Kaiser Zenon's Zeit restaurirt worden. Die beiden andern Thürme befanden sich mitten auf dem Plateau und vertheidigten das Hauptstadtthor, ein massives, gewölbtes Gebäude, welches bei Besitzergreifung der Krim durch die Russen noch erhalten war. Zwei andere Thore führten nach der Quarantaine- und Cherronesos-Bucht, nach dem grossen und kleinen Hafen; das letztere sahen noch Murawiew und Dubois.

Die durcheinander geworfenen und bis ins Fundament ausgebrochenen Ruinen innerhalb der Stadtmauer widerstreben jedem Versuche, den Plan zu erkennen, nach welchem die Stadt gebaut war. Man sieht nur, dass die Hauptstrasse, in einer Breite von nicht mehr als 20 Fuss, sich von dem erwähnten Hauptthor, in grader Linie nordöstlich nach der Quarantainebucht hinzog und dass sie auf beiden Seiten dicht mit Häusern besetzt war. Ueberhaupt scheinen die Bewohner den beschränkten Raum sorgsam benutzt und wenig freie Plätze zurückgelassen zu haben. Auch am hohen Meeresufer, von dem sie auf Felsentreppen zum Strande hinunter stiegen, erhob sich eine Reihe von Häusern.

Der Lieutenant Kruse, der von der russischen Regierung mit Nachgrabungen unter den Ruinen beauftragt war, hatte zu Dubois' Zeit die Ueberreste dreier Kirchen entdeckt, die in alt-byzantinischem Style erbaut waren. Eine von ihnen — sie liegt rechts von der Hauptstrasse, näher der Quarantainebucht, als dem Hauptthor — verdient um des Materials willen, das man für ihren Bau verwendet hat, unsere Aufmerksamkeit: sie ist aus den Trümmern eines schönen griechischen Tempels errichtet; Basen, Schafte und Köpfe gut gearbeiteter ionischer Säulen waren zu ihren Mauern verwendet worden, und es eröffnet uns einen Blick auf die Einfachheit und den Kunstsinn der heidnischen Cherronesiten, dass sie auch den gewöhnlichen Kalkstein von Inkerman,

1) Mox Heraclea Cherronesos, libertate a Romanis donatum. Megarice vocabatur antea, praecipui nitoris in toto eo tractu, custoditis Graeciae moribus, quinque millia passuum ambiente muro. Plin. IV, 26.

aus dem diese Säulen bestehen, einer so sorgsamen und kunstgemässen Bearbeitung für werth erachteten [1]). Schäfte cannelirter ionischer Säulen von kleinern Dimensionen hat man in grösserer Anzahl bei den Kirchen gefunden; Pallas kannte auch ein korinthisches Capital. Aber am besten beweisen die Münzen, welchen Werth der kleine Staat auf eine würdige künstlerische Ausführung der seinen Namen tragenden Werke legte.

Ausserhalb der Stadtmauer fand Pallas fast die ganze herakleotische Halbinsel mit Alterthümern mannigfaltiger Art bedeckt. Ihre Prüfung hinterlässt den Eindruck, dass hier ein tüchtiges, auf das Praktische gerichtetes Volk durch Fleiss, ökonomischen Sinn und willige Fügsamkeit unter das Gebot der gemeinsamen Interessen grosse natürliche Schwierigkeiten mit Erfolg zu überwinden wusste.

Das Wichtigste war natürlich auch hier die Sicherstellung des Besitzes gegen die räuberischen Nachbarn. Als günstige Vertheidigungslinie bot sich den Cherronesiten der östliche steile Abfall des Kalkflötzes dar, welches den grössesten Theil der herakleotischen Halbinsel bildet. Von der Mündung des Bijuk Useen ab begleitet diese Felswand eine Strecke weit das linke Ufer des Baches, zieht sich dann südwestlich bis in die Nähe des Dorfes Kadikoi, und wendet sich zuletzt plötzlich in fast westlicher Richtung dem Meere zu, welches sie anderthalb Werst östlich vom Georgskloster erreicht. Auf dieser letzten Strecke fällt das Plateau in die Schlucht des Dorfes Karany ab, durch welche es von dem ältern Kalkstein getrennt wird, der nicht nur die Hauptmasse des Gebirges östlich von Balaklawa, sondern auch das zwischen Karany und dem Hafen von Balaklawa liegende Gebirgsland mit dem fürchterlichen Cap Aja Burun bildet. Deshalb ist auch die Natur dieser durch die Schlucht von Karany und den zuletzt genannten Hafen abgeschnittenen Gebirgsinsel abweichend von der Beschaffenheit des übrigen Theiles der Halbinsel; dieser stellt ein nacktes, von Rissen durchfurchtes Plateau dar; jene ist ein durch Hebungen und Senkungen und Schluchten mannigfaltiges und zum Theil bewaldetes Alpenland, das sich dem Charakter des östlich von Balaklawa gelegenen Gebirges nähert; und die Senkung von Balaklawa selbst entspricht den kurzen, nach Süden geöffneten Thälern weiter im Osten, nur dass sie tief unter den Meeresspiegel fällt und einen Hafen statt eines Thales bildet. Als die Taurer von der herakleotischen Halbinsel verdrängt

1) Dubois VI, 145.

wurden, mögen sie sich in diesem Gebirge südlich von der Schlucht von Karany am längsten behauptet haben.

Zwei Gründe sprachen indess gegen die Wahl dieser Vertheidigungslinie. Während die Ausdehnung des fruchtbaren Ackerlandes auf der Halbinsel sehr gering war, zeichnete sich der niedrigere und wohlbewässerte Isthmus in dieser Beziehung vortheilhaft aus und namentlich war seine nach Morgen gewandte abhängige Seite zur Anlage von Frucht- und Weingärten vorzüglich geeignet [1]). Es hiess für die Bewohner des felsigen Plateau's, am Rande einer üppigen Oase Halt machen, wenn sie sich durch eine Mauer auf der Höhe des Felsenrandes genau auf den unfruchtbarern Theil des benachbarten Terrains beschränkt hätten. Noch bedenklicher aber war es, dass eine solche Mauer den wichtigen Hafen Symbolon aus dem Kreise der Befestigungen ausgeschlossen hätte. Die griechischen Schiffer waren bei ihrer Sitte, sich in der Nähe der Küste zu halten, ohne Frage gerade bei diesem gefährlichen Gestade sehr häufig in der Lage, den Hafen Symbolon anlaufen zu müssen, auch wenn er nicht das Ziel ihrer Reise war; und insonderheit mag es den Fahrzeugen, die aus der östlichen Hälfte des schwarzen Meeres nach Cherronesos bestimmt waren, häufig erwünschter gewesen zu sein, hier ausladen zu können, als die schwierige und von den Launen des Windes abhängige Fahrt um das Cap Fanary längs einer übelberüchtigten Küste fortzusetzen: so machten Noth und Interesse die stille Bucht von Balaklawa zu einem besuchten Ankerplatz. Dieser Umstand und die Natur des von hohen Bergen umgebenen Hafens dienen zur Erläuterung der bestimmten Versicherung Strabon's, dass die Taurer hauptsächlich gegen diesen Punkt ihre Raubzüge richteten, und hierin lag für die Cherronesiten die dringliche Aufforderung, auch diesen Ort in den Kreis der Vertheidigungslinie zu ziehen.

Sie entschlossen sich deshalb, zur Vertheidigung eine niedrigere Anhöhe zu benutzen, welche sich in der Thalniederung quer über den Isthmus erstreckt. Längs dieser Anhöhe fanden Pallas und Clarke die Spuren einer Mauer und mehrerer theils runder, theils viereckiger Thürme, die, nach Clarke's Versicherung, nicht aus einem in dieser Gegend gebrochenen, sondern zum Zweck der Befestigung eigends hierher geführten Steine errichtet waren. An diese Mauer schloss sich bei der Bucht von Balaklawa unter rechtem Winkel eine andere an, die ostwärts etwa eine halbe Meile weit fortsetzte und sich hier an das

1) Dubois VI, p. 182.

Gebirge lehnte. Sie deckte den Hafen gegen die Landseite [1]). Das Material beider Mauern ist in diesem Jahrhundert grossentheils zum Bau benachbarter Dörfer verwendet worden; doch nicht vollständig, da auch noch spätere Reisende die Spuren des alten Vertheidigungswerkes verfolgen konnten [2]).

Strabon spricht von einer Verschanzung des Isthmus von Ktenus [3]), und Plinius hatte, wie oben bemerkt, ähnliche Nachrichten über eine Mauer von Cherronesos, die eine Meile lang war, — welches der Breite des Isthmus entspricht; er bezog sie aber auf die Mauer der Stadt, — ein Irrthum, zu welchem der Name der letztern den Anlass bot. Das Werk, dessen Ueberreste Pallas und Clarke entdeckten, entspricht wol den Nachrichten, welche die beiden alten Geographen vor Augen hatten; aber von dem Graben, der nach Strabon mit dem Walle verbunden war, hat sich keine Spur erhalten.

Das umfangreiche Befestigungswerk war von den Cherronesiten schwerlich in der Hoffnung ausgeführt worden, dass es der Halbinsel eine vollständige Sicherheit gewähren würde. Die festen Mauern, mit denen die Stadt selbst von der Landseite umgeben war, zeugen deutlich, dass ihre Bewohner von der Vertheidigungslinie des Isthmus nur eine erste Abwehr des feindlichen Angriffs und die leichtere Vertheidigung der in ihrer unmittelbaren Nähe gelegenen Besitzungen gegen die Raubzüge kleinerer Streifschaaren erwarteten. Eine Mauer, die eine so beträchtliche Ausdehnung hatte und ausserdem von dem Centrum der Bevölkerung überall anderthalb bis zwei Meilen entfernt war, hätte nur durch ein grosses stehendes Heer behauptet werden können; gleichwol war sie auch ohne stehende Vertheidigung in sofern von Nutzen, als von ihren Wachtthürmen die Annäherung taurischer Räuberbanden gut beobachtet, die Mannschaft der benachbarten Landgüter durch Signale rasch zum Widerstande aufgeboten werden konnte und die Vertheidigung selbst durch Wall und Graben erheblich erleichtert war. Nahte der Feind in grössern Massen, so konnte er wenigstens aufgehalten werden, bis Eilboten die drohende Gefahr den Stadtbewohnern verkündet hatten.

---

1) Pallas II, 60. Clarke I, 562.

2) Dubois VI, 136. 137.

3) *Ἐπεὶ δὲ καὶ (οἱ Ταῦροι) τῷ διατειχίσματι τοῦ ἰσθμοῦ τοῦ πρὸς τῷ Κτενοῦντι προσέβαλον, καὶ τὴν τάφρον ἐνέχουν καλάμῳ, τὸ μεθ' ἡμέραν γεφυρωθέν μέρος, νύκτωρ ἐνεπίμπρασαν οἱ βασιλικοὶ καὶ ἀντεῖχον τέως, ἕως ἐπεκράτησαν.* Strab. VII, 4. (ed. Tauchn. II, p. 99).

Ein solches Vertheidigungssytem konnte sich natürlich nur unter vollkommen geregelten Verhältnissen bewähren. Liess man Wall und Graben verfallen; verabsäumte man die Wachen, so konnte die Befestigungslinie überall durchbrochen werden. Das scheint zu Mithradat's Zeit der Fall gewesen zu sein, wo der Hauptschauplatz des Kampfes gegen die Taurer der Stadt viel näher lag, wenn sich in Strabon's Bemerkungen kein Irrthum eingeschlichen hat; damals scheinen nur die Befestigungen in unmittelbarer Nähe von Ktenus in gutem Zustande gewesen zu sein. Da die Taurer in jener Zeit auf der herakleotischen Halbinsel wieder festen Fuss gefasst zu haben scheinen, vermuthe ich auch, dass Palakion, eine der drei von ihrem Fürsten Skiluros errichteten Burgen, auf den Höhen westlich vom Hafen Balaklawa zu suchen ist. Plinius nennt nämlich zwischen dem Vorgebirge Parthenion und dem Hafen Symbolon ein taurisches Dorf, Plakia [1]). Da Palakion, die taurische Burg, in der Nähe der herakleotischen Halbinsel gelegen haben muss und Plakia ausdrücklich als von Taurern bewohnt bezeichnet wird, so vermuthe ich, dass beides derselbe Name, Palakion also nicht auf der Ost-, sondern auf der Westseite des Hafens zu suchen ist; wie es auch dadurch wahrscheinlicher wird, dass die Burg als Ausgangspunkt für Operationen gegen die Truppen Mithradat's, welche Cherronesos schirmten, dienen sollte [2]). Das heutige Balaklawa liegt allerdings auf der Ostseite; und ich halte auch die Ansicht derer, welche seinen Namen von jenem Palakion herleiten, für wahrscheinlicher, als diejenige, welche in ihm ein italiänisches Bella-Chiava entdecken wollen [3]); denn die Genuesen nannten ihre Ansiedelung Cembalo, nach dem griechischen Symbolon. Aber wie oft mag Palakion oder Plakia zerstört und wieder aufgebaut sein? Der Name blieb ihm, auch wenn es sich nicht genau auf derselben Stelle wieder erhob.

---

1) Inde Parthenium promontorium, Taurorum civitas Placia, Symbolon portus, promontorium Criu metopon. Plin. IV, 26.

2) *Πρὸς δὲ καὶ τὴν καταρίθμησιν τῶν τόπων ἐν τῇ Χερσονήσῳ καὶ τὰ ὀρύγματα ὑπῆρξεν, ἃ κατεσκεύασε Σκίλουρος καὶ οἱ παῖδες, οἵσπερ καὶ ὁρμητηρίοις ἐχρῶντο πρὸς τοὺς Μιθριδάτου στρατηγούς, Παλάκιόν τε καὶ Χαῦον καὶ Νεάπολις.* Strab. VII, 4. (ed. Tauchn. II, p. 98). Die Kastelle mussten also durch ihre Lage zur Offensive geschickt sein.

3) Eine sehr komische Etymologie des Namens hörte Murawiew von den dort ansässigen Griechen. Sie leiten Balaklawa her vom türk. *balyk* Fisch und dem griechischen *λάβε* nimm. Murawiew S. 82. Die in Balaklawa lebenden Arnauten nähren sich nämlich vom Fischfang. Auch Pallas scheint diese Etymologie zu kennen, Bd. II. S. 69. Note.

Nächst den Vertheidigungsanstalten war für die Cherronesiten die Versorgung der Stadt mit gutem Trinkwasser die wichtigste Angelegenheit. Die herakleotische Halbinsel leidet hieran grossen Mangel, da die in den Felsen gehauenen Brunnen meistens ein brackes Wasser liefern, welches der Gesundheit nachtheilig ist und namentlich, wie man glaubt, zu den im Winter hier sehr häufigen scorbutischen Krankheiten den Anlass giebt[1]). Auf dem ganzen Plateau finden sich nur zwei lebendige Quellen: eine rechts von dem Wege, der jetzt von Sebastopol nach Balaklawa führt, eine Meile von der Festung; die andere ebensoweit von Sebastopol, auf der Strasse nach dem Georgskloster, bei Uschakow's Meierhof, der in einem schönen Quellgrunde liegt[2]). Diese letztere, reichhaltigere und der Stadt Cherrônesos näher gelegene, hatten die Griechen durch Röhren, die anfangs am Rande der Schlucht hinliefen, dann durch einen Hügelrücken auf die nordwärts sich senkende Ebene geführt waren, nach ihrer Stadt geleitet. Diese Wasserleitung, welche Wladimir der Grosse, als er Cherson belagerte, zerstören liess, bestand gleichwol noch im sechszehnten Jahrhundert, wo sie Broniovius recht gut beschrieb. Auch Pallas erwähnt ein achteckiges, eine Werst von der Stadt entferntes Gebäude, welches zu einer Wasserleitung gehört zu haben scheint. „In einem Winkel desselben," sagt er[3]), „kann man sich durch eine Oeffnung ungefähr 5 Arschinen hinunter lassen, und findet da einen ganz schmalen, gegen Osten auf 15 Faden führenden Gang, an dessen Ende in einer Art von (einige Fuss tiefen) Brunnen ein reines Wasser quillt, welches in den Gang überfliesst und sich verliert. Hinter diesem Brunnen zeigen sich noch zwei Gänge, wovon der eine ganz verstürzt ist, der andere aber weiter fortsetzt. Alles scheint anzuzeigen, dass dieses Ueberbleibsel einer ruinirten unterirdischen Wasserleitung sind." Neuerdings hat man Bruchstücke der Röhren[4]), wie grosse Reservoirs am Südende der Schützenbucht entdeckt, in welche vermuthlich eine Wasserleitung mündete. Aehnliche Reservoirs hatten die Cherronesiten unmittelbar an der Stadtmauer, nicht weit von der Quarantainebucht, in den Felsen gehauen, hier aber wol nur, um das Regenwasser aufzufangen. Sie sind jetzt mit Schutt und Trümmern bedeckt; aber drei Brunnen, welche die

1) Pallas II, 52.

2) Pallas II, 52. 77. 78. Dubois VI, 150. 151.

3) Pallas II, 76.

4) Köhne a. a. O., S. 167.

Russen in die hier aufgehäufte Erde gegraben haben, liefern der benachbarten Quarantaine auch jetzt noch ein brauchbares Trinkwasser [1]).

Von den übrigen Alterthümern nehmen in der Nähe der Stadt zunächst die Leichenkeller die Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Kostbarkeit der spärlich vorhandenen Ackererde nöthigte die Cherronesiten, ihre Gräber in den Felsen zu hauen. Auf beiden Seiten des Weges, der von der grossen Stadtpforte links neben der Stadtmauer zur Quarantainebucht führte, liegen solche Krypten besonders zahlreich nebeneinander; ja der Weg selbst ist von ihnen unterminirt. Ihre Einrichtung ist einfach und übereinstimmend. Eine Treppe von wenigen Stufen, ebenfalls in den Felsen gehauen, führt abwärts vor eine Oeffnung von nur 2 Fuss im Quadrat, die den Eingang zu einem einfachen meist 10′ langen und 8′ breiten Felsenkeller bildet und durch einen grossen Stein verschlossen werden konnte. In die hintere Wand und in die beiden Seitenwände sind Nischen von 6′ Länge, 2′ Fuss Tiefe und 1½′ Höhe gearbeitet, gerade geräumig genug, um hier den Körper des Verstorbenen niederzulegen. Zuweilen befinden sich in jeder Wand zwei Nischen, eine über der andern. Dergleichen Grabhöhlen sind nicht nur über das ganze Feld südlich von der Stadtmauer bis zum Ende der Quarantainebucht zerstreut; sie begleiteten auch die grosse Strasse nach dem alten Cherronesos und finden sich ebenso im Westen der Stadt hin und wieder, bis zur sogenannten Chersones-Bucht und zur Schützenbucht. Da sie leicht zugänglich sind, so mag sich bei der Bevölkerung hinsichtlich der Begräbnisse eine grosse Einfachheit der Sitte behauptet haben, die im schärfsten Contrast zu dem in Pantikapaion beobachteten Pomp stand, wo man unter ungeheuern Erdhügeln den Todten mit seinen Schätzen sicher verwahren konnte. Dort sind deshalb die oft schwer zu öffnenden Grabhügel die reichste Fundgrube für die Kenntniss des Alterthums geworden: bei Cherronesos hat man selbst in den Leichenkellern, deren Eingang noch fest geschlossen war, Nichts als Gebeine entdeckt [2]).

Auch auf dem übrigen Theile der Halbinsel findet man da, wo Landhäuser und Meierhöfe der Griechen standen, solche Felsengräber. Häufiger sind hier aber, und namentlich auf dem Landstrich zwischen den Schluchten, die von der Quarantaine- und Südbucht südlich fortsetzen, andere Denkmäler von zweifelhafter Bedeutung: kreisförmige oder ovale Einfassungen von Steinen, die etwa einen Fuss über den

1) Dubois VI, 151.

2) Dubois VI, 165—169.

Boden hervorragen, zuweilen aber ebenfalls in den Felsen gehauen sind. Sie sind wenigstens 9″ bis 1′ dick, und haben einen Durchmesser von 8 bis 9 Fuss. „Der gerundete Umfang der Steine solcher Steinkränze," sagt Pallas [1]), „pflegt gemeiniglich sehr roh bearbeitet zu sein und zeigt von einem hohen Alterthume." Er sowol wie Dubois glaubt, dass sie den Eingang alter Gräber bezeichnen. Andere halten sie für Brunneneinfassungen, und der Lieutenant Kruse hat versichert, dass hier unterirdische Gänge existirten, welche durch diese Brunnen ihr Licht empfingen [2]). Sollte eine genauere Untersuchung die letztere Meinung bestätigen, so würde man annehmen müssen, dass die Boioter, welche an der Gründung Herakleia's, der Mutterstadt unseres Cherronesos, Theil nahmen, auf der herakleotischen Halbinsel die Schachte nachgeahmt haben, welche durch das Gebirge hinab zu den Katabothren des Kopais-Sees führten [3]). Es verdiente wol untersucht zu werden, ob auf der Halbinsel dergleichen unterirdische Gewölbe existiren und zu welchem Zweck sie gedient haben mögen.

Auf den engen Raum des dürren Plateau's eingeschränkt, sahen sich die Cherronesiten zu einer äusserst sorgsamen Benutzung des Landes genöthigt, und es scheint ihnen unter unsäglicher Mühe gelungen zu sein, den sparsam vorhandenen Ackerboden in einer eigenthümlichen Weise und gartenmässig zu benutzen. Der ganze Chersones ist mit Mauerfragmenten und Ruinen von Gebäuden dermassen bedeckt, dass Dubois meint, hier hätten mindestens zwölf Flecken und zwei bis dreihundert Landhäuser gestanden. Am Auffälligsten ist die sorgsame Feldereintheilung. Dass wir uns von ihr eine Vorstellung bilden können, verdanken wir der Holzarmuth des Bodens: was hier gebaut wurde, musste aus Stein errichtet werden. Fast der ganze Chersones war nämlich durch zahllose, rechtwinkelig sich schneidende Steinmauern, deren zerfallende Ueberreste noch Pallas und Dubois sahen, schachbrettartig in Quadrate abgetheilt. Die Richtung der Mauern scheint durch die Hauptrichtung der grossen Strasse, die nach dem alten Cherronesos führte, und durch die Richtung des Weges nach Symbolon bestimmt zu sein. Jene lief von dem grossen Stadtthore aus westsüdwestlich an den Abhängen und um die Hügel hin, und durchschnitt auf einem aus Quadern erbauten Damme ein Ravin und die Südspitze der Schützenbucht [4]). Die erwähnten Mauern waren nun entweder der Hauptrichtung

1) Pallas II, 67.
2) Dubois VI, 172.
3) K. O. Müller, Minyer 53. 59. u. a. O.
4) Dubois VI, 176. u. f.

dieser Strasse parallel oder standen auf ihr senkrecht, so dass die letztern zu gleicher Zeit die Hauptrichtung der Schluchten inne hielten und die östlichste unter ihnen einen gerade auf Symbolon führenden Weg bildete. Je zwei und zwei Mauern liessen eine Strasse von 15 Fuss Breite zwischen sich, und umschlossen quadratförmige Ackerstücke, die, je nach der Entfernung der parallelen Strassen von einander, grösser oder kleiner, zuweilen auch noch durch innere Mauern in kleinere Abtheilungen zerlegt waren. Das Letztere fand namentlich auf der Halbinsel zwischen der Schützenbucht und der Bai von Fanary statt; dieser Landstrich, auf dem sich heute Terpentin- und Wachholderbäume untermischt mit Rosengebüschen zeigen, besitzt auf dem felsigen Grunde einen fruchtbareren röthlichen Lettenboden, und scheint nach den Anzeichen, die Dubois hier vorfand, von den Griechen in sehr kleinen Parcellen zum Weinbau benutzt worden zu sein. Der aufmerksame Reisende entdeckte hier nämlich in den Stein gehauene Bassins von 4 bis 5′ Länge, 3 bis 4′ Breite, und 1½′ Tiefe, deren Boden leicht gegen eine Oeffnung geneigt war, welche in ein kreisförmiges ebenfalls in den Stein gearbeitetes Reservoir führte, und er vermuthet, wie mir scheint, mit Recht, dass diese Vorrichtung zum Keltern des Weines gedient habe. Die Trauben wurden in dem Bassin zuerst ausgetreten, — wie die Tataren der Krim auch noch in neuerer Zeit den Wein in steinernen, aus Platten zusammengefügten Trögen keltern [1]) — dann durch eine hölzerne Presse, die vermittelst eines Loches am Rande des Bassins befestigt war, ausgedrückt, und der Most floss in das Reservoir, aus welchem er in thönerne Amphoren von drei Fuss Höhe und zwei Fuss Durchmesser, oder in noch grössere Gefässe zur Aufbewahrung geschöpft wurde. Scherben solcher Amphoren sind auf der ganzen Halbinsel sehr zahlreich gefunden worden [2]). Inmitten dieses Weinlandes bemerkte Dubois einige Strecken durch eine Unzahl kleiner regelmässiger Mauern, die nur 8 bis 9 Fuss von einander entfernt waren und kaum einen Fuss über die Erde ragten, in ganz kleine Parcellen zerlegt [3]), welche weniger kleinen abgegrenzten Besitzungen, als grossen Beeten glichen und eine sorgfältige Gartencultur voraussetzen lassen. Auf dem trocknen Terrain musste es nämlich eine Hauptsorge der Landwirthe sein, die Feuchtigkeit möglichst lange dem Boden zu erhalten; in andern trocknen Gegenden gräbt man zu diesem Zwecke für die

1) Pallas, a. a. O., II, 425.
2) Dubois VI, 177.
3) Dubois VI, 180.

Gartenpflanzen Vertiefungen, in denen eine grössere Menge des feuchten Niederschlags angesammelt und unter dem Schutze, den die Ränder gegen die Strahlen der Morgensonne gewähren, länger bewahrt wird. Dieses Auskunftsmittel war bei der im Allgemeinen dünnen Erdschicht des Plateau's nicht überall anwendbar; und der erfinderische Sinn der Bewohner scheint auf die Errichtung jener niedrigen Mauern verfallen zu sein, durch deren Schatten die Gartengewächse täglich einige Stunden länger den ausdörrenden Sonnenstrahlen entzogen wurden, und innerhalb deren auch eine künstliche Bewässerung mit grösserm Erfolge bewerkstelligt werden konnte. Dass die Griechen die für die Errichtung und Erhaltung solcher Einfriedigungen erforderliche Mühe nicht gescheut haben, wird uns begreiflich werden, wenn wir uns an die mannigfaltigen und unendlich mühseligen Anstalten erinnern, die in heissen und trocknen Ländern selbst von sonst trägen Völkern zur Bewässerung des Landes getroffen werden, und wenn wir uns vergegenwärtigen, dass solche Arbeiten hier mehr als unerlässliche Vorbedingungen der Cultur, denn als raffinirte Ameliorationen betrachtet werden müssen. Im Chanat Chiwa ist z. B. jedes bebaute Stückchen Land von kleinen Erdwällen eingefasst, damit von dem durch Kanäle hingeleiteten Wasser kein Tropfen verloren gehe [1]). Die Cherronesiten scheinen für ihre Gärten dasselbe gethan zu haben, nur dass auf der herakleotischen Halbinsel die Einfassungen, wie alle Bauten, der Natur des Landes gemäss aus Stein errichtet werden mussten, während sie in Chiwa, wie die Stadtmauern, ebenfalls der Natur des Landes gemäss, aus Erde bestehen. Von dem aussergewöhnlichen Fleisse aber, den die Hellenen auf die Benutzung ihres engbegrenzten Landes verwendeten, kann uns der merkwürdige Umstand eine Vorstellung geben, dass sie in einigen der erwähnten Quadrate die Ackererde künstlich erhöht und zu diesem Behuf das Kalkflötz nebenbei von der dasselbe bedeckenden Erdschicht vollständig entblösst haben [2]). Es kam ihnen vermuthlich darauf an, ein Terrain für Fruchtgärten zu gewinnen, auf welchem die Obstbäume nicht nach einigen Jahren absterben, weil ihre Wurzeln nicht weit genug in die Tiefe steigen konnten; und sie scheuten die Mühe nicht, für diesen Zweck eine Art schwebender Gärten anzulegen.

An den rechtwinkelig sich schneidenden Feldwegen lagen nun die Landgüter der Cherronesiten: die Baulichkeiten sind jetzt so zerstört und zusammengesunken, dass man von vielen nur die Fundamente er-

1) Basiners Reise nach Chiwa, S. 221.
2) Dubois VI, 183.

kennt, während andere sich als grosse Schutthaufen präsentiren, die man für Grabhügel zu halten versucht sein könnte; aber Nachgrabungen haben gezeigt, dass man hier nur auf Mauerwerk stösst, welches ebenfalls griechischen Landhäusern angehörte. Pallas sah von solchen Landhäusern noch sehr beträchtliche Trümmer, mit Mauern, von denen zuweilen noch vier Reihen Quadern erhalten waren. Er hat eine Anzahl derselben genau, wie gewöhnlich, beschrieben, und Dubois, der auch diesen Ueberresten des Alterthums grosse Aufmerksamkeit gewidmet hat, theilt in seinem Atlas viele Grundrisse solcher ländlichen Etablissements mit, in denen sich eine grosse, wol durch die Verhältnisse bedingte Uebereinstimmung der Bauart kund giebt. Bei allen zeigen sich nämlich die Ueberreste eines starken, viereckigen Herrenhauses; es ist entweder gleichseitig, von 35 bis 40′ im Quadrat, oder länglich von 22 bis 32′ Breite auf 25 bis 45′ Länge, und aus grossen Bruchsteinen von 6′ Länge, 3′ Breite und 2 bis 4′ Höhe mit Mauern von 3 bis 5′ Dicke sehr dauerhaft aufgebaut, und besitzt meistens ein hohes Parterre, zu dem eine Treppe führt und unter dem sich Kellerräume befinden, welche nur selten gewölbt sind. Der Bau muss bei seiner geringen Ausdehnung und der Stärke seiner Mauern mehr den Eindruck eines Thurmes gemacht haben. In der Nähe dieses Herrenhauses, und zuweilen an dasselbe sich anlehnend, lagen die aus Ziegeln leicht erbauten und ohne übereinstimmenden Plan gruppirten Wirthschaftsgebäude und Ställe, steinerne Einfriedigungen der Höfe, in den Felsen gehauene Cisternen, in welche kleine Rinnen das Regenwasser zusammenführten, sehr selten Brunnen, und hin und wieder wol auch Leichenkeller, wie wir sie in unmittelbarer Nähe der Stadt kennen gelernt haben. Auf einigen Landgütern fand sich auch ein runder Thurm von 18 bis 25 Fuss im Durchmesser, mit Mauern von nur 2 Fuss Stärke; seine Pforte führte auf das Feld oder auf einen Hofraum. Dubois vergleicht dieses Gebäude mit der Tholos der Griechen, einem runden Bauwerk, wie es schon Homer erwähnt, neben Odysseus' Herrenhause dicht an der starken Hofmauer[1]); es diente dort als Küche und zur Aufbewahrung der Küchengeräthe, mag aber auf dem Chersones überhaupt als Vorrathshaus benutzt worden sein.

Diese ländlichen Etablissements, die sich hinsichtlich der Grösse und Zahl ihrer Gebäude natürlich sehr von einander unterschieden, lagen meistens vereinzelt an den Feldwegen und unmittelbar an den durch die quadratischen Mauern eingefassten Ländereien, die zu ihnen

1) Hom. Odyss. XXII, 440—467. Dubois VI, 183—191.

gehörten. Nur wo sich eine besondere Veranlassung dazu bot, finden sie sich hart neben einander, oft nur durch die Strasse von einander getrennt. Dieses war namentlich bei den oben erwähnten beiden Quellgründen der Fall, denen die Besitzer der benachbarten Ländereien mit ihren Höfen so nahe als möglich rücken wollten; sowol in dem Thale der heutigen Uschakowschen Meierei, wie an der Quelle, die jetzt nach Sebastopol geleitet ist, stiessen je drei Herrenhöfe zusammen, von denen jeder sein festes viereckiges Schloss hatte und deren Trümmer zu den bedeutendsten Ueberresten des Alterthums auf der herakleotischen Halbinsel gehören [1]).

Dass man hinsichtlich der grössern oder geringern Festigkeit der Bauten darauf Rücksicht nahm, ob eine Vertheidigung gegen feindliche Ueberfälle nothwendig werden konnte, versteht sich von selbst. Zwei von den Höfen, die an der nach Sebastopol geleiteten Quelle liegen, sind von einander durch Mauern von sechs Fuss Dicke getrennt, und unmittelbar am Ostrande des herakleotischen Plateau's liegen auf einem Hügel, von dem man eine herrliche Aussicht auf die jenseits des Thales der Tschernaja Rjetschka sich erhebenden Berge, auf das romantische Thal und den Hafen von Balaklawa geniesst, ebenfalls Trümmerhaufen, die einem sehr stark befestigten Orte angehört zu haben scheinen. An dem der Morgensonne zugewendeten Abhange des Plateau's zeigt sich wieder eine starke Parcellirung des Bodens durch Einfassungsmauern: vermuthlich hatten die Cherronesiten auch hier einen zu Wein- und Fruchtgärten geeigneten Boden gefunden.

Werfen wir nun, nach Beschreibung des Einzelnen, noch einen Blick auf die Gesammtheit dieser Mauern und Trümmer.

Dass der Werth, den das Ackerland für die Cherronesiten hatte, eine genaue Vermessung und scharfe Begrenzung der einzelnen Besitzungen höchst wünschenswerth machte, begreift man leicht. Aber die Regularität der Feldereintheilung scheint auffallend.

Freilich, — wenn man annehmen könnte, dass zu gleicher Zeit viele Tausende von Herakleoten an unserer Halbinsel gelandet wären und sie sofort vollständig in Besitz genommen hätten, so möchte man wol Dubois beipflichten, wenn er diese Feldeintheilung aus der Zeit des Ursprungs der Stadt datirt: dann hätte die Menge der Theilnehmer eine höhere Leitung des Geschäftes der Besitzergreifung nothwendig gemacht, und es wäre natürlich gewesen, dass bei Vertheilung des herrenlosen Gebietes eine gewisse Regularität beobachtet worden. Aber

1) Pallas hat sie sorgfältig beschrieben Bd. II, S. 77. 78.

jene Voraussetzung hat Nichts für und Alles gegen sich. Wurde Cherronesos aus Handelsinteressen gegründet, — was in Anbetracht seiner Lage nicht sehr wahrscheinlich ist — so entstand es wol, wie alle derartige Ansiedelungen, aus kleinen Anfängen; und wenn das Motiv der Gründung, wie wir glauben, in den politischen Verhältnissen der Mutterstadt lag, so ist eben so wenig an eine massenhafte Auswanderung zu denken. Wir haben oben die Ansicht geäussert, dass die Stadt wohlhabenden Herakleoten ihren Ursprung verdankt, welche in glücklichem Handel reich geworden und gleichwol durch einen geschlossenen Grundadel von den politischen Rechten ausgeschlossen waren, zu deren Ausübung sie durch Bildung und Wohlstand berechtigt wurden. Das fruchtlose Ankämpfen gegen die Privilegien des grossen Grundbesitzes und die daraus entstehende politische Unzufriedenheit sind Elemente, die weder plötzlich noch auf eine ausgedehnte Volksmasse wirken: der Entschluss zur Auswanderung konnte sich nur bei solchen Patricierfamilien äussern, die an der Ausdehnung der politischen Rechte auf sämmtliche reiche Bürger ein besonders lebhaftes Interesse nahmen. Die Masse des Volks stand dagegen der politischen Agitation, von deren Erfolg es keine erhebliche Erleichterung erwarten durfte, ziemlich fern, wurde von der daraus entstehenden Unzufriedenheit weniger berührt, und fand also in den politischen Verhältnissen keinen Grund, sich der Emigration einiger reichen Kaufleute massenhaft anzuschliessen. Dazu kam, dass der Hauptheil der Bevölkerung im Gebiete Herakleia's aus den Mariandynen, den Perioiken des grossen Grundadels, bestand, die nach herakleotischem Staatsrecht nicht ausser Landes verkauft [1]) und vermuthlich, als *glebae adscripti*, überhaupt nur mit dem Grund und Boden veräussert werden durften. Der Geldadel konnte also auch aus dieser Volksklasse kein Heer von Auswanderern zusammenbringen: er sah sich auf die Mitglieder der emporgekommenen Familien und das nicht zahlreiche Häuflein ihrer Anhänger beschränkt, — und auch der oben erwähnte Umstand, dass bei der Wahl des Punktes der Ansiedelung die ängstliche Rücksicht auf leichte Vertheidigung überwog, weist gerade hier, wo viel günstigere Localitäten in unmittelbarer Nähe lagen, mit Bestimmtheit auf die geringe Anzahl der ersten Auswanderer zurück.

---

1) *Μαριανδυνοὶ μὲν Ἡρακλεώτιας ὑπετέλεσαν διὰ τέλους ὑποσχόμενοι θητεύσειν παρέχουσιν αὐτοῖς τὰ δέοντα προσδιαστειλάμενοι μηδενὸς αὐτῶν ἔσεσθαι πρᾶσιν ἔξω τῆς Ἡρακλεωτῶν χώρας, ἀλλ' ἐν αὐτῇ μόνον τῇ ἰδίᾳ χώρᾳ.* Posidonius bei Athenaeus VI, 83. (ed. Dindorf, p. 571).

Eben so wenig sind wir geneigt, die Regelmässigkeit der cherronesitischen Felderabgrenzung durch eine später vorgenommene neue Landvertheilung zu erklären, wie sie in verschiedenen griechischen Staaten und selbst in Megara, der Mutterstadt Herakleia's, von dem zur Herrschaft gelangten besitzlosen Pöbel zuweilen ausgeführt wurde; denn es zeigen sich nirgend Spuren, dass das niedere Volk in Cherronesos je zur Herrschaft gelangt ist, die Verhältnisse lassen vielmehr auf ein andauerndes Vorwiegen aristokratischer Elemente schliessen. Megara war eine vorherrschend aristokratische Stadt, in welcher das Volk nur einmal vorübergehend zur Herrschaft gelangte, und höchstwahrscheinlich wurde in dieser Periode demokratischen Unfugs, der Vertreibung der reichen Bürger und der Vertheilung ihres Grundbesitzes das pontische Herakleia von aristokratischen Emigranten gegründet [1]). Die letztere Stadt blieb denn auch eine aristokratische im herbsten Sinne des Wortes: die politischen Rechte waren wenigen Regentengeschlechtern, dem alten Grundadel, vorbehalten, der in seinen zahlreichen Hintersassen [2]) eine so feste Stütze fand, dass selbst die im Laufe der Zeit durch den Handel emporgekommenen, mit der Macht des Reichthums ausgerüsteten Familien nach mühsamem Kampfe gegen die alte Ordnung nicht eine durchgreifende Umänderung der Verfassung, sondern nur eine Vermehrung der Senatorstellen erzielen konnten; das eigentliche Volk erscheint hier stets ohnmächtig: es konnte sich der Oligarchie nur dadurch entledigen, dass es sich der willkürlichen Tyrannis eines Wütherichs, wie Klearch, unterwarf. Auch Cherronesos war von reichen Kaufleuten gegründet, die schon ihres leicht antastbaren Besitzthums wegen dem wechselvollen demokratischen Regiment abhold sein mussten und gegen die bestehenden Verhältnisse ihrer Vaterstadt nur deshalb angekämpft hatten, weil sie sich selbst den Eintritt in die regierenden Klassen eröffnen wollten. Sie werden den dorischen Stolz ihrer Ahnen, durch das eigene Schicksal belehrt und durch das Loos der Mutterstadt gewarnt, ohne seine verletzende Form in die neue Heimath hinübergetragen haben, und hier waren überdies die Verhältnisse dem Aufkommen der Ochlokratie nicht günstig. Hier zog kein weitausgebreiteter Handel wankelmüthige und besitz-

1) Vgl. Polsberw, de rebus Heracleae Ponti, p. 31. 32.

2) *Πλήθους δὲ ὑπάρχοντος περιοίκων καὶ τῶν τὴν χώραν γεωργούντων, ἀμφονίαν ἀναγκαῖον εἶναι καὶ ταυτῶν· ὁρῶμεν δὲ καὶ τοῦτο καὶ νῦν ὑπάρχον τισίν, οἷον τῇ πόλει τῶν Ἡρακλεωτῶν.* Aristot. Polit. VII, 5. 7. Bei Müller fragm. 188. (vol. II, p. 162).

lose Volksmassen herbei, oder erzeugte plötzliche und bedeutende Glückswechsel; die sorgsame Bearbeitung eines spärlich zugemessenen Grundbesitzes prägte Mässigung ein, die Nothwendigkeit der Vertheidigung gegen die benachbarten Barbaren erhielt auch in den herrschenden Ständen einen tüchtigen, dem Gemeinwohl zugewendeten Sinn. In der That verräth das Wenige, was wir von den Cherronesiten erfahren, eine gewisse vornehme Gesinnung, Ordnung der Privat- und Stabilität der Staatsverhältnisse. Ihre Abgeschlossenheit, die durch die Lage der Colonie begünstigt wurde, der beschränkte Handelsverkehr, die Sorge für die Landwirthschaft, das Festhalten an altgriechischer Sitte, welches Plinius an ihnen ausdrücklich hervorhebt, — sind aristokratische Züge, welche eine ruhige Entwickelung der politischen Verhältnisse voraussetzen lassen. Eine neue Landvertheilung würde aber in einem auf den Ackerbau basirten Gemeinwesen einem radicalen Umsturz der Besitzverhältnisse gleichkommen, wie er nur von einer zügellosen Ochlokratie ausgeführt werden konnte; und für diese fanden sich in der Stadt keine Elemente vor. Ja, wenn Cherronesos unter derartigen politischen Erschütterungen gelitten hätte, würde uns sicher eine Nachricht darüber erhalten sein, wenigstens in den uns geretteten und zum Theil sehr beträchtlichen Fragmenten *herakleotischer* Historiker, eines Herodor, Nymphis, Memnon. Aber es fehlt jede Andeutung hierüber; auch können wir mit Sicherheit annehmen, dass Cherronesos, wenn es mit solchen innern Revolutionen zu kämpfen gehabt hätte, frühzeitig den Streichen der Taurer erlegen sein würde.

Eben so halte ich es nicht für glaublich, dass die Uebersiedelung aus dem alten Cherronesos in das jüngere plötzlich und, ich möchte sagen, auf gewaltsame Weise erfolgt ist, und dass man auf der neuen Stelle ein herrenloses Land fand, welches nach Bequemlichkeit in regulärer Weise hätte vertheilt werden können. Es scheint mir vielmehr in der Natur der Sache zu liegen, dass, bevor durch einen Volksbeschluss die vollständige Räumung der alten Stadt angeordnet werden konnte, anderweitige Umstände vereinzelte Niederlassungen an der Stelle der jüngern veranlasst hatten; oder dass, wenn die Räumung aus eigenem Antriebe der Individuen erfolgte, gebieterische Gründe den Entschluss des Einzelnen, fern von seinem cultivirten und vielleicht schon ererbten Acker seinen Wohnsitz zu nehmen, motiviren mussten; und in dem letztern Falle wird eine gemeinsame und gleichzeitige Uebersiedelung noch unwahrscheinlicher. Das ältere Cherronesos lag, wie wir sahen, auf sehr beengtem Raume; die Stadt selbst konnte sich nicht weit ausdehnen, und — was noch übler war — fast überall dem Meere nah, konnte sie ihre

ländlichen Besitzungen eigentlich nur nach einer Seite hin erweitern, so dass die Entfernung derselben vom Wohnplatze bald fühlbar wurde. Aber dieser erhebliche Uebelstand drückte weniger die bereits ansässigen Bürger, die ihre Wohnung und in der Nähe der Stadt ein Ackerland hatten, als die neuen Ankömmlinge, welche das mit unglücklichen politischen Verhältnissen kämpfende Heraklea aussandte [1]). Ihnen musste es, selbst wenn sie in der Stadt ein Unterkommen fanden, doch bedenklich erscheinen, einen weit abgelegenen, wüsten Landstrich in Cultur zu nehmen, zumal auf diesem undankbaren Boden, der die sorgfältigste Bestellung erheischte; sie mussten es vielmehr für rathsamer halten, ihre Wohnsitze — freilich des Handels wegen an der Meeresküste — aber doch in grösserer Nähe des ihnen zugewiesenen Ackerlandes aufzuschlagen. So führte die natürliche Entwickelung der Dinge zu den ersten Ansiedelungen auf dem Gebiet des jüngern Cherronesos. Reiche Bürger der alten Stadt mögen dann durch Kauf, betriebsame durch Urbarmachung entfernter wüster Landstriche zu ihrem beschränkten Erbe weitläuftige aber entlegene Besitzungen im Osten erworben haben, die, wie sie durch Cultur und Ertrag an Bedeutung gewannen, die Uebersiedelung des Herrn in grössere Nähe wünschenswerth erscheinen liessen. Auch der bessere Hafen der jüngern Stadt wird grosse Anziehungskraft ausgeübt haben. So entvölkerte sich das ältere Cherronesos allmählich, bis die überwiegende Bedeutung der jüngern Schwesterstadt, die nach und nach den Handel an sich zog, vielleicht sogar ein Volksbeschluss auch die Zurückgebliebenen zur Uebersiedelung veranlasste, — trotz des bösen Umstandes, dass sie ein altes Besitzthum zurücklassen mussten.

Dass dieses der Gang der Dinge war, scheint mir mit Evidenz aus der Richtung der Strassen hervorzugehen. Wenn die alte Stadt plötzlich verlassen war und bei der Uebersiedelung sofort eine neue Ackervertheilung vorgenommen werden konnte, — weshalb hätte man dann nach dem verödeten Ort eine grosse Strasse bauen sollen? eine kostspielige Strasse, da sie durch Dämme über ein Ravin und über eine Meeresbucht geführt werden musste? Die Existenz dieses Werkes scheint mir zu beweisen, dass beide Ortschaften eine Zeit lang nebeneinander bestanden, dass ein lebendiger Verkehr zwischen ihnen den Vortheil eines guten Verbindungsweges viel bedeutender, als die zu

1) Die Zahl der Auswanderer mag namentlich unter den beiden ersten Tyrannen (364 — 345), die gegen die Aristokraten wütheten, nicht gering gewesen sein.

seiner Herstellung erforderlichen Opfer erscheinen liess. Auch die Hauptstrasse der Stadt, das Hauptthor weisen darauf, dass das jüngere Cherronesos bei seiner Entstehung seine Hauptverbindungen im Westen hatte.

Die Uebersiedelung erfolgte also allmählich, und die Besitzverhältnisse der jüngeren Stadt hatten ursprünglich die volle Unregelmässigkeit, die von den hier mitwirkenden Zufälligkeiten unzertrennlich ist. Die spätere Regularität der Felderabgrenzung war also durch einen eingreifenden Act der Gesetzgebung eingeführt worden.

Und hiermit hätten wir, wie uns dünkt, ein bedeutendes Stück der innern Geschichte von Cherronesos aus den Steinen herausgelesen.

Die Bürger der alten Stadt, welche ihren Wohnsitz nach der jüngern verlegten, hatten entweder bereits in der östlichen Hälfte der Halbinsel neue Ländereien in Besitz genommen, oder sie erwarben solche im Laufe der Zeit. Hieraus ergab sich eine Zersplitterung des Landeigenthums, die für die Bewirthschaftung höchst lästig werden musste. Und es waren gerade die ältern herakleotischen Familien, die unter diesem Uebelstande litten, da ihre ererbten Ländereien in der Nähe der alten Stadt lagen; oder die reichern, welche durch ihre Mittel in den Stand gesetzt waren, von den zur Erwerbung neuer oder zur Urbarmachung wüster Landstriche sich darbietenden günstigen Umständen Nutzen zu ziehen. Eine durchgreifende Umgestaltung des agrarischen Besitzes, eine Regulirung und Auseinandersetzung, welche die zerstreuten Besitzungen einer Familie auch in eine Mark zusammenlegte, war also ein ziemlich allgemein empfundenes Bedürfniss, namentlich aber für die wohlhabenden Klassen von Wichtigkeit.

Doch wie gross auch die Uebereinstimmung hinsichtlich der Bedürfnissfrage sein mochte: das Unternehmen selbst war wegen der dazu erforderlichen Vermessung, Bonificirung und Abschätzung der Ländereien ein ausserordentlich weitschichtiges, und die Befriedigung der bei der Abänderung ins Spiel kommenden Privatinteressen schien an das Unmögliche zu grenzen. Wie oft mögen in Cherronesos hierauf bezügliche Vorschläge eingebracht, erörtert, amendirt und wieder zurückgelegt sein, ehe man sich entschloss, das weitläuftige und schwierige Geschäft in die Hand zu nehmen!

Dass es endlich ausgeführt wurde, lehren die Steinmauern. Durch sie wurde das Stadtgebiet nach geraden Richtungen hin in Land-Loose zerlegt, auf deren verschiedene Grösse — die Entfernung der Einfassungsmauern schwankt von einer halben bis zu einer ganzen Werst — die grössere oder geringere Entfernung von der Stadt und die Qualität

des Bodens eingewirkt haben mögen; auch die Schluchten werden, je nachdem sie den Anbau erschwerten oder an ihren Gehängen die Cultur der Rebe gestatteten, eine Modification der Grösse der Loose nach schwer festzustellenden Principien veranlasst haben. Zuweilen mag es durch dergleichen natürliche Bodenabschnitte auch nothwendig gemacht sein, eine Reihe regulärer Feldabtheilungen zu schaffen, die nur ein bestimmtes Bruchtheil eines Looses repräsentirten. Endlich erfolgte die Abschätzung der wirklichen Besitzungen, und die Anweisung der neuen zusammenhängenden Ländereien.

Sobald die grossen regulären Abschnitte gegeben waren, konnte auch die Parcellirung bei Erbschaftstheilungen und dergl. im Anschluss an dieselben in regelmässigerer Weise erfolgen, wie wir in der That finden, dass einzelne Abschnitte durch kleinere Quermauern in Unterabtheilungen zerlegt sind. Auch ist nicht zu übersehen, dass die einmal durchgeführte genaue Vermessung und Taxirung Tauschverträge, wie sie durch die Erlangung von Heirathsgütern und andere Verhältnisse des bürgerlichen Lebens wünschenswerth gemacht werden konnten, erheblich erleichterte und vereinfachte.

Diese grossartige Kleruchie erfolgte ohne Zweifel in der Blüthezeit der Stadt, als sie bereits im festen Besitze des Berglandes war, welches den Hafen Symbolon umgiebt, und den letztern als einen zur Stadt gehörigen Ankerplatz betrachten konnte. Denn die östlichern geraden Strassen zwischen den Einfassungsmauern haben genau die Richtung auf Symbolon, welche die feste Linie für die Regulirung geboten zu haben scheint; die senkrecht darauf gestellten Quermauern sind parallel der Hauptrichtung der von der jüngern nach der alten Stadt führenden Strasse, die nicht nach der Schnur erbaut ist, sondern sich in verschiedenen Windungen den Bodeneigenthümlichkeiten anschmiegt und dadurch beweist, dass ihr Bau in die Zeit vor der Kleruchie fällt. Wir haben schon oben aus der Richtung dieser Kunststrasse gefolgert, dass sie in einer Zeit gebaut ist, in welcher das alte Cherronesos noch eine wichtige Stadt war. Bei der Kleruchie änderte man ihren Lauf nicht, da sie auf sehr soliden Substructionen, deren kostspieliger Neubau an andern Stellen nur der Uniformität, nicht der Bequemlichkeit gedient haben würde, über eine Schlucht und einen Meeresbusen führte.

Bei der ausserordentlich geringen Zahl von Denkmalen, auf die wir zur Enträthselung der Geschichte von Cherronesos gewiesen sind, ist es ein seltenes Glück, dass uns eines erhalten ist, welches wenigstens einen Theil des eben besprochenen gesetzgeberischen Actes

erwähnt. Es ist ein unter den Trümmern der Stadt im J. 1794 aufgefundener, jetzt in Nikolajew aufbewahrter Marmorblock, der eine Statue getragen zu haben scheint. Die erste Zeile der auf einer der kürzern Seiten eingegrabenen Inschrift besagt, dass das Volk die Bildsäule des Agasikles, eines Sohnes des Ktesias, aufgestellt hat [1]), und darunter befinden sich in drei Kränzen, daneben auf der längern Seite zur Linken des Beschauers in fünf Kränzen, die Verdienste des Mannes aufgezählt, die ihm den Dank der Stadt eingetragen hatten. Unter denselben nimmt gleich die zweite Stelle ein, dass er den Weinbau auf der Ebene abgegrenzt habe [2]), und es kann darunter wol nur eine solche Vermessung und Regulirung der Weinländereien verstanden werden, wie wir sie aus den Einfassungsmauern der stark parcellirten Halbinsel zwischen der Bai von Fanary und der Schützenbucht kennen gelernt haben. Dieser Theil der Grenzregulirung konnte füglich von dem grossen, auf den Kern der herakleotischen Halbinsel sich beziehenden Auseinandersetzungsgeschäft getrennt werden, sowol weil die Weinländereien rechts von der grossen Strasse nach der alten Stadt eine völlig gesonderte Lage hatten, als auch weil bei ihrer Abschätzung ganz andere Principien zur Geltung kommen mussten, als bei der Taxation gewöhnlicher Ackerfelder. Der Zusatz „auf der Ebene" scheint mir, als eine für nothwendig erachtete genauere Ortsbestimmung, einen Gegensatz zu denjenigen Weinbergen anzudeuten, die am Ostabhange des Plateau's, wo Dubois ebenfalls ein durch Mauereinfassungen stark parcellirtes Terrain fand, oder hier und dort in Schluchten, wo noch jetzt

1) Boeckh. C. I. Gr., no. 2097. *Ὁ δᾶμος Ἀγασικλῆ Κτη[σία]*. So ergänzt Boeckh nach Spuren, die Blaramberg entdeckt hat. Köhne behauptet freilich (a. a. O. S. 236), dass in der ersten Zeile Nichts zu ergänzen und der Name Agasiklektes zu lesen sei. Er beruft sich aber auf die „Abbildung" bei Dubois, in welcher nur die Schriftzüge nachgebildet sind, nicht der ganze Stein. Waxel giebt eine wirkliche, wenn auch undeutliche Abbildung; und diese scheint mir Herrn v. Köhne's Ansicht nicht zu begünstigen.

2) *ὁρεῖσαντι τὰν ἐπὶ τοῦ πεδίου ἀμπελείαν*. Das Wort *ἀμπελεία* und die Form *ὁρεῖσαντι* sind ungewöhnlich. Dass das letztere für *ὁρίσαντι* steht, scheint kaum zweifelhaft. Gleichwol übersetzt Dubois (VI, 178) qui a fait fleurir la culture de la vigne dans la campagne, und ich sehe nicht, wodurch er sich irre leiten liess. Merkwürdig ist auch Köhne's Erklärung (S. 237): „Hier wird nun dem Agasiklektes das Verdienst zugeschrieben, die Grenzen des Weinbaus auf dem Felde festgestellt, das heisst, durch Schutzmaassregeln gegen den Angriff der Fremden sichergestellt zu haben." Das sind aber zwei sehr verschiedene Dinge, und das letztere liegt nicht im Begriff des Wortes *ὁρίζειν*. Sollte Herr v. Köhne vielleicht an *ὠρῆσαντι* oder *ὀρεύσαντι* gedacht haben? Hesychius erklärt *ὠρεῖν* und *ὀρεύειν* durch *φυλάττειν*.

zuweilen wilder Wein rankt, angelegt waren. Nach den Schriftzügen zu urtheilen, gehört die Inschrift in die Blüthezeit der Stadt [1]), und Herr v. Köhne überschätzt ihr Alter sicherlich nicht, wenn er sie in die Mitte des dritten Jahrhunderts vor Chr. G. setzt [2]). Das Grenzregulirungsgeschäft war ein Werk, welches nur bei gesicherten, friedlichen Verhältnissen in Anregung gebracht und ausgeführt werden konnte. So lange die Aufmerksamkeit der Bürger sich auf die Abwehr der Feinde richten musste, war an eine, wir möchten sagen, gesetzmässige Revolution der Feldgrenzen nicht zu denken.

Die aus der Inschrift des Agasikles hervorgehobenen Worte liefern uns zugleich den authentischen Beweis, dass in der Krim, wo die Cultur der Rebe vor ungefähr sechszig Jahren gewissermassen neu eingeführt werden musste, schon vor mehr als zwei Jahrtausenden von den Griechen Weinbau getrieben wurde, und an einzelnen Orten in ausgedehntem Maassstabe. In Bezug auf die bosporanische Halbinsel belehrt uns Strabon, dass dort Wein gebaut und der Weinstock im Winter mit Erde bedeckt wurde; in Bezug auf die herakleotische Halbinsel haben wir nur das Zeugniss unserer Steinschrift, die uns zugleich die Bedeutung dieser Cultur errathen lässt und die oben mitgetheilten Entdeckungen Dubois' bestätigt: wären die in Cherronesos für den Weinbau bestimmten Ländereien unbeträchtlich gewesen, so hätte sich weder das Bedürfniss einer festen Grenzregulirung in dem Maasse fühlbar gemacht, dass das Geschäft von Staatswegen in die Hand genommen wäre, noch hätte die Ausführung derselben als ein bedeutendes, auf einem öffentlichen Denkmal erwähnenswerthes Verdienst betrachtet werden können. Da uns positiv berichtet wird, dass die Griechen sich wiederholt bemühten, den Lorbeer und die Myrthe hier zu acclimatisiren, so kann man wol nicht daran zweifeln, dass die Cultur der Rebe ebenfalls von ihnen hier eingeführt ist. Es lag weder in der Natur der Hellenen, roh und gedankenlos das hinzunehmen, was die Fremde ihnen freiwillig bot, noch entsprach es ihrer Strebsamkeit, sich mit dem Nothdürftigen zu begnügen; wahre Träger der Cultur, brachten sie den fernen Küsten, an denen sie sich niederliessen, köstliche Geschenke, und wurden nicht müde in Versuchen, dem nordischen Boden die edlen Producte ihrer Heimath abzuschmeicheln. Für Cherronesos musste, bei den sonst spärlichen Hilfsquellen der Stadt, der Weinbau von grossem Werthe sein, und es lässt sich vermuthen, dass seine Bewohner, wie

1) Das O ist kleiner als die andern Buchstaben.

2) Köhne a. a. O., S. 234.

mit Fischen nach dem Süden, so mit Wein nach den nordischen Hafenplätzen handelten. Zwar werden die reichen Bürger von Ordesos, Olbia, Tyras, Tanais, das edlere Gewächs der Inseln des Archipels vorgezogen haben; auf den Amphorenhenkeln, die an den beiden zuerst genannten Orten gefunden sind, liest man vorzüglich die Namen rhodischer und thasischer Magistratspersonen; aber den Barbaren war der Wein ein neues und bald sehr beliebtes Getränk und eine starke Zufuhr dieses vortheilhaften Tauschmittels konnte den Olbiopoliten nur erwünscht sein. Hier nun hatte Cherronesos durch seine Nähe den bei Weinen geringerer Qualität sehr ins Gewicht fallenden Vortheil unbedeutenderer Transportkosten; und bei der Versorgung Olbia's mit frischen Trauben mochte es wol die erste Rolle spielen [1]), zumal da die Krim mehrere zum Verspeisen vorzüglich geeignete Traubensorten mit dünnschaaligen, dem Auge und dem Geschmack gleich angenehmen Beeren, darunter namentlich eine rosenrothe Art von der ungewöhnlichen Grösse eines Taubeneies, hervorbringt [2]). Die Blüthe des Weinbau's in der Krim erhielt sich im Mittelalter unter dem Einfluss der Genuesen [3]), welche das durch diese Cultur auch jetzt ausgezeichnete Sudak besassen, und welkte erst unter der Türkenherrschaft, wo die Vorschriften des Koran's einer Ausbreitung des Weinbau's entgegentraten. Mit dem Anfange dieses Jahrhunderts und besonders in den drei verflossenen Decennien hat der Weinbau einen neuen und erstaunenswerthen Aufschwung genommen, der uns die Bedeutung desselben unter den Händen der fleissigen Griechen des Alterthums ahnen lässt. Es sind vorzüglich die gebirgigen Gegenden der Krim, in denen jetzt die Rebe gedeiht, in den südlichen Thälern durch die überaus warme Temperatur, in den nördlichen durch einen vorzüglichen Mergelboden begünstigt; und auch in den letztern ist es nach Pallas' Ansicht nicht durch das Klima geboten, den Weinstock im Winter zu bedecken, wie es hier und in den Thälern der Alma und Katscha nach alter Sitte geschieht, um das Ausschlagen des Weinstocks und das Reifen der Trauben zu beschleunigen [4]). Seitdem Fürst Woronzoff für die Hebung des Wohlstandes in der Krim zu wirken anfing, (1823), entstand namentlich auf

1) Das Bild einer Traube findet sich nur auf einer Münze der Stadt, die noch dazu nicht für ächt gehalten wird: Nr. 51 bei Köhne. Dagegen gehört vielleicht Nr. 80 hieher, mit dem Bilde eines Panthers, der einen Thyrsos im Rachen trägt.

2) Pallas II, 423 u. a. O.

3) de la Primaudaie, études sur le commerce au moyen age. p. 135.

4) Pallas II, S. 403.

der Südküste ein Weinberg neben dem andern; das Gouvernement hatte schon 1804 eine Winzerschule in Sudak begründet, die 1828 an einen geeignetern Ort, nach Magaratsch, (zwischen Marsanda und Nikita, ebenfalls an der Südküste) verlegt wurde; man verschrieb Winzer, Küper und die besten Rebensorten aus Burgund, Bordeaux, der Champagne, aus Portugal, Spanien, Italien, Ungarn und vom Rhein; und es stellte sich für einige Jahre, so lange noch nicht sichere Absatzwege eröffnet waren, eine Ueberproduction heraus, welche für die Besitzer der Weinländereien mit erheblichen Nachtheilen verknüpft war. Im J. 1832 zählte man im ganzen Gouvernement Taurien nur 5,846,000 Stöcke; im Jahre 1848 war ihre Zahl auf 35,577,000 gestiegen, deren Ertrag auf 850,000 Wedro Wein veranschlagt wird[1]). Von diesen fielen im Jahre 1846 auf die Krim allein 634,000 Wedro, und auf die Umgegend von Sebastopol, d. h., auf das Gebiet des alten Cherronesos, 76,500 Wedro[2]). Auch jetzt wird hier auf den von den alten Griechen für diese Cultur verwendeten Ländereien zwischen der Bay von Fanary und der Schützenbucht Wein gebaut: als Dubois die Gegend besuchte, lagen hier die Weinberge des Generals Satz[3]). Was die Qualität des Productes betrifft, so hat die Erfahrung gelehrt, dass der Boden der Krim feurige und berauschende Weine erzeugt; selbst die leichteren französischen Sorten, die hier angepflanzt wurden, lieferten nach einigen Jahren ein schweres und starkes Getränk. Für die Griechen lag hierin kein Uebelstand: das feurige Gewächs des Archipels hatte sie daran gewöhnt, den Wein mit Wasser gemischt zu trinken; und überdies hat es sich in unsern Tagen gezeigt, dass der auf der herakleotischen Halbinsel gebaute Wein nicht so leicht ausartet, wie der auf dem strengen Boden der südlichen Thäler gewonnene, und dass er hinsichtlich der Qualität vielleicht die erste Stelle unter den Weinen der Krim einnimmt. Wie Dubois berichtet, hatte im J. 1803 Herr Bardak Reben aus Smyrna versuchsweise in der Schlucht, welche zur Südbucht führt, angepflanzt, und so glückliche Resultate gewonnen, dass er Nachfolger fand, deren Weinberge bald einen rothen Wein lieferten, welcher alle andern krim'schen Weine übertraf. Selbst der Baron Berckheim, der als Besitzer der besten Rebensorten in der Krim angesehen wird, räumte ein, dass der Wein des Herrn Bardak mindestens

1) Tengoborski, études sur les forces productives de la Russie II, p. 60-66. — Ein Wedro = 0,1788 preuss. Eimer.

2) Erman's Archiv für wissenschaftliche Kunde Russlands, Bd. VIII, S. 118.

3) Dubois VI, 180.

eben so gut wie der seinige sei; und Dubois erklärt die Superiorität der Weine Sebastopols durch die Mischung des dortigen Bodens [1]).

Da es nicht in unserm Plane liegt, die innern Zustände von Cherronesos in einem besondern Abschnitt ausführlicher zu behandeln, benutzen wir diese Gelegenheit, im Anschluss an die Inschrift des Agasikles einige hierauf bezügliche Bemerkungen einzuschalten. Dass die Regulirung der Agrarverhältnisse auf friedliche und blühende Zeiten deutet, haben wir bereits erwähnt; dasselbe ist der Fall bei einer andern That des von seinen Mitbürgern geehrten Staatsmannes: er hatte auch das Forum erbaut oder ausgebaut. Dubois glaubt erkannt zu haben, dass links von der Hauptstrasse (wenn man von dem grossen Stadtthore kam) ein grosser freier Platz gewesen sei, der durch ein Palais, welches eine seiner Seiten bildete, von einem kleinern hart an der Strasse gelegenen Platze getrennt wurde; auf dem grossen Platze erhebt sich jetzt ein gewaltiger Schutthaufen, angeblich aus der Erde bestehend, welche die Cherronesiten zur Zeit, als ihre Stadt durch Wladimir d. Gr. belagert wurde, aus den von ihnen gegrabenen Minen herausgeführt und auf dem Marktplatze aufgehäuft hatten [2]). Ausser jenen Werken des Friedens hatte Agasikles aber auch für die grössere Sicherstellung der Stadt Sorge getragen, theils dadurch, dass er durch Mauerbauten ihre Vertheidigungsfähigkeit erhöhte, theils dadurch, dass er einen Antrag hinsichtlich des Wachtdienstes gestellt und nach der Genehmigung desselben die zu seiner Ausführung erforderlichen baulichen Anstalten getroffen hatte [3]). Es scheint mir, dass die letztere That sich auf die grosse, den Isthmus abschliessende Mauer bezog; denn die Bewachung der Stadtmauer war bei der stets von den Taurern drohenden Gefahr einerseits eine so selbstverständliche Sache, dass ihre Vernachlässigung einen tiefen Verfall des Gemeinsinns bekunden würde, wie er sich nach den übrigen Angaben der Inschrift in jener Zeit nicht voraussetzen lässt; andererseits bei der geringen Längenausdehnung der Mauer von kaum einer Viertelmeile so leicht, dass ihre Einführung schwerlich als ein besonderes staatsmännisches Verdienst betrachtet werden konnte. Anders verhält es sich mit der eine Meile langen Mauer über den Isthmus, die, wie wir oben auseinandersetzten, nur bei einem streng geregelten Wachtdienste von Nutzen sein konnte, da die stehende Vertheidigung einer so ausgedehnten Linie für einen

1) Dubois V, 315. 316.

2) Dubois VI, 140. 141.

3) *τειχοποιήσαντι· εἰσαγησαμένῳ τὰν φρουρὰν καὶ κατασκευάσαντι.*

griechischen Freistaat ohne ein gewaltiges Söldnerheer unthunlich war; und ich vermuthe, dass die baulichen Einrichtungen, welche Agasikles zur Ausführung seines Antrages traf, sich auf die Errichtung solcher Wachtthürme bezogen, wie diejenigen, deren Spuren Pallas auf der erwähnten Vertheidigungslinie entdeckt hat. Und das war allerdings ein umfangreicheres Unternehmen, dessen Durchführung der Stadt sehr nützlich werden musste.

Es erhellt bereits aus dem Angeführten, dass die Verfassung der Stadt eine republicanische war. Das Volk war es, welches Agasikles' Standbild aufgestellt hatte; und in Bezug auf die Ordnung des Wachtdienstes wird Agasikles als Antragsteller mit demselben Ausdruck erwähnt, der für die in der Volksversammlung eingebrachten und motivirten Anträge gebräuchlich ist. Hierauf beschränkt sich aber, was wir von der Verfassung der Stadt in ihrer Blüthezeit wissen; über die Befugnisse der Volksversammlung, und wie weit die Volksherrschaft durch aristokratische Elemente gemässigt war, darüber fehlt uns jede Andeutung. Es wird noch erwähnt, dass Agasikles mehrere Aemter verwaltet hat: die Strategie, die Agoranomie und ein Priesterthum; aber auch über den Geschäftskreis dieser Würden sind wir nicht unterrichtet und es lassen sich darüber nur Vermuthungen nach der Analogie anderer griechischer Verfassungen aufstellen.

Lebhafter an ächt griechisches Wesen erinnert die Erwähnung einer Liturgie, — der Gymnasiarchie, der Aufsicht über die Leibesübungen und der Sorge für die dazu erforderlichen Anstalten. Den Ruf, den die Tanagraier als Athleten und die Boioter überhaupt in den gymnastischen Künsten genossen[1]), galt es hier auf der herakleotischen, von kriegerischen Nachbarn stets bedrohten Halbinsel zu bewähren: hier mussten starke, zum Kampf geschickte Männer gebildet und die Leibesübungen vorzüglich in Ehren gehalten werden. Unter den sehr wenigen mit Inschriften versehenen Steinen, die aus den Ruinen von Cherronesos gerettet sind, befindet sich merkwürdiger Weise auch eine nach Kampfspielen aufgestellte Marmortafel, auf der nur die Namen zweier Sieger, Herakleides und Markianos, und die Namen der Kampfspiele, des Ringkampfs, des Wettlaufs und des Speerwerfens, sowol aus freier Hand wie vermittelst eines Riemens, leserlich sind[2]): und das war genug, um uns daran zu erinnern, wo für die dorischen Männer im Taurerlande die Wurzeln der Kraft, die Bedingungen der Freiheit

1) K. O. Müller, Minyer S. 26. 409.
2) Boeckh, nro. 2099b.

und Selbstständigkeit lagen. Das auf ihren Münzen mehrmals wiederkehrende Gepräge eines nackten, nur mit dem Pilos bedeckten Kriegers, der sich auf das rechte Knie stützt, sich mit einem grossen runden Schilde deckt und in der Rechten eine auf beiden Seiten zugespitzte Lanze hält [1]) — war ein passendes Sinnbild für die auf den kriegerischen Sinn ihrer Mitbürger gegründete Stadt.

Dem Geiste der Cherronesiten, der durch Stammeseigenthümlichkeit, durch den Aufenthalt auf einem abgeschlossenen, vom ungastlichen Meere und von unbändigen Barbaren umgebenen Terrain und durch die Natur des dem Anbau widerstrebenden Bodens die Richtung auf stählende Gymnastik, herbe Sitteneinfachheit und harte, tüchtige Arbeit erhalten hatte, entsprach der Charakter ihrer Götterverehrung vollkommen. Auf den zahlreichen ältern Münzen der Stadt, welche Köhne beschrieben hat, findet sich nur einmal das Bild der Aphrodite [2]), die weiter ostwärts in dem asiatischen Theile des bosporanischen Reiches, auf wohlbewässertem Gartenlande voll unerschöpflichen Fruchtreichthums, hoch verehrt wurde. Auch das Bild anderer Götter, die eine Beziehung auf die Künste des Friedens, auf Schmuck und Zier des Lebens zuliessen, begegnet uns selten: das behelmte Haupt der doch immer kriegerischen Pallas nur dreimal [3]), und — obwol Delier an der Gründung der Stadt Theil genommen haben sollen — selbst Apolls lorbeerumkränztes oder von Strahlen umgebenes Haupt verhältnissmässig nur selten [4]), und auch hier vielleicht nicht sowol seiner selbst, als seiner strengen Schwester wegen. Diese ist die erwählte Göttin der Cherronesiten: ihr Bild erscheint bald in Verbindung mit Apoll [5]), bald mit Herakles [6]), dem Heros der Mutterstadt, am häufigsten allein, auf dem weit überwiegenden Theile der städtischen Münzen, in den mannigfaltigsten Gestalten, doch fast immer von Attributen der Jagd umgeben. Bald sieht man, neben Bogen, Köcher und Pfeil, nur das Haupt der Göttin, das reiche Gelock im Nacken oder auf der Scheitel in einen Knoten gebunden, hier mit einem Lorbeerkranz, dort mit andern Kopfschmuck geziert; bald erscheint die Göttin in ganzer Gestalt, wie sie, in aufgeschürztem Chiton und hohen Jagdstiefeln, bewehrt

1) Köhne, a. a. O., nro. 67—79.

2) Köhne, nro. 66.

3) nro. 63—65.

4) nro. 46—50.

5) nro. 49. 50.

6) nro. 62.

mit Bogen und Köcher, das rechte Knie auf einen niedergesunkenen Hirsch setzt und das edle Wild mit dem Speer durchbohrt; oder vereint mit einem stehenden, oder weidenden Hirsch, oder mit einer ruhenden Hindin, oder einen Hirsch bei dem Geweihe haltend; oder wie sie, immer in voller Jägertracht, Pfeil und Bogen in der Linken, auf das rechte Knie sich niederlässt, um einen Pfeil vom Boden zu heben; oder endlich, wie sie, mit einem langen Chiton bekleidet, der vom Oberkörper herabgesunken ist, auf einem Felsen neben einer Hindin sitzt und die Schärfe des Pfeiles auf ihrem Finger prüft. Diese letzte Vorstellung ist, wie Herr v. Köhne berichtet, „besonders zierlich und anmuthig; sie gehört zu den lieblichsten Schöpfungen der griechischen Stempelschneidekunst und giebt vielleicht irgend ein in Cherronesos gefeiertes Kunstwerk wieder“ [1]). Alle diese Darstellungen versinnbilden Artemis als kühne Jägerin, die in den wilden Schluchten des Waldgebirges flüchtigen Fusses das Hochwild verfolgt und erlegt: als mildere Lichtgöttin erscheint sie nie [2]).

Diesen überwiegenden Dienst der jungfräulichen Göttin, der die Verehrung aller andern Götter in Cherronesos weit überragte, trugen die Bewohner ohne Zweifel als alte Stammessitte in die neue Heimath hinüber. Ein strenger Artemis-Cultus war den Dorern eigen. In Sparta wurde Artemis Orthia oder Orthosia, die nach der gewöhnlichen Meinung von einem arkadischen Berge den Beinamen erhielt [3]), in ältesten Zeiten durch blutige Menschenopfer verehrt, an deren Stelle später die Geisselung edler Jünglinge an ihrem Altar trat [4]); und die Sage von Iphigeneia's durch die Göttin selbst vereitelter Opferung deutet den Uebergang des grausamen Brauches in die mildere Sitte an. Mit Menschenopfern ehrte man Artemis in Arkadien, bei Megalopolis [5]). Auch in Athen verlangte Artemis Munychia den Tod edler Jungfrauen, bis Embaros, der Stimme des Blutes, — auch einer göttlichen Stimme — folgend, seine zur Opferung bestimmte Tochter im Heiligthume der Göttin verbarg und dieser eine festlich geschmückte Ziege darbrachte; und die mildere Sitte der spätern Zeit gedachte noch im Sprichwort dieser That zur Bezeichnung einer besonnenen, vernünftigen Handlung [6]).

---

1) Köhne, nro. 1—45.

2) Köhne, S. 212.

3) Schol. Pind. Olymp. III, 32, bei Boeckh II, 1, p. 101. 102.

4) Pausan. III, 16. Vgl. Boeckh Corp. Inscr. II, p. 89.

5) Vgl. Köhne, S. 207.

6) Suidas: *Ἔμβαρός εἰμι· νουνεχής· φρόνιμος. Ἦν πρότερον ὁ Πειραιεὺς νῆσος· (ὅθεν καὶ τοὔνομα εἴληφεν, ἀπὸ τοῦ διαπερᾶν) οὗ τὰ ἄκρα*

Ebenso erinnerte im attischen Demos Brauron, bei dem Flecken Halai Araphenides, wo Artemis verehrt wurde, der Brauch, einem Manne am Fest der Göttin mit einer Schwertspitze die Stirn zu ritzen, an die frühere, blutigere Feier [1]). Aber bei den Dorern war die Verehrung der Artemis Orthia besonders festgewurzelt und sie wanderte mit ihnen; wir finden sie in Elis und auf dem Berge Lykone bei Argos; in Megara, der Mutterstadt des pontischen Herakleia; von dort brachten die Megarer den Cultus in ihre Colonie Byzanz [2]), und, da er in Cherronesos so bedeutungsvoll hervortritt, ohne Zweifel auch nach Herakleia.

Fragt man nur die Münzen, so sollte man meinen, dass sich zu Cherronesos der Artemis-Cultus in seiner ursprünglichen Bedeutung und Reinheit erhalten hätte. Denn eben nur als Jagdgöttin, nicht als Selene, erscheint Artemis bei Homer. Agrotera heisst sie bei ihm, die Jägerin, und Iocheaira, die Pfeilfrohe [3]); an den Ebern hat sie ihre Freude und an den schnellen Hirschen; schlanken Wuchses, um eines Hauptes Länge ihr Jagdgefolge, die Nymphen, überragend, steigt sie zur Freude der Mutter von den bergigen Jagdrevieren hernieder, vom Taygetos oder vom Erymanthos [4]). Sie ist die Bergbewohnerin, die Hirschtödterin, die Weittreffende; der Waidmann rief sie und ihren Bruder um Jagdglück an [5]); und wie Apoll todbringende Pfeile den Männern sandte, war ihr von Zeus gegeben, Mädchen und Frauen, welche sie

---

Μούνιχος κατασχών, Μουνιχίας Ἀρτέμιδος ἱερὸν ἱδρύσατο· ἄρκτου δὲ γενομένης ἐν αὐτῷ, καὶ ὑπὸ τῶν Ἀθηναίων ἀναιρεθείσης, λιμὸς ἐπεγένετο· οὗ τὴν ἀπαλλαγὴν ὁ θεὸς ἔχρησεν, ἂν τις τὴν θυγατέρα θύσῃ τῇ θεῷ· Ἔμβαρος δὲ μόνος ὑποσχόμενος καὶ τῷ τὴν ἱερωσύνην αὐτοῦ τὸ γένος διὰ βίου ἔχειν, διακοσμήσας αὐτοῦ τὴν θυγατέρα, αὐτὴν μὲν ἀπέκρυψεν ἐν τῷ ἀδύτῳ, αἶγα δὲ ἐσθῆτι κοσμήσας ὡς τὴν θυγατέρα ἔθυσεν. Die jungen Mädchen, die im Artemistempel den Dienst versahen, hiessen Arktoi. Es ist merkwürdig, dass die Lakedaimonier der Artemis vor der Schlacht ebenfalls eine Ziege zu opfern pflegten. Xenoph. Hell. IV. 2, 20.

1) Athene sagt bei Euripid. Iphig. in Tauris (ed. Schöne) 1423 sqq.:

Ἴφιτειαν δέ νιν βροτοὶ
τὸ λοιπὸν ὑμνήσουσι Ταυροπόλον θεάν·
νόμον τε θές τόνδ'· ὁπόταν ἑορτάζῃ λεώς,
τῆς σῆς σφαγῆς ἄποινα ἐπισχέτω ξίφος
δέρῃ πρὸς ἀνδρὸς αἷμά τ' ἐξιανέτω
ὅσίας ἕκατι θεᾶς, ὅπως τιμὰς ἔχῃ.

2) Boeckh Corp. Inscr. II, p. 89.

3) Il. XXI, 471. 480.

4) Odyss. VI, 102—108.

5) Xenoph. Cyneg. 6, 13.

wollte, mit dem sanften Todesgeschoss zu treffen [1]). Und weil sie die Macht über das Leben der Weiber hatte, suchte man sie in ältesten Zeiten durch blutige Ofer zufrieden zu stellen. Freilich, die Jungfrauen konnten des Schutzes der jungfräulichen Göttin gewiss sein; sie gab ihnen schlanken, hohen Wuchs und Verstand [2]); aber vor der Hochzeit galt es, sie zu versöhnen, die Rächerin der unter das Ehejoch gebeugten jungfräulichen Keuschheit: denn in Kindesnöthen erkannte man wieder das mächtige Walten der über Leben und Tod gebietenden Gottheit. So erscheint sie in alter Zeit als die strenge Jungfrau, die Verderberin der Frauen, die an der Jagd im wilden Gebirg, ja auch am Schlachtgetümmel ihre Freude findet und durch ein blutiges Opfer gewonnen werden muss.

Mit diesen Vorstellungen ausgerüstet, siedelten sich die Herakleoten unter einem Volke an, von dem sie wol schon früher gehört hatten, dass es als die mächtige Herrin seines Waldgebirgs eine dämonische Jungfrau durch Menschenopfer verehrte. Schiffbrüchige wurden, so erzählt man, ihr zu Ehren mit Keulen erschlagen, oder von den Felsen gestürzt, und ihre Häupter an Stangen hoch zur Schau gestellt [3]). Ein Weib, dem, wie Ovid singt, nie die hochzeitliche Fackel geleuchtet, versah den blutigen Tempeldienst [4]). Euripides milderte in seiner taurischen Iphigenie Manches an der barbarischen Sitte: bei ihm weihte die Priesterin nur die zum Tode bestimmten Opfer, die innerhalb des Tempelraumes von andern Händen geschlachtet wurden [5]); und um den Tempel hingen bei ihm nicht die Köpfe der Erschlagenen als eine schreckenerregende Zier, wie Herodot andeutet und Ammian bestimmt

---

1) Il. XXI, 483. 484.

2) Odyss. XX. 71.

3) *Θύουσι μὲν τῇ Παρθένῳ τούς τε ναυηγοὺς καὶ τοὺς ἂν λάβωσι Ἑλλήνων ἐπαναχθέντας τρόπῳ τοιῷδε· καταρξάμενοι ῥοπάλῳ παίουσι τὴν κεφαλήν· οἱ μὲν δὴ λέγουσι, ὡς τὸ σῶμα ἀπὸ τοῦ κρημνοῦ ὠθέουσι κάτω (ἐπὶ γὰρ κρημνοῦ ἵδρυται τὸ ἱρὸν), τὴν δὲ κεφαλὴν ἀναστανροῦσι· οἱ δὲ κατὰ μὲν τὴν κεφαλὴν ὁμολογέουσι, τὸ μέντοι σῶμα οὐκ ὠθέεσθαι ἀπὸ τοῦ κρημνοῦ λέγουσι, ἀλλὰ γῇ κρύπτεσθαι.* Herod. IV, 103.

4) Femina sacra facit taedâ non nupta jugali,
Quae superat Scythicas nobilitate nurus.
Sacrifici genus est (sic instituere priores)
Advena virgineo caesus ut ense cadat.
Ovid. Epist. III, 2, v. 55—58.

5) Eurip. Iphig. in Taur. (ed. Schöne), v. 605—608.

versichert[1]), sondern nur ihre Waffen[2]). Die barbarische Gottheit selbst, die von Herodot schlechtweg die Jungfrau genannt wird, heisst bei Ammian die Berghewohnerin, wie die griechische Artemis, und bei Ovid Trivia[3]); als stets umherschweifende Göttin war auch Artemis den Griechen eine ἐνόδια, eine Wegegöttin, die an den Kreuzwegen und auf einsamen Bergpfaden den Wanderer beherrschte. Wie Artemis, die Schwester des Apollon Hekaergos oder Hekatos, sowol als Hekate, die Weittreffende, wie auch als Wegegöttin und nicht minder als Herrin über Leben und Tod häufig mit Hekate der mächtigen Todesgöttin und Gebieterin über die Zauberkräfte des Pflanzenreichs, die ebenfalls an einsamen und unheimlichen Kreuzwegen ihr Wesen treibt, verwechselt wurde, legt Ovid auch der taurischen Jungfrau den Namen bei, welcher gewöhnlich die eigentliche Todesgöttin bezeichnet.

Aber die Barbaren mochten verehren, wen sie wollten: est ist keine Frage, dass Griechen dorischen Stammes das ausgedehnte Jagdrevier des taurischen Waldgebirgs, wo über die Höhen das Reh schweift, am Fusse des Tschatyrdagh der Hirsch weidet[4]) und noch im Mittelalter im undurchdringlichen Dickicht der Auerochs hauste[5]), ihren Vorstellungen getreu als ein der Jägerin Artemis geweihtes Terrain betrachten mussten. Nun kam hinzu, dass auch die dortigen Barbaren eine Gottheit verehrten, die in sehr wesentlichen Beziehungen mit der griechischen Artemis übereinzukommen schien: und dieses auffallende Zusammentreffen musste zur Folge haben, dass das weithin sich erstreckende taurische Waldgebirge sowol nach griechischen Vorstellungen, wie nach dem Cultus der Eingebornen im Lichte eines grossen, der Artemis geweihten, von ihr beherrschten heiligen Gebietes erschien. Wo griechischer Glauben und barbarische Götterverehrung so zusammenstimmten, konnte kein Grieche zweifeln, dass Tauriens Boden ein unbestrittenes Artemis-Eigenthum sei.

Sobald es nun ausgemacht schien, dass Artemis in Taurien ein viel ausgedehnteres Jagdrevier besass, als es der Taygetos und Erymanthos ihr bieten konnten, so lag es den griechischen Mythologen nahe, den Schauplatz der Iphigenien-Sage dorthin zu verlegen. Sie bedurften

1) Diis enim hostiis litantes humanis, et immolantes advenas Dianae, quae apud eos dicitur Orciloche, caesorum capita fani parietibus praefigebant, velut fortium monumenta facinorum. Ammian. Marc. XXII, 8, 34.

2) Eurip. Iphig. in Taur., v. 74. 75.

3) Ovid. Epist. III, 2, 71.

4) Pallas II, 466. 467.

5) Rühne, a. a. O., S. 213.

dazu ein Land, in dem der Artemis-Cultus bei den Eingebornen in Ehren stand und das zu gleicher Zeit von Hellas weit genug entfernt war, um es erklärlich zu machen, dass Iphigeneia durch ihre Versetzung nach jenem Gebiet den Augen der griechischen Welt vollkommen entrückt wurde. Beiden Eigenschaften genügte Taurien vortrefflich; der letztern sogar besser wie Lemnos, wo man nach Otfried Müller's Forschungen in frühern Zeiten die Iphigenien-Sage localisirt hatte. Denn auch in Lemnos fanden im grauen Alterthum Jungfrauenopfer statt [1]); hier herrschte — ein Menschenalter vor den Argonauten — ein König Thoas [2]), von dem erzählt wird, dass er, als alle lemnischen Männer von den Weibern aus Rachegefühl erschlagen wurden, von seiner Tochter Hypsipyle in einen Kasten eingeschlossen und so nach Skythien geschwommen sei, — ein Mythos, der erfunden ist, um die Verlegung des Schauplatzes der Sage in den fernen Norden zu veranschaulichen und zu motiviren [3]). Dass Iphigeniens Priesterthum erst dann nach Tauris versetzt werden konnte, als die Griechen die Natur des Landes und den Cultus seiner Bewohner kennen gelernt hatten, bedarf keines Beweises. Homer kennt Iphigeneia unter Agamemnon's Töchtern nicht, sondern eine Iphianassa, die während des troischen Krieges ruhig in Argos weilte; von ihrer durch die Göttin vereitelten Opferung wusste er Nichts. Doch schon Hesiod scheint Einiges von dieser Sage erzählt zu haben, und bei den Lyrikern finden wir sie vollkommen ausgebildet, und Taurien als ihren Schauplatz. Sie wurde auch von historisirenden Mythenerklärern des Wunderbaren entkleidet: Iphigeneia und Chryses sollen Kinder Agamemnon's und der Chryseis gewesen sein; nach Ilion's Zerstörung und bei der Rückkehr der Hellenen sei Chryses in Chrysopolis am Pontos gestorben, Iphigeneia aber von taurischen Piraten geraubt, nach Tauris geführt und hier zur Artemispriesterin geweiht worden [4]).

Dass Iphigeneia selbst göttlicher Ehren genoss, sang bereits Hesiod, der sie unsterblich als Hekate fortleben liess [5]), so dass schon zu seiner Zeit die Priesterin und die Gottheit in eine und dieselbe Gestalt übergegangen zu sein scheinen, und neuere Mythologen zu der Vermu-

---

1) *Λῆμνος .... ἀπὸ τῆς μεγάλης λεγομένης θεοῦ, ἣν Λῆμνόν φασι. Ταύτῃ δὲ καὶ παρθένους ἔθυον.* Steph. Byz. s. h. v.

2) Apollodori bibl. I, 9, 17.

3) K. O. Müller, Minyer, p. 310.

4) Tzetzes zu Lykophron. Cass. 183. (ed. Müller I, 465).

5) Pausan. I, 13, 1.

thung geführt wurden, Iphigeneia, die von der Kraft geborene, sei nur ein Beinamen einer von den alten Pelasgern verehrten, der Artemis ähnlichen Gottheit, die als die von Stieren gezogene Göttin, als Tauropolos oder Taurike, auch durch ihren Namen einen Anlass zur Verpflanzung ihres Cultus nach Taurien geboten habe[1]). Hinsichtlich der Bemerkung Hesiod's erinnern wir an die Sage, welche wir oben aus Dionysios von Mitylene anführten: dass Hekate eine Tochter des Perseus, des Königs von Taurien, und eines taurischen Weibes gewesen sei, dass sie sich früher als Jägerin, dann durch ihre Kräuterkunde als Giftmischerin ausgezeichnet habe. So erscheint Hekate hier als eingeborner Dämon, wie die Parthenos der Taurer; als jagende und todbringende Gottheit, wie die Artemis der Griechen; und Hesiod identificirt sie mit Iphigeneia, vielleicht, weil er bereits Taurien als Schauplatz der Iphigenien-Sage ansah, Taurien, wo die Perseustochter Hekate geboren war.

Da die Herakleoten, wie wir oben wahrscheinlich machten, sich erst zur Zeit der grossen Perserkriege in Taurien ansiedelten, fällt die Gründung von Cherronesos in eine Epoche, in welcher nicht nur die Identität der taurischen Jungfrau und der griechischen Artemis gemeinhin anerkannt, sondern auch Iphigenens Priesterthum nach Tauris verlegt, und Iphigeneia selbst, göttlicher Ehren gewürdigt, mit jenen beiden Gottheiten zugleich und in einer Gestalt gefeiert wurde. An dieser Vorstellung festzuhalten, lag vollkommen im Geiste der griechischen Ansiedler: der Cultus, der aus der Verschmelzung der drei göttlichen Wesen hervorging, trug viel Aechtgriechisches in sich, und war doch für alle Fälle geeignet, die Gunst der einheimischen Landesgottheit den neuen Ankömmlingen zu sichern. Dass die taurische Jungfrau, Artemis Agrotera und Iphigeneia-Hekate eine Gottheit wären, mochte in Cherronesos mit grösserer Glaubenssicherheit gelehrt werden, als an irgend einem andern Orte Griechenlands. So verstehe ich es, wenn Herodot erzählt, die Taurer selbst versicherten, dass ihre Jungfrau Agamemnon's Tochter sei[2]): die Taurer haben dieses wol nicht versichert, sondern die dort ansässigen Griechen wussten zu erzählen, dass auch die Taurer die Identität ihrer Gottheit und Iphigeneia's anerkannten, dass also die in den Kreis ihrer Verehrung gezogene einheimische Landesgottheit auch nach dem Eingeständniss der Barbaren keine an-

1) Schöne, Einleitung zu Eurip. Iphig. in Taur. S. 113.

2) *Τὴν δὲ δαίμονα ταύτην, τῇ θύουσι, λέγουσι αὐτοὶ Ταῦροι Ἰφιγένειαν τὴν Ἀγαμέμνονος εἶναι.* Herod. IV, 103.

dere als die griechische Fürstentochter sei. Aber, wie sehr die Cherronesiten sich auch durch das Gepräge ihrer Münzen, auf denen überall Artemisbilder sämmtlich in rein griechischem Geiste gehalten erscheinen, bemühten, dem Hauptcultus ihres Gemeinwesens das Gepräge eines reingriechischen Dienstes zu verleihen, so scheint es doch, dass sie ihre Gottheit nicht geradezu Artemis nannten, sondern allgemeiner: die Jungfrau, — mit einem Namen, der auf die taurische Gottheit, auf Artemis und Iphigeneia gleich anwendbar war, — und in Folge dessen fanden sich vorsichtige Schriftsteller zu der Andeutung veranlasst, dass der Cultus der Cherronesiten nicht rein von fremdartiger Beimischung sei.

So Strabon. „In Cherronesos," sagt er, „ist ein Heiligthum der Jungfrau, eines gewissen Dämon's, nach dem auch das Vorgebirge hundert Stadien vor der Stadt benannt wird, welches Parthenion heisst und einen Tempel und ein Götterbild hat. Zwischen der Stadt und dem Vorgebirge sind drei Häfen, dann das alte Cherronesos" u. s. f. Er hielt es also nicht für angemessen, die Gottheit Artemis zu nennen, obgleich die Erwähnung des in der Stadt befindlichen Tempels deutlich zeigt, dass er die von den Griechen verehrte Göttin meint[1]).

Wo das Vorgebirge Parthenion mit seinem Tempel der Jungfrau lag, darüber gehen die Meinungen sehr auseinander. Viele verstehen darunter das heutige Cap Fanary oder Cherrones. Eine flüchtige Betrachtung der oben angeführten Worte Strabon's führt allerdings zu dieser Ansicht, und ich will nicht in Abrede stellen, dass Strabon sowol wie Ptolemaios ihre Quellen dahin verstanden haben mögen, das westlichste Vorgebirge der kleinen (herakleotischen) Halbinsel sei das Cap Parthenion. Mag dies nun ihre Auffassung gewesen sein oder nicht: sachliche Gründe lehren, dass sie irrig war.

In Bezug auf die Entfernung des Vorgebirges von der Stadt folgte Strabon unzweifelhaft einer positiven Angabe, die nicht missverstanden werden konnte: ihr zufolge belief sich die Entfernung auf hundert Stadien, und diese Angabe kann nicht auf das Cap Fanary gedeutet werden, am wenigsten, wenn sie, wie es doch höchst wahrscheinlich ist, aus dem Munde der Städter herrührt. Denkt man nämlich an den Seeweg, so wird man an diesem vielbesuchten Gestade, in unmittelbarer

1) *ἐν ᾗ (Χερρονήσῳ) τὸ τῆς παρθένου ἱερὸν, δαίμονός τινος, ἧς ἐπώνυμος καὶ ἡ ἄκρα ἡ πρὸ τῆς πόλεώς ἐστιν ἐν σταδίοις ἑκατὸν, καλουμένη Παρθένιον, ἔχον νεὼν τῆς δαίμονος καὶ ξόανον. Μεταξὺ δὲ τῆς πόλεως καὶ τῆς ἄκρας λιμένες τρεῖς, εἶτ' ἡ παλαιὰ Χερρόνησος, κατεσκαμμένη· καὶ μετ' αὐτὴν λιμὴν στερόστομος* (Symbolon). Strab. VII, 4. (ed. Tauchn. II, p. 93).

Nähe einer grossen Stadt, die griechische Küstenschifffahrt nicht so zu verstehen haben, als ob die Hellenen in jede der schmalen Meeresbuchten hineingerudert wären; hier, wo der Eingang der Felsenschluchten, in denen sich die schönen Häfen befinden, nur wenige hundert Schritt breit ist, ging die Fahrt von Cap zu Cap, und wenn man dieses festhält, ist es kaum möglich, die Entfernung vom Vorgebirge Fanary zum östlichen Hafen der Stadt, der Quarantainebucht, auf 60 Stadien auszudehnen. Die Schiffskataloge sagen, dass Symbolon von Cherronesos 180 Stadien entfernt wäre, und der Weg von Symbolon nach Cap Fanary beträgt mindestens 120 Stadien. Auch der Landweg von Cherronesos zu dem letzteren giebt, selbst wenn man seinen Biegungen genau folgt, nicht voll 70 Stadien; bei einer so geringen Entfernung ist aber ein Irrthum von 30 Stadien, in Bezug auf eine wohlgemessene Kunststrasse, undenkbar.

Die Zahlenangabe, welcher Strabon folgte, ist eher auf das Cap Fiolente zu deuten: von ihm bis zum Cap Fanary konnte man ungefähr 60, von hier bis zum westlichen Hafen von Cherronesos zwischen 40 und 50 Stadien rechnen. Der Seeweg zu ihm betrug etwas über 100 Stadien; der Landweg, der nach der allgemeinen Richtung der Strassen auf der Halbinsel bis in die Nähe des alten Cherronesos führte und hier einen rechten Winkel bildete, etwas weniger als 100 Stadien.

Entscheidender ist für mich aber die Natur des Cap's Fanary. Für einen Tempel der Jägerin Artemis, der Beherrscherin des Gebirges, konnte man kaum einen unschicklichern Ort wählen, als jene kahle, weit und flach in das Meer auslaufende Landspitze. Das Ufer erhebt sich hier so allmählich, dass es erst anderthalb Werst südwärts eine Höhe von 30 bis 40 Fuss erreicht. Man versetze sich nun in die Seele des Griechen: waren es Hellenen, die auf Cap Fanary einen Tempel gründeten, so war ihnen hier, wo das Land verschwand und fast nach allen Richtungen hin das unendliche Meer den Horizont bildete, wo vor dem überwältigenden Eindruck der Meeresgrösse jedes andere Gefühl verstummte, der Gedanke an den gewaltigen Meerbeherrscher gegeben: dies war Poseidon's Stätte. Und eben so wenig darf man glauben, dass die Taurer hier ein Heiligthum der Jungfrau errichtet hätten: auch ihnen war die Jungfrau eine Bergbewohnerin, Oreiloche; ihr Haupttempel stand, wie Herodot ausdrücklich versichert, auf einem Felsen; und ohne Zweifel war ihr insbesondere das wildzerklüftete Gestade heilig, an dem das Meer die Schiffe zerschmetterte und selbst der Göttin die unglücklichen Opfer zu Füssen legte. Ich zweifle nicht: das Heilig-

thum der Jungfrau kann nur an der Südküste gesucht werden, wo sie steil und fürchterlich wird.

Hier hat Pallas in der That an mehreren Stellen merkwürdige Ruinen entdeckt. Seine Beschreibung derselben verdient als ächt classisches Zeugniss über Alterthümer, die nun wol schon vom Erdboden verschwunden sind, hier wie ein Zeugniss Strabon's oder Herodot's vollständig mitgetheilt und sorgsam erwogen zu werden. Welches auch der Zweck der Bauten gewesen sein mag, deren Trümmer der berühmte Naturforscher sah: Niemand wird daran zweifeln, dass es sich hier um Denkmale des frühesten Alterthums handelt.

Oestlich vom Georgskloster und dicht an dem schroffen Vorgebirge Aja Burun, sagt Pallas [1]), „befindet sich an dessen Westseite eine durch zwei tiefe und kurze Schluchten eingeschnittene Ecke des Ufers, mit ganz überhängenden Felsen an der Seeseite, deren eine, besonders fürchterliche, diese Ecke von dem Aja Burun selbst abschneidet. Die Fläche derselben, welche nicht viel über 11 Faden breit und 15 lang ist, ist durch eine fadendicke Mauer eingeschlossen, die erst in gerader Linie gegen S.S.O. auf 7 Faden fortgeht, dann in einem stumpfen Winkel gegen S.O. gerichtet nach 4 Faden die grosse Schlucht erreicht, wo ein viereckiger, vier Arschinen ins Gevierte haltender Thurm gestanden zu haben scheint. An der Westseite ist nur ein 5 Faden lang im rechten Winkel von der grossen Mauer gegen die kleinere Schlucht, längs einer abschüssigen Böschung geführtes Mauerfundament zu sehen, und von den übrigen Mauern liegen auch nur die untersten grossen Quadern an ihrer Stelle. In der Ecke, welche die nördliche und westliche Mauer machen, ist in dem innern Raume noch ein Gebäude von 13 Arschinen ins Gevierte, wovon auf zwei Seiten gegen die Mauern noch die untern Quadern, von den andern aber nur die Fundamente zu sehen sind. An der nördlichern Seite sind inwendig, längs der Mauer, breite Steine, wie eine Stufe gelegt. Sonst ist im ganzen innern Raume nichts sichtbar, und in der kleinen Schlucht sind unlängst einige grosse Massen des überhängenden Felsens abgestürzt. Was dieses Gebäude gewesen sei, lässt sich schwer errathen. Zu einer Befestigung scheint es, wegen des Wassermangels, nicht geschickt. Der noch übrige Name des heiligen Vorgebirges, an welchem es liegt, und die Entfernung desselben von den Mauern der Stadt Cherronesos, könnte Anlass geben zu muthmassen, hier sei das *fanum daemonis virginis* und Aja Burun das Vorgebirge Parthenion gewesen, dessen Strabon gedenkt und welches

1) Pallas II, S. 62. u. f.

Andere lieber an die schroffe Felsenecke des heil. Georgs, westlicher als das Kloster, haben setzen wollen, wo jedoch keine Spur von einem Gebäude sich zeigt, auch vom Kloster bis an die Ecke, vor welcher die schwärzliche, aus braunem Schiefer bestehende Klippe in der See hervorragt, keine Spur von Menschenarbeit sich zeigt."

Wir bemerken beiläufig, dass die Entfernung von 100 Stadien auf diesen Punkt nicht zutrifft, wie Pallas meint, da sie für den Seeweg viel zu gering, für den Landweg zu gross ist; und schalten zur Vergleichung den Satz ein, in welchem Dubois dasselbe Mauerwerk beschreibt. In der Mitte eines Felsblockes von Jurakalk am Rande des Absturzes „liegen die Fundamente eines isolirten, fast viereckigen Gebäudes, welches wie die Herrenhäuser des Cherronesos aus grossen Bruchsteinen von gelblichem Tertiärkalk erbaut ist; es befand sich in der Ecke zweier Mauern, von denen die eine nach Westen, die andere nach Süden hin bis zum Rande des Abgrundes aus dem Reste der Felsplatte eine Art Hof bildete, dessen Eingangspforte nach dem Chersones und der Landstrasse führte. Der Plan dieses Bauwerks kann nur für einen Tempel geeignet sein: es zeigen sich hier weder Brunnen noch Nebengebäude, noch sonst Etwas, was menschliche Wohnungen andeuten könnte[1])."

Begleiten wir nun wieder Pallas auf seiner weitern Wanderung zum Cap Fiolente. Unmittelbar nach den oben angeführten Worten fährt er folgendermassen fort: „Allein wenn man dem nunmehr nach Nordwesten laufenden hohen Ufer folgt, so erblickt man einen aus dem schwarzbraunen Schiefer in die See gerade vom Ufer auslaufenden und an der Spitze steil erhöhten Felsenkamm" — das Cap Fiolente — „der näher am Lande mit weissen Kalklagen, die mit dem Schiefer gegen Nordwest sich senken, bedeckt und von den Wellen in seiner Mitte wie eine Pforte durchbrochen ist, unter welcher man mit einem Kahne durchfahren kann, worauf sich der immer niedriger sinkende Schiefer auch bald unter der See verbirgt[2])". Auf dem recht über diesem durchbrochenen Vorsprunge mit jüngern Kalklagen hoch aufgeflötzten Ufer findet man die deutliche Grundlage eines andern, viel grössern Gebäudes, welches ich nebst dem felsigen Vorsprunge, beinahe lieber auf die angeführte Stelle des Strabon anwenden möchte. Dieses Gebäude besteht aus zwei ganz nahe am Absturze des Ufers, nicht völlig in einer Façade liegenden Quadraten, deren Mauern nach den vier Weltgegenden, obwol

1) Dubois VI, p. 191.

2) In Dubois' Atlas befindet sich eine Abbildung des Vorgebirgs, aus welcher man mit Bewunderung erkennt, wie anschaulich Pallas' Ortsbeschreibungen sind.

nicht ganz genau gerichtet sind. Das nördlichere Quadrat ist gleichseitig 33 Fuss ins Gevierte und liegt auf einer hügelförmig erhabenen Grundfläche. Es scheint nur einen Ausgang, an der südwestlichen Ecke, gegen die See gehabt zu haben. Sonst ist es auf allen Seiten ausser dem Fundamente mit einer Reihe ungeheuer grosser, grob behauener länglicher Quadern umgeben. In der Mitte des Quadrats, doch etwas näher gegen die nördliche Wand, lag ein kubischer Stein, mit der obern Fläche der Erde gleich, den ich aufheben liess und die Erde darunter merklich locker fand [1]). Um denselben waren in einem an der Nordseite offenen Quadrate mässige platte Steine in die Erde gelegt, als ob da eine Stufe hätte sein sollen, da vielleicht auf dem mittleren Steine ein Altar oder die Bildsäule des Götzen stand. Das südlichere, etwas näher gegen die See gerückte und das vorige berührende Quadrat ist länglich, hält an der Ost- und Westseite 47, und auf der andern 35 Fuss, und dessen innerer Raum ist, gegen die Erhöhung des andern Quadrats, merklich vertieft. Es scheint einen Ausgang gegen die See am südöstlichen und einen andern am nordwestlichen Winkel gehabt zu haben, und besteht ebenfalls aus länglichen grossen Quadern, die in der obern Reihe zuweilen überzwerch, mehrentheils aber nach der Länge der Wände gelegt sind. Die Fügung ist, wie bei allen diesen uralten Gebäuden, sehr grob und locker und keine Spur von Mörtel oder Thon, wol aber hin und wieder kleine Steinbrocken zur Ausfüllung zwischen den Quadern zu sehen. Der Stein ist der hier im Flötze gewöhnliche, mit Oolithen und zertrümmerten Muschelschaalen vermischte, in grossen Massen brechende Kalkstein. An der gegen die See gerichteten Wand des länglichen Quadrats sind nach der Schnur platte, behauene Steine, als ein Steg, gelegt, und diese Reihe Steine geht auch in gerader Richtung in einigem Abstande längs dem andern Quadrate fort. Noch sieht man ein Mauerfundament, welches etwa 19 Fuss von der südöstlichen Ecke des kleinen Quadrats anfängt, in gerader Linie gegen Südost fortgeht, dann einen fast rechten Winkel macht, und wieder in gerader Linie gegen S.W. sich an den südöstlichen Winkel des längern Quadrats genau anschliesst, folglich gleichsam einen Vorhof vorstellt.... Von diesem merkwürdigen und von Reisenden mehrentheils unbemerkten Orte etwa 150 Faden dem hohen Ufer nordwärts folgend, findet man auf dem Rande desselben ein anderes Fundament von einem sonderbaren Plane, dessen Bestimmung noch schwerer zu enträthseln ist. Es sind zwei

1) *Πῦρ ἱερὸν ἔρδον χάσμα τ' εὐρωπὸν πέτρας* sagt Iphigenie von dem Tempel, Eurip. Iphig. in Taur. 610.

parallele S.O. und N.W. gerichtete Reihen grosser Quadern, die eine 11 und die andere 13 Arschinen lang. Der äusserste Stein von beiden am südöstlichen Ende hat oben eine runde Vertiefung, als ob sich dicke Walzen oder Pfortenangeln darauf gedreht hätten, und daselbst liegen zwei sehr grosse längliche Quadern zwischen beiden Mauern, ohne selbige zu berühren. Am nordwestlichen Ende der längeren Reihe, die der See näher ist, geht im rechten Winkel eine zehn Arschinen lange Reihe grosser Quadern davon fort. Gleich dabei ist ein rundes Loch, in welches man sich eben hinablassen kann, durch die Dammerde und die Steinlagen niedergearbeitet, welches sich bald zu einer geraumen Höhle erweitert, aus welcher ein niedriger, 10 bis 12 Schritt langer, unterirdischer Durchgang ostwärts zu einer andern, am Absturze der Seeküste offenen Grotte führt [1])."

Ausser diesen beiden Haupt-Trümmermassen dürfte noch eine dritte, zwischen beiden gelegene Ruine, die der Aufmerksamkeit unseres berühmten Führers entgangen, aber von Dubois bemerkt und beschrieben ist, in Betracht zu ziehen sein. „Die Terrasse des Klosters," sagt der zuletzt genannte Reisende [2]), „hängt mit einer ähnlichen Terrasse zusammen, auf welcher ich die Ueberreste eines antiken Gebäudes von 76′ Länge und 70′ Breite entdeckte, mit starken Mauern, wie die der Herrenhäuser des Chersoneses: aber die Grösse des Gebäudes beweist, dass es eine andere Bestimmung hatte, und nach den Nebengebäuden zu schliessen, möchte ich darin die Trümmer eines Tempels erkennen."

Dubois ist nun der Meinung, dass entweder die zuerst oder die zuletzt beschriebenen Trümmer dem Tempel der Jungfrau angehörten, oder endlich, dass derselbe genau auf derselben Stelle stand, auf welcher heute das Georgskloster liegt, und vollständig zerstört ist. Die zweite, von Pallas beschriebene Trümmermasse — die bedeutendste — kann seiner Ansicht nach hier nicht in Betracht kommen, da er darin die Baulichkeiten einer ländlichen Niederlassung erkennen will: ein viereckiges Herrenhaus, Nebengebäude, Hof, Treppe u. s. f. Aber den Steinkubus mit der ihn umgebenden Steinstufe in dem gleichseitigen Viereck lässt er unerwähnt und unerklärt; und dass der Tempel ohne Nebengebäude gewe-

1) Pylades sagt zu Orest (Eurip. Iphig. in Taur. v. 106. sqq.):

Ναοῦ δ' ἀπαλλαχθέντε κρύψωμεν δέμας
Καὶ' ἄντρ', ἃ πόντος νοτίδι διαζλύζει μέλας,
Νεὼς ἄπωθεν, μή τις εἰσιδὼν σχάφος
Βασιλεῦσιν εἴπῃ, κἄτα λῃφθῶμεν βίᾳ.

2) Dubois VI, p. 199.

sen sei, ohne Hof, Treppe und dergl., lässt sich nicht vermuthen; bei der Entfernung von der Stadt bedurften die Tempeldiener besondere Wohnungen in der Nähe des Heiligthums. Von dieser Vorstellung ging auch Euripides aus, der, wie ich aus einigen sonst seltsam scheinenden Umständen schliesse, den Schauplatz seines Drama's nicht lediglich nach seiner Phantasie, sondern im Anschluss an einige bestimmte Angaben darstellte: er erwähnt sowol Priesterwohnungen als Stufen, welche zum Tempel führen [1]).

Der Hauptgrund, der Dubois' Aufmerksamkeit auf die zuerst erwähnten Trümmer oder auf die in der Nähe des Georgsklosters liegenden fixirte, scheint der Umstand gewesen zu sein, dass auf der ganzen Küste vom Cap Fanary bis Balaklawa nur die Schlucht in der Nähe dieses Klosters einen, wenn auch beschwerlichen Fusspfad zum Meeresstrande gewährt, während sonst überall durchaus unzugängliche steile Felsen das Ufer bilden; dort konnten die wilden Taurer hinabeilen, um sich der unglücklichen Schiffbrüchigen zu bemächtigen. Aber diese Erwägung ist nicht hinreichend, um Pallas' bedeutungsvolle Hinweisung auf die etwas nördlich vom Cap Fiolente gelegenen Trümmer zu beseitigen; denn diese sind ebenfalls nur eine Viertelstunde vom Georgskloster entfernt, und liegen auf der Stelle des Felsenufers, die ohne Frage für die Schiffer die gefährlichste war, sowol wegen des weit in das Meer ragenden Vorgebirges, als wegen der Klippen an seiner östlichen Seite. Das Cap Aja Burun hat auf Dubois als Geologen einen besondern Eindruck gemacht, da die hier befindliche Schlucht den jüngern Steppenkalk von der ältern Juraformation scharf scheidet, und die von ihm oft besuchte Localität regte seine Phantasie auf das Lebhafteste an. „Man kann nicht daran zweifeln", ruft er aus [2]), „kein Punkt des Chersoneses war zur Verehrung der taurischen Göttin so geeignet, wie dieser; er ist der einzige, wo das Meer zugänglich ist; wo die grausamen Taurer hinabeilen konnten, um die Schiffbrüchigen zu retten und sie dann zu opfern. Und welch' ein Schauspiel dann auf diesem Felsen! von dessen Höhe ein ganzes zahlreiches Volk, vereinigt auf den benachbarten Hügeln wie auf den Reihen eines Amphitheaters, die Opferung der Unglücklichen verfolgen konnte, die es in den Abgrund stürzen sah".

Wenn man aber mit ruhigem Blick die Trümmer an der Schlucht

---

1) Iphigenie sagt v. 65. 66.: *εἶμ' εἴσω δόμων*
ἐν οἷσι ναίω, τῶνδ' ἀναχτόρων θεᾶς,
und Orest fragt v. 97. 98.: *πότερα δωμάτων προσαμβάσεις ἐκβησόμεσθα;*

2) Dubois VI, p. 195.

des Aja Burun betrachtet, wird man gestehen müssen, dass jene bemoosten und verwitternden Steine stumm sind, dass die sonderbare Richtung der Umfassungsmauer ein Räthsel bleibt, dass die Reste, von denen ein Theil vielleicht in den Abgrund gestürzt ist, zu dürftig sind, um einen Schluss auf die Bestimmung des starken Mauerwerks zu ermöglichen. Lag hier ein Tempel, so ist es sicher nicht der von Strabon erwähnte, der 100 Stadien von der Stadt entfernt war; denn der Seeweg von Cherronesos zum Cap Aja Burun ist viel beträchtlicher, und der Landweg beträgt, selbst wenn man der von Dubois bezeichneten Strasse folgt, nicht mehr als 60 Stadien.

Dubois' Ansicht ist nur dann richtig, wenn Strabon eine Angabe vor sich hatte, welche sich auf die Entfernung des Tempels der Jungfrau von dem alten Cherronesos bezog; andernfalls trifft Strabon's Zahl wenigstens annähernd, nur auf die nördlich vom Cap Fiolente gelegenen mannigfaltigen Ruinen zu. Den Seeweg von hier bis zum Cap Fanary kann man auf 60, von diesem Cap bis zum westlichen Hafen der Stadt nicht voll auf 50 Stadien veranschlagen; der Landweg, der in der Nähe der alten Stadt einen rechten Winkel gebildet haben muss, — und wenn das Heiligthum alt war, so lief die eigentliche heilige Strasse ohne Zweifel vom alten Cherronesos dem Meeresufer parallel — mag 90 Stadien betragen [1]).

Ich habe oben Euripides erwähnt, und die Berufung auf einen Dichter, der überdiess den Schauplatz seiner Dichtung nie gesehen, wird bei topographischen Untersuchungen bedenklich erscheinen. Ich kann unmöglich Willens sein, darauf einen grossen Werth zu legen, da selbst dann, wenn Euripides genaue Berichte über jene Localität benutzt hätte, die Ausscheidung des auf positive Angaben Begründeten von den Schöpfungen seiner Phantasie sehr schwierig, wenn nicht unmöglich sein dürfte. Aber ich muss wenigstens anführen, was mich zu der Vermuthung geleitet hat, dass Euripides die Schilderung einiger Localitäten, wie er sie von Ortskundigen vernommen, in seine Dichtung verflochten hat.

Es ist aufgefallen, dass Euripides an einigen Stellen seiner Dichtung die zusammenschlagenden Felsen, die doch am thrakischen Bospo-

1) Die Angabe der Schiffstagebücher, von Symbolon nach Cherronesos 180 Stadien, scheint mir sehr richtig; nämlich: von der innern Bucht Symbolons zum Aja Burun mindestens 30 Stadien, von hier bis zum Cap Fiolente fast eben so viel, von hier bis Cap Fanary etwas über 60 Stadien, von hier bis zum östlichen Hafen der Stadt nicht volle 60 Stadien.

ros liegen, in einer Weise erwähnt, als ob dieselben unmittelbar zum taurischen Gebiet gehörten. Dies würde eine Verworrenheit der geographischen Kenntnisse bekunden, die weder dem Ansehen des Dichters, noch der Zeit, in welcher er das Drama verfasste, angemessen erscheinen könnte. Im Jahre 415 v. Chr. war es ohne Frage allen gebildeten Griechen bekannt, dass die Symplegaden am Eingange des Bosporos von der taurischen Halbinsel noch ziemlich weit entfernt waren. Und Euripides selbst liefert hierfür den Beweis. Dass die Symplegaden am Eingange des schwarzen Meeres lagen, war ihm wohl bekannt: an den Symplegaden vorbei gelangten Orest und Pylades in den Euxeinos [1]), und die Kyaneen, oder vielmehr die „bläulichen Meeresengen", über welche Io setzte, „asiatisches Land mit Europa vertauschend", werden ebenfalls von dem Dichter erwähnt [2]). Auch über die weitere Fahrt nach Tauris hat er gute Vorstellungen: die kühnen Seefahrer mussten vorbei „an dem klaffenden Felsenpaar", „an Phineus' unruhigem Gestade", — Salmydessos, — längs der Meeresküste „zum Lande des Meergeflügels, der weissen Klippe", Leuke, und „zur schönen Achilles-Laufbahn [3])". Er sagt ausdrücklich, dass dieses eine weite Seefahrt ist [4]). Aber wie soll man es nun erklären, dass die Tempeldienerinnen der taurischen Göttin sich selbst „Bewohner der sich nahenden Doppelfelsen am Pontos Euxeinos" nennen [5])? dass Iphigeneia schwört, Pylades aus den Kyaneen, den bläulichen Felsen, zu retten [6]), — was ganz ausser ihrer Macht lag, wenn die „bläulichen Felsen" nicht zur taurischen Küste gehörten?

Es will mir scheinen, dass Euripides Gelegenheit gehabt hat, Erkundigungen über den Hafen Symbolon einzuziehen, denjenigen Hafen, der nach Strabon's Mittheilung der vorzüglichste Schauplatz der taurischen Räubereien war. Orest und seine Gefährten lässt der Dichter in einem von Bergen, Felsen und Schluchten umgebenen Hafen landen,

1) Sie rufen v. 1354. 55: *ἔχομεν γὰρ ὥνπερ οὕνεκ' Εὔξενον πόρον Συμπληγάδων ἔσωθεν εἰσεπλεύσαμεν.*

2) *Κυάνεαι, κυάνεαι σύνοδοι θαλάσσας, ἵν' οἶστρος ὁ ποτώμενος Ἀργόθεν Εὔξενον ἐπ' οἶδμα διεπέρασε πόντου, Ἀσιήτιδα γαῖαν Εὐρώπας διαμείψας.* v. 384—387.

3) vs. 406—422.

4) *διὰ κυανέας μὴν στενοπόρου πέτρας μακρὰ κέλευθα ναΐοισιν δρασμοῖς.* vs. 859—861.

5) *Εὐφαμεῖτ', ὦ πόντου δισσὰς συγχωρούσας πέτρας Εὐξείνου ναίοντες.* v. 123—125.

6) *Κἀγώ σε σώσω Κυανέας ἔξω πέτρας.* v. 728.

wohin die Hirten ihr Vieh zur Tränke trieben [1]), — also in einer stillen Meeresbucht. Sie war vom Tempel, welcher auf dem hohen Felsenufer stand, dessen Fuss die Meereswogen bespülten, ziemlich weit entfernt; denn es fällt Thoas auf, dass Iphigeneia dort die Reinigung des Götterbildes vollziehen will, nicht an dem Strande in unmittelbarer Nähe des Tempels, und sie verweist ihn auf die grössere Einsamkeit jenes Ortes [2]). Dort, in der stillen Bucht, wird die Flucht versucht; rasch bringen die griechischen Ruderer das Schiff vorwärts, so lange sie innerhalb des ruhigen Hafens sich befinden; aber kaum haben sie den schmalen Ausgang hinter sich, so ergreift sie die Gewalt des Sturmes und treibt sie, aller menschlichen Anstrengungen spottend, mit unwiderstehlicher Macht dem Felsenufer zu [3]). Dieser Contrast zwischen der vollkommenen Sicherheit des Hafens und der zügellosen Gewalt der Winde unmittelbar vor seinem Ausgang ist bei keiner Bucht des schwarzen Meeres so scharf, wie bei der von Balaklawa, die vom Lande betrachtet, einem auf allen Seiten von Bergen eingeschlossenen, überaus ruhigen Landsee gleicht [4]); und bei keinem Hafen ist aus demselben Grunde die Einfahrt so schwierig [5]). Der schmale Eingang gleicht einer Felsenspalte, hinter welcher Niemand eine Meeresbucht vermuthet. „Die steilen, kalkfelsigen Berge", sagt Pallas, „welche den Hafen zu beiden Seiten einschliessen und dessen Eingang wie eine Pforte zusammendrängen, sind ganz aus dem bei Tschorguna anfangenden marmorartigen Kalkfelse ... Dieser Kalkfels steht mit verschiedenen stumpfen, fürchterlich schroffen Vorgebirgen in die See, deren zwei die Mündung des Hafens machen... Der Eingang ist zwar sehr tief, aber zwischen hohen Felsen so schmal, dass kaum zwei Schiffe bei einander vorbeisegeln können [6])". Wie? sind dieses nicht auch „zusammenschlagende Felsen?" ist der Name Symbolon vielleicht nichts anders, als ein Synonym des Namens der Symplegaden? Hören wir noch Dubois, dessen Worte ich nicht übersetzen will: *Les deux hauts rochers qui s'avancent au sein des ondes et paraissent courir pour s'embrasser, sont là et ne laissent qu'un étroit passage tourné vers le midi, qui permet à peine à deux vaisseaux*

1) v. 252 u. f.

2) v. 1162. 1163.

3) v. 1356—1372.

4) Clarke, Travels I, p. 512.

5) Vgl. die Einfahrt Hommaire's, dessen Schiff von dem besten Kenner des schwarzen Meeres, Taitbout de Marigny, geführt wurde. Hommaire de Hell II, p. 368. 369.

6) Pallas II, 128. 129. 132.

de s'y rencontrer [1]). Und ich muss ausdrücklich bemerken, dass Dubois nicht auf die *συγχωροῦσαι πέτραι* des Euripides, als deren Bewohner sich die taurischen Tempeljungfrauen ankündigen, anspielen will, sondern auf eine Stelle Homers, welche zu dem von ihm angewandten Bilde keine Anregung giebt [2]). Wie passend aber dieser Vergleich ist, lehrt ein Blick auf die Abbildung des Hafens, welche Clarke ohne alle Rücksicht auf griechische Dichter seinem Reisewerke beigegeben hat: man sagt sich leicht, dass die Griechen allerdings glauben mussten, auch hier Symplegaden gefunden zu haben. Auch der Name der Kyaneen, aus denen Iphigeneia den Freund Orest's zu retten schwört, ist dann, wenn er eine Beziehung auf die Farbe der Felsen wiedergeben soll, für die Vorgebirge am Eingange des Hafens Symbolon eine passende Bezeichnung: sie bestehen in der That grossentheils aus dem „graublaulichen" Jurakalk [3]), den die Tataren der Krim ebenfalls Küük-Tasch, d. i. Kyaneen oder den blauen Fels nennen [4]).

Doch wir wagen zu viel, wenn wir den geheimen Quellen nachspüren, welche die Imagination des Dichters nährten. Kehren wir zurück zu dem Cultus der Cherronesiten.

Trotz der bedenklichen Weise, in welcher sich Strabon über denselben äussert, glauben wir nicht annehmen zu dürfen, dass er mit ungriechischen Bräuchen verknüpft war. Strabon's Zweifel scheint lediglich aus der Zuversicht, mit welcher die Cherronesiten die Identität der taurischen Jungfrau und der Artemis behaupteten, und aus dem Umstande, dass sie ihre Gottheit „die Jungfrau" nannten, hergeflossen zu sein: denn die zahllosen Artemisbilder auf den Münzen halten sich innerhalb reingriechischer Ideen, und ausserdem ist es nachweisbar, dass die Griechen der herakleotischen Halbinsel sich bis zum Beginn unserer Aera ganz rein von barbarischer Beimischung erhielten, die eine Verdunkelung ihrer religiösen Vorstellungen hätte herbeiführen können.

Die Zahl der Inschriften, die uns von dem alten Cherronesos erhalten sind, ist zwar so ausserordentlich spärlich, dass sie mit der Zahl der olbiopolitischen nicht in Vergleich gebracht werden kann: aber die Münzen jener Stadt liefern doch eine erhebliche Sammlung von Eigennamen

---

1) Dubois VI, p. 111.

2) *ἀκταὶ δὲ προβλῆτες ἐναντίαι ἀλλήλοισιν*
ἐν στόματι προύχουσιν, ἀρὴ δ' εἴσοδός ἐστιν.
Hom. Odyss. X, 89. 90.

3) Koch, die Krim und Odessa. Leipzig 1854. S. 84.

4) Pallas II, S. 114.

dortiger Magistratspersonen, welche wol einen Schluss erlaubt, ob und wie weit sich Fremdlinge in die Bevölkerung eingedrängt hatten. Während nun die olbischen Denkmäler von Namen solcher Barbaren wimmeln, die dort zu hohen Ehren gelangten, findet sich auf den Münzen von Cherronesos, welche Herr v. Köhne der Zeit vor Chr. Geb. zuschreibt, nur ein Barbarenname, — Kotys — ein Name, der überdies nicht bloss in der thrakischen Dynastie, sondern auch in der bosporanischen häufig vorkommt, also auch in Cherronesos kein besonderes Befremden erregt. Die übrigen Namen sind, so weit sie entziffert werden können, rein griechisch: Agasikles, Aischines, Apollas, Artemidoros, Bathyllos, Diagoras, Dion, Demetrios, Eudromos, Eurydamos, Herakleitos, Herodas, Hieron, Menestratos, Xanthos, Xenokleides u. s. f. Es ist ohne Zweifel der Abgeschlossenheit des Terrains und dem unbändigen Geiste der Bergbewohner beizumessen, dass die Griechen der herakleotischen Halbinsel sich frei von barbarischer Beimischung erhielten, während in Olbia schon zu Herodot's Zeit ein Skythenhäuptling einen Palast besass und die bosporanischen Griechen in derselben Zeit bereits unter das Regiment einer sarmatischen Herrscherfamilie gefallen waren.

Ehe wir die herakleotische Halbinsel verlassen, werfen wir noch einen Blick auf die im Osten angrenzenden Thäler, welche ohne Zweifel den Cherronesiten zur Zeit der Blüthe ihres Gemeinwesens angehörten. Ich schliesse dieses aus der Lage des Hafens Ktenus und aus der Natur dieser Landschaft. Murawiew zweifelt zwar daran, dass Ktenus eine Ortschaft gewesen, und meint, Strabon bezeichne mit diesem Namen schlechtweg die grosse Bai von Sebastopol[1]); allein er irrt hierin. Wenn Strabon nämlich bemerkt, dass Ktenus eben so weit von Cherronesos wie von Symbolon entfernt sei, — 40 Stadien[2]) — so leuchtet ein, dass in Bezug auf die von Westen nach Osten sich erstreckende Bucht von Sebastopol zwar gesagt werden konnte, wie weit sie auf kürzestem Wege von Symbolon entfernt sei, nicht aber, wie weit sie östlich von Cherronesos liege. Wollte man durchaus die letzte Distanz bezeichnen, so musste man füglich den scharf markirten Eingang der Bucht als Endpunkt betrachten; und das denselben bezeichnende Cap, dasjenige, auf welchem heute das Fort Alexander liegt, ist von der Quarantainebucht nur fünf Stadien entfernt.

1) Murawiew S. 77. 78.

2) *Τὸ δὲ ἴσον τὸ Κτενοῦς διέχει τῆς τε τῶν Χερρονησιτῶν πόλεως καὶ τοῦ Συμβόλων λιμένος . . .* Und vorher: *Οὗτος δὲ (ὁ τῶν Συμβόλων λιμήν) ποιεῖ πρὸς ἄλλον λιμένα Κτενοῦντα καλούμενον τεττεράκοντα σταδίων ἰσθμόν.*

War nun Ktenus eine Ortschaft, so lag es am innersten Recess der Bucht von Sebastopol, die, wenn die Angabe der Entfernung von Cherronesos haarscharf ist, sich im Alterthum vielleicht noch einige hundert Schritt weiter in das Innere erstreckte und das mit Röhricht bestandene Sumpfland ausfüllte, durch welches die Tschernaja Rjetschka an ihrem untern Laufe langsam der Bucht zufliesst. Auch Dubois hält es für möglich, dass dieser Morast früher vom Meereswasser bedeckt war; mich bestimmen vornehmlich die Entfernungsangaben, die Strabon augenscheinlich aus sehr guten Quellen schöpfte und denen man in Bezug auf die nächste Umgebung einer so angesehenen griechischen Stadt einen hohen Grad von Genauigkeit zutrauen kann. Erfüllte nämlich die Meeresbucht noch einen Theil des Thales der untern Tschernaja Rjetschka, so ist auch die Entfernung Symbolon's von Ktenus, 40 Stadien, — was für die jetzige Breite des Isthmus etwas zu gering ist, — mit vollkommener Genauigkeit angegeben.

Welchen Zweck konnte nun die Gründung einer Ortschaft im innersten Winkel der Bucht haben? Dass sie, so nahe einem wichtigen Brennpunkte des griechischen Lebens, keinen Anspruch auf Selbstständigkeit erheben konnte, leuchtet ein; im Norden und Osten von steilen Bergen umgeben, die das Thal der Tschernaja Rjetschka einengen und gegen die Taurer nicht behauptet werden konnten, und im Westen durch das Gebiet der Cherronesiten eingeschränkt, hatte Ktenus offenbar nicht die Mittel, sich selbstständig zu der Kraft zu entwickeln, die zur Behauptung der Unabhängigkeit in unmittelbarer Nähe eines gefürchteten Feindes erforderlich war; weder ein ausgedehnter und gesicherter Landbesitz, noch eine bequeme Gelegenheit, sich durch Tauschhandel mit den Eingebornen zu bereichern, kam den Bewohnern dieses in die Barbarei vorgeschobenen verlorenen Postens zu Statten. Wir kennen freilich griechische Ansiedelungen, die unter ähnlichen ungünstigen Verhältnissen litten; aber diese lagen wenigstens an einer besuchten Küste, wo ein guter Ankerplatz die vorübersegelnden Griechen anlockte und die Sicherung desselben durch eine Colonie nothwendig schien, während sich Ktenus ausserhalb des Bereiches der Küstenfahrt befand. Man muss deshalb annehmen, dass der Ort ein Etablissement und Eigenthum der Cherronesiten war, die sich vielleicht zunächst nur deshalb hier niederliessen, um im äussersten Recess der Bucht am flachen Strande in Gruben das Meerwasser zur Salzproduction aufzufangen [1]): ausser den oben erwähnten unbedeutenden Salzseen auf der

1) *Ἔστι δ' ἄκρα διέχουσα τοῦ τῶν Χερρονησιτῶν τείχους, ὅσον πεντεκαί-*

Westspitze der herakleotischen Halbinsel fanden sie sonst an den felsigen Küsten keinen Punkt, der zu dieser für ihren Fischfang so wichtigen Operation geeignet war. Lag es aber in ihrem Interesse und in ihrer Macht, sich den Besitz dieses Platzes zu sichern, so war es ihnen durch die Rücksicht auf leichtere Vertheidigung, durch commercielle Gründe und durch den ergiebigen Boden des Thales der Tschernaja Rjetschka gleichmässig nahe gelegt, auch das letztere dem Stadtgebiet einzuverleiben. Die Zugänge zu diesem Thale vom Gebirge aus sind nämlich nicht zahlreich, und leicht zu vertheidigen. Der Kalkrücken, welcher, ostwärts allmählich ansteigend, den Nordrand der grossen Bucht von Sebastopol und das südliche Ufer des Belbek begleitet und sich nach Norden sanft abdacht, fällt nach Süden mit steilen Rändern in das Thal von Inkerman, die nur an wenigen Stellen, und auch hier nicht ohne Beschwerde, zugänglich sind, — ein Umstand, der die Russen bestimmte, die grosse Strasse von Sympheropol nach Sebastopol nicht über diesen waldigen Bergrücken, sondern längs des Belbek bis nahe an dessen Ausfluss zu führen, so dass die Reisenden, um nach der zuletzt genannten Stadt zu gelangen, über die grosse Rhede gesetzt werden müssen. Aehnliche steile Wände bilden den Ostrand des Thales der Tschernaja Rjetschka, bis zum Dorfe Tschorguna, wo der Bach den letzten Gebirgsriegel durchbricht. Das schmale Defilé bei diesem Dorfe ist für die Vertheidigung wichtig, da es den Zugang zu dem Thale von Inkerman einerseits, und dem Thale der obern Tschernaja Rjetschka mit seinen Seitenzweigen andererseits beherrscht. Es war im Mittelalter, zur Zeit der Gothen oder der Genuesen, durch einen zwölfeckigen sehr festen Thurm vertheidigt, der sich noch bis auf unsere Tage erhalten hat. An diesen Engpässen war Ktenus viel leichter zu schirmen, als es durch eine Umwallung des im Thalgrunde gelegenen Ortes möglich gewesen wäre, und wenn die Griechen sich für dieses Vertheidigungssystem entschieden, war ihnen zugleich der Besitz des fruchtbaren Thales gesichert, das sich, nur durch ein niedriges, sanft ansteigendes Querjoch unterbrochen, von der Mündung der Tschernaja Rjetschka bis zum Hafen Symbolon erstreckt.

In diesem Falle gewann Ktenus auch für den Handel an Bedeutung. Wir haben oben bereits aus der Natur der Südküste und aus der Schwierigkeit, das Cap Fanary zu umsegeln, wozu die von Osten kom-

δεκα σταδίους, κόλπον ποιοῦσα εὐμεγέθη νεύοντα πρὸς τὴν πόλιν· τούτου δ' ὑπέρκειται λιμνοθάλαττα, ἁλοπήγιον ἔχουσα· ἐνταῦθα δὲ καὶ ὁ Κτενοῦς. Strab. VII, 4. (ed. Tauchn. II, p. 99).

menden Schiffe verschiedener Winde bedurften, den Schluss gezogen, dass die griechischen Küstenfahrer den Hafen Symbolon oft anlaufen, und falls sie für Cherronesos bestimmt waren, es für erwünscht halten mussten, dort ausladen zu können. Hierdurch erhielt Ktenus Gelegenheit zu einer vortheilhaften Cabotage; nicht etwa, weil der Landweg hierher kürzer war — der Vortheil von einer halben Meile würde gegen die Unannehmlichkeit des Umladens nicht in Anschlag zu bringen sein, — sondern weil der directe Weg von Symbolon nach Cherronesos auf einem für Fracht en sehr beschwerlichen Gehänge das herakleotische Plateau ersteigen musste und das Doppelte und Dreifache der Zugkraft beanspruchte; und dieser Uebelstand fiel für die Cherronesiten um so mehr ins Gewicht, als ihnen durch Mangel an Wiesen und Brunnen eine grosse Einschränkung des lebenden Inventar's ihrer ländlichen Besitzungen dringend geboten war. Die Praxis musste es hier als vortheilhafter herausstellen, die Handelsgüter von Symbolon nach Ktenus, und von dort auf Booten über die stille Meeresbucht nach der Hauptstadt zu befördern.

Wenn die herakleotische Halbinsel stark bevölkert war, — und wir haben Grund, es anzunehmen, — so kann auf ihr kaum die zum Unterhalt der Bewohner erforderliche Menge von Getreide producirt worden sein; wir wissen bestimmt, dass Cherson zur Byzantinerzeit auf Getreidezufuhr angewiesen war, und dass die byzantinische Politik das Abschneiden der Zufuhr als ein Mittel betrachtete, welches auf die Willfährigkeit der Cherronesiten stets die gewünschte Wirkung äusserte[1]). Um so wichtiger musste den Griechen der Besitz der eben erwähnten Thäler sein, sowol ihres ungemein fruchtbaren Bodens wegen, als auch, weil ihre Wälder den Bewohnern der holzarmen Halbinsel das für den Schiffbau und den Haushalt unentbehrlichste Material lieferten. Von der kahlen Fläche des Plateau's wendet sich der Blick des Reisenden mit stets erneutem Vergnügen auf die anmuthigen von Bergen umschlossenen Niederungen, in welchen der kräftige Wuchs spitzblätteriger Eschen mit ihren schönen Laubkronen bezeugt, dass die Natur des Bodens hier nicht mehr der Waldvegetation widerstrebt. Auf den angrenzenden Hügeln rauschen überall fröhliche Wälder. Den Kalksteinrücken, der das südliche Ufer des Belbek begleitet, bedeckt ein guter Wald von Weissbuchen, mit dichtem Unterholz von Schleedorn, Cornelkirschen und Liguster[2]). Vorzüglich waldreich ist aber das obere Thal der

1) Const. Porphyrogen. de admin. imp. c. 53.
2) Pallas II, 95.

Tschernaja Rjetschka, zu welchem das Dorf Tschorguna den Zugang bildet. Von hier reitet man zunächst über verschiedene buschreiche Höhen an dem Dorfe Kamara vorbei nach der anmuthigen Thalsenkung, in welcher jetzt die Dörfer Warnutka und Kutschuk Miskomia liegen; sie ist nur durch einen schmalen dichtbewaldeten Felsrücken von dem gepriesenen Thale Baidar getrennt, welches einen überall von waldreichen Bergen eingeschlossenen, über zwei Meilen langen und anderthalb Meilen breiten Kessel bildet. Im Süden steigt allmählich das ältere Kalkgebirge an, in dem sich die höchsten Erhebungen der Krim finden, und das mit steilem Absturz in die See fällt; über diesen Gebirgskamm ist jetzt von der Südküste bei Phoros eine für leichtes Fuhrwerk brauchbare Strasse nach Baidar gebahnt [1]); ausser ihr führen nur wenige äusserst beschwerliche Pfade ans Meer, wie die berüchtigte „Treppe" (Merduen), „wo die Pferde, den allergefährlichsten Gebirgspfad hinunter, von Felsen auf Felsen, wie auf Stufen einer Treppe hinab klettern, und wo aufwärts fast gar nicht fortzukommen ist [2])". Im Osten erhebt sich die steile Wand der Jaila von Ussundschi, im Norden die unzugänglichen Bergzüge, jenseits deren die Thäler von Usenbasch und Aithodor liegen, und im Nordwesten ein zerrissenes Kalkgebirge, durch welches die Tschernaja Rjetschka einen Ausweg in das Flachland findet. In diesem schönen, von den Quellen des Gebirgsbaches wohlbewässerten Thal ruhen jetzt zahlreiche Tatarendörfer unter dem dichten Laube ihrer reichen Fruchtgärten begraben. Unter dem Schutze vor allen rauhen Winden gedeihen hier die edlern Obstarten des Südens, Pfirsiche, Aprikosen, Granaten und Mandeln; dichtes Weinlaub bekleidet die Wände der Tatarenhäuser, über deren Dächer mächtige Wallnussbäume ihre schattigen Kronen ausbreiten [3]). Es ist nicht zu verwundern, dass die ersten Abendländer, welche dieses Thal sahen, zumal nach einer trostlosen Steppenreise, in ihrem Enthusiasmus nicht Worte genug fanden, die reizende Landschaft zu preisen, dass sie dieselbe ein anderes Arkadien, ein zweites Tempe nannten, und dass spätere Reisende vergebens die majestätischen Naturformen, die grossartige Scenerie suchten, die sie jenen Beschreibungen zufolge hier zu finden hofften. Aber hier fehlen die Gletscher und die himmelanstrebenden Zacken des Hochgebirges; es fehlt sogar ein Hauptreiz schöner Landschaften, eine grössere

1) Hommaire de Hell, II, p. 430. Koch, die Krim und Odessa, S. 87. 88.

2) Pallas II, S. 112. 141.

3) In Ürkusta, einem dieser Dörfer, befand sich zu Pallas' Zeit ein Wallnussbaum, der zuweilen 80—100,000 Nüsse getragen haben soll. Pallas II, 137.

Wasserfläche; gleichwol gewährt das Thal von Baidar durch die Abwechselung schöner Laubwälder, frischer Matten, rieselnder Quellen, reicher Kornfelder, in deren Mitte dichtere Baumgruppen die Lage der Dörfer anzeigen, und in der Einfassung eines stattlichen Waldgebirgs, immer eines der anmuthigsten Bilder, welches die Phantasie entwerfen kann [1]).

Der natürliche Zusammenhang des Thales von Baidar mit der tiefen Niederung der Tschernaja Rjetschka, an deren Mündung Ktenus lag, und die Abgeschlossenheit desselben, die seine Vertheidigung erleichterte, machen es wahrscheinlich, dass die Cherronesiten zur Zeit ihrer Macht schon seines Waldreichthums wegen die Verbindung mit ihm aufrecht zu erhalten wussten. Jeder weitern Ausdehnung des Stadtgebietes stellte sich das Gebirge entgegen, das den Taurern schwer entrissen und noch schwerer gegen sie behauptet werden konnte. Dagegen hatten die Cherronesiten einige Küstendistricte des Flachlandes, wo Hirten nomadisirten, in Besitz genommen. Das Gebiet des oben erwähnten „schönen Hafens" wird in dem anonymen Schiffstagebuch „die skythische Chersonitis" genannt; diese Ansiedelung war also sicher im Besitze der Cherronesiten, und höchst wahrscheinlich auch von ihnen ausgegangen. Schon deshalb bin ich geneigt zu glauben, dass dasselbe auch in Bezug auf den nähern Hafen Koronitis oder Kerkinites der Fall war. Es sind im südlichen Russland, — wo? wird leider nicht berichtet, — drei Münzen gefunden worden, mit der Legende *KEPKI* oder *KEP*, welche von J. Friedländer dieser Ansiedelung zugeschrieben werden. Dass die letztere eigne Münzen geprägt hat, ist sicherlich auffallend; da aber der Name der alten, viel bekanntern Stadt im Norden der Bucht von Tamyrake stets Karkine, nie Kerkine geschrieben wird, und die Legende der erwähnten Münzen deutlich ist, so sehe ich keinen Grund, die Ansicht des gelehrten Münzkenners zu bezweifeln [2]).

---

1) Vgl. besonders Pallas II, 134—137, und Clarke I. 522—528. Demnächst Dubois de Montpéreux VI, p. 88. 89. Hommaire de Hell II, 429. Murawiew 140. Koch, a. a. O., S. 87.

2) Spasski hält (im 4. Bande der Memoiren der archäologischen Gesellschaft zu St. Petersburg S. 317—337.) Koronitis oder Kerkinites und Karkine für dieselbe Stadt, weil nach seiner Messung die für jenen Ort angegebene Entfernung von Cherronesos — 600 Stad. — auf das Cap Tarchan führt, wo der Meerbusen Karkinites beginnt; diesen meine das Schiffstagebuch. Der genannte Gelehrte hat aber von der Küstenfahrt des Anonymus eine sehr irrige Vorstellung, wovon er sich selbst bei einem Versuche, den ganzen Periplus zu interpretiren, überzeugen kann. Wenn man mit solchem Maasse, wie „von Cherronesos bis zum heutigen

Zwei dieser Münzen zeigen das Bild eines bärtigen Mannes, der auf einem Felsen sitzt; auf der einen hält er in der Rechten eine Streitaxt; auf der Kehrseite befinden sich ein Pferd und die Namen griechischer Magistratspersonen. Die dritte hat den Kopf der Artemis, mit Halsband, Ohrgehänge und Köcher, und auf der Kehrseite einen Hirsch und den Namen der Magistratsperson. Das letztere Gepräge erinnert zu sehr an das cherronesitischer Münzen, als dass man die innige Beziehung dieser Ansiedelung zu Cherronesos übersehen könnte[1]); und auch in ihm liegt ein Grund, die fraglichen Münzen nicht auf Karkine zu beziehen. Denn diese, bereits von Hekataios erwähnte Stadt, war älter als Cherronesos; dass sie dorischen Ursprungs war, wird nirgends berichtet; bei ihrer Lage im tiefsten Flachlande, ausserhalb Tauriens, hatte sie auch sonst keinen Grund, die Göttin des Waldgebirges auf ihren Münzen darzustellen; und wenn sie eine von Cherronesos unterworfene Stadt gewesen wäre, würde sie schwerlich eigne Münzen geprägt haben. Ich glaube demnach, dass diese Münzen von dem in den Schiffstagebüchern erwähnten Hafen Kerkinites herrühren, und dass dieser sowol, wie der „schöne Hafen" Ansiedelungen der Cherronesiten sind, welche die ergiebigen Salzseen im nordwestlichen Theile der Krim unmöglich unbeachtet lassen konnten. Da die Bewohner der herakleotischen Halbinsel von dem vortheilhaften Verkehr mit den Hirten der taurischen Steppe durch das Waldgebirge abgeschnitten waren, welches das linke Ufer des Belbek begleitet, mussten sie an der Küste Anknüpfungspunkte suchen; und da sie sich nach dem Zeugniss des Schiffsbuchs, im Besitze des „schönen Hafens" befanden, werden wir nicht irren, wenn wir das Gepräge der zuletzt erwähnten Münze dahin deuten, dass auch das nähere Kerkinites von Cherronesos gegründet war.

Es fehlt nicht an Spuren, dass die Cherronesiten sich auch im Innern der Krim an einigen Punkten niedergelassen haben. Im Sommer 1827 entdeckte Blaramberg bei Sympheropol, in den Ueberresten eines alten Befestigungswerkes auf einem Felsen am Salgir, mehrere Sculpturen, die einen Greis, einen Jüngling, beide in barbarischer

Eupatoria sind nur 330 Stad." das Tagebuch erklären wollte, würde man statt eines Males zweimal um den ganzen Pontos kommen.

1) Spasski wendet ein, dass auch Münzen von Phanagoria den Kopf der Artemis und den Hirsch zeigen. Der Beweis für die im Text ausgesprochene Ansicht liegt aber nicht in dem Gepräge allein, sondern zu gleicher Zeit in dem Umstande, dass für Kerkinites eben Cherronesos die nächste bedeutende Stadt war. Das Gepräge der Münzen von Phanagoria erklärt sich dadurch, dass sich unter den Gründern Minyer (von Teos) befanden.

Tracht, und einen Reiter in Chlamys und Beinkleidern darstellten; die Züge des Greises sollen dem Bilde des Skiluros entsprechen, das wir aus einer Münze kennen, — des Barbarenfürsten, der den Cherronesiten zur Zeit Mithradat's d. Gr. gefährlich wurde. In der Nähe fand man mehrere griechische Inschriften: eine dieser Steintafeln trägt in der That den Namen des „grossen Königs Skiluros, im dreissigsten Jahre seiner Herrschaft;" zwei andere sind von einem Rhodier dem Zeus Atabyrios und der Athene von Lindos aufgestellt; eine vierte, in dorischer Mundart, ist Apoll dem Städtelenker geweiht. Da der Fundort offenbar im Alterthum bewohnt war, ist kein Grund zu der Annahme vorhanden, dass die Inschriften später hierher geschleppt sind; und ein ebendaselbst gefundener Ziegel, der das Zeichen von Cherronesos trägt, stellt ausser Zweifel, dass sich dort wirklich Hellenen niedergelassen haben. Blaramberg ist nun der Ansicht, dass hier das Castell Neapolis lag, welches nach Strabon von Skiluros erbaut und als ein geeigneter Ausgangspunkt für seine Raubzüge gegen die Cherronesiten benutzt wurde; da jede genauere Angabe über die Lage des Castells fehlt, ist es möglich, dass der genannte Gelehrte Recht hat. Ptolemaios nennt Neapolis nicht; aber eine Prüfung seiner Angaben über die Lage der Ortschaften im Innern der Krim drängt zu der Vermuthung, dass sich unter ihnen ein Verzeichniss der Stationen auf einer im Norden des Gebirges hinlaufenden Strasse von der Westküste nach Theudosia befindet. Ich restituire die Reihenfolge dieser Ortschaften von Westen nach Osten folgendermassen: Badation, Portakra, Kytaion, Tazos oder Boion, Theudosia; — die fünf ersten liegen fast unter gleicher nördlicher Breite [1]), und ihr Längenunterschied deutet, wenn man die nahe gelegenen Orte Tazos und Boion als verschiedene Endpunkte einer und derselben Tagereise je nach der Convenienz der Karavanen betrachtet, auf eine Entfernung von 4 bis 5 deutschen Meilen. Sie würden demnach den heutigen Ortschaften Sympheropol, Suja, Karassubasar, Tuuth (Tazos) und Theudosia entsprechen. Von Badation (Sympheropol) führte der Weg vermuthlich nach Dandake an die flache Meeresküste.

Der Besitz der fruchtbaren Thäler der Tschernaja Rjetschka und die Benutzung der so eben erwähnten Handelsstrasse konnte den Cherronesiten natürlich nur so lange gesichert sein, als sie sich in wehrhaftem Zustande gegen die Bergvölker befanden. Noch um die Mitte des

1) Selbst wenn die nördliche Breite von Boion richtig auf 47° 45′ ist, (die Reihenfolge lässt 47° 40′ oder noch weniger vermuthen), zeigt sich nur eine Differenz von 15′.

zweiten Jahrhunderts war die Stadt in der Lage, sich in fremde Händel mischen zu können und eben so wie die Mutterstadt Herakleia einer Allianz kleinasiatischer Fürsten gegen Pharnakes von Pontos und den Satrapen Armeniens Mithradat beizutreten: Cherronesos wurde in die Friedensstipulationen mit eingeschlossen [1]). Aber schon damals oder bald darauf schlugen die Wellen der sarmatischen Völkerbewegung auch an die taurischen Berge, riefen den kriegerischen Sinn der Bergbewohner wieder wach und führten sie zu grösserer Einigkeit. Es folgte für Cherronesos eine Periode des Ringens gegen die wachsende Gefahr, in welcher zuweilen auch die Sarmaten gegen die andrängenden Taurer zu Hilfe gerufen wurden [2]). Aber wir wissen aus der Geschichte Mithradat's d. Gr., dass die Politik, das eine Volk gegen das andere zu verwenden, nicht immer glückte: die Sarmaten verbanden sich auch mit den Taurern; die letztern bemächtigten sich aller Ländereien östlich von dem grossen Walle, der sich über den Isthmus hinzog, bedrohten Ktenus, und selbst die herakleotische Halbinsel war vor ihren Einfällen nicht sicher. Die Drangsale, welche damals die Cherronesiten bestimmten, auf ihre Unabhängigkeit zu verzichten und in der Person Mithradat's einen mächtigen Schutzherrn zu suchen, hängen mit den Ereignissen zusammen, welche auch im Osten Tauriens das bosporanische Reich in seinen Grundvesten erschütterten; dort, bei der Geschichte der Spartokiden, werden wir nochmals Gelegenheit finden, des dorischen Freistaats zu gedenken, bei dem wir auf unserer Fahrt um das Nordgestade des Pontos vielleicht schon zu lange verweilten.

Die taurische Gebirgsküste.

Das taurische Gebirge steigt aus den nördlichen Steppen sehr allmählich an. Fast drei Viertheile der Krim bestehen aus flachen, baumarmen, wenig über dem Meeresspiegel erhabenen Ebenen, die im Nordwest von salzgeschwängerten Gründen durchzogen und von Salzseen umkränzt, weiter östlich aber und im Süden mit einer fruchtbaren Ackererde bedeckt sind. Reist man von Perekop nach Süden, so wird die Einförmigkeit der einst vom Meer überflutheten Fläche zuerst durch einige, nun mit einer schwarzen Erdschicht bedeckte Bänke unterbrochen; worauf wieder weite Ebenen folgen, bis sich die Steppe allmählich erhebt, wellenförmig und hügelig, und endlich in der Nähe der

1) Polyb. fragm. libr. XXVI, c. 6. (ed. Schweighäuser vol. IV. p. 345. ff.)
2) Polyaeni Strategem. VIII, c. 56.

grossen Strasse, die von Kaffa über Karassubasar nach Sympheropol führt, überall von dem unter ihr ruhenden Kreide- und jüngern Kalkgebirge durchbrochen wird. Auch dieses erhebt sich nur hin und wieder, Klippen gleich, mit schroffen Felsen; im Allgemeinen steigt es ebenfalls sehr allmählich an, bildet weiter im Süden ansehnliche Hügel und Bergzüge, die weite und wohlbewässerte Thäler einschliessen, und setzt endlich fast überall mit schroffen Wänden auf das ältere Kalkgebirg auf, welches die Südküste der Krim begleitet und die höchsten Erhebungen der Halbinsel bildet. Die beträchtlichsten Gewässer Taurien's, der Salgir mit dem Karassu, die Alma, Katscha und der Belbek nehmen sämmtlich auf der nördlichen Abdachung des älteren Gebirges ihren Ursprung, sprudeln in ihrem obern Lauf in zahllosen Kaskaden durch enge, üppig bewaldete Schluchten, durchfliessen dann die geräumigern Thäler des Gebirgsvorlandes, an zahllosen, dicht bei einander liegenden, von reichen Fruchtgärten beschatteten Dörfern vorbei, und durchbrechen endlich das jüngere Kalkgebirg, um in weit ausgewaschenen Thalniederungen langsam durch die Steppe zum Meer zu fliessen. Das ältere Kalkgebirge zeigt analoge Hebungsverhältnisse, wie das jüngere; es senkt sich von seinem höchsten Kamm nordwärts allmählich und bildet zunächst weite, etwas nach Norden geneigte Plateau's, welche die schönsten Alpenweiden und den tatarischen Hirten vor der Hitze des Sommers einen erwünschten Zufluchtsort darbieten. Nach Süden dagegen fällt das Gebirge mit schroffem, fürchterlich zerrissenen Absturz in die See, und sinkt auch unter den Meereswogen so jäh abwärts, dass oft schon wenige Werst vom Ufer das Senkblei keinen Grund findet. So ist die Küste gleich ostwärts von Balaklawa bis zum Cap Aju und darüber hinaus eine unersteigliche Felsenmauer, die steil in die See sinkt, ohne einen flachen Strand zurück zu lassen. Auch weiterhin bleibt der höchste Felsenkamm der Küste sehr nahe; er ist auf der ersten Hälfte, bis Aluschta, nur ungefähr eine Viertelmeile von ihr entfernt, und fällt von einer Höhe von 3-4000 Fuss auf diese kurze Distanz mit fürchterlich steilen Absätzen zum Meeresspiegel herab. Die Querjoche, die er südwärts sendet, ragen meist als gefährliche Vorgebirge steil in die See; aber zwischen ihnen liegen kurze, gegen den Nordwind durch eine düstere und hohe Felsenwand geschützte, gegen Süden geöffnete und deshalb überaus warme Thäler, in denen der Oelbaum und die Rebe den Winter nicht fürchten, Aprikosen und Mandeln reifen, und der Lorbeer um die dunkeln Schieferfelsen wuchert. Bei Aluschta zeigt sich in dem Gebirg eine tiefe und weite Depression, da im Westen die Babugan-Jaila, im Osten die Temirdschi-Jaila plötzlich mit steilen Wänden ab-

setzen. Inmitten dieser Senkung, etwas weiter vom Meer abgerückt, erhebt der höchste Berg der Krim, der Tschatyrdagh, 4740 Fuss über den Meeresspiegel sein kahles Plateau; zu beiden Seiten bilden niedrigere Höhenzüge von 2500 bis 3000 Fuss Erhebung die Wasserscheide zwischen den Bächen, die nordwärts zum Salgir und zur Alma, südwärts in das Thal von Aluschta zusammenströmen. Die östliche Hälfte des Gebirges bis zum Karadagh tritt, wie der Tschatyrdagh, etwas weiter vom Meere zurück; die Thäler werden breiter, bei einer Längenausdehnung von fast einer Meile; aber desto wilder und unzugänglicher sind die Querjoche, durch die sie von einander geschieden werden. Oestlich vom Karadagh erscheint bereits wieder die jüngere Gebirgsformation.

Das taurische Gebirge, und besonders der ältere Theil desselben, ist auch jetzt noch, trotz der maasslosen Waldverwüstung, die nach dem Zeugniss der Reisenden viele Höhen bereits gänzlich ihres Schmuckes beraubt hat, gut bewaldet zu nennen. Von Nadelhölzern finden sich hier Seefichten, besonders auf der Gebirgshälfte westlich von Aluschta, Taxusbäume und eine Wachholderart mit schwarzen Beeren, die mannsdicke Stämme bildet und ein cederartig duftendes Holz besitzt. Viel ausgedehnter sind die Laubwaldungen. Sie bestehen auf dem höhern Gebirge namentlich aus Weiss- und Rothbuchen, oft mit so starken Stämmen, dass sie kaum von zwei Männern umklaftert werden können. Neben ihnen erscheinen auf den Höhen zwei Arten von Eichen, Ulmen, Aespen, Linden, Ahorn und wilde Obstbäume verschiedener Art, in den Thälern schöne Eschen, an den Bächen Schwarz- und Weisspappeln, auf den südlichen Gehängen Terpentinbäume; und den steilsten, der Mittagssonne zugewendeten Felsen gereichen Erdbeerbäume mit ihrer im Frühjahr blutrothen Rinde, dem immergrünen Laube und den weissen Blüthentrauben zur besondern Zierde. Zwischen die hochstämmigen Waldbäume drängt sich ein dichtes Unterholz von Ellern, wilden Rosen, Liguster und wildem Wein, der die höchsten Stämme erklettert [1]), so dass das schon an sich schwer zugängliche Gebirge im Alterthum mit undurchdringlichem Dickicht bedeckt war.

Auch jetzt giebt es nur eine bequeme, durch die Kunst gebahnte Strasse, welche das Gebirg in seiner ganzen Breite durchschneidet. Sie führt, über die Depression östlich vom Tschatyrdagh, von Sympheropol nach Aluschta, und ihr höchster Punkt liegt noch immer 2479′ über dem Meeresspiegel. Von Aluschta ist sie westwärts über Jalta längs der Küste am hohen Gestade bis Phoros fortgeführt und übersteigt hier den

1) Pallas II, S. 447—457.

Gebirgskamm in der Richtung auf Baidar, so dass nun auch hier wenigstens für leichtes Fuhrwerk eine Passage gewonnen ist[1]). In der östlichen Hälfte des Gebirges zeigt sich nördlich von Uskut eine ähnliche Senkung, wie die zu beiden Seiten des Tschatyrdagh; auch über sie führt eine freilich noch immer sehr gefährliche Strasse nach Karassubasar, und eine dritte nicht minder beschwerliche aus dem Weinthale von Sudak nach Eski Krim. Ausser ihnen leiten zur Südküste nur vereinzelte Pfade hinab, oft so steil und schwindelig, dass selbst die vorzüglich sichern tatarischen Reitpferde auf ihnen nicht fortkommen können.

Von der Natur dieser Küste hatte Strabon eine ziemlich richtige Vorstellung. „Von dem Hafen Symbolon", sagt er, „bis zur Stadt Theudosia erstreckt sich die taurische Küste, rauh und bergig, und hart am Fusse einer im Norden sich hinziehenden Felswand gelegen[2]). Von ihr erstreckt sich ein Vorgebirge weit ins Meer und nach Süden in der Richtung auf Paphlagonien und die Stadt Amastris; es heisst der Widderkopf. Ihm gegenüber liegt das paphlagonische Vorgebirge Karambis, welches durch die von beiden Seiten her bewirkte Meeresverengerung den Pontos Euxeinos in zwei Hälften theilt. Karambis ist von der Stadt der Cherronesiten 2500 Stadien entfernt, vom Widderkopf aber viel weniger; denn Viele, die durch diese Meeresverengerung schifften, sagen, dass sie zu gleicher Zeit beide Vorgebirge erblickt haben. In dem Berglande der Taurer erhebt sich auch der Berg Trapezus". Dass der Trapezus — der Tafelberg — der Tschatyrdagh ist, lehrt der Name; das ausgedehnte Plateau, welches seinen Gipfel bildet, präsentirt sich sowol von der Nordseite als vom Meere, und man darf nur die Vignette, welche Pallas an die Spitze des zweiten Bandes seiner Reise gesetzt hat, ansehen, um sich zu überzeugen, dass die Griechen keinen passendern Namen für die höchste Erhebung des taurischen Gebirges ersinnen konnten. Da der Tschatyrdagh, wie oben bemerkt, auf beiden Seiten durch beträchtliche Gebirgssenkungen von der Babugan-Jaila und der Jaila von Temirdschi geschieden, nach der Meeresseite hin aber durch

1) Koch, die Krim und Odessa, S. 87. 88.

2) So glaube ich im Anschluss an Strabons Sprachgebrauch das *καταιγίζουσα τοῖς βορέαις ὕδρυται* übersetzen zu müssen; *καταιγίζειν* braucht Strabon von Felswänden, die sich steil über einer Ortschaft erheben und durch deren Schluchten zuweilen plötzliche Windstösse mit ungewöhnlicher Heftigkeit hervorbrechen; so vom Katopterios in Bezug auf die Stadt Anemoreia in Phokis, welche hart am Fusse jener im Norden steil sich erhebenden Felswand liegt. (Strab. IX, 3.).

keinen Höhenzug verdeckt ist, so musste er den griechischen Küstenfahrern mehr als jeder andere Theil des taurischen Berglandes ins Auge fallen.

Viel schwieriger ist es dagegen, zu bestimmen, welches Vorgebirge die Griechen den Widderkopf nannten. Einige der neuern Reisenden dachten an die Spitze bei Laspi, welche wirklich die südlichste Tauriens ist; andere an den Ai Petri, der sich nordwärts von Alupka mit steilen Wänden erhebt; noch andere an das Kap Aithodor; die meisten endlich an den Ajudagh zwischen Gursuph und Lambat, dessen Form wirklich, wie Murawiew und Dubois versichern, mit der Stirn eines Widders eine überraschende Aehnlichkeit haben soll. Nach dem Bilde zu schliessen, welches der letztere Reisende in seinem grossen Atlas mittheilt, findet die Phantasie, die hier einen Widderkopf sehen will, allerdings einigen Anhalt; aber in Bezug auf dergleichen Aehnlichkeiten kann man füglich das bekannte Zwiegespräch Hamlet's mit Polonius erneuern; wie denn auch der jetzige Name, Ajudagh, beweist, dass die Tataren hier eher die Figur eines Bären erblickt haben; und auch über diesen Vergleich haben sich beifällige Stimmen vernehmen lassen. Wir werden also klüger thun, wenn wir die Frage aus dem Gebiet der Phantasie auf das der Zahlen hinüberspielen.

Hier können wir durchaus nicht finden, dass Dubois' Annahme mit den Zahlenangaben der Alten übereinstimmt. Nur Ptolemaios' Gradbestimmung ist einigermassen damit in Einklang zu bringen, insofern er nämlich den Widderkopf einen Grad östlich von Symbolon, 1° 20′ westlich von Theudosia ansetzt; aber er betrachtet ihn in Uebereinstimmung mit den andern Geographen als den südlichsten Punkt Tauriens, und setzt ihn nicht bloss einen vollen Grad südlicher als Symbolon, über dessen nördliche Breite er eine ganz falsche Vorstellung hegte, sondern auch südlicher als Cherronesos und das Vorgebirge Parthenion. Auch die Differenz der Breite des Widderkopfes und Theudosia's, 40′, ist für den Ajudagh zu gering, und leitet auf diejenigen Punkte der Krim, welche wirklich die südlichsten sind. Alle andern Geographen widerstreben der Annahme, dass der Ajudagh der Widderkopf sei, auf das Entschiedenste.

Strabon giebt die Küstenausdehnung von Symbolon nach Theudosia, wie er selbst sagt, ungefähr auf 1000 Stadien an; die Zahl ist zu gering, wird aber als eine runde angekündigt und will nicht genau gewogen werden. Bei Plinius dagegen ist die gewöhnliche Lesart, nach welcher Theudosia vom Widderkopf 125,000 Schritt, d. i. 1000 Stadien, und von Cherronesos nur 145,000 Schritt, d. i. 1160 Stadien entfernt

sein soll, offenbar irrig. In diesem Falle würde nämlich der Widderkopf von Cherronesos nur 160 Stadien oder 4 Meilen entfernt sein. Wir haben nun zwar schon einmal bemerkt, dass Plinius durch den Namen Cherronesos zu einer Verwechselung der herakleotischen Halbinsel mit der Stadt verleitet wurde, und es wäre möglich, dass seine Quellen auch hier von der Halbinsel sprachen. Aber auch 4 Meilen ostwärts von Balaklawa findet sich kein Vorgebirge, welches vor andern erwähnt zu werden verdiente; den Seeweg bis zur Spitze von Laspi kann man höchstens auf 125 Stadien veranschlagen, während die Entfernung zum Cap Aithodor fast 300 Stadien beträgt [1]).

Lehrreicher sind die Schiffstagebücher. Nach beiden beträgt die Küstenausdehnung zwischen Symbolon und Theudosia 1320 Stadien; die Angabe scheint nicht zu gross, wenn man erwägt, dass vorsichtige Küstenfahrer durch Klippen und Riffe an den Vorgebirgen zu manchen Umwegen veranlasst werden mussten. Die Entfernung von Symbolon nach Lampas giebt Arrhian auf 520 Stadien an, und dieses führt in der That auf das heutige Bijuk Lampat [2]). Nun lag aber der Widderkopf nach Skymnos 120 Stadien, nach dem anonymen Schiffsbuch 220 Stadien westlich von Lampas. Welche Angabe auch die richtige sein mag: keine trifft auf den Ajudagh zu, und wenn Herrn Murawiew versichert wurde, dass dieses Vorgebirge von Bijuk Lambat 24 Werst entfernt sei, so hat man sich entweder eine *pia fraus* erlaubt, um ihn von dem seinerseits beabsichtigten Spaziergange nach dem Cap zurückzuhalten [3]), oder unsere Karten der Krim sind eine grobe Erdichtung, was doch für diese Gegend in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts nicht anzunehmen ist. Skymnos Angabe fällt vielmehr auf Nikita Burun, die des Anonymus genau auf das Cap Aithodor; und da der Letztere sonst Skymnos stets folgt, so muss er hier hinlänglichen Grund gehabt haben, eine Correctur eintreten zu lassen, und diese ist um so

1) Hommaire de Hell findet gleichwol, dass Plinius' Angaben auf die Spitze von Laspi zutreffen (Bd. III, S. 101. Note). Ein Blick auf eine Specialkarte lehrt, dass der Weg von dieser Spitze nach der Stadt Cherronesos viel grösser, und nach dem Isthmus der herakleotischen Halbinsel viel kleiner als 4 Meilen ist.

2) Ich rechne nämlich von Balaklawa zur Spitze von Laspi 125 Stad., von hier zum Cap Aithodor 175 Stad., von hier zum Ajudagh 160 Stad., und endlich bis Bijuk Lampat 60 Stadien.

3) Murawiew S. 118. — Koch sagt S. 145 ganz richtig, dass Bijuk Lambat von Aidanil (bei Nikita Burun, westlich vom Ajudagh) nur 17 Werst entfernt ist, und Pallas rechnet (II, 181.) vom Ajudagh bei Partheuit bis Aluschta nur 12 Werst; diese Strecke ist aber fast doppelt so gross, wie die vom Ajudagh bis Bijuk Lambat.

sicherer, da er so in der genauesten Uebereinstimmung mit Arrhian bleibt [1]). Das Cap Aithodor liegt in der That so, dass es von den Griechen ohne grossen Irrthum als die südlichste Spitze Tauriens angesehen werden konnte, und als solche stellte es sich vornehmlich auch dadurch dar, dass die Küste mit ihm zuerst eine entschiedene Wendung nach Norden macht. Ist aber das Cap Aithodor der Widderkopf der Alten, so drängt sich die Vermuthung auf, dass bei Plinius nur eine leicht erklärliche Zahlenumstellung stattgefunden hat, dass nämlich für die Entfernung Theudosia's von (dem Gebiete von) Cherronesos CXLV. M. pass. statt CLXV. M. pass. geschrieben ist, so dass die Entfernung vom Widderkopf nach dem Chersones auf 320 Stadien, nur um etwa 20 Stadien zu hoch, berechnet wäre. Da nun die Zahl 165000 Schr. sich wirklich in einigen Handschriften findet, hat sie Sillig ohne Frage mit Recht in den Text aufgenommen. Jetzt trifft Plinius auch in Bezug auf die Gesammtausdehnung der taurischen Bergküste mit den Schiffstagebüchern, nach welchen Theudosia von Symbolon 1320 Stadien entfernt ist, genau zusammen: 165000 Schritt sind 33 deutsche Meilen oder 1320 Stadien.

Ich zweifle demnach nicht, dass das Cap Aithodor von den Alten der Widderkopf genannt wurde. Es ragt weit in die See hinein, trägt jetzt auf seiner Spitze zur Sicherung der Schifffahrt einen Leuchtthurm [2]), und die auf ihm und in seiner Nähe zerstreuten alten Trümmer beweisen, dass die Gegend im Mittelalter wie im Alterthum nicht bedeutungslos war. Hier zeigen sich noch die Ruinen eines griechischen Klosters, dessen Mönche sich die Aufgabe gestellt hatten, Schiffbrüchige, die an das Felsengestade geworfen wurden, in ihren Zellen zu verpflegen. Es ist bekannt, dass die ersten christlichen Niederlassungen sehr häufig auf solchen Stätten begründet wurden, die auch im Glauben der Heiden für heilig galten; und die Existenz eines Klosters auf diesem einsamen Felsenvorsprung, das wohlthätige Amt seiner Mönche erinnern uns nicht minder als die den Schiffern verderbliche Natur der Küste daran, dass der Chier Skymnos den Schauplatz von Iphigeniens Priesterthum hieher verlegt [3]), also ohne Zweifel von einem hier befindlichen Heiligthume der taurischen Jungfrau gehört hatte: die

1) Er rechnet 220 Stad. von Lampas zum Widderkopf, 300 Stad. von hier zum Hafen Symbolon. Der letztere ist aber auch nach Arrhian 520 Stad. von Lampas entfernt.

2) Koch, die Krim und Odessa, S. 141.

3) Scymni Chii fragm. v. 82—84 (bei Gail II, 320).

barbarische Sitte der Menschenopfer hatte die Taurer, die Pflicht Unglückliche zu pflegen die christlichen Mönche auf den von den Wogen umschäumten Felsen geführt. Dubois entwirft von der Localität folgende Schilderung: „Von Murgudu macht die Strasse einen grossen Bogen und geht auf die aus Kalkfelsen bestehenden Seiten des Vorgebirges Aithodor über. Hier führte mich Herr Marko auf einem Fusspfade weiter, auf dem wir zum Kloster gelangen sollten; abschüssige Felsen, bedeckt mit grossen Wachholder-Sträuchen und Bäumen, verlassene Ruinen, die bei jedem Schritt in diesem wilden Labyrinth aufeinander folgen, sind würdige Vorzeichen des Schauspiels, dem ich entgegengehe. Nach einem Marsch von zwei und einer halben Werst in dieser Einöde stehen wir plötzlich am Fusse eines isolirten, ziemlich schroffen und mit einem Gürtel von Wachholdern umgebenen Felsens; und erst, nachdem wir auf seine Platte geklettert sind, gewahre ich, dass wir uns am Rande des Meeres befinden und dass dieser Felsen die äusserste Spitze des Caps Aithodor bildet. Da liegen die Ruinen, die an bessere Tage erinnern; da erheben sich die Mauerreste eines alten Klosters: kaum erkennt man noch den Plan genau; fünf Säulen, drei grosse und zwei kleine, von weissem blaugeädertem Marmor, ähnlich denen in Abchasien und auf dem Ajudagh, liegen hier und dort. Einige haben den Hirten dazu gedient, sich einen Zufluchtsort zu errichten. Die kleinen Säulen haben zwei Kreuze auf ihren Vorderseiten, wie die in Kertsch und an andern Orten; sie gehörten ohne Zweifel dem Iconostasium an, haben 11″ im Durchmesser und 3′ Länge. Unter den Säulen lag auch ein grob gearbeitetes Kapital mit vier schrägen Seitenflächen. Der isolirte Felsen des Klosters, der einen Theil des Caps Aithodor bildet, heisst Dakaknari-Toprak oder Monastir-Burun. Ein zweiter niedrigerer und benachbarter Felsen mit dem Namen Liman-Burun (Hafen-Cap) oder einfach Issar (Ruinen) erhebt sich im Westen. Eine Mauer umgiebt seinen Umfang und bildet eine Art von Festung, deren grösseste Breite 550 Schritt beträgt. Aus den Mauern dringt ein Wachholderbaum hervor, der 13 Spannen im Umfang, d. i. mehr als zwei Fuss im Durchmesser hat. An einer der Seiten der Mauer, 200 Schritt vom Meere, befinden sich die Reste eines gemauerten Gebäudes von 13 Schritt Länge und 7 Schritt Breite. Der Blick auf das Meer von diesen hohen Punkten und namentlich von der Klosterspitze ist sehr schön: man sieht einen Theil des Thales von Ialta und die Stadt[1]). Wir kehrten auf einem Fusspfade zurück, der uns in die

1) Koch spricht mit grossem Entzücken von dieser Aussicht. S. 141.

Nähe von Gaspra brachte und, unter den schönsten Wachholderbäumen sich hinschlängelnd, zu grossen geebneten und zum Ackerbau geeigneten Flächen führte, die mit Spuren von Mauern und Wohnungen bedeckt waren. Oberhalb dieser seit so langer Zeit vergessenen Ruinen, und gewissermassen, um den Kreis von Kirchen, Befestigungen und menschlichen Wohnungen würdig zu beschliessen, entdeckte ich auf einem die Landschaft beherrschenden Hügel, nicht weit unterhalb der Strasse, die Gräber der Menschen. Man wird sich eine Vorstellung von meiner Ueberraschung machen, als ich hier die Steineinfassungen der Bretagne in ihrer ganzen Vollkommenheit wiederfand. Es waren noch fünf Gräber hier, von Nord nach Süd gerichtet, eines neben dem andern. Das längliche Viereck des einen misst 7′ Länge und 3½′ Breite; jede Seite ist mit einer einzigen Steinplatte geschlossen, die 10″ dick und 3½′ hoch ist. Die grosse Platte, welche den Deckel des Grabes bildet, ist 5½′ breit, 8′ lang und 1′ 2″ dick, ragt also etwas über die Seiten vor, wie man es oft bei den Steingräbern findet. Die Steine, die aus den benachbarten Kalksteinbrüchen herrühren, sind nicht behauen.... Da ich Aithodor und seine Umgegend als den Sitz einer alten taurischen Gemeinde betrachte, welche ihren Tempel mit seinem Felsenabsturz auf der Klosterspitze besass, wo die christliche Religion später zur Sühne eine Kirche errichtet hat, so kann ich diese Gräber nur den Taurern zuschreiben, welche durch die Kimmerier unterworfen und einigermassen civilisirt waren“ [1]). So sehen wir, dass das Cap Aithodor im Alterthum allerdings kein unbedeutender Punkt war.

Wenn wir nach den zahlreichen griechischen Namen von Ortschaften, Hügeln und Quellen schliessen wollten, die sich auf der taurischen Küste zum Theil noch jetzt unter der tatarischen Bevölkerung erhalten haben, so sollten wir meinen, dass einst der ganze Strich in den Händen der Griechen gewesen ist. Ueberall und selbst in den wildesten Thälern zeigen sich die Spuren alter Cultur, namentlich in solchen Gewächsen, die auf der taurischen Halbinsel ursprünglich nicht einheimisch waren: Terpentinbäume, Lorbeer und wilden Wein findet man hier und dort; besondere Aufmerksamkeit erregen aber die alten Oelbäume, die in Reihen gepflanzt sich zu Pschatka, Simeis, Alupka, Choriss und an andern Orten zeigen [2]), und Spuren alten Mauerwerks, selbst in den zerklüfteten Thälern der westlichen Hälfte des taurischen Gebirges. Derartige Ruinen sah Pallas schon zwischen Limena

1) Dubois VI, p. 71—74.

2) Pallas II, S. 139. 148. 154. 166 u. f.

und Simeis [1]). „Hier schiesst," sagt er, „ein starkes, felsiges, aus grauen, durchs Reiben stinkenden Kalkfelsen bestehendes Vorgebirge gegen die See hervor, welches sich mit einem schroffen, unzugänglichen, abgesonderten hohen Felsen an der See endigt und dessen höherer Theil oben eine östlich sinkende Fläche hat, die durch eine Quermauer befestigt ist. Auf diesem Felsen sah ich den ersten Erdbeerbaum an einer unersteiglichen Stelle von fern mit seinem schönen Laube und blutrothen Aesten und Stämmen prahlen. Gleich hinter diesem Vorgebirge liegt ein anderer gleichartiger, schroffer Felsen hart an der See, vor welchem in der See eine konische Klippe und zwischen beiden eine pfeilförmige Felsenspitze hervorragt. Auf dem höchsten Theile des Felsens, der eine überhängende Wand hat, ist vor dem einzig möglichen Zugange eine 2 Arschinen dicke, von aussen mit Steinen facirte und mit Kalk und Grus ausgefüllte Mauer angelehnt. Diese Feste nennen die Tataren Tschiwa, und die vorige, auf dem grossen Felsen, Issar. Zu dieser befestigten Klippe führt nur ein schmaler, höchst gefährlicher Pfad an der Bucht hin, die der Felsen ostwärts bildet; eine andere Bucht mit felsigen Ufern ist zwischen demselben und dem westlichern Vorgebirge begriffen. Der Weg ist hier auf kahlen Felsen gefährlich genug .... Gleich hinter diesen Felsen folgt eine Fläche, auf der man das Fundament eines uralten Gebäudes aus grossen, wenig behauenen wilden Quadern sieht, welches verschiedene viereckige Abtheilungen hatte. Gleich darauf folgt eine Schlucht, in welcher ein Stück von einer fussdicken aus weissem Marmor bestehenden Säule liegt, wovon die Tataren aus Aberglauben zum innerlichen Gebrauche Stücke abschlagen. Dann folgt ein vortrefflicher Quell, den die Tataren mit einem verdorbenen griechischen Namen Agipanta (aller Heiligen) nennen. Von diesem Quelle nicht fern liegt, 13 Werst von Kikeneis, das Dorf Simeis in einem paradiesischen Thale, in welchem eine Menge alter Oelbäume, hin und wieder in Reihen gepflanzt, auch häufige Granatbäume, unter die schönen Fruchtgärten gemischt sind." Das ist in der That der gewöhnliche Charakter jener romantischen Thäler: neben uralten Mauern aus roh- oder gar nicht bearbeiteten Steinblöcken, die ohne Mörtel aufeinander gehäuft sind, — den Werken der alten Taurer — zeigen sich die Spuren vollendeterer Arbeit, Säulentrümmer; Namen aus christlicher Zeit tauchen auf, hin und wieder Zeichen einer schönen Cultur, die durch die Verwilderung noch nicht ganz verwischt werden konnten; und neben den Ueberresten des Mit-

1) Pallas II, S. 147. 148.

telalters und des grauen Alterthums erheben sich die modernen Landhäuser der russischen Grossen. Aber es ist unmöglich, mit einiger Sicherheit zu sagen, welche Ruinen den Griechen der vorchristlichen Zeit angehören; die meisten datiren sicherlich aus der Zeit des Byzantinerthums. Denn die alten Geographen machen auf der taurischen Bergküste nur vier Ortschaften namhaft, von denen nur eine — Lampas — im dauernden Besitz der Griechen geblieben zu sein scheint.

Die westlichste war Charax, die Ptolemaios in unmittelbarer Nähe des Widderkopfes, etwas nördlich von demselben, unter derselben Länge ansetzt, wo jetzt merkwürdigerweise ein Tatarendorf mit ähnlichem Namen, Choriss, liegt. Einen Ankerplatz scheint der Ort nicht besessen zu haben, wenigstens keinen von den Griechen besuchten; denn die Schiffsbücher erwähnen ihn nicht. Aber Plinius nennt ihn unter den taurischen Ortschaften, und, wenn ich den Zusammenhang der Quellen, die er excerpirte, richtig errathe, unter den Ortschaften der Seeküste. Der Name deutet an, dass der Ort auf dem westlichsten Theile der taurischen Küste zu suchen ist; denn östlich von Ialta werden die Thäler geräumiger und verdienen nicht mehr den Namen der Schluchten. Die tiefen Kesselthäler von braunem Schiefer, in der Nähe von Choriss und Mizchor, in denen ebenfalls um die zertrümmerten Kalksteinfelsen Lorbeeren und Oelbäume wachsen, wären für jenen Namen allerdings geeignet; aber hier finden sich keine Spuren taurischen Mauerwerks, und da Ptolemaios den Ort Charax unmittelbar nach dem Widderkopf nennt, möchte ich geneigt sein, ihn auf der Küste zu suchen, die sich vom Cap Aithodor nach Norden wendet. Hier ziehen sofort die merkwürdigen und uralten Ruinen von Oreanda die Aufmerksamkeit auf sich. „Sieben Werst von Ialta," sagt Dubois, „zeigt sich links von der Strasse die kaiserliche Besitzung Oreanda, welche 95 Dessätinen Ackerland, Schluchten, Felsen, Flächen und unzugängliche Felswände umfasst, die sich bis an das Meer erstrecken. Man konnte kaum eine malerischere Situation auf der Küste wählen. Der Kaiser Alexander wünschte hier einen Erholungsort zu besitzen, und Alles wurde für diesen Zweck neu geschaffen. Mit Geschmack richtete man inmitten dieser chaotischen Natur einen englischen Park ein, und die Felsen, das Grün, der Meereshorizont, die bei jedem Schritt abwechseln, führen den Wanderer von den wildesten zu den lachendsten Aussichten. ... Auf der Grenze zwischen dieser Besitzung und der dem Grafen Diebitsch bestimmten erhebt sich, zwischen der grossen Strasse und dem Meer, ein Haufen ungeheurer Blöcke von schwärzlichem Kalkstein, die aufeinander gehäuft sind und einen Hügel von

150 Toisen Erhebung über den Meeresspiegel bilden. Er ist steil und von allen Seiten unzugänglich und bietet den sonderbarsten Anblick dar. Um den Gipfel hatte sich eine taurische Bevölkerung niedergelassen: wahrscheinlich hatte sie ihre Wohnungen zwischen den Felsblöcken errichtet, und die höchste Erhebung, welche keinen andern Zugang als eine Spalte von 3′ Breite zwischen zwei Felsblöcken von 15′ Höhe hatte, für die Burg benutzt. Dieser ganze Raum ist mit Bruchstücken von Ziegeln und grober Töpferarbeit bedeckt; die Mauern bestanden aus rohen Steinen, die plump und ohne Kalk aufeinander gelegt waren. Ich konnte keine Spuren einer Kapelle entdecken, eines bei allen griechischen Niederlassungen unentbehrlichen Gebäudes: woraus ich schliesse, dass diese Ruinen in vorchristliche Zeit gehören. Der Fuss des Felsens war nach der Nordseite durch eine etwas weiter abstehende Mauer vertheidigt, welche den Zugang zu ihm maskirte. Zwei andere noch sichtbare Mauern erstreckten sich wie zwei Arme vom Fusse dieser Art von Burg zu der Hauptmauer des Berges Megabi. Der Zwischenraum zwischen diesen beiden Mauern ist mit Spuren alter Wohnungen bedeckt. Auf der Hauptstelle des Schlossberges wuchs ein Wachholderbaum, der mindestens 300 Jahre alt war; dieser Ort muss also seit mehreren Jahrhunderten verlassen sein. Pallas führt hier auch mehrere Terpentinbäume von 7—8′ im Umfang an.“ Wir ersehen hieraus, dass sich in der Nähe Oreanda's ein ziemlich beträchtlicher und gut befestigter taurischer Wohnplatz befand, der seiner Lage nach sehr wohl das von Ptolemaios und Plinius erwähnte Charax sein könnte.

Der Letztere sagt, dass vom Widderkopf ostwärts viele taurische Häfen liegen, und die an verschiedenen Punkten entdeckten Trümmer kyklopischer Bauten bestätigen die Nachricht. Er nennt auch die Namen mehrerer Ortschaften; aber es ist bei den meisten unmöglich, ihre Lage annähernd zu bestimmen. Hatte der Seefahrer den Widderkopf umsegelt, so sah er zu seiner Linken die hohe Felswand ernst und finster in weitem Bogen bis zu der Spitze, die heute nach dem Dorfe Nikita benannt ist, und weiter bis zum Ajudagh sich herumziehen und eine Reihe malerischer Thäler im Norden begrenzen. Er sah den wasserreichen Quell, an welchem jetzt Autka liegt, in seinem ganzen Laufe, wie er, imhohen Gebirge entspringend, in zahllosen Kaskaden sich dem Meer entgegen stürzt; denn das weite, ebenfalls gut bewässerte Thal von Ialta, in dessen höherem Theil aus wilden und waldigen Schluchten fünf Quellen hervorbrechen, um weiter abwärts vereinigt die majestätische Landschaft zu durchströmen; dann das düstere,

in den braunen und schwarzen Schiefer geschnittene Thal von Marsanda; endlich kam er in der waldigen Thalsenkung, in welcher heute von Wallnussbäumen umschattet Nikita liegt, zu hellenischen Ansiedelungen. Keiner der alten Geographen nennt diesen Ort; aber wenn man von dem heutigen Nikita durch ein dichtes Gehölz, in dem sich prächtige Wachholderbäume finden, nach dem Vorgebirge (Nikita-Burun) wandert, findet man in der Waldung überall die Spuren einer alten Niederlassung, und erkennt nach Dubois' Versicherung sogar in dem Ganzen ein Dorf; nicht weit davon liegen die Trümmer einer Befestigung, die von den Tataren Ruskophile-Kale genannt wird [1]). Dass hier Griechen wohnten, lehrt der Umstand, dass man auf dem Terrain, auf welchem der Krongarten von Nikita angelegt wurde, eine griechische Inschrift aus heidnischer Zeit gefunden hat; aus den wenigen Buchstaben, die auf dem Steine noch leserlich sind, erkennt man nur, dass mehrere Personen, darunter ein Herakleitos und der Sohn eines Tyridates dem Herakles eine Danktafel aufgestellt hatten. Die Verehrung des Herakles scheint auffallend; aber wie, wenn der Ort eben so, wie Cherronesos, eine Niederlassung pontischer Herakleoten wäre? oder wenn die Cherronesiten, die, wie ihre Münzen lehren, ebenfalls den Heros ihrer Mutterstadt verehrten, hier in dem waldreichen Thale festen Fuss gefasst und sich hier eine Zeitlang behauptet hätten? Für die holzarme herakleotische Halbinsel konnte ein solches Etablissement sehr erspriesslich werden. Oestlich von Nikita-Burun, zwischen diesem Vorgebirge und einem Felsenvorsprung, auf dem die Trümmer der von Prokop erwähnten Burg der Gorzubiten (wovon das heutige Gursuph den Namen erhalten hat) liegen, befindet sich eine Rhede [2]), welche dem Landen der hellenischen Küstenfahrer günstig war.

Je mehr man sich von Nikita-Burun längs der Küste des buschreichen Thales von Gursuph dem Ajudagh nähert, desto zahlreicher werden die Spuren der Taurerherrschaft, die auf dem zuletzt genannten Vorgebirge einen Hauptsitz gehabt zu haben scheint. „Wenn man das Vorgebirge," sagt Dubois, „von Osten aus auf einem steilen Fusspfad ersteigt, gelangt man nach einer Stunde Weges zum Gipfel, wo man die Ruinen einer alten Burg findet, deren Mauern aus grossen rohen Steinen bestehen, welche trocken, ohne Mörtel auf einandergelegt sind. Das Ganze der Befestigungen bildet einen grossen Halbkreis, in welchem die

1) Dubois VI, 61.

2) Boeckh, Corp. Inscript. Nr. 2102.

Mauer, die seine Sehne bildet, eine Länge von 728′ besitzt; ihre Dicke beträgt nicht weniger als 4½′, und die Höhe, bis zu welcher die Mauer noch erhalten ist, übersteigt nicht eine Toise. Die Seite der halbkreisförmigen Mauer, deren Fuss von Aussen her zugänglich ist, war im Innern durch 13 Thürme vertheidigt, die 17 oder 18 Schritt voneinander entfernt waren. Sie hatten 16½′ Ausdehnung in der Front, 9′ in den Seiten. Die Dicke dieser innern Mauern überstieg nicht 2 Fuss. Die andere Mauer, die sich am Rande eines Abgrundes erhob, war ohne Thürme.“ Dubois bemerkt, es sei unmöglich, diesen Bau den Byzantinern oder den Genuesen zuzuschreiben, da beide Völker, wie die Ruinen in Aluschta, Gursuph, Sudak, Theodosia lehrten, stets mit Kalk und Mörtel bauten. Ueberreste byzantinischer Bauten finden sich ebenfalls auf dem Ajudagh: die Ruinen eines dem heiligen Konstantin und der heiligen Helena gewidmeten Klosters, unter denen vier Säulen, zwei von grünlichem und zwei von weissem Marmor gefunden wurden [1]); aber diese Ruinen zeigen eine andere Arbeit, und man muss daher die Trümmer jener Befestigungen in die frühere Zeit der Taurerherrschaft versetzen. Dafür scheint auch der Name des Thales zu sprechen, in welches der Ajudagh ostwärts abfällt; hier liegt das Dorf Parthenit, dessen griechischer Name wahrscheinlich seit uralter Zeit an der Localität haftet und ihr von den Hellenen vermuthlich deswegen beigelegt wurde, weil sie durch den Cultus der taurischen Jungfrau bekannt war.

Von Parthenit gelangt man über einen Höhenzug, der das Thal des Dorfes im Osten begrenzt, in eine weitere Thalsenkung, die sich ostwärts bis zu dem kuppelförmigen Berge Kosteel und dem Quersattel, der ihn mit den Höhen der Babugan Jaila verbindet, hinzieht. Hier liegen, 4 Werst von einander entfernt, die beiden Dörfer Gross- und Klein Lambat, deren Name schon anzeigt, dass wir uns hier auf dem Boden der oben erwähnten griechischen Ansiedelung Lampas befinden. Die Schiffstagebücher geben ihre Entfernung vom Hafen Symbolon auf 520 Stadien an, eine Angabe, die etwas zu hoch erscheinen könnte, wenn nicht die zwischen beiden Punkten liegenden zahlreichen und gefährlichen Vorgebirge — der Ajudagh, Nikita Burun, Cap Aithodor, die Spitze von Laspi und das Cap Aju — die Küstenfahrt in der That verlängerten. Doch möchte ich geneigt sein, das griechische Lampas in der Nähe des östlichern der beiden genannten Dörfer, Bijuk Lambat, zu suchen, wohin eine genaue Berücksichtigung der Entfer-

1) Clarke I, 542.

nungen von Cap zu Cap führt, und hier zeigen sich wirklich auf einem mit den wildesten Felsentrümmern bedeckten Terrain überall zahlreiche Spuren alter Ansiedelungen verschiedener Art. „Ich habe dieses Labyrinth sehr oft durchstreift, und jedes Mal mit neuer Ueberraschung," sagt Dubois; „denn ungeachtet der Wildheit und Armuth eines solchen Bodens fand ich überall Menschenwerke, und wenn ich mich unter Gruppen nie gesehener und ganz unzugänglicher Felsen zu befinden glaubte, bemerkte ich die zahlreichsten Spuren menschlicher Wohnungen, auf unregelmässigen Terrassen, die man zur Ansiedelung benutzt hatte. Grob und ohne Cement erbaute Mauern lehnen sich an die Felsblöcke, oder gruppiren sich um sie. Bruchstücke von Ziegeln und Töpferarbeit liegen auf dem Boden, fast in jeder Ruine eines Wohnhauses gewahrte ich auch einen unförmlichen platten Block von Grünstein, den man unzweifelhaft herbeigeführt hatte um den Feuerheerd zu bilden. Um die Wohnungen herum war jeder kleine Erdwinkel zu Gärten benutzt, deren alte Einfassungen noch sichtbar sind. Eine Quelle durchfloss das Chaos" [1]). Diese Trümmer befinden sich unterhalb Bijuk Lambat, nach der See hin; aber auch wenn man die Höhen hinansteigt und das Dorf hinter sich zurückgelassen hat, zeigen sich Ruinen, die bis in die christliche Zeit hinabreichen. Auf der höchsten Spitze liegen die Ueberreste der griechischen Kirche des heiligen Theodor (Aithodor), von einer Mauer umgeben, um welche sich ebenfalls auf Terrassen und einem mit Felsentrümmern umgebenen Terrain zahlreiche Ueberreste uralter Wohnungen von sehr roher Bauart finden. Eine dritte Masse von Ruinen gruppirt sich um die noch ziemlich erhaltenen Reste einer griechischen Kapelle am Fusse eines Hügels zwischen Ajan-Kaja und Aithodor; sie ist jüngern Ursprungs. Endlich befinden sich noch ausgedehnte und sehr alte Ruinen ohne jede Spur eines religiösen Gebäudes auf dem Amphitheater, welches die Bucht von Kutschuk Lampat umgiebt, die einen im Osten durch das Vorgebirge Plaka gesicherten Ankerplatz gewährt [2]). So haben sich in diesem Thale zu den verschiedensten Zeiten Dorfschaften erhoben, die später zerstört oder verlassen wurden; aber welche von den erwähnten Trümmermassen den Griechen der vorchristlichen Zeit angehört, ist nicht mit Sicherheit zu bestimmen. Einige derselben rühren wol von den Taurern her und deuten die Gefahren an, mit denen hellenische Ansiedler zu kämpfen hatten. Denn wie sich im Westen das Thal von Parthenit und der befestigte

1) Dubois V, p. 453.
2) Dubois V, p. 457—460.

Ajudagh im Besitze des Bergvolkes befanden, so zeigen sich auch auf den Höhen, welche vom Berge Kosteel aus das Thal von Lambat im Osten begränzen, Mauertrümmer von taurischer Bauart, die von den Tataren der Umgegend die eiserne Pforte genannt werden. Sie bildeten an der einzigen Stelle, wo der Berg Kosteel von Osten zugänglich ist, eine von drei Mauern umschlossene Befestigung, deren kürzeste Seiten 200 bis 250 Schritt Ausdehnung besassen und sich von einer Seite, wo der Kosteel steil abstürzt, parallel an den Abhängen herabzogen, bis sie auf die grosse, 5—600 Schritt lange Mauer stiessen. Diese Mauern bestehen aus kyklopisch übereinander gefügten Grünsteinblöcken, sind 6 Fuss dick und noch fast überall eben so hoch; in dem von ihnen umschlossenen Raume zeigen sich ebenfalls Trümmer von der rohesten Bauart. Auf dem Gipfel des Kosteel liegen die Ruinen noch beträchtlicherer Befestigungen, die aber zum Theil mit Kalk gemauert sind, — ein Zeichen, dass dieser Platz sich im Besitz einer civilisirteren Nation befunden hat. — Bei dem Bau der Chaussee, die von Aluschta über den Sattel führt, welcher den Kosteel mit den nördlichern Bergen vereinigt, hat man auch einen mit Kalk gemauerten Aquäduct entdeckt, welcher das Wasser der Quelle Vrissi nach dem Kosteel leitet[1]). Wahrscheinlich haben die Byzantiner diese Burg erbaut, wie die von Aluschta und Gursuph, oder ältere Befestigungen für ihre Zwecke umgeändert.

Wir sehen also, dass die Herrschaft der Taurer sich sonst überall bis hart an das Meer erstreckte, wo sie auf schwer zugänglichen Querjochen und auf den in die See ragenden Vorgebirgen ihre kyklopischen Mauern aufthürmten, sicherlich nicht bloss zum Schutz gegen hellenische Einwanderer, sondern vorzüglich zur Vertheidigung gegen ihre Landsleute aus benachbarten feindlichen Stammgenossenschaften. Die Natur des Gebirgslandes bringt eine starke Zersplitterung des Volks in scharf sich sondernde Stämme mit sich; und die geringe Ausdehnung culturfähiger Landstrecken, die, wenn sie ihre Besitzer ernähren sollten, einen gartenmässigen Anbau verlangten, zu welchem der barbarische und unbändige Sinn des Bergvolks ungeschickt war, wies auf Raub und Beute, auf fortdauernde Fehde der Nachbarstämme untereinander und gegen die in ihrem Bereiche liegenden griechischen Ansiedelungen hin. In so feindselige Verhältnisse warfen die Hellenen an zerstreuten Punkten kühn den Samen einer bessern Cultur; sie trieb die Noth und der strebsame Sinn, der auch vor grossen Widerwärtigkeiten nicht zurück-

1) Dubois V, p. 445. 446.

schreckte: bei dem Zustande ihrer Schifffahrt bedurften sie namentlich an gefährlichen Küsten einiger sichere Ankerplätze, wohin sie bei Seenoth flüchten konnten; diese Punkte zu schirmen, lag im Interesse der grossen Emporien der Nachbarschaft, und die Bedeutung, welche das taurische Waldgebirge für sämmtliche Handelsplätze an der holzarmen Nordküste des Pontos hatte, spornte trotz manches misslungenen Unternehmens zu stets erneuerten Colonisationsversuchen. Was die Griechen hier pflanzten, mag freilich oft zerstört worden sein; aber die Vegetation der Südküste legt doch ein ehrendes Zeugniss für ihre beharrliche Thätigkeit ab. Wie wenig sie aber daran denken konnten, mit den heerdenreichen Bewohnern des Nordrandes der taurischen Gebirgskette in Verbindung zu treten, lehrt der Umstand, dass sie sich nicht in dem östlich vom Kosteel liegenden weiten und schönen Thal von Aluschta ansiedelten, welches, wie oben bemerkt, in unmittelbarem Zusammenhange mit den bedeutenden Gebirgssenkungen zu beiden Seiten des Tschatyrdagh steht und dadurch einen grossen Werth für die Verbindung mit den jenseits des Gebirgskammes gelegenen Landschaften erhält. Erst den Byzantinern war es gelungen, durch eine Reihe fester Burgen längs der Südküste eine den Bergvölkern imponirende Stellung einzunehmen: sie bauten auch im Thale von Aluschta eine Festung, die von Prokop unter dem Namen Aluston erwähnt wird und deren Trümmer noch heute erhalten sind [1]). Ptolemaios führt an der Südküste ausser Charax noch einen Ort Lagyra an, und setzt ihn einen halben Längengrad östlich vom Widderkopf, in die Mitte zwischen dieses Vorgebirge und das Cap Korax, welches entweder das heutige Cap Limani oder das Cap Meganom gewesen sein muss. Plinius nennt den Ort ebenfalls in unmittelbarer Verbindung mit Charax unter den taurischen Gemeinden. Da nun die neuern Reisenden ostwärts von Aluschta bis zum Thale von Uskut nirgends Ruinen erwähnen und sich auf dieser Strecke auch kein Terrain von der Beschaffenheit findet, wie sie die Taurer vorzugsweise für ihre Ansiedelungen gewählt zu haben scheinen, so möchte ich zu der Annahme geneigt sein, dass sich das byzantinische Aluston auf den Trümmern des taurischen Lagyra erhob. Aber das Thal von Uskut scheint nicht genügend durchforscht, und es ist möglich, dass Kiepert, der Lagyra hierher setzt, richtig vermuthet hat. Etwa eine halbe Meile jenseit Uskut liegen auf der äussersten Spitze eines bis hart an die See laufenden Felsenrückens die Trümmer einer alten Burg, welche von den Tataren die Hirtenfestung genannt wird. Der runde

1) Pallas II, 182. 183.

gewölbte Thurm gehört freilich einer viel spätern Zeit an; aber auf seiner nordwestlichen Seite beginnt eine aus rohen Steinen ohne Kalk errichtete Mauer, die einen Winkel bildet und dann den Nordrand des Vorgebirges entlang 100 Schritt weit bis zur See fortläuft; in ihrer Nähe befinden sich mehrere aus wilden Steinen aufgesetzte Gräber, welche Pallas für griechische hält [1]). Es ist möglich, dass auch hier vor der Byzantinerzeit eine taurische Veste lag, wiederum auf einem Vorgebirge, wie wir es früher als taurische Sitte kennen gelernt haben; aber dieser Punkt ist zu weit nach Osten gerückt, als dass ich hier Lagyra suchen möchte.

Oestlich von Lagyra lag Athenaion oder der Hafen der Skythotauren, nach den Schiffsbüchern 200 Stad. von Theudosia und 600 Stad. von Lampas entfernt. Die Angabe scheint etwas hoch gegriffen, weicht aber keineswegs so weit von der Wirklichkeit ab, dass man sie für falsch halten sollte. Legt man ihr nun den Werth bei, den sie verdient, so kann Athenaion unmöglich, wie Dubois meint, in der Bucht von Sudak gelegen haben, deren innerster Punkt von Lambat höchstens 380 Stadien, von Theudosia aber mindestens 300 entfernt ist. Theilt man den Seeweg von Theudosia nach Lambat in vier gleiche Theile, so kann man den Endpunkt des ersten Viertels unmöglich westlicher als die Bucht von Otuus annehmen. Von hier ab beträgt die Fahrt um das Vorgebirge Karadagh, um die sehr weit in die See sich erstreckende Landzunge Kiik Atlama und um das südlich vor Theudosia liegende Cap reichlich 200 Stadien, während ich den Weg westlich nach Lampas auf nicht mehr als 500 Stadien veranschlagen kann. Auf einem Hügel an der Küste der Bucht von Otuus befinden sich nun wirklich Ruinen, welche die Ansicht begünstigen, dass hier der den Schiffern bekannte taurische Flecken lag: sie bestehen aus einer starken Mauer, einem runden und einem viereckigen Thurm und einigen andern Mauerresten. Nach Dubois ist es fast gewiss, dass dieses der Ort ist, den die Geographen des Mittelalters Callitera oder Callita nennen [2]): aber dieser Umstand widerstreitet nicht der Meinung, dass er früher Athenaion hiess und eine Zeit lang ein Schlupfwinkel taurischer Seeräuber war. Auch im Innern des Thales zeigen sich Reste alter Bauwerke. Auf dem zerrissenen Felsenkamm Eltegenn, über den der Weg von Otuus westwärts nach Koos führt, sieht man eine alte, quer über den Rücken ge-

1) Pallas II, S. 207. 208. Vgl. Demidoff voyage I, p. 570.

2) Dubois V, 315.

zogene Festungsmauer, mit Gräbern in der Nähe [1]); und südöstlich von dem Felsen Paralam-Kaja, der zwischen Tokluk und der See liegt, befinden sich andere uralte Gräber, die weder Griechen noch Byzantinern, noch Genuesen und Tataren angehören, sondern denjenigen sehr ähnlich sind, welche wir oben unter andern taurischen Bauwerken in der Nähe des Caps Aithodor bei Gaspra beschrieben haben. Pallas berichtet, dass er eben solche Gräber auch im Thale von Koos gefunden hat [2]), und dieser Umstand scheint anzudeuten, dass östlich vom Thale Sudak's, wo die vom Gebirge ausgehenden Querjoche wieder so hart an die See treten, dass längs der Küste kein Pfad über ihre steilen Wände führt, und wo die Thäler wieder enger und wilder werden, die Taurer eben so wie auf den gefährlichen Vorgebirgen westlich von Aluschta ihr Wesen trieben. Dagegen bemerkt Skymnos ausdrücklich, dass östlich von Athenaion, also da, wo das Gebirge sich verflacht, wiederum Skythen wohnten [3]).

Theudosia.

Wer in den letzten Jahren des vorigen Säculums von Westen kommend das Cap, welches die halbmondförmige Bucht von Kaffa im Westen abgrenzt, umsegelt hatte, erblickte gleich anfangs zur Linken auf flacher, erst weiter landwärts ansteigender Küste einige unbedeutende, von etwa 50 Familien bewohnte Häuser [4]), die sich um wenige mit Kuppeln und schlanken Minarets verzierte Gebäude von eigenthümlicher Architektur ziemlich regellos gruppirten; aber in der Ferne verfolgte der Blick die Ueberreste einer gewaltigen, über die kahlen Hügel und durch die Senkungen mit weitem Bogen sich hinziehenden Mauer, an deren Enden und vorspringenden Winkeln sich die Ruinen von Thürmen und Kastellen zeigten. Innerhalb der Mauer lag Schutthaufen an Schutthaufen, und auch jenseits derselben, so weit das Auge reichte, bot sich ein Bild trostloser Verwüstung dar.

Das war die Stadt, in deren mittelalterlicher Pracht die staunenden Türken ein „zweites Stambul" gefunden zu haben glaubten. Hier drängte sich zur Zeit der genuesischen Herrschaft eine Bevölkerung zusammen, von der man annahm, dass sie die Konstantinopels über-

1) Pallas II, 236. Dubois V, 318.
2) Pallas II, 232.
3) Scymni Chii fragm. v. 89. 90. (bei Gail II, 320).
4) Clarke I, p. 453.

stieg[1]); und die Macht Kaffa's verschaffte auch den fabelhaftesten Angaben über seine Grösse Glauben. Kaffa hatte, — so erzählt man dem treuherzigen Schiltberger — „zwo ringmaur, in der einen ringmaur sind sechstausent heuser, da sitzen Walachen, Griechen und Armenier. In der eussern ringmaur sind viertzigtausent heuser, da sitzen vielerlei christen, Römische, Griechische, Armenische und Surianische. Es sind auch drey Bischoff darin, ein Römischer, Griechischer und ein Armenischer, auch viel Heyden, die haben da iren besondern Tempel. Es hat auch die stadt vier stedt under ir, die auch bey dem meer ligen. Es sind auch zweyerley Jüden in der stadt" — Talmudisten und Karaim — „und zwo sammlung darinn, und viertausent heuser sind in der vorstadt." „Es ist ein mechtige stadt," sagt er an einer andern Stelle, „sind sechserley Glauben darinn."

Als die Türken sich Kaffa's bemächtigten, zählte es 60,000 christliche Bewohner[2]). Wie gross auch die Zahl derer war, die nach Konstantinopel geschleppt wurden: Kaffa erholte sich auch von diesem Schlage. Seine zahlreichen Kirchen verwandelten sich in Moscheen, prächtige Wasserleitungen versahen die Bewohner mit krystallhellem Wasser, überall auf den Plätzen rauschten erfrischende Springbrunnen, und um die interessanten Gruppen alterthümlicher Bauwerke in genuesischem, türkischem, armenischem Geschmack zog sich ein dichter Kranz üppiger, künstlich bewässerter Fruchtgärten. Auch der Handel blühte: im J. 1663 fand Chardin in dem Hafen von Kaffa mehr als 400 Schiffe vor Anker. Zu der Zeit, als die Krim unter die Botmässigkeit Russlands fiel, hatte die Stadt wieder 85000 Einwohner. Auf die Anzahl öffentlicher Gebäude mag man daraus schliessen, dass ein nur geduldetes Glaubensbekenntniss, das der Armenier, die ein besonderes Stadtviertel bewohnten, vierundzwanzig Gotteshäuser besass[3]).

Als Pallas zwei Decennien später hieher kam, fand er, dass der ganze Ort, „mit Ausnahme einiger kleiner Quartiere, ein ungeheurer, Mitleid erregender Schutthaufen" war. Die Auswanderung der türkischen Bevölkerung war seit dem Beginn der russischen Herrschaft so massenhaft gewesen, dass sich, wie derselbe Reisende berichtet, bei der ersten russischen Volkszählung im J. 1793 für die ganze Krim nur eine Bevölkerung von 157133 Seelen ergab, ... und Sujew, der die

1) Habet Ponticus Capham, non ambitu quidem moenium, sed populorum multitudine Constantinopoli facile praeferendam, sagt ein Brief aus dem Jahr 1445 an Papst Calixtus, bei Elie de la Primaudaie, p. 202, not. 1.

2) Elie de la Primaudaie, p. 207, not. 1.

3) Dubois, vol. V, p. 285. 288.

Halbinsel 1782 bereiste, theilt doch mit, dass man auf ihr vor fünfzehn Jahren gegen 1200 Dörfer zählte [1]). Ihre Namen sind noch immer auf unsern Karten zu lesen, obgleich sie längst nicht mehr existiren.

Das genuesische und türkische Kaffa haben die Russen, bis auf wenige Trümmer, fast ganz vom Erdboden vertilgt. Zwei russische Regimenter, die den Winter von 1779 hier zubrachten, zerstörten die Fruchtgärten vollkommen: Feigen- und Granatäpfelbäume, Pfirsich-, Aprikosen-, Pflaumen- und Mandelbäume hieben sie schonungslos nieder, — um Brennholz zu gewinnen [2]), wie sie es auch auf Taman und später auf den Donauinseln thaten. Jetzt sind die Hügel, welche die Stadt umgeben, ganz kahl.

Für das Militair sollten neue Kasernen errichtet werden; und zu diesem Behuf wurden die solidesten Bauten des Mittelalters systematisch zerstört. Der russische Gouverneur riss von den Stadtmauern und Gräben die Bekleidung ab, um Quadern zu gewinnen. Die Gräben hatten aber nicht nur zur Befestigung der Stadt, sondern auch dazu gedient, dem von den Bergen oft mit grosser Macht herabströmenden Regenwasser einen schnellen Abfluss zu gewähren; jetzt, nachdem ihr festes Mauerwerk zerstört war, füllten sie sich mit Schutt, und im J. 1834 drangen die Bergwasser mit solcher Gewalt in die Stadt, dass sie Häuser und Gärten verwüsteten und in wenigen Stunden einen Schaden von mehr als 300000 Frcs. anrichteten [3]).

Am meisten beklagt Clarke die Zerstörung der schönen Wasserleitungen, die, wie er sich ausdrückt, „mit dem klarsten Wasser von fernen Bergen eine Quelle der Gesundheit und des Comforts dem Volke zuführten. Die Russen rissen zuerst die bleiernen Röhren ab, um Kugeln daraus zu giessen, brachen dann die Marmorplatten und Quadersteine aus, als Baumaterialien, die sie für die Errichtung ihrer Baracken verwendeten; zuletzt sprengten sie die Kanäle in die Luft, weil sie sagten, dass die Wasserträger nicht bestehen könnten, wo öffentliche Brunnen vorhanden wären. Einige dieser Brunnen waren von hohem Alterthum, und schön mit marmornen Reservoirs, mit Basreliefs und Inschriften verziert. In allen muhamedanischen Ländern wird es als ein Act der Frömmigkeit betrachtet, die öffentlichen Wasserleitungen zu erhalten und zu verschönern. Werke dieser Art zeigten sich einst fast in jeder

1) Sujew, Nachrichten von der Krim, im vierten Bande der Neuen Nordischen Beiträge, S. 253.

2) Dubois V, p. 298.

3) Dubois V, p. 286.

Strasse Kaffa's: einige dienten als öffentliche Waschplätze; andere strömten ein krystallhelles Wasser aus, welches von den Einwohnern theils zum Trinken, theils für ihre Waschungen benutzt wurde, ehe sie in die Moschee gingen. Diese waren zur Zeit unserer Ankunft fast völlig zerstört"[1]).

Zu Pallas' Zeit waren die Stadtmauern und ihre Thürme, wie auch einige der Forts noch ziemlich erhalten; und inmitten der Stadt stand noch die Hauptmetschet unversehrt, einst zur Zeit der Genuesen die Episkopal-Kirche, ein schönes Bauwerk, mit einer grossen und eilf kleinern Kuppeln, denen die Türken zwei schlanke Minarets hinzugefügt hatten. Während der Anwesenheit Clarke's begann auch hier die Zerstörung: die Kuppeln und Minarets wurden niedergerissen, weil die russischen Officiere aus dem Blei ihrer Dächer Kugeln giessen oder es, wie der zuletzt genannte Reisende sich bitter ausdrückt, für einen Schnaps verkaufen wollten[2]). Später beabsichtigte man, die Moschee zur griechischen Kirche umzubauen; man riss in der That einzelne Theile des Gebäudes nieder: aber für den Neubau fehlte plötzlich das Geld, und die Kirche blieb eine klägliche Ruine. Neben ihr befand sich ein anderes merkwürdiges Monument: die grossen türkischen Bäder, ein Gebäude mit zwei grossen Sälen, die durch zwei stolze Kuppeln erleuchtet wurden; unter zahlreichen kleinern Kuppeln lagen die mit Marmorplatten bekleideten Badstuben; das Ganze hätte bequem in einen herrlichen Bazar umgewandelt werden können. Aber der Gouverneur Kasnatschejeff fand, dass der Platz, dessen Zier diese beiden Gebäude bildeten, für die Exercirübungen seiner Truppen keinen hinlänglichen Raum gewährte, und suchte unter dem Vorgeben, dass beide Monumente baufällig wären, um die Erlaubniss nach, sie niederreissen zu dürfen. Der Graf Woronzoff, der sich damals in Sympheropol aufhielt, traute dem Bericht des Civilgouverneurs und gab seine Einwilligung. Sofort legte Kasnatschejeff Hand an's Werk; aber ein Schrei der Entrüstung erhob sich unter der Bevölkerung über diesen Vandalismus; eine Deputation der Bürger ging zu Woronzoff, stellte ihm die Bedeutung der werthvollen Monumente vor. Der hochgebildete Graf fertigte sofort einen Befehl aus, mit der Zerstörung inne zu halten; aber Kasnatschejeff hatte keinen Augenblick verloren und in den Bädern trotz der Festigkeit ihrer Mauern und Kuppeln bereits solche Verwüstungen angerichtet, dass an ihre Erhaltung nicht mehr zu denken

1) Clarke I, p. 455. 456.

2) Clarke I, p. 454.

war. Dubois fand hier nur einen weiten, öden, von unscheinbaren Häusern umgebenen Platz, „und diese Wüste ist da," sagt dieser Reisende, „um das Auge zu betrüben und um zu constatiren die Bildungslosigkeit des Herrn Gouverneurs Kasnatschejeff" [1]).

Die marmornen, mit Arabesken verzierten Pfeiler findet man jetzt zerstreut, in italiänischen Schenken als Schwellen und Bänke. Von allen alten Gebäuden Kaffa's sind nur drei Moscheen, und auch diese nur in einem verstümmelten Zustande, erhalten: die eine ist die Kirche der katholischen Gemeinde und nur durch deren eigne Geldopfer gerettet, die zweite ist eine armenische Kirche; die dritte und unbedeutendste das sogenannte Museum.

An dieser Stätte der Verwüstung nach griechischen Alterthümern zu forschen, ist ein vergebliches Unterfangen. Wir wissen nur, dass hier ungefähr das milesische Theudosia lag, — eine einst mächtige und reiche Stadt; aber es hat sich keine Spur derselben erhalten. Auch in dem Museum sieht man sich vergebens nach Alterthümern aus der Zeit des griechischen Theudosia um [2]). Zwei Münzen, einige Scherben von Vasen und Amphoren, Thränenfläschchen und Lampen, — das sind die traurigen Ueberreste entschwundener Grösse.

Theudosia war nach Arrhian und dem Anonymus von dem nächsten östlich gelegenen Punkt, Kazeka, dessen Lage nicht zweifelhaft ist, da der Name bis auf unsere Zeit an dem Terrain haften blieb, 280 Stadien entfernt, lag also jedenfalls eben so wie die jetzige gleichnamige Stadt, an dem westlichen Recess der Bucht. Jene Scherben hat man besonders am westlichsten Ende der Stadt gefunden, wo auch die genuesische Burg erbaut war. In einem Umkreise von einer halben Meile sieht man noch zahlreiche Grabhügel: in einem derselben ist eine bronzene Urne, ein elfenbeinernes Scepter, Münzen, Knöpfe und goldene Reliefs, in einem andern ein Schwert, Vasen und Thonfiguren entdeckt worden [3]). Die Rhede ist zwar gegen Süden und Südosten offen, aber da der Wind auf diesem Theile des schwarzen Meeres selten aus jenen Himmelsstrichen weht und nie in einer den Schiffen gefährlichen Stärke, ist sie sehr sicher und Unglücksfälle sind hier fast uner-

1) Dubois V, p. 290—295. Vgl. Hommaire de Hell II, p. 500.

2) Murawiew-Apostol. S. 200. Dubois V, p. 290. Hommaire de Hell II, p. 520. Koch, die Krim und Odessa, S. 25.

3) E. v. Muralt, Théodosie et les remparts du Bosphore Cimmérien, im sechsten Bande der Memoiren der archäologischen Gesellschaft in St. Petersburg, S. 197. 198.

hört. Sie hat ausserdem eine selbst für grosse Kriegsschiffe hinlängliche Tiefe und einen vorzüglichen Ankergrund. Auch den Alten war die Vortrefflichkeit des Hafens wohl bekannt; Strabon rühmt von ihm, dass er hundert Schiffe fassen könne, und Demosthenes bemerkt, dass er nach dem Urtheil der Seeleute eben so vorzüglich sei, wie der Hafen Pantikapaions. Ja er hat vor dem letztern noch den bedeutenden Vorzug, dass er fast nie zufriert, während der kimmerische Bosporos sich sehr oft mit Eis belegt [1]).

Dass Theudosia eine Colonie der Milesier war, bezeugen Arrhian und der Anonymus. Skylax und Demosthenes sind die ältesten Schriftsteller, die sie erwähnen; zur Zeit des letztern gehörte sie schon zum bosporanischen Reiche, und hatte bei ihrer Vereinigung mit demselben den Namen Theudosia erhalten; der ältere ist unbekannt. Sie trieb damals einen höchst ausgebreiteten Getreidehandel. Auf ihre Stellung unter den bosporanischen Herrschern kommen wir bei der Geschichte der letztern zurück. Zu Arrhian's Zeit war die Stadt bereits zerstört, und der Anonymus bemerkt, dass sie in „alanischer oder taurischer Sprache" den Namen Ardabda geführt habe, welches so viel als „sieben Götter" bedeuten soll. Nach Pallas ist dieser Barbarenname aus der Sprache der kaukasischen Kisten zu erklären, in welcher *uar* „sieben," und *dada* „Vater" oder „Gott" bedeutet [2]). Eine so frühzeitige Zerstörung macht es erklärlicher, dass uns auch nicht eine Inschrift des griechischen Theudosia erhalten ist. Freilich macht noch Ammian die Stadt als eine blühende namhaft: aber was will das Zeugniss eines Schriftstellers, der in seinen geographischen Abschnitten alte und neue Geographie wild durcheinander wirft, gegen das Arrhian's bedeuten? Zur Zeit des Kaisers Konstantin, des im Purpur geborenen, war selbst der griechische Name in Vergessenheit gerathen: das Terrain, auf dem das milesische Theudosia stand, hiess bereits Kaffon [3]).

Der südliche Theil der bosporanischen Halbinsel von Theudosia bis Nymphaion.

Oestlich von dem Gebiete Theudosia's dehnt sich zwischen dem asowschen und schwarzen Meer eine Halbinsel aus, welche an der schmal-

1) Théodosie possède sans contredit le meilleur mouillage parmi tous les ports de commerce de la Russie méridionale. Depuis un temps immémorial, on n'y cite pas un seul naufrage, et malgré les hivers les plus rigoureux, elle reste constamment ouverte à la navigation. Hommaire de Hell III, p. 104.

2) Pallas I, p. 416.

3) Const. Porphyr. de admin. imperio, c. 43.

sten Stelle nur zwei und eine halbe Meile breit ist, dann aber gegen Osten sich fast zu einer doppelt so grossen Ausdehnung erweitert. Sie wird durch den kimmerischen Bosporos von der Halbinsel Taman getrennt, deren südlicher Theil seiner Bodenbeschaffenheit nach als eine Fortsetzung der durch die Meerenge unterbrochenen Kalkberge der europäischen Halbinsel betrachtet werden muss. In ihrer westlichen Hälfte besteht die letztere aus einer steppenartigen Ebene. Etwa auf dem halben Wege von Theudosia nach Kertsch beginnt die Landschaft hügelig zu werden: flache Rücken, die gegen Westen steiler als gegen Osten abfallen, erstrecken sich quer über die Halbinsel und lassen zwischen sich weite Flächen und Gründe, die sich südöstlich zum schwarzen Meer und zum Bosporos, nordöstlich zum asowschen Meere hinziehen. Hinter Akkos nehmen die Hügel an Höhe zu, bald gewinnen sie durch die zahllosen Gräber, die ihnen aufgesetzt sind, ganz eigenthümliche Formen und ziehen sich in unregelmässigen, durch Senkungen unterbrochenen Halbkreisen um die Bucht, wo einst das berühmte Pantikapaion lag [1]).

Die Fruchtbarkeit der bosporanischen Halbinsel kann Strabon nicht genug rühmen. „Das ganze Land hinter Theudosia bis Pantikapaion," sagt er, „ist mit tiefer Pflanzenerde bedeckt; ... es ist reich an Getreide, hat Dörfer, und eine mit einem guten Hafen versehene Stadt, die Nymphaion heisst." Bald darauf, wo er von der ganzen taurischen Halbinsel handelt, kommt er auf diesen Theil nochmals zurück. „Mit Ausnahme der gebirgigen Meeresküste bis Theudosia ist die taurische Halbinsel eben, fruchtbar und für den Getreidebau ganz vorzüglich geeignet; der Boden giebt, wenn er überhaupt bearbeitet wird, das dreissigste Korn. Die Bewohner entrichteten auch an Mithradat einen Tribut von 180000 Scheffeln, und mit den asiatischen Ländereien in der Nähe von Sindike 200 Talente Silber. Und in frühern Zeiten erhielten die Hellenen von hier ihr Getreide, wie aus der Maitis die gesalzenen Fische. Man sagt, dass Leukon den Athenern aus Theudosia 2,100,000 Scheffel Getreide geschickt habe. Die Bewohner werden deshalb auch vorzugsweise Ackerbauer genannt, da die jenseits wohnenden Nomaden sind" [2]). Der Kornreichthum der bosporanischen Halbinsel wird auch von andern alten Schriftstellern bezeugt.

Da die Gegend jetzt, bei einer spärlichen und trägen Bevölkerung fast jeder Cultur ermangelt, gewährt sie fast durchweg den Anblick einer

1) Pallas II, 263—272. — Hommaire de Hell II, 505.
2) Strab. VII, 4. (ed. Tauchn. II, p. 95. 97.)

Steppe, die sich allerdings im Frühjahr einer üppigen Vegetation erfreut, in dürren Sommern und im Winter aber eine traurige und einförmige Landschaft bildet. Die Natur des Bodens rechtfertigt indess vollkommen das Lob, welches die Alten seiner Fruchtbarkeit spendeten. Denn die Krim hat, wie Pallas bemerkt [1]), überhaupt einen schweren Mergelboden, der ostwärts vom Karassu über die ganze bosporanische Halbinsel schwarz und thonig wird, überall sehr fruchtbar und namentlich dem Weizenbau vorzüglich günstig ist. Nur auf unbeträchtliche Strecken wechselt das ergiebige Ackerland mit einem weniger zum Anbau geeigneten Boden ab; so zieht sich von der Bucht von Theudosia eine sandige Ebene eine Strecke landeinwärts, und im Norden bei Arabat finden sich einige salzhaltige Gründe. Aber schon wenige Werst östlich von Arabat, bei Oggustepe, wird das Ackerland schwarz und sehr fruchtbar [2]), und längs der Küste des asowschen Meeres baut man mit gutem Erfolge den arnautischen Weizen, der einen besonders fetten Boden verlangt [3]). Bei solcher Beschaffenheit kann die Halbinsel durch eifrigen Anbau von einer thätigern Bevölkerung als die jetzige leicht wieder zu einer reichen Kornkammer umgeschaffen werden, wie sie es zur Zeit der Hellenen war; und man begreift vollkommen, wie der treffliche Pallas, mit seinem überall auf das Tüchtige gerichteten Sinn, durch die sträfliche Vernachlässigung eines von der Natur so reich ausgestatteten Landes zu einem höchst ungünstigen Urtheil über den nichtsnutzigen Charakter der tatarischen Bewohner bestimmt werden musste.

Die Ortschaften, die, wie Strabon andeutet, zur Zeit der Griechen im Innern der Halbinsel lagen, werden nicht namhaft gemacht; von denen, welche Ptolemaios anführt, gehört nur Huraton hierher; seiner Gradbestimmung zufolge muss es auf der zweiten Hälfte des Weges von Theudosia nach dem heutigen Arabat gelegen haben. Desto zahlreicher waren die Küstenplätze.

Der Flecken Kazeka lag nach den Angaben Arrhian's und des anonymen Schiffstagebuchs 280 Stadien von Theudosia. Fährt man längs der Küste, so führt diese Angabe auf das Vorgebirge, das die Bucht von Theudosia im Osten begrenzt und jetzt von den Tataren „der Fels Katschik (Tasch Katschik)“ genannt wird; worin der alte Name noch erkenntlich ist. Der Salzsee bei dem Tatarendorfe Katschik bildete im Alterthum den Hafen der Ansiedelung. Pallas erwähnt nur kurz, dass

1) Pallas II, 392.
2) Pallas II, 267. 268.
3) Pallas II, 393.

sich hier Brunnen und Spuren alter Wohnungen finden [1]), und Dubois hat die Stelle nicht untersucht.

Der nächste gute Ankerplatz liegt bei Enken-Kaleh, am Fusse des Berges Opuk; die Rhede ist hier sogar für Kriegsschiffe geeignet; sie hat guten Ankergrund und ist gegen Nord- und Westwinde geschützt. Da nun der Berg Opuk durch sehr eigenthümliche Ruinen ausgezeichnet ist, so hat wahrscheinlich hier die Stadt Kimmerikon gelegen, die nach dem Schiffstagebuch hundert und achtzig Stadien von Kazeka entfernt war. Der Berg Opuk, eine durch plutonische Kraft gehobene Kalksteinmasse, eine Werst lang und halb so breit, überragt die umliegenden Felstrümmer um 50 Fuss, und senkt sich nur gegen N. O. allmählich gegen die Ebene, während er sonst überall steil abfällt und ausserdem noch durch tiefe natürliche Spalten von der niedriger liegenden Kalksteinschicht geschieden ist. Um die Festigkeit des Ortes vollkommen zu machen, durften die alten Bewohner ihn nur gegen N. O. durch eine Mauer sichern. Der ganze innerhalb dieser natürlichen und künstlichen Grenzen liegende Raum ist mit zahlreichen, sehr bemerkenswerthen Trümmern bedeckt, die, wie man auch schon aus dem Namen Kimmerikon zu folgern geneigt ist, ihrer Beschaffenheit nach einer vorhellenischen Bevölkerung anzugehören scheinen, wenn auch später die Griechen eine Zeitlang den Ort bewohnt haben mögen. Die südöstliche Ecke des Plateau's war durch eine 200 Schritt lange und 9 Fuss dicke, aus gewaltigen Kalksteinquadern errichtete Mauer von dem übrigen Theile des Berges abgesondert, und scheint die alte Akropolis gebildet zu haben; im N. O. stösst die Mauer an ein sehr festes viereckiges Gebäude von 50′ Länge und 45′ Breite, dessen Mauern 12 bis 13′ dick sind und das nach der Akropolis seinen Ausgang hatte, während es nach der Stadtseite durch einen in den Felsen gehauenen Graben gesichert war. Der Raum innerhalb dieser kyklopischen Burgmauern, deren Quadern aus einem noch jetzt erkenntlichen Steinbruch am Rande des Berges Opuk genommen waren, ist mit Ruinen, Höhlen und Grotten angefüllt; ein viereckiger, jetzt fast verschütteter Brunnen, versah die Burg mit Wasser. Unter den Trümmern bemerkte Dubois Urnenscherben, die den bei Kertsch gefundenen ganz ähnlich waren, und also eine, wenn auch vielleicht nur vorübergehende griechische Bevölkerung andeuten. Ausserhalb der Burg, namentlich auf dem südwestlichen Theile des Plateau's drängten sich die Häuser der Stadt zusammen, deren Mauern unter den Trümmern noch leicht erkenntlich sind. Hier hat Dubrux

1) Pallas II, 313.

Nachgrabungen veranstaltet, und unter einer 7 bis 8′ tiefen Erdschicht, die mit Ziegelsteinen und Urnenscherben vermischt war, ein mosaikartiges Pflaster entdeckt. Da der übrige Theil des Plateau's von längern Mauern durchschnitten war, so vermuthet Dubois wol nicht mit Unrecht, dass hier die Gärten der Stadtbewohner lagen. Ausserdem zogen sich noch von der Burg und der Stadt zwei lange Mauern nach der Küste hin; die eine ist bei einer Dicke von 6 bis 7′ 1400 Schritt lang, bildet mehrere Ecken und trug bei der ersten einen viereckigen Thurm; auf beiden Seiten derselben zeigen sich die Trümmer alter Wohnungen und Höfe. Von der andern Mauer sind nur hier und dort Spuren erhalten; sie endete an der See mit einem aus demselben Kalkstein erbauten Kastell, an dessen Fuss sich ein Brunnen befand. Zwischen beiden Mauern und ausserhalb derselben liegen zahlreiche Ruinen von Wohnungen, aus denen man schliessen kann, dass sich hier einst eine sehr starke Bevölkerung zusammendrängte. Innerhalb dieser wüsten Trümmer befindet sich — die Seele jedes Ortes in steppenartiger Gegend — eine schöne, auch im Sommer nie austrocknende Quelle, welche noch jetzt die Bewohner der Umgegend weit und breit mit Wasser versorgt[1]). Diese Quelle, der vortreffliche Hafen und die natürliche Festigkeit des Berges mussten schon in uralter Zeit eine starke Anziehungskraft auf die umwohnende Bevölkerung ausüben.

Es ist uns unbekannt, welche Umstände diesen einst so lebhaften Ort schon so früh verödet haben, dass nur wenige griechische Schriftsteller ihn erwähnen, und dann nur als einen sichern Ankerplatz. Denn dass Strabon's „kimmerischer Berg" der Berg Opuk sei, wie Dubois will, ist unwahrscheinlich; der alte Geograph erklärt zwar den Namen durch die ehemalige Herrschaft der Kimmerier am Bosporos, und lenkt dadurch unsere Aufmerksamkeit auf den östlichen Theil der taurischen Halbinsel; nichtsdestoweniger setzt er seinen kimmerischen Berg sehr bestimmt in das taurische Gebirge, von dem er sehr wohl wusste, dass es in östlicher Richtung sich nicht jenseits Theudosia erstreckte. Nicht besser begründet ist Dubois' Ansicht, dass Ptolemaios, durch Strabon irre geleitet, sein Kimmerion in das Innere der taurischen Halbinsel versetzt habe, statt an die Küste der bosporanischen; wenn der alexandrinische Geograph den von Strabon erwähnten Berg der Küstenkette durch Länge und Breite hätte bestimmen wollen, so würde er sein Kimmerion nicht unter eine noch nördlichere Breite, als die Pantikapaions versetzt haben, und ein Irrthum in

1) Dubois V, 253—263.

der Zahl ist hier um so weniger möglich, als Ptolemaios die im Innern der Krim gelegenen Ortschaften, unbekümmert um ihre östliche Länge, nach Maassgabe ihrer nördlichen Breite zu ordnen sich bemüht. Eben so wenig ist ein Grund vorhanden, einen sachlichen Irrthum bei den genannten Geographen vorauszusetzen; denn Nichts nöthigt zu der Annahme, dass nur ein Ort auf der taurischen Halbinsel den Namen Kimmerion geführt haben könne. Die Hellenen haben unzweifelhaft schon vor der Zeit ihrer Ansiedelung die Meerenge, welche das schwarze Meer und das asowsche verbindet, nach den damaligen Anwohnern benannt, sobald sie dieselbe kennen lernten, und behielten den ihnen geläufigen Namen bei, als das Urvolk bereits untergegangen war oder doch seine Selbstständigkeit verloren hatte; eben so wenig ist es auffallend, dass sie auch eine bemerkliche Erhebung des Küstengebirges, welche dem Schiffer als Merkmal diente, schon in ältester Zeit nach den Ureinwohnern den kimmerischen Berg nannten und diesen Namen beibehielten; für den höchsten Berg der Kette, den Tschatyrdagh, empfahl sich ihnen wegen seiner auffallenden Tafelform der Name Trapezus [1]). Und was die Ortschaften betrifft, so ist Nichts natürlicher, als dass die Griechen alle fremdartigen Werke, Wälle, Schanzen, Mauern in kyklopischem Style, die einer vorhellenischen Zeit angehörten, mit dem Namen Kimmeria belegten. Eben so wenig, wie in Deutschland nur ein Römerwall, nur eine Schwedenschanze existirt, eben so wenig wie in Ungarn und dem südwestlichen Russland nur eine Mauer als Trajansmauer, und im übrigen Russland und in Sibirien nur ein Hügel als Tschudengrab bezeichnet wird: eben so wenig legten die Hellenen nur einer merkwürdigen Ruine den Namen der kimmerischen bei, sondern überall, wo sie im alten Lande der Kimmerier Ueberreste solcher Werke entdeckten, benannten sie dieselben nach dem untergegangenen Geschlecht. Es ist deshalb sehr möglich, dass griechische Kaufleute, welche die Steppe der taurischen Halbinsel durchreist hatten, auch hier im Innern alte Wohnplätze, Befestigungen und Ruinen entdeckt hatten, die von den Hirtenstämmen jener Zeit zum Schutz ihrer Heerden gegen das Schneetreiben und die rauhen Winterstürme eben

1) Ausser dem Tschatyrdagh macht sich z. B. auch der Ajudagh durch eine auffallende Form bemerklich, und man könnte um so eher geneigt sein, ihn für den kimmerischen Berg Strabon's zu halten, da seine sonderbaren Umrisse, aus der Ferne betrachtet, das Bild zerstörter Befestigungen gewähren. „L'Ajou-dagh", sagt Hommaire de Hell II, p. 433, „dont le front, par un singulier caprice de la nature, semble couronné de bastions et de tours à demi ruinées".

so sorgsam aufgesucht wurden, wie die Wälle, welche die bosporanische Halbinsel durchziehen, von den Nogaiern unserer Tage, und die so, auch nach der Vernichtung ihrer Erbauer, den Charakter häufig besuchter Lagerplätze behielten; die Nachricht von einem solchen Kimmerion mag Ptolemaios zugegangen sein und ihn zu dem Versuch bewogen haben, seine Lage geographisch zu bestimmen. Auf andere kimmerische Werke werden wir in der heutigen Halbinsel Taman stossen.

Sechszig Stadien östlich von Kimmerikon lag die Stadt Kytai, die nach dem anonymen Schiffsbuch früher Kydeakai hiess. Dass der Ort alt war, geht daraus hervor, dass er schon von Skylax erwähnt wird. Auch Plinius und der Byzantiner Stephanos kennen ihn. Es ist mir nicht bekannt, ob an der Küste westlich von dem Vorgebirge Takil-Burun Spuren dieser alten Colonie zu entdecken sind, die nicht unbedeutend gewesen zu sein scheint. Da die Poststrasse von Theudosia nach Kertsch mitten durch die Halbinsel führt, wird die Küste von Reisenden wenig besucht.

Auf dem erwähnten Vorgebirge, jenseits dessen der kimmerische Bosporos beginnt, lag Akra, ein kleiner Flecken, wie aus dem Schiffsbuch hervorgeht. Strabon, Plinius und Stephanos kennen den Ort. Seine Lage kann nach der Bezeichnung Strabon's nicht zweifelhaft sein, wenn auch die Ueberbleibsel alter Wohnungen, die Pallas auf der Höhe von Takil-Burun entdeckte, einer neuern Zeit angehören sollten[1]).

Fünfundsechszig Stadien nördlicher war Nymphaion gegründet, eine Stadt, deren vortrefflichen Hafen Strabon rühmt. Sie war den Alten sehr bekannt; auch Skylax, Plinius, Ptolemaios und das Schiffsbuch erwähnen sie; und namentlich für Athen hatte sie eine traurige Berühmtheit, wenn es wahr ist, was der Redner Aischines behauptet, dass Athen einst diese entfernte Stadt besessen, und dass Gylon, der Grossvater des Redners Demosthenes von mütterlicher Seite, sie den bosporanischen Herrschern verrathen hat[2]). Ihre Lage kann nicht zweifelhaft sein: Nymphaion war an dem südlichen Rande der Niederung erbaut, in der sich jetzt der See von Tschurbasch und drei andere kleine Seen befinden und die in alter Zeit unzweifelhaft eine bedeutendere Meeresbucht bildete. Denn

1) Pallas II, 341. Taitbout de Marigny, voyages en Circassie, Odessa 1836. p. 145.

2) Aesch. contr. Ctesiph. p. 141 ff. Dass Nymphaion einst im Besitz der Athener war, behauptet auch Krateros nach Harpokration. *Κράτερος δὲ ἐν θ' τῶν Ψηφισμάτων φησὶν, ὅτι Ἀθηναίοις τὸ Νύμφαιον ἐτέλει τάλαντον.* Crateri Macedonis fragm. 12 bei Müller II, p. 622.

die drei kleinen Seen sind erst in neuester Zeit durch eine schmale Sanddüne von der Meerenge getrennt worden, da bis zum Jahre 1830 die Schiffe von Kertsch in den nördlichsten See noch hinauffahren konnten, um hier zu überwintern; auch zur Zeit Dubois' war die Düne noch zuweilen hier und dort mit Wasser bedeckt, so dass der Umweg um den See Tschurbasch der geraden Strasse über die Nehrung vorzuziehen war [1]). Es ist demnach anzunehmen, dass das alte Nymphaion im Innern der Bucht in der That einen trefflichen, vor den Winden geschützten Hafen besass, der das Lob Strabon's verdiente.

An der bezeichneten Stelle, auf der erhöhten Fläche, welche den Eingang der ehemaligen Bucht verengte, erblickt man noch die Spuren der Mauer, welche die Burg umgab; denn Nymphaion war noch zu Mithradat's Zeit ein fester Platz; innerhalb der Mauer sind zahlreiche Trümmerhaufen, die von recht beträchtlichen Gebäuden herzurühren scheinen, und der Boden selbst besteht in einer Tiefe von mehreren Fuss nur aus dem Schutt alter Wohnungen. Die Stadt mit ihren Vorstädten lehnte sich an die Burg an und zog sich bis zur Küste hinab, wo ebenfalls noch Ueberreste von Fundamenten und sehr alte Brunnen vorhanden sind [2]). Aber viel fester als die Wohnungen der Lebenden sind die der Todten geblieben. Zahllose Grabhügel, zum Theil sehr hohe, umgeben in unordentlichen Reihen, in einer Entfernung von einer halben Werst, die Stelle, auf der Nymphaion lag, und ihr massenweises Vorkommen ist im bosporanischen Reiche das sicherste Kennzeichen alter Ansiedelungen. Sie sind, soviel bekannt geworden, bis jetzt noch nicht durchforscht, da die wenigen, welche man öffnete, keine so reiche Ausbeute an Alterthumsschätzen lieferten, wie die Hügel Pantikapaion's, denen sie übrigens in ihrer Bauart gleichen. Ein ziemlich grosser Tumulus, dessen Basis mit unregelmässigen Steinmassen bedeckt war, wurde im Jahre 1834 eröffnet; nach dreiwöchentlicher Arbeit stiess man auf die Steinwand eines pyramidalischen Grabmals, welches zwei Faden lang und über einen Faden breit war; das Gewölbe bestand aus grossen behauenen Steinen, in sechs über einander vorspringenden Reihen, so dass es sich allmählich verengerte und mit einem grossen Quadersteine geschlossen werden konnte. Unter dieser Grabkammer befand sich eine zweite von gleichem Umfange, in welcher man Thierknochen, Scherben von Glasgefässen, und zwei Alabaster-Vasen fand, von denen eine leider zerbrochen war. Kurz vorher hatte

1) Dubois V, 217.
2) Dubois V, 249—251.

man in einem andern Grabhügel Nymphaion's eine Vase von Bronze entdeckt [1]). Im J. 1839 fand man in dem sogenannten-Schlangenkurgan den kostbaren Sarg, den wir später beschreiben werden.

Als Dubois von dem Innern des alten Golfs an dem Ufer eines kleinen Baches, der sich in den See Tschurbasch ergiesst, die Spuren einer alten Strasse verfolgte, wurde er zu dem Gipfel eines Felsens geführt, wo er die Trümmer einer grossen viereckigen Befestigung entdeckte, eine zusammengesunkene, jetzt mit Rasen bedeckte Mauer und einen Graben. Es war nicht mehr möglich, innerhalb der Befestigung die Spuren alter Wohnungen zu erkennen; auch an Grabhügeln fehlte es; die Gräber waren in den Felsen gehauen. Dubois vermuthet, dass der Ort das nur von Ptolemaios erwähnte Tyriktake ist; nach den Gradbestimmungen des Alexandriners lag das erstere in der That nordwestlich von dem letztern. Ist diese Vermuthung richtig, so würde sie einen neuen Beweis dafür liefern, dass sich nördlich von Nymphaion in alter Zeit ein Golf tief in das Land hineingezogen hat; denn Ptolemaios führt Tyriktake unter den am Bosporos gelegenen Städten auf, und setzt es dennoch 15 Minuten westlicher als Nymphaion.

Pantikapaion und die Umgegend.

Der Golf von Nymphaion wurde im Norden durch ein Vorgebirge begrenzt, welches heute Kamysch-Burun genannt wird; dieses bildet mit dem nördlichern, weit in den Bosporos vorspringenden weissen Vorgebirge (Ak-Burun) eine Bucht, an deren innerstem Winkel vermuthlich Dia lag, eine Stadt, die nur von Plinius erwähnt wird, und zwar zwischen Nymphaion und Pantikapaion [2]).

---

1) Dorpater Jahrbücher für Literatur, Statistik und Kunst, Bd. III. S. 95.

2) In der Ausgabe Hudson's enthält das Schiffstagebuch nur folgende Angaben: von Pantikapaion nach Nymphaion 25 Stad., nach Akra 65 Stad., nach Kytai 30 Stad., nach Kimmerikon 60 Stad., — in Summa 180 Stad.; es giebt aber selbst die Gesammtsumme von Pantikapaion nach Kimmerikon auf 250 Stad. an, so dass sich in dem Text eine Lücke von 70 Stad. befindet. Von Kimmerikon bis Razeka setzt das Tagebuch 180 Stad., von hier bis Theudosia 280 Stad. an. Nach Arrhian beträgt nun die Entfernung Pantikapaion's von Razeka 420 Stad., die des letztern Orts von Theudosia 280 Stad., und diese Zahlen werden bekräftigt durch Plinius, nach welchem Pantikapaion von Theudosia 87,500 Schritt (in Sillig's Text) d. i. 700 Stad. entfernt ist. Die oben erwähnte Gesammtsumme des Tagebuchs ist also von 250 auf 240 Stad., die Lücke von 70 auf 60 Stad. zu reduciren und wie ich glaube, so auszufüllen, dass man zwischen Pantikapaion und Nymphaion Dia setzt, 60 Stad. von jener, 25 Stad. von dieser Stadt entfernt.

Wenn man das weisse Vorgebirge, auf dem sieben Grabhügel von ganz besonderer Höhe die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und die auf der Spitze gelegene Batterie St. Pauls umfahren hat, zeigt sich dem Blick die letzte Bucht auf der europäischen Seite des kimmerischen Bosporos; im Norden derselben zieht sich die Hügelkette hin, welche das Vorgebirge von Jenikale bildet. Etwa in der Mitte dieses Nordgestades befindet sich die russische Quarantaine, da, wo von der Spitze eines Hügels die Flagge weht, bei deren Aufpflanzung eine der merkwürdigsten archäologischen Entdeckungen gemacht wurde. Wendet sich das Auge nach dem Innern der Bucht, so gewahrt es, so weit der Blick reicht, bis tief ins Land hinein ein Gewirre höher und höher ansteigender, natürlicher und künstlicher Hügel, die, zum Theil umgestürzt und aufgewühlt, die sonderbarsten Formen bilden. Namentlich fällt ein mit zahlreichen Grabhügeln bedeckter Rücken auf, der bis nahe an die Küste reicht und hier mit einer beträchtlichern Erhebung, als seine westlichen Kuppen, in das flache Uferland abfällt. Das ist der Berg Mithradat's; auf seiner Spitze erhebt sich ein Grabhügel, das sogenannte Grab Mithradat's; und am Fusse des Berges, am niedrigen Gestade, zieht sich halbmondförmig längs der Bucht das neue Kertsch hin, ein unbedeutender Ort, auf morastigem Boden, den das Meer einst bedeckte und der auch jetzt nur wenig über den Meeresspiegel emporragt. Aber am Abhange der Hügel, terrassenförmig ansteigend, lag das alte Pantikapaion, die Hauptstadt des bosporanischen Reichs, dort wo sich jetzt das neue Museum im Styl eines griechischen Tempels erhebt und in seinen heitern Hallen zahlreiche Denkmäler aus der glänzenden Zeit des griechischen Alterthums aufbewahrt. Eine kolossale Treppe, im griechischen Geist mit Vasen und den Greifen Pantikapaion's verziert, und von grossartiger Wirkung, führt zur Stadt hinab [1]), zu einem regelmässigen, von Säulenhallen umgebenen Platz, auf dem sich als einziger Ueberrest der früher hier befindlichen alten türkischen Burg ein einsamer Thurm erhebt. [2]).

---

1) Anschauliche Beschreibungen dieses Bauwerks geben Sabatier, Souvenirs de Kertsch et du Bosphore Cimmérien (St. Petersb. 1849 fol.) p. 5. und Becker, Kertsch und Taman im J. 1852, in Erman's Archiv Bd. XIII, p. 173.

2) Demidoff I, 532. 533. — Dubois V, 112. — Becker, a. a. O., p. 169. — Ueber den Zustand der Stadt unter der Türkenherrschaft im J. 1699, wo die erste russische Flotte auf der Rhede ankerte, giebt Müller (Samml. russ. Gesch. Bd. II. (1737) p. 228.) nach den von der Flotte eingelaufenen Berichten interessante Mittheilungen: „Man untersuchte das Fahrwasser bei Kertsch und hielt es sehr bequem, tief und breit genug; 30 Faden vom Castell wurde die Tiefe zu 11 bis 13 Fuss be-

Die Entfernung Pantikapaion's von dem asowschen Meer giebt Skylax zu gering auf 20 Stadien, Arrhian die von der Mündung des Tanais richtig auf 60 Stadien an. Der letztere betrachtet nämlich, wie mehrere andere Schriftsteller, die Maitis als eine Erweiterung des Tanais, und den Bosporos als eigentliche Mündung des letztern: ihm zufolge ergiesst sich also der Tanais geradezu in den Pontos Euxeinos [1]). Auch das Schiffstagebuch spricht von der Mündung der Maitis oder des Tanais [2]). Skymnos verbindet beide Vorstellungen; nach ihm fliesst der Tanais in die Maitis und den kimmerischen Bosporos [3]). Auch im Mittelalter war diese Vorstellung gewöhnlich: Rubruquis erklärt sich weitläuftig darüber [4]). Am deutlichsten schildert Strabon die Lage der Stadt. „Pantikapaion," sagt er, „ist ein auf allen Seiten im Umkreise einer halben Meile mit Wohnungen bedeckter Hügelrücken; im Osten hat es einen Hafen, und eine Werft für dreissig Schiffe; es hat auch eine Burg und ist von Milesiern gegründet." Der Hügelrücken ist der Berg Mithradat's; die Bucht ist noch jetzt vortrefflich und geräumig; sie ist vor Winden geschützt und hat einen guten 11 bis 15

---

funden. Die Stadt, welche einen steilen Berg an gelegen und sich in Südost und Nordwest erstreckte, eine kleine Viertelstunde lang und breit, konnte man von der Flotte vollkommen übersehen; sie war mit einer 22′ hohen Mauer umgeben, hatte ein Kastell am Südostende mit 7 Thürmen und einem steinernen Damm zwischen dem Hafen und Kastell. Die Schiffleute hielten die Stadt dem berühmten Gibraltar fast in Allem ähnlich, ausgenommen dass Kertsch kein Kastell oben auf dem Berge hätte. In der Stadt zeigten sich auch 22 türkische Moscheen, deren 7 mit hohen zierlichen Thürmen versehen waren, und 2 griechische Kirchen. Einen Steinwurf von der Stadt war der Todtenhof mit einer starken steinernen Mauer, Thürmen und Schwibbogen sehr nett gebaut." Man sieht hieraus, dass auch für Kertsch die erste Zeit der russischen Herrschaft eine Zeit der Zerstörung war, durch welche die Schwierigkeit, die Spuren des alten Pantikapaion aufzufinden, unvermeidlich vermehrt werden musste.

1) *ἐνθένδε ἐπὶ Τάναϊν ποταμὸν* 60 *στ· ὃς λέγεται ὁρίζειν ἀπὸ τῆς Ἀσίας τὴν Εὐρώπην· καὶ ὁρμᾶται μὲν ἀπὸ λίμνης τῆς Μαιώτιδος, ἐσβάλλει δὲ εἰς θάλασσαν τὴν τοῦ Εὐξείνου Πόντου.* Arrh. peripl. §. 19.

2) *ἐπὶ τὸ στόμα τῆς Μαιώτιδος λίμνης ἤτοι τοῦ Ταναέως.*

3) Scymni Chii fragm. vs. 132. 133. bei Gail II, 323.

4) „Vers l'orient de ce pays-là (Chazarien) est une ville appelée Matriga (Taman) où s'embouche le fleuve Tanaïs en la mer du Pont, et a en son embouchure plus de 12 milles de large (das sind nach Rubruquis 3 lieues): car ce fleuve avant qu'il entre en cette mer, fait comme une autre mer vers le nord, qui s'étend en long et en large quelques 700 milles, et sa plus grande profondeur ne va pas à six pas, de sorte, que les grands vaisseaux n'y peuvent aller." Rubruquis voyage en Tartarie (ed. Bergeron) §. 1.

Faden tiefen Ankergrund; Schiffe von 10 bis 11′ Tiefgang können dicht an dem mit Steinen eingefassten Ufer anlegen [1]).

Wenn Pantikapaion, die Mutter aller bosporanischen Städte, wie Ammian sie nennt [2]), auch erst seit dem Anfang des sechsten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung, als neue milesische Colonisten angekommen sein mögen, rascher aufblühte, so ist es doch wahrscheinlich, dass die Gründung der Stadt in viel frühere Zeit fällt. Dass sie für sehr alt galt, erhellt daraus, dass Stephanos ihre Erbauung mit den alten kolchischen Mythen in Verbindung bringt. Nach ihm empfing ein Sohn des Aietes von dem Skythenkönige Agaethes am Bosporos einen Landstrich, auf dem er eine Stadt gründete, welche von dem vorbeifliessenden Strome Pantikapes den Namen erhielt. Die letzte Bemerkung ist eine etymologische Spielerei des gelehrten Byzantiners, der sich erinnerte, dass Herodot und diejenigen, die ihn abschrieben, zwischen dem Borysthenes und Tanais einen bedeutenden Fluss Pantikapes namhaft machen, und der nun beide Benennungen in eine innige Verbindung brachte: Pantikapaion liegt aber an keinem Fluss, geschweige denn an einem bedeutenden. Gleichwol scheint die Sage nicht bedeutungslos. Wir wissen, dass sich Auswanderer aus dem von Minyern gegründeten Teos bei der Ansiedelung zu Phanagoria, auf der entgegengesetzten Küste des Bosporos, betheiligten; und so mag die Einflechtung des Namens Aietes in die Sage über die Gründung Pantikapaions auch für diese Stadt auf frühen Besuch durch minysche Seeleute zurückweisen. Aber auch die Minyer fanden hier einen bereits bestehenden Ort: denn der Name Pantikapaion ist nicht griechisch, wie sehr sich auch einige Griechen bemühten, ihn mit Pan in Verbindung zu bringen [3]). Nichts desto weniger war der barbarische Name, der ebenso wie der des Flusses der Sprache der alten Kimmerier anzugehören scheint, bei den griechischen Einwohnern selbst regelmässig im Gebrauch: nach ihm nennen sie sich auf allen Münzen. Den Namen Bosporos, der auf den Inschriften des Reichs häufig erscheint, nur auf die Stadt Pantikapaion zu beschränken, ist unangemessen; die Verbindung, in welcher jener Name dort vorkommt, erfordert, unter

1) Pallas II, 272. 275. — Dubois V, 110. — Demidoff I, 552.

2) Amm. Marc. XXII, 8, 26.

3) Das Bild des Pan oder eines Satyrs erscheint sehr häufig auf den Münzen Pantikapaion's. — Die Meinung der Grafen Potocki und Demidoff, dass man nach dem Namen hier „überall Gärten“ zu finden hoffen müsste, dürfte nicht einmal als Scherz des Beifalls sicher sein.

ihm den ganzen von Griechen bewohnten Theil des bosporanischen Reichs zu verstehen, mit Ausschluss Theudosia's, welches als eine Stadt von selbstständiger Bedeutung und als eine neuere Eroberung einer besondern Erwähnung für werth gehalten wurde. Dagegen schwankt der Sprachgebrauch der nichtbosporanischen Griechen sichtlich; wie oft sie auch bei dem Gebrauche des Wortes Bosporos die Gesammtheit der an der kimmerischen Meerenge gelegenen griechischen Ansiedelungen gemeint haben mögen, so ist doch nicht zu leugnen, dass sie zuweilen für die Stadt Pantikapaion den rein griechischen Namen Bosporos vorgezogen haben. Wenn z. B. Demosthenes anführt, dass Theudosia nach dem Urtheil der Seeleute in jeder Beziehung ein eben so guter Hafenplatz sei, wie Bosporos, so meint er offenbar nicht das Reich, sondern dessen Hauptstadt. Plinius bemerkt deshalb mit Recht, dass Pantikapaion von Einigen Bosporos genannt werde. Später überwog der letztere Name entschieden, besonders bei Byzantinern; Prokop braucht ihn ausschliesslich und unter den Bewohnern der Krim ist er noch heute die gewöhnliche Bezeichnung für Kertsch [1]). Aber auch der andere erhielt sich lange: auf den meisten der italiänischen Karten des Mittelalters, welche Graf Potocki beschrieben hat finden sich beide Namen Bospro oder Vospro, und etwas höher Pandico oder Pondico [2]).

Wir werden uns die Lage Pantikapaions richtiger vergegenwärtigen, wenn wir festhalten, dass dieselben Kräfte, welche an andern Punkten der europäischen Küste des kimmerischen Bosporos, wie bei Nymphaion, die alten Buchten verschlämmt oder durch die Bildung von Sandbänken und Nehrungen verschlossen haben, auch auf die Bai von Kertsch nicht wirkungslos geblieben sind. Der grösste Theil des Bodens, auf dem die jetzige Stadt steht, ist in historischer Zeit abgelagert worden; Pallas und Dubois nennen den sich nur wenig über den Meeresspiegel erhebenden Strand morastig und schlammig, und auch die Chaussee, welche nordöstlich neben dem Hafen nach der Quarantaine erbaut ist, führt über eine sumpfige Niederung [3]). Ehe die Ablagerungen den Meeresspiegel überstiegen, umspülten die Wogen den Fuss des Mithradatesberges, und bildeten namentlich im Süden desselben einen noch weiter eindringenden Busen, von dem nur ein kleiner

1) Clarke Travels I, 419.

2) Mémoire sur un nouveau périple du Pont-Euxin, in der Sammlung seiner Schriften vol. II. p. 365.

3) Göbel, Reise in die Steppen des südlichen Russlands I, 249.

durch eine Sanddüne vom Meer getrennter Salzsee übrig ist. Deswegen finden sich auf dem flachen Uferstrich durchaus keine Spuren alter Wohnungen, während der Abhang und Gipfel des Berges reichlich damit bedeckt sind [1]).

Auf der Spitze des Berges erkennt man an den Gräben und selbst an einigen Ueberbleibseln der Mauern, die aus grossen Kalksteinquadern errichtet waren, die alte Akropolis, in Gestalt eines unregelmässigen Vielecks. Sie nahm die südöstliche Ecke des befestigten Theils der Stadt ein, von der sie nur durch eine Mauer, ohne Graben, getrennt war. Die befestigte Stadt bildete ein längliches Viereck; nur die südliche Seite scheint eine Mauer entbehrt zu haben, da sie durch den Abhang des Berges von Natur ziemlich fest war. Die westliche Mauer war über den Rücken des Berges nach seinem Nordabhange bis ins Thal geführt, wo sie unter einem rechten Winkel auf die nördliche Mauer stiess, die sich längs des Thalgrundes gegen den Hafen hinzog. Die östliche Mauer endlich stieg schräge von der Burg an dem Abhange hinab, und endigte an einer Mole, von der sich ein Rest nach Herrn Stempkowski's Messungen noch mehr als 1100′ weit ins Meer erstreckt. Ausserhalb dieser Mauern lagen die Vorstädte, deren Ueberreste namentlich zwischen der Mole und dem südlichen Hafen (dem erwähnten kleinen Salzsee) längs der Meeresküste noch kenntlich sind [2]).

Es ist sehr schwer, unter den zahllosen Schutthaufen, welche den Raum innerhalb der Stadt- und Burgmauern erfüllen, die Spuren der Hauptstrassen und der bedeutendern Gebäude zu erkennen. Als der alte Hafen versandete und das Meer zurücktrat, siedelte sich das Volk auf dem jungen Festlande an und gab die alte Stadt dem Verfalle preis, dem zerstörende kriegerische Ereignisse vorgearbeitet haben mögen. Auch der Umstand, dass von den Christen der Hügel als Kirchhof benutzt wurde, scheint nicht wenig dazu beigetragen zu haben, die Spuren des Alterthums zu verwischen. Dubois war zugegen, als im Jahre 1834 auf der Spitze des Berges, auf welchem die Burg stand, der Grund zu der Kapelle gelegt werden sollte, welche die irdischen Ueberreste des

1) Dubois de Montpéreux V, 120.

2) Dubois de Montpéreux V. 119—121. — Es ergiebt sich aus den Angaben Dubois' hinlänglich, was von der Versicherung Köhlers, dass Ruinen von Pantikapaion schon seit Jahrhunderten nicht mehr vorhanden sind, zu halten ist. Die Bemerkung steht in einer der Streitschriften Köhlers (Rémarques sur un ouvrage intitulé „Antiquités Grecques du Bosphore Cimmérien," im Serapis I, 119), in denen dieser Gelehrte sich durch seine Leidenschaftlichkeit oft zu den sonderbarsten Behauptungen verleiten liess.

verstorbenen Stempkowski aufnehmen sollte, und er bemerkte mit Verwunderung, dass die Erdarbeiten, bis zu einer Tiefe von 8 bis 10′, nur durch ein ungeheures Schuttlager führten, in welchem Urnenscherben, Marmorstücke, Bausteine u. dgl. zerstreut waren. Auch zahlreiche, unregelmässig über und nebeneinander gestellte Gräber entdeckte man, aus dünnen, gesägten Kalksteinplatten gebildet, innerhalb deren die Gebeine der Verstorbenen lagen; — Ueberreste, die aus der christlichen Zeit stammen; denn die Griechen beerdigten ihre Todten nicht innerhalb der Stadtmauern. Unter solchen Umständen würden nur die kostspieligsten und sorgsamsten Nachgrabungen uns in den Stand setzen, die Lage der alten Paläste und Tempel, die Richtung der Hauptstrassen angeben zu können. Unter den letztern hat Dubois nur die wieder aufgefunden, welche vom Hafen zur Burg führte; eine Lücke in der Befestigungsmauer bezeichnet die Stelle des Thors, des einzigen Eingangs zur Burg. Innerhalb der Akropolis führte die Strasse zu dem Felsen auf der höchsten Spitze, der unter dem Namen „Thron Mithradat's“ bekannt ist. Auf der Westseite desselben ist eine 8′ breite Nische eingehauen, zu der man auf Stufen gelangt, und in seinen Gipfel hat man ein mit einer grossen Steinplatte bedecktes Grab gearbeitet. Ganz ähnliche Steinarbeiten sind bei andern Felsen auf dem Mithradatesberge angebracht; auch sie stammen sicherlich aus nachhellenischer Zeit. Unter den Stadtthoren ist das in der westlichen Mauer, durch welches der Weg nach Theudosia führte, am kenntlichsten; ein anderes lag südlicher, und aus diesem führte ein Weg über den Bergrücken nach dem südlichen Abhange, nach Dia, wenn wir die Lage dieses Ortes richtig angegeben haben.

Dass Pantikapaion mit zahlreichen Tempeln und Götterbildern geschmückt war, erhellt sowol aus den Inschriften, wie aus den Marmorfragmenten, die bis jetzt aus dem Schutt zu Tage gefördert sind. In einem Lande, dessen Einwohner ihren Wohlstand hauptsächlich den Gaben der Demeter verdankten, erfreute sich diese Göttin, die schon Hesiod sinnreich als Mutter des Plutos bezeichnet, billig einer besonders eifrigen Verehrung. Auf dem Boden der Akropolis hat Scassi ihren Altar wieder aufgefunden[1]), mit dem auf die geheimnissvollen Feste der Göttin bezüglichen Bildwerk geziert, welches mit geringen Abwechslungen auf vielen Vasengemälden wiedererscheint, und deutlich beweist, wie gross die Zahl der Theilnehmer an den Mysterien der Göttin im bosporanischen Reiche war. Von den Votivtafeln, welche im Tem-

1) Dubois de Montpéreux V, 126.

pel der Göttin aufgestellt waren, sind bereits drei wiedergefunden [1]). Auf einer derselben führt sie den bezeichnenden Beinamen Thesmophoros, die Gesetzgeberin; denn sie hatte die Menschen den Ackerbau gelehrt, den Anfang eines gesittetern Lebens; hatte sie an feste Wohnsitze, an Achtung vor der Familie, dem Eigenthum, dem Gesetze gewöhnt [2]). Die Bedeutung des Ackerbau's für Sitte, Cultur und gesetzlich geordnete Zustände, die von den griechischen Denkern sehr wohl gewürdigt wurde [3]), musste sich besonders denjenigen Griechen aufdrängen, die fern vom Vaterlande, unter Barbaren, eine neue, durch Fruchtreichthum gesegnete Heimath gefunden hatten, und zu gleicher Zeit den unbändigen, unzuverlässigen Sinn kriegerischer Nomaden an den benachbarten Sarmaten hinlänglich kennen lernen konnten. Inmitten dieser Umgebung war Demeters Tempel ein Denkmal der von den Griechen weit nach dem Norden getragenen Cultur; ihre Verehrung weiter auszubreiten, war den Hellenen durch Neigung und Interesse gleichmässig geboten. Denn hier mussten sie es bald lernen, dass ein sicherer Verkehr, der zuverlässige Schutz der Grenzen des Reichs, die dauernde Unterwerfung der unruhigen Hirtenvölker viel schwieriger durch den blutigen Kriegsgott, als durch die friedliche Göttin des Ackerbau's herbeigeführt wurde, und deshalb mögen die zahlreichen Feste der Göttin hier mit viel lebendigerem Verständniss, mit sinnvollerer Freude begangen worden sein, als im eigentlichen Hellas, wo die Zeit entstehender und noch gefährdeter Cultur nur in den Mythen und in der Vorstellung des Alterthumsforschers fortlebte. Dankbar prägte deshalb Pantikapaion eine Aehre und einen Pflug auf viele seiner Münzen [4]); und der Ort, an dem Scassi den Altar der Demeter fand, bekräftigt die Vermuthung, dass die Griechen dieser Göttin auf der Akropolis, an einer ausgezeichneten Stelle, von der man weit über das Land und das Meer blickte, ihren Tempel errichtet haben. Dass die Thesmophorien in Pantikapaion gefeiert wurden, geht nicht bloss daraus hervor, dass die Göttin auf einer Inschrift diesen Beinamen führt, sondern auch daraus,

---

1) Boeckh Corp. Inscr. Graec. no. 2106. 2107. 2108 a. — Köhler behauptet (Rémarques, im Serapis I, p. 103), dass die letzte Inschrift der Stadt Olbia angehört.

2) Ceres prima leges dedit, sagt Plinius VII, 57.

3) Vgl. z. B. Isocr. Panegyr. §. 28. 38.

4) Vgl. z. B. unter den von Köhler Rémarques etc., im Serapis I, 118 angeführten Münzen no. 10—14; Médailles choisies de Panticapaeum, im Serapis II, no. 4. — Dorpater Jahrbücher IV, 374.

dass eine andere Votivtafel von einer Priesterin der Demeter aufgestellt war. Die Thesmophorien waren ein Frauenfest: das weibliche Geschlecht hatte besondere Ursache, der Göttin dafür dankbar zu sein, dass sie die Gesittung befördert, den Mann an einen festen Heerd gewöhnt und hierdurch die sicherste Grundlage des Familienlebens gelegt hatte. Deshalb gaben sich die Frauen an den Thesmophorien der ausgelassensten Freude hin; aber als eine Mahnung an die sittliche Bedeutung des Festes verlangte der Brauch, dass sie sich durch Fasten und keusche Enthaltsamkeit würdig darauf vorbereiteten; wie das Alterthum überhaupt in den Demeter-Festen den ersten Keim und die Blüthe menschlicher Bildung feierte. Wir wissen zwar nicht, was in den Mysterien der Göttin gelehrt wurde; aber wenn Isokrates sagt, dass diejenigen, die an ihnen Theil nahmen, „auch über das Ende des Lebens und die unbegrenzte Zukunft schönere Hoffnungen fassten", so giebt er uns einen inhaltschweren Wink [1]). Vielleicht ist es aus dieser Eigenthümlichkeit des Demeter-Cultus zu erklären, dass auf den Urnen, die man in den Grabhügeln des bosporanischen Reiches gefunden hat, so häufig Scenen aus dem Ceremoniell der Demeter-Mysterien, wenn auch nur in flüchtigen Skizzen, dargestellt sind, als hätte man dem Todten ein Zeugniss mitgeben wollen, dass er im Leben jener schönern Hoffnungen theilhaftig geworden war.

Eine andere Votivtafel, die am Kai der Börse von Kertsch aufgefunden wurde [2]), gehört dem Tempel an, in welchem Apoll als Heilgott verehrt wurde: Leukon, Sohn des Pairisades, hatte unter der Regierung seines Vaters (der im J. 284 v. Chr. den bosporanischen Thron bestieg) Apoll, dessen Priester er war, eine Statue errichtet. Wenn ein Fürstensohn das Priesterthum Apolls übernahm, so erhellt daraus, dass dieser Cultus im Bosporos eine besondere Bedeutung hatte. In der That erscheint auch auf den in Pantikapaion geprägten Münzen sehr häufig der mit Lorbeer umkränzte Kopf dieses Gottes [3]); auf einigen

---

1) Demeter stiftete *τὴν τελετήν, ἧς οἱ μετασχόντες περί τε τῆς τοῦ βίου τελευτῆς καὶ τοῦ σύμπαντος αἰῶνος ἡδίους τὰς ἐλπίδας ἔχουσιν.* Isocr. Panegyr. 28.

2) Bulletin de la société d'Archéologie et de Numismatique de St. Petersbourg. 1847. p. 30.

3) Apoll und Pan sind die häufigsten Embleme auf den Münzen Pantikapaions. Köhler, Remarques etc., im Serapis I, p. 122. Vgl. Médailles choisies de Panticapaeum et de Phanagorie, im Serapis II, 115 u. f.

Münzen mit seinem Bildniss zeigt die Kehrseite einen Pegasus [1]) oder eine Lyra [2]); auf andern erscheint der Gott vor einem Dreifuss sitzend, auf eine Lyra gestützt, in der Rechten einen Oelzweig [3]); woraus erhellt, dass Apoll im Bosporos aller der Eigenschaften wegen verehrt wurde, die im eigentlichen Griechenland ihm beigelegt wurden. Auch ist bei Pantikapaion auf einem blau und weiss gesprenkelten Marmor eine Inschrift in Distichen gefunden worden, aus der Zeit Pairisades I., wonach ihm als Phoibos eine Bildsäule errichtet wurde [4]). Seine Verehrung als Heilgott tritt bei Homer zwar noch nicht klar hervor, sie ist aber doch alt; schon Pindar singt in der Ode zum Preise des Herrschers von Kyrene, dass Apoll Männern und Frauen Heilung von schwerer Krankheit verleiht [5]), und diese Vorstellung musste sich auch unmittelbar aus der ältern entwickeln, dass Apoll, als Gott der Orakel, das Verborgene erkennt und die Befreiung von jedem Uebel durch seine Sprüche anzudeuten im Stande ist [6]). Bedeutsam ist es, dass auch Asklepios, Apolls Sohn, in Pantikapaion einen Tempel hatte; man hat die ziemlich verstümmelte Statue des Gottes, von parischem Marmor, aufgefunden [7]). Diese auffallende Verehrung der beiden hervorragendsten Heilgötter an demselben Ort scheint anzudeuten, dass sich in Pantikapaion eben so wie in andern griechischen Städten mit berühmten Asklepiostempeln eine medicinische Schule befand; die Priester des Asklepios waren fast überall zugleich Aerzte, welche ihre Kunst sowol praktisch ausübten als wissenschaftlich lehrten; deshalb befanden sich neben den Asklepiostempeln nicht nur medicinische Schulen, sondern oft vollständige zur Aufnahme von Kranken eingerichtete Heilanstalten, wie wir es von den Tempeln auf Kos, in Epidauros, in

---

1) z. B. bei Raoul-Rochette, antiquités Grecques du Bosphore-Cimmérien, Pl. I, no. 1. 2.

2) z. B. bei Köhler, méd. choisies de Panticapaeum, im Serapis II, no. 5.

3) Eckhel, Doctr. Numm. II, p. 367. Köhler, médailles choisies im Serapis II, no. 3.

4) Bei Boeckh, Corp. Inscr. Graec. no. 2101. Dubois liest (V, p. 129) merkwürdiger Weise *Φόβῳ*, und spricht von einem Tempel der Furcht in Pantikapaion. Selbst wenn dieses auf dem Stein stände, müsste es als ein Versehen des Künstlers betrachtet werden, schon des Verses wegen; Dubois' eigene Abbildung zeigt aber, dass es nicht auf dem Stein steht.

5) Pind. Pyth. V, 85. Vgl. dazu Boeckh II, 2, p. 288.

6) Macrobius ging noch weiter und sah in Apollon und Asklepios dieselbe Gottheit. Nec mirum, sagt er, (Saturn. I, 20), siquidem medicinae et divinationum consociatae sunt disciplinae.

7) Dubois de Montpéreux V, 128.

Pergamos wissen. In Kyrene wurde Apoll als Heilgott verehrt, und die Aerzte dieser Stadt hatten nach dem Zeugniss Herodot's in alter Zeit nächst denen von Kroton den meisten Ruf [1]). Auch in Rom erhob sich auf der Tiberinsel, wohin der durch eine feierliche Gesandtschaft nach Rom eingeladene Asklepios von Epidauros sich begeben hatte, neben dem Tempel bald ein Lazareth, welches namentlich unter Antoninus Pius grossen Ruf erlangte. Da diese Erscheinung sich so häufig wiederholt, kann man mit ziemlicher Sicherheit annehmen, dass Pantikapaion, wo Apoll als Heilgott und Asklepios zu gleicher Zeit verehrt wurden, für die Länder am Nordgestade des Pontos ein Hauptsitz der medicinischen Wissenschaft und der ärztlichen Kunst war. So viel mir bekannt, hat man in diesen Gegenden nur noch eine Inschrift, welche Apolls als eines Heilgottes gedenkt, aufgefunden, und zwar in einem Gewölbe der armenischen Kirche zu Nachitschewan am Don. Sie befindet sich auf einem viereckigen Stein, der einer wahrscheinlich ehernen Statue Apolls in mehr als Lebensgrösse als Basis gedient hat, ist in guten Schriftzügen gearbeitet und rührt aus der Zeit der Regierung Leukon's her [2]), wahrscheinlich desselben Fürsten, der sich in der oben erwähnten Inschrift als Priester des Heilgottes Apoll bezeichnet. Da der Ort, an welchem diese Steintafel gefunden wurde, nicht der ihrer ursprünglichen Aufstellung ist, so kann sie immer mit der dazu gehörigen Bildsäule in späterer Zeit aus dem bosporanischen Reiche nach Tanais gebracht sein, so dass es zweifelhaft bleibt, ob der Dienst der Heilgötter auch nach dieser Stadt verpflanzt ist.

Von andern rein griechischen Gottheiten hatten Zeus und Hera in Pantikapaion einen gemeinsamen Tempel [3]); ausser ihnen die ephesische Artemis, Ares, Dionysios und Herakles [4]). Das Bild des letztern erscheint auch auf Münzen sehr häufig [5]). Sonst ist auf den letztern noch das Bild der Pallas und namentlich das des Pan sehr gewöhnlich; es ist schon oben bemerkt, dass die bosporanischen Griechen sich darin gefielen, den Namen der Stadt mit dem des Pan in

---

1) Herod. III, 131.

2) Graefe, inscriptiones aliquot Graecae nuper repertae; in den Mémoires de l'Acad. Impériale des sciences de St. Petersbourg, sixième série, sciences politiques etc., tom. VI, p. 18.

3) Bulletin de la Société d'Archéologie et des Numismatique de St. Petersbourg. 1847. p. 30.

4) Dubois de Montpéreux V, 127—129.

5) Raoul-Rochette, antiquités Grecques, p. 61. Pl. I, no. 3. Köhler, médailles choisies, a. a. O. no. 17.

Verbindung zu bringen. Eine Statue des Herakles ist, freilich sehr verstümmelt, wieder aufgefunden worden und im Museum von Kertsch aufgestellt.

Nicht frei von fremdartiger Beimischung war die Verehrung der Aphrodite geblieben; von den ihr geweihten Votivtafeln sind drei auf uns gekommen. Zwei derselben tragen das Gepräge althellenischer Einfachheit [1]); aber auf der dritten, die in der Mitte des dritten Jahrhunderts n. Chr. von einem gewissen Chrestion aufgestellt war, ist Aphrodite mit nicht weniger als drei Beinamen gesegnet: „die Himmlische, Apatura, die Herrscherin [2])." Diese Ueberschwänglichkeit ist befremdend. Chrestion stammte, ungeachtet seines griechischen Namens, und obgleich sein Vater und Grossvater römische Beamte gewesen sein mögen, von Barbaren, denn der Grossvater führte den fremden Namen Salas; und selbst die Art und Weise, wie diese Abstammung auf der Inschrift kurz bezeichnet wird, ist nach Boeckh's Bemerkung besonders bei den Asiaten gebräuchlich; am wichtigsten erscheint aber der ungriechische Beiname der Aphrodite, Apatura, den die Griechen vergeblich aus ihrer Sprache herzuleiten suchten. Als Apaturias wurde Aphrodite besonders in dem asiatischen Theile des bosporanischen Reiches verehrt; dort hatte sie zwei sehr berühmte Tempel; auch eine Meeresbucht wurde nach ihr benannt; hier scheint also der Cultus besonders tiefe Wurzeln geschlagen zu haben und mag in ähnlicher Weise schon unter den Ureinwohnern verbreitet gewesen sein.

Von der kleinasiatischen Küste hatte sich die Verehrung der phrygischen Mutter in Pantikapaion eingeschlichen. Scassi hat auf der Akropolis, am Thron Mithradats, den Torso ihrer Statue aufgefunden, in kolossaler Grösse, und trefflich gearbeitet, von weissem Marmor mit bläulichen Streifen. Im Herbst 1833 fand man auch eine ihr gewidmete Votivtafel, welche aus der Zeit Pairisades II., eines Sohnes des Königs Spartokos, also aus der Zeit unmittelbar nach dem J. 284 v. Chr. G. herrührt [3]). Die phrygische Mutter war eine Berggöttin; die hohen kleinasiatischen Waldgebirge waren ihr heilig, der Ida in Troas, der Sipylos und Tmolos in Lydien, der Dindymon bei Kyzikos, und ein ebenfalls von der Göttin benannter Berg, auf dem der Hermos ent-

1) Boeckh, Corp. Inscr. Graec, no. 2108g; no. 2109.

2) *Θεᾷ Ἀφροδίτῃ Οὐρανίᾳ Ἀπατούρῃ μεδούσῃ Χρησταίων β̄ τοῦ Σαλᾶ Ἡρόγχιπος εὐξάμενος ἀνέθηκε, θλφ Ξανδικοῦ.* Bei Boeckh, Corp. Inscr. Graec. no. 2109b.

3) Dubois de Montpéreux V, 123. 124.

springt, — Gegenden, „wo die Hindin, die Freundin des Walds, wo der durchs Dickicht schweifende Eber haust“[1]). Die Natur der wohlangebauten bosporanischen Halbinsel gab also keine Veranlassung, den Cultus der „Bergmutter“ hieher zu verpflanzen. Aber wenn schon im eigentlichen Hellas die wilden Ceremonien, welche dem Dienst der phrygischen Göttin eigen waren, die rauschende Musik von Cymbeln und Metallbecken, die bakchantischen Tänze, das tolle Treiben der die Raserei der Korybanten nachahmenden Priester, die geheimnissvollen Strophen dunkler Hymnen, welche der Thätigkeit einer üppigen Phantasie Nahrung boten, trotz der Missbilligung und des Spottes der Gebildeten, Beifall fanden: so ist diese Erscheinung am Bosporos noch viel erklärlicher, wo, wie wir später deutlicher erkennen werden, theils durch die Verschmelzung mit den Ureinwohnern, theils durch die Verbindung mit medo-persischen Sarmatenstämmen, theils auch durch die Dynastie selbst, entschieden orientalische Elemente neben dem Hellenenthum, nicht bloss in der Götterverehrung, sondern auch im gewöhnlichen Leben sich geltend machten. Wenn der Kybeletempel in Pantikapaion da stand, wo Scassi die Bildsäule der Göttin fand, so waren die wilden Ceremonien, welche in Athen nur als abgeschmacktes Conventikelwesen, als Winkelmysterien geduldet wurden, an denen ein gebildeter Mann ohne Nachtheil für seinen guten Ruf nicht theilnehmen konnte, im bosporanischen Reich in die Staatsreligion aufgenommen. Auch die Grösse der Statue beweist, dass der Kybeletempel zu den bedeutendern Bauwerken gehörte.

Schon aus diesen Bemerkungen, die aus den uns zufällig erhaltenen Inschriften und aus den eben so zufällig entdeckten Torso's alter Götterbilder hergeleitet sind, erhellt, dass Pantikapaion mit zahlreichen Tempeln versehen war; um so auffallender mag es scheinen, dass bisher so wenig architektonische Ueberreste aufgefunden sind. Aber in Pantikapaion ist uns überhaupt nur das erhalten, was feste Gräber oder tiefer Schutt der Zerstörungssucht und Habgier der folgenden Geschlechter entzogen haben. Die Säulen, Marmortafeln und Quadern der zerstörten und zusammensinkenden Tempel wurden, wenn sie bei der Hand waren, von Italiänern und Türken entweder zu neuern Bauten verwendet, oder, sobald sie einigen Kunstwerth hatten, in fremde Länder entführt. Für den erstern Fall bietet die alte im J. 757 n. Chr. erbaute Kirche in Kertsch ein bemerkenswerthes Beispiel. Sie ist in Form eines Kreuzes mit sehr kurzen Querschenkeln errichtet; das

1) Catull., de Aty, 72.

Centrum wird durch eine Kuppel erleuchtet, welche auf vier marmornen korinthischen Säulen ruht, von denen die Basis und ein Theil des Schaftes in den Fussboden gesenkt sind, so dass sie über demselben nur 10½′ hervorragen. Auf diese griechischen Werke, die man aus den Trümmern irgend eines alten Tempels nahm, hat man in seltsamem Geschmack vier plumpe, viereckige Pfeiler gestellt, welche, doppelt so hoch als die Säulen, die Kuppel tragen [1]). Auch unter den Marmorwerken, die im Museum von Kertsch aufbewahrt werden, befinden sich einige, die bereits christlichen Zwecken gedient haben; um sie ihres heidnischen Charakters zu entkleiden, meisselte man schlecht und grob auf den Schaft, auf das Capital der Säule einige Kreuze, und that in dieser bequemen Weise dem christlichen Sinn auf Kosten des Schönheitsgefühles Genüge. Nicht minder benutzte man für weltliche Zwecke die Leistungen griechischen Fleisses: so haben die Türken einen der beiden Brunnen von Kertsch aus alten Marmorfragmenten wieder aufgebaut [2]), und unter andern auch das Bruchstück einer Inschrift eingemauert [3]). Im Juli 1843 entdeckte man in dem Fundament eines alten türkischen Bades nicht weniger als 25 Marmorfragmente von verschiedener Grösse, von denen das eine, eine Art Obelisk von weissem Marmor, mit Reliefs, Figuren in griechischen Gewändern und Reitern geziert war [4]). Die wenigen architektonischen Fragmente in dem Museum von Kertsch genügen indess, um uns bei dem Ebenmaass, welches die griechischen Bauwerke auszeichnete, einen Begriff von der Grösse und Pracht einiger Tempel in Pantikapaion zu geben. Dubois führt ausser drei dorischen Capitälen von bläulichem Marmor und schöner Arbeit und zwei gleichfalls schön gearbeiteten marmornen Capitälen im korinthischen Styl folgende in dieser Hinsicht bemerkenswerthe Fragmente an [5]): einen marmornen Fries mit seinem Architrav, mit Stierköpfen, die durch Blumengewinde verbunden sind, reich geziert, 2′ hoch, was auf eine Säulenhalle von mässiger Höhe (12—13′) schliessen lässt; ein etwas höherer Fries mit seinem Architrav, mit Arabesken verziert, in korinthischem Styl; das Bruchstück eines Architravs von 2′ 1″ Höhe, der einem Gebäude in ionischem Styl mit der

1) Dubois de Montpéreux V, 113. u. f.

2) Dubois de Montpéreux V, 131.

3) Boeckh no. 2109c. Graefe, inscriptiones aliquot Graecae, in den Mém. de l'Académ. Imp. de St. Petersbourg, sixième série, sciences politiques, tom. VI.

4) „Neu entdeckte Alterthümer der Stadt Kertsch," in Erman's Archiv für wissenschaftliche Kunde Russlands, Bd. IV, p. 410.

5) Dubois de Montpéreux V, 129. 130.

sehr beträchtlichen Säulenhöhe von mehr als 30′ angehört hat; und endlich eine Reihe der bekannten eirunden und pfeilartigen Verzierungen in ganz kolossaler Dimension. Aus dem verschiedenen Styl und der verschiedenen Grösse dieser Fragmente erhellt, dass sie verschiedenen und dass die beiden letzten sehr grossartigen Bauwerken angehörten.

Dass Tempel und öffentliche Plätze in Pantikapaion wie in andern bedeutenden griechischen Städten mit vielen Bildsäulen geschmückt waren, erkennt man aus der nicht unbeträchtlichen Anzahl erhaltener Inschriften, die sich zum grossen Theil auf der Basis solcher Statuen befanden. Zuweilen, wenn der Block vollständig erhalten ist, sieht man noch die Vertiefungen, in welche die Füsse der Bildsäulen eingefügt waren. Viele dieser Werke der Sculptur mögen im Laufe der Zeit allerdings zertrümmert sein; aber man kann auch annehmen, dass die bemerkenswerthesten derselben im Mittelalter von venetianischen und genuesischen Handelsleuten nach andern Orten entführt sind, und dass sich in den italiänischen Museen ebenso Bildhauerarbeiten aus der Krim befinden, wie zahlreiche Vasen; von jenen bleibt es oft ganz ungewiss, woher sie stammen, während diese durch Darstellungen von vorwiegend localer Bedeutung den Fundort vermuthen lassen. Aus diesen Gründen hat man unter den Ruinen Pantikapaions ausser Grabsteinen und den bereits angeführten Torso's von Götterbildern wenig bemerkenswerthe Bildhauerarbeiten gefunden. Die beiden vortrefflichen Marmorstatuen, welche ganz neuerdings, im J. 1850, bei Glinischtsche, neun Werst nordwestlich von Kertsch, entdeckt wurden, verdanken wir dem seltsamen Platz, den man ihnen angewiesen, — dem Innern eines Grabhügels und der Festigkeit desselben, an der bereits mancher Versuch zu seiner Eröffnung gescheitert war. In einer Tiefe von 14 Fuss fand man die erste dieser Statuen, einen Mann in der Blüthe der Jahre, bartlos, mit kurzem, krausem Kopfhaar und edeln, milden Gesichtszügen. Der Körper ist mit römischen Gewändern umhüllt, die rechte, vom Mantel bedeckte Hand gegen die Brust gedrückt; die linke scheint eine Rolle gehalten zu haben, wie man aus ihrer Biegung schliesst; die Rolle und zwei Finger fehlen. Auch zu den Füssen der Bildsäule lagen Rollen; aber das Piedestal fehlte, woraus erhellt, dass sie nicht ursprünglich im Innern des Grabes aufgestellt war. Nach der Haltung der Gestalt und dem Ausdruck des Gesichts zu schliessen, haben wir hier das Standbild eines sinnenden, wohlwollenden Staatsmannes vor uns, das schicklicher Weise auf einem öffentlichen Platze, auf der Akropolis, oder in dem Rathsgebäude aufgestellt

werden musste. Die Arbeit soll vortrefflich sein, einen kühnen Meissel verrathen, und sowol durch die Symmetrie der Theile, wie durch die natürliche Schönheit der Stellung, die geschmackvolle Anordnung und die Reinheit des Styls einen vorzüglichen Eindruck machen. Bei weitern Nachgrabungen stiess man in demselben Hügel auf eine Steinmauer, die zu einem Corridor gehörte; die andere den Gang bildende Mauer war völlig zerstört, aber unter den Trümmern fanden sich Bausteine mit Freskomalereien. Die Erdarbeiten wurden in der Richtung des Corridors fortgesetzt, und führten zu einer zweiten Statue, die etwas kleiner als die erste, aber auch in mehr als natürlicher Grösse jene an Vollendung der Arbeit noch weit übertraf. Sie stellt eine mit einem langen, sehr feinen Gewande, das vom Halse bis zu den Füssen reicht, bekleidete Frau dar, deren Schultern mit einem Peplon in ausgezeichneter Draperie bedeckt sind. Die Haare sind leicht gewunden und ungemein weich und elegant gearbeitet; der Schönheit des ausdrucksvollen, geistigen Gesichts wird ein vorzügliches Lob gespendet; die rechte Hand ist mit dem Peplon bedeckt, welches die linke leicht emporhebt. An den Füssen sieht man die griechischen Sandalen, mit Schnüren, die zwischen die nackten Zehen geflochten sind. Die Statue ist ganz unversehrt, aber auch hier fehlt das Piedestal [1]). Nach dieser Beschreibung scheinen beide Statuen der Periode anzugehören, in welcher die Künstler weniger auf die Grossartigkeit des Eindrucks, als mit vollendeter Technik auf die höchste Lieblichkeit und Anmuth der Form hinarbeiteten. Auch der Umstand, dass sie nicht von griechischem Marmor gearbeitet sind, spricht für die Ansicht, dass sie aus dem ersten oder zweiten Jahrhundert der Römerherrschaft herrühren. Herr von Köhne macht darauf aufmerksam, dass die weibliche Statue in auffallender Weise einer in Herculanum gefundenen und jetzt in Dresden befindlichen gleicht, und spricht die Ansicht aus, dass beide in der Mitte des ersten Jahrhunderts n. Chr. gearbeitet sein dürften [2]).

Wenn uns aus dem Dunkel des Grabes solche Gestalten entgegensteigen, wird der Leser uns williger zu den Grabhügeln folgen. Von diesen Todtenfeldern, auf denen das griechische Alterthum der nördpontischen Küste eine ähnliche Auferstehung feiert, wie das römische in Herculanum und Pompeji, weht uns, den Modergeruch überwältigend, der

1) „Neue Ausgrabungen bei Kertsch", in Erman's Archiv für wissenschaftliche Kunde Russlands, Band X, p. 319—322.

2) Bulletin de la Société Impériale d'Archéologie de St. Pétersbourg. 1851. pag. 44.

frische Hauch des griechischen Lebens entgegen. Denn dieses frohe Volk, nicht beengt durch die kleinliche Sorge, das Erworbene ängstlich zusammenzuhalten, hat seine Todten nicht kärglich bedacht; in dem beruhigenden Aberglauben, dass die Verstorbenen auch im Hades sich dessen erfreuen könnten, was auf der Erde ihre Lust war, gönnten sie gern den Männern ihre Waffen, den Frauen ihren kostbaren Schmuck, gaben ihnen Trinkgeschirre, Hausgeräthschaften und ein Fährgeld für Charon mit [1]), und schmückten die Vasen und selbst die Grabgewölbe nicht mit den düstern Ausgeburten einer Phantasie, welcher der Tod ein Schrecken ist, sondern mit frischen, zuweilen humoristischen Darstellungen aus der Fülle des Lebens.

Die Grabhügel sind gruppenweise über die ganze Umgegend von Kertsch zerstreut. Der alte Weg nach Theudosia führte unfern der Stadt etwa eine Werst weit durch eine Allee solcher Hügel, deren eingesunkene Form eben so wie ihr Inhalt für ihr hohes Alterthum spricht. Weiterhin, in derselben Richtung, verbreiten sich die Grabhügel über die Ebene, und hier, in grösserer Entfernung von der Stadt, entdeckte man gerade die merkwürdigsten Bauwerke. Längs der Strasse, die vermuthlich nach Dia führte, befinden sich die Gräber der weniger wohlhabenden Volksklassen, und eine dritte, sehr bedeutende Gruppe, liegt nordöstlich von Kertsch, auf dem Wege nach der Quarantaine, da, wo sich in alter Zeit die Strasse nach Porthmion von der nach Myrmekion trennte. Auch ausserdem zeigen sich hier und dort Grabhügel in beträchtlicher Anzahl im Nordwesten der Stadt auf dem Wege nach Katerles; sieben bemerkliche befinden sich, wie oben bereits angeführt ist, auf dem Vorgebirge Ak-Burun.

Von diesen Gräbern sind die des ärmeren Volks die einfachsten. Sie sind entweder in den Stein gearbeitet, oder mit Steinplatten ausgelegt; wenn der Sarg oder der Aschenkrug ihnen übergeben war, wurden sie mit Erde ausgefüllt, oder mit hölzernen Planken oder Steinplatten, zuweilen auch mit Ziegeln bedeckt und dann die Erde über ihnen aufgehäuft. Ein einziger Tumulus enthält zuweilen so viele solcher Gräber, dass man ihn einen ganzen Kirchhof nennen könnte. Der Inhalt der

1) Wo die Gerippe noch ziemlich erhalten waren, hat man die Münzen sehr oft, natürlich stark oxydirt im Munde gefunden; aber selbst wo alle Gebeine in Staub zerfallen waren und nur einen kalkigen Niederschlag zurückgelassen hatten, zeigte es sich, dass die Zähne, die der Verwitterung trotzen, von den Münzen einen grünlichen, metallischen Ueberzug angenommen hatten. Sabatier, Souvenirs de Kertsch p. 20. Becker a. a. O., S. 190. Leute, die mehr arm als fromm waren, steckten ihren verstorbenen Angehörigen eine Marke in den Mund.

Gräber ist ärmlich: er beschränkt sich auf Urnenscherben, Thränenfläschchen, gewöhnliche Schmucksachen und verrostete Geldmünzen.

Andere Hügel waren nur für einzelne Personen, oder für eine Familie verwendet. Sie enthalten Grabkammern oder Gewölbe mit Särgen und Sarkophagen. Die einfachsten Gräber dieser Art sind die auf der Strasse nach Theudosia zunächst der Stadt. Sie sind nach Dubois die ältesten und zuerst im Interesse der Wissenschaft von Herrn von Blaramberg untersucht worden. Die in ihnen gefundenen Münzen reichen bis in das vierte Jahrhundert v. Chr. hinauf, die Buchstaben auf Amphoren u. dgl. haben die zur Zeit Philipps von Makedonien übliche Form, die Gegenstände von Eisen und Kupfer sind durch den Rost schon sehr angegriffen. Im Juli 1834 wurden einige dieser Gräber, in Gegenwart Dubois', von Herrn Kareisch eröffnet. In einem derselben, dessen Hügel ganz zusammengesunken war, hatte man die Grabkammer in den Kalkfelsen gehauen und mit einem steinernen Deckel aus einem Stück geschlossen: sie war 8′ lang, 3½′ breit und 3′ tief, und enthielt drei Personen; daneben fand man eine Amphora, eine zweihenkelige Schaale, mehrere Riechfläschchen, sämmtlich von Thon und mit dem schwarzen Lack überzogen, der den sogenannten etruskischen Gefässen eigen ist. Ein anderes in demselben Monat eröffnetes Grab hatte eine ganz ähnliche Einrichtung, die man als die älteste und einfachste Form betrachten kann [1]).

Mannigfaltiger ist das Innere der Grabhügel, welche die Gruppe am Wege nach der Quarantaine bilden. Hier sind die Grabkammern, deren sich oft mehrere in einem Hügel befinden, entweder einfach in die Erde gegraben und mit Quadern oder Ziegeln bedeckt, oder sie sind ganz mit Quadersteinen belegt, zuweilen auch vollständig ausgemauert [2]). Wenn sie auch im Allgemeinen jünger sein mögen, als die Gräber an der Strasse nach Theudosia, so gehören sie doch selbst nicht alle derselben Periode an; die aus Ziegeln gemauerten scheinen sogar meistens aus der Römerzeit herzurühren, und auch bei den aus Quadern oder Steinplatten errichteten verräth der verschiedene Bau der Gewölbe

1) Dubois de Montpéreux V, 142—144.

2) In 17 Kurganen dieser Gruppe, die im Jahre 1843 eröffnet wurden, entdeckte man 33 Gräber; von diesen hatte eines ein von Kalksteinen gemauertes Gewölbe, 4 waren in der Erde ausgegraben, 24 mit Quadersteinen bedeckt und 2 auch mit Quadersteinen an den Seiten bekleidet, 2 mit Ziegeln bedeckt, eines ganz ohne steinerne Bedeckung, und eines mit weissen Quadern ausgelegt. Vgl. „Neu entdeckte Alterthümer der Stadt Kertsch" in Erman's Archiv für wissenschaftliche Kunde Russlands, Bd. IV, p. 407.

verschiedene Epochen des Ursprungs. In einem dieser Gräber, welches aus Kalksteinquadern ohne Mörtel erbaut war, hatte die 8′ 4″ lange, und 6′ breite Vorkammer ein aus 4 Schichten von Quadern gebildetes Gewölbe, von denen jede über der darunter liegenden beträchtlich vorsprang. Mit solchen vorspringenden Quadern war auch das kyklopische Schatzhaus des Atreus in Mykenai gewölbt; und diese uralte Bauart ist bei Pantikapaion sehr gewöhnlich [1]); je nach der Anzahl der Steinlagen, durch welche die allmähliche Verengerung des Gewölbes bewirkt wird, erhält dasselbe eine mehr oder weniger spitze Form. Zuweilen hat man dieser Bauart nicht die genügende Festigkeit zugetraut, und es für nöthig erachtet, einige der vorspringenden Steinschichten durch Balken zu stützen, bis man durch die Erfahrung mit den Bedingungen vertraut gemacht wurde, unter welchen ein solches Gewölbe sich selbst trug, und jener Vorsichtsmaassregel nicht mehr bedurfte. Die Hauptkammer in dem oben erwähnten Hügel, deren Längenrichtung rechtwinklig auf der des Vorgemachs steht, ist 16′ 8″ lang und nur 3½′ breit; da die Gruft so schmal war, genügten hier die ersten Elemente eines Gewölbes: von jeder Mauer springt eine Steinlage so weit vor, dass zwischen ihnen nur ein geringer Zwischenraum bleibt, den man mit einer Platte bedecken konnte. Es springt in die Augen, dass diese Bauart roh ist, im Vergleich mit folgender, die in einem andern Hügel derselben Gruppe angewendet war. Die Vorkammer, 10′ lang und 7′ breit, war mit einem sorgfältig gearbeiteten und geschmackvollen Simswerk geziert, auf das sich ein in vollem Bogen gemauertes Gewölbe stützte. Im Hintergrunde dieses Vorgemachs führten zwei nur 3½′ hohe Thüren in zwei enge Grabkammern, die ebenfalls ein volles, gemauertes Bogengewölbe hatten. Solche Wölbungen gehören der Römerzeit an [2]), während in den Gräbern der ältern Bauart fast ausschliesslich Gegenstände gefunden sind, welche aus der frühern griechischen Zeit stammen. Auch die mit einer horizontalen Lage von Steinplatten bedeckten, an dem Wege nach der Quarantaine gelegenen Gräber sind meistens sehr alt: man hat in ihnen Münzen aus dem dritten und vierten Jahrhundert v. Chr. und bemalte Vasen im besten Styl gefunden. Nur eine Gruft der erstern Art enthielt gläserne Gefässe und eine Münze Rhescuporis IV. (212—229) [3]); vielleicht war sie, einige Jahrhunderte nach ihrer Erbauung,

1) E. v. Muralt, aperçu chronologique des tombeaux des deux côtés du Bosphore Cimmérien, im 4. Bande der Memoiren der archäologischen Gesellschaft zu St. Petersburg, macht p. 19 ff. eine erhebliche Anzahl solcher Grabgewölbe namhaft.

2) Dubois de Montpéreux V, 146. 147.

3) E. v. Muralt, a. a. O., p. 20. 21.

zum zweiten Male benutzt worden; möglich aber ist es auch, dass jene Bauart, lediglich ihrer Einfachheit wegen, auch noch in spätern Zeiten hin und wieder angewendet wurde.

Das grossartigste Bauwerk in jenem ältern Styl enthält der sogenannte Zarische Kurgan, der sich eine starke halbe Meile nordnordöstlich von Kertsch ziemlich vereinzelt in der Ebene erhebt, und im Jahre 1836 eröffnet wurde. Seine Höhe beträgt 77′, sein Umfang an der Basis 875′. Zu der Grabkammer führt ein gewaltiger, 119′ langer, aus grossen gut behauenen und ohne Mörtel zusammengefügten Quadern erbauter Gang, dessen spitz zulaufendes Gewölbe durch eilf, mit kurzen Absätzen über einander vorspringende Steinschichten gebildet wird; seine Höhe bis zur Spitze des Gewölbes beträgt 38¼′. Das Gewölbe des viereckigen Grabgemachs wird gleichfalls durch vorspringende Steinlagen gebildet; es hat unten die Form eines Vielecks, geht oben aber in die eines regelmässigen Kegels über; die Hauptkammer ist 35′ hoch. Der Bericht, dem wir diese Angaben entnehmen, rechnet dieses Grab zu den merkwürdigsten Denkmälern kyklopischer Bauart, die uns erhalten sind. „Das Kolossale der Arbeit, das Grossartige des ganzen Eindrucks und die Sauberkeit der Ausführung setzen den kaltblütigsten Zuschauer in Staunen; wenn Kertsch keine andere Merkwürdigkeit aufzuweisen hätte als diese, so verdienten seine Umgebungen schon um ihretwillen aufgesucht zu werden“ [1]). Obgleich dieses majestätische Grabgewölbe mit Lehm- und Steinschichten bedeckt und sehr schwer zu öffnen war, hatte man es doch schon in früherer Zeit geplündert: es war jetzt vollständig leer.

---

1) „Ueber die Alterthümer von Kertsch,“ in Erman's Archiv Bd. I, p. 496. — Hommaire de Hell (II, p. 508.509.) äussert sich über das spätere Schicksal dieses merkwürdigen Bauwerks folgendermaassen: „En 1840, lorsque je fis ma première exploration des antiquités de Panticapée, ce tombeau si remarquable, qui excitait l'admiration de tous les artistes, servait de retraite au bétail de voisinage et sa belle galerie d'entrée tombait en ruine. Quelques mois après mon départ, le vandalisme opérait au grand jour, et l'on enlevait sans pudeur les magnifiques dalles qui recouvraient le sol du caveau!“ — Auch Sabatier kann sich nicht enthalten, über die Vernachlässigung und den Verfall dieser grossartigen Denkmale zu klagen. (Souvenirs de Kertsch p. 13.) Die russische Regierung hat sich durch die Enthüllung der Alterthümer im Süden des Reiches um die Wissenschaft ein anerkennenswerthes Verdienst erworben; aber sie hat in der Rohheit des Volks ein so widerstrebendes Material zu bekämpfen, dass es uns zweifelhaft ist, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn diese Denkmäler noch einige Jahrhunderte unter der Erde geruht und auf ein gebildeteres Geschlecht gewartet hätten.

Die eigenthümlichsten Todtenwohnungen hat man indess auf dem Mithradates-Berge und in noch grösserer Entfernung von der Stadt entdeckt, jenseits der oben erwähnten Allee von Kurganen, durch welche der Weg nach Theudosia führt. An der letztern Stelle ist der Boden mit unregelmässigen Erdhaufen bedeckt, die mit einer Reihe unbedeutender Einsenkungen abwechseln. Beim Nachgraben stiess man auf eine Art von Schachten oder brunnenähnlichen Vertiefungen, die 7—8′ lang, 2½′ breit und 15—20′ tief in den Kalkfels gehauen waren. Stieg man hinab, so wurde man durch eine gewölbte, mit einer Steinplatte verschlossene Thür, die eben so breit wie der Schacht war, in eine oder mehrere geräumige unterirdische Grabkammern geführt, die ebenfalls in den Mergelkalkstein gehauen waren. In den Wänden waren Nischen ausgearbeitet, in welche man die Leichname gelegt oder die Särge gestellt hatte; kleinere Nischen dienten zur Aufstellung der Urnen und anderer Gegenstände, die den Todten mitgegeben wurden. Die hölzernen Särge waren zerfallen; auch sonst hat man in diesen Katakomben Nichts entdeckt, mit Ausnahme mehrerer gläserner Riech- oder Thränenfläschchen, die nicht der ältesten Zeit angehören. Dubois ist geneigt, aus dieser Armseligkeit des Inhalts zu schliessen, dass der Bau oder wenigstens die Benutzung der Katakomben in die christliche Zeit fällt [1]); das Vorkommen gläserner Geräthschaften und Münzen aus d. J. 327 nach Chr. beweist wenigstens, dass die Katakomben in die Römerzeit gehören [2]).

Aelter sind die Katakomben auf dem Berge Mithradat's, welche Dubrux in den Jahren 1816 und 1817 eröffnete. Hier fand man nur in einer Gruft sechs Glasperlen; im Uebrigen bewiesen die hin und wieder zerstreuten Pferdeknochen, dass die Todten mit heidnischen Gebräuchen bestattet worden, und die Aschenurnen — auf einer dreihenkeligen war Iphigeneia's Opferung dargestellt — so wie deutliche Spuren der Verbrennung zeigten, dass diese Katakomben bereits im Brennalter benutzt wurden. Demgemäss zeichneten sie sich auch durch einen mannigfaltigeren, zum Theil kostbaren Inhalt aus. Man fand in ihnen goldne Hals- und Armbänder, zwei silberne und eine bronzene Agraffe, viele goldene Ohrringe und einen silbernen, goldene Fingerringe, goldene Zierrathen, die auf die Kleidung geheftet waren, eine goldene Klingel, eine silberne Schwertscheide, Theile eines silbernen Wagengeschirres, mehrere irdene Vasen, einen Artemiskopf und eine

1) Dubois de Montpéreux V, 184. 185.
2) E. v. Muralt, a. a. O. p. 24.

Kybele von gebrannter Erde [1]). Diese Katakomben gehören also ohne Zweifel in die Griechenzeit. Die zur Aufnahme der Leichen bestimmten Nischen waren gewöhnlich 7′ lang, halb so breit und nur 13 bis 14″ tief, und jede enthielt meistens nur ein Gerippe. Es sollen bereits über hundert solcher Katakomben geöffnet sein [2]).

Zu einer ganz andern Kategorie von Denkmälern gehört der Altun-Obo, der goldne Hügel, ein wahrhaft kyklopisches Bauwerk. Eine kleine halbe Meile westlich von Pantikapaion fällt der Mithradates-Berg in die Ebene ab, und lässt zwischen sich und einem jenseits noch höher ansteigenden Bergrücken eine Thalsenkung, die man benutzt hat, der Strasse nach Theudosia, welche bisher dem Nordabhange des Mithradates-Berges folgte, eine südliche Wendung zu geben. Der Bergrücken, der sich westlich von der Strasse erhebt, heisst bei den Tataren Altun-Obo. Er ist mit Grabhügeln bedeckt, und von diesen sind einige so gewaltige Werke, dass man, wie Dubois sagt, sich an den Fuss der ägyptischen Pyramiden versetzt glaubt. So erhebt sich unfern der Strasse, auf dem Rücken der Hügelreihe, der das Meer um 323′ überragt, ein halbkugelförmiger Tumulus von fast 100′ Höhe und mehr als 150′ im Durchmesser [3]). Seine äussern Seiten sind von unten bis oben mit grossen Kalksteinblöcken bekleidet, die, 3—4′ lang und eben so breit und dick, dem Ansteigen des Hügels folgend, ohne Mörtel in kyklopischer Weise über einander gelagert sind. Der merkwürdige Bau hat zu allen Zeiten die Aufmerksamkeit der Bewohner der Halbinsel auf sich gezogen und zu wunderlichen Sagen Veranlassung gegeben. Türken und Tataren fabelten von unermesslichen Schätzen, die hier verborgen wären; alljährlich sollte an einem bestimmten Tage auf dem Gipfel des Berges eine verzauberte Jungfrau sich zeigen, die hier schon seit undenklicher Zeit unter Thränen ihrer Erlösung harre; aber jede kecke Ritterschaft versuchte sich vergeblich an den gewaltigen Felsblöcken, welche das geheimnissvolle Innere des Hügels umschlossen. Der russische General Rosenberg unternahm es, die steinerne Decke mit Pulver zu sprengen, und er hat in der That auf dem Gipfel des Kurgans einige Unordnung verursacht und die Riesenmauer erschüttert, gab aber doch bald die weit aussehende Arbeit auf. Es kam darauf an, die Entblössung des Hügels an der Stelle beginnen zu lassen, wo man mit einiger Wahrscheinlichkeit hoffen konnte, den Eingang in sein Inneres zu fin-

1) E. v. Muralt, a. a. O. p. 31. 32.

2) Becker, Kertsch und Taman p. 187.

3) Nach E. v. Muralt, a. a. O., p. 20. 70′ Höhe und 280′ im Durchmesser.

den. Herrn Kareisch war es vorbehalten, im J. 1832 einen erfolgreichen Versuch zu machen [1]). Nachdem 35 Menschen durch vierzehntägige Arbeit den Hügel im Südosten durchbrochen hatten, war man so glücklich, den Eingang zu finden, und gelangte nun mühelos durch einen Gang in das Innere des Kurgans. Der aus grossen Werkstücken, ebenfalls ohne Mörtel erbaute Gang war 60′ lang, 3—4′ breit und bis zur Spitze des durch vorspringende Steinschichten gebildeten Gewölbes 10′ hoch. Am Ende des Ganges befand sich ein in ähnlicher Weise gewölbter, runder Raum, dessen Boden 10′ tiefer als der des Ganges lag. Er war bis zur Spitze 35′ hoch und hatte einen Durchmesser von 20′ [2]). Auf Steinen, die an dem Gemäuer hervorragten, stieg Herr Kareisch in diesen sonderbaren Thurm hinab; allein er fand den Boden vollständig leer; nur ein viereckiger Stein lag hier, auf welchem vielleicht der Sarkophag stand oder stehen sollte, und in der Wand befand sich eine leere Nische. Alle Versuche, einen beweglichen Stein aufzufinden, der vielleicht den Eingang zu andern Räumen dieses festen Baues verdeckte, waren vergeblich: es scheint noch nicht die Zeit gekommen zu sein, den Zauber zu lösen, der auf der unglücklichen Prinzessin lastet, welche „die unermesslichen Schätze“ des Berges bewacht. Die Füllung des Raumes zwischen dem Thurm und der äussern kyklopischen Bedeckung des Hügels besteht aus Steinfragmenten, welche aus denselben Brüchen herrühren, aus denen man die Werkstücke zu dem räthselhaften Bauwerk entnommen hat [3]).

Dubois macht darauf aufmerksam, dass der Altun-Obo den Vereinigungspunkt der beiden Arme eines bedeutenden Erdwalls bildet, der sich nördlich zum asowschen Meer, südöstlich zum Bosporos hinzieht, und diesen an der nördlichen Küste der Bucht von Nymphaion erreicht. Er ist gegen einen von Westen kommenden Feind errichtet, diente also zum Schutze Pantikapaion's, und wahrscheinlich zu einer Zeit, als Nymphaion noch nicht zum bosporanischen Reiche gehörte, da man diesen Ort nicht in die Vertheidigungslinie eingeschlossen hat, und die letztere offenbar zum Schutze des Gebiets, nicht etwa bloss zum Schutze der Hauptstadt dienen sollte. Demnach würde die alte Verschanzung vor dem peloponnesischen Kriege oder spätestens zu Anfang

1) Becker giebt a. a. O. S. 184, das Jahr 1835 an.

2) E. v. Muralt giebt folgende Maasse an: Länge des Ganges, 40′; Höhe des runden Baues, 42′; Durchmesser desselben 21′.

3) Dubois de Montpéreux V, 186—190. Wenn es wahr ist, dass man in dem Gewölbe eine Münze des Kaisers Maurikios gefunden hat, so würde daraus hervorgehen, dass der Grabhügel schon zur Byzantinerzeit geplündert ist.

desselben errichtet sein. Da nun der Altun-Obo als hervorragender Stützpunkt in die Vertheidigungslinie hineingezogen ist, war er höchst wahrscheinlich *vor* der Zeit aufgethürmt, in welcher der Erdwall aufgeworfen wurde; und in diesem Falle sicherlich *viel früher*. Ein so grossartiger, kostspieliger Bau, wie der Altun-Obo, konnte natürlich nur für eine hervorragende Persönlichkeit bestimmt sein; wäre er das Grab eines Herrschers gewesen, der nur kurze Zeit vor Errichtung des Walles gestorben, so hätten die Griechen dieses Denkmal sicherlich in die Vertheidigungslinie *eingeschlossen*, und diese nicht so gerichtet, dass die Absicht, den Grabhügel eines noch in der Erinnerung fortlebenden Fürsten dauernd als Warte zu benutzen, hervorleuchtete. Diesem profanen Zweck entspricht er allerdings vollkommen. Von seinem Gipfel sieht man nach Süden hin die über fünf Meilen entfernten Felsen von Opuk, die sich an der Stelle des alten Kimmerikon am Gestade des schwarzen Meeres erheben [1]).

Es ist sehr merkwürdig, dass sich 150 Schritt östlich vom Altun-Obo ein ganz ähnlicher, aber nicht vollendeter Bau befindet. Eine runde Esplanade ist ebenfalls mit einer kyklopischen Mauer von Werkstücken, die 3′ lang und ebenso hoch sind, bekleidet; die Erbauer sind aber durch unbekannte Ereignisse verhindert worden, mehr als fünf Steinschichten übereinander zu thürmen; man hat vergebens nach dem Eingang in die innern Räume geforscht, deren Bau von den Alten vielleicht noch gar nicht begonnen war.

Da uns das Folgende noch Gelegenheit bieten wird, einige andere bemerkenswerthe Grabgewölbe zu erwähnen, wenden wir uns zu den innern Verzierungen derselben; denn, so seltsam es scheinen mag, einige dieser dunkeln Gewölbe sind mit *Wandmalereien* ausgeschmückt, die hinsichtlich ihrer technischen Ausführung allerdings nur für die Geschichte der Kunst Werth zu haben scheinen, aber doch durch ihre Erfindung und Composition zuweilen Interesse erregen und meistens für die Kenntniss des griechischen Privatlebens höchst lehrreich sind. Durch die Wahl des Gegenstandes für die bildlichen Darstellun-

1) Es lag übrigens in der Natur der Sache, dass dergleichen Grabhügel später als Warten benutzt wurden. So hatte schon der Troer Polites als Späher auf dem Grabhügel des Aisyetes seinen Standpunkt genommen. Hom. Il. II, 792—794. Und dass solche Grabhügel schon in der ältesten Zeit zu Knotenpunkten von Verschanzungslinien, Wällen und Gräben gemacht wurden, erhellt deutlich aus Hom. Il. VII, 336—343. Auch in die alten Verschanzungen an der Podkuma sind hohe Grabhügel, vermuthlich als Warten, eingeschlossen. Pallas, Bemerkungen etc. I, 325.

gen ist besonders ein Gewölbe merkwürdig, welches schon im J. 1832 durch einen Zufall entdeckt wurde. Am Fusse eines Felsens neben dem Wege nach Dia ragte ein Grabstein aus der Erde hervor, den Herr Kareisch aufheben liess; dadurch entdeckte man den Eingang in eine Todtengruft, deren Gewölbe, nach der ältern Form, aus vorspringenden Steinlagen gebildet war; doch war hier bereits die erste Annäherung an die runde Wölbung dadurch versucht worden, dass die unterste der vorspringenden Steinlagen schräg behauen war. Wände und Gewölbe waren mit einem sehr feinen Stuck bekleidet, und jene durch farbige Streifen in Felder abgetheilt. Unterhalb des Gewölbes lief um die Mauer eine Borte von 1′ Breite, auf welcher in einer Reihenfolge kleiner Bilder der Kampf der Pygmäen und Kraniche mit grosser Mannigfaltigkeit und vieler Laune dargestellt war. Es geht den kleinen, mit Schild und Lanze bewaffneten Liliputern meist schlecht; hier flieht der eine und sucht sich durch einen Fussstoss vor dem verfolgenden Vogel zu retten; dort ist ein anderer zu Boden geworfen und vertheidigt sich mühsam gegen den Schnabel und die kräftigen Flügelschläge des Kranichs; dort greift ein dritter den Vogel beim Schwanze an, und der Kranich wendet sich mit Erbitterung gegen den kleinen Menschen um; ein anderer, flüchtig, macht plötzlich gegen den geflügelten Gegner Kehrt, der Vogel stutzt vor dem überraschenden Muth, biegt sich zurück, die Waffe zu vermeiden; ein Held in dieser Däumlingswelt hat einen Kranich bei der Kehle gepackt, drückt tapfer zu und der Vogel sinkt vor ihm zusammen. In dieser Weise ist das Ganze mit ungemeiner Munterkeit in rother Farbe auf zartem Untergrunde ausgeführt. Die vorspringenden Steinlagen des Gewölbes sind mit gemalten Blumengewinden und Arabesken geziert; im Hintergrunde sind zwei Pfauen dargestellt, die aus einer Vase trinken, über der Eingangspforte ein geflügelter Genius mit einem Blumenkörbchen in der Hand. Leider sind diese heitern Bilder schon im Laufe der beiden nächsten Jahre von rohen Händen so zerstört worden, dass, als Dubois das Grabmal besuchte, kaum hier und da noch Etwas von der Farbe zu erkennen war; aber glücklicher Weise hat man gleich nach der Entdeckung für die Anfertigung genauer Copien Sorge getragen [1]).

1) Dubois giebt im Atlas archéologique pl. 18 eine Abbildung des Gewölbes mit einem Theile der bildlichen Darstellungen. Eine ganz ähnliche Grabkammer, ebenfalls mit einem ägyptischen Gewölbe, öffnete man im J. 1852. „Den Stuck der Wände hatte man zu Frescoarbeiten benutzt, welche durch den Zutritt der Luft leider fast ganz zu Grunde gegangen sind. Auf der einen Wand, dem Eingange gegenüber, sieht man nur undeutlich die Conturen zweier Reiter, und auf einer der

Viel gewöhnlicher war es, für die Wandgemälde in den Grabgewölben solche Scenen zu wählen, welche entweder geradezu oder symbolisch das Leben und die Verhältnisse des Verstorbenen andeuteten [1]). So ist auf einem derselben wol nicht ohne Beziehung die Geschichte der Persephone dargestellt; auf dem ersten Bilde wird Persephone von Hades verfolgt; auf dem zweiten wird die geraubte Jungfrau von ihm in den Armen fortgeführt; auf dem dritten sucht die unglückliche Demeter, in der Hand eine Fackel, die verlorene Tochter. Eine Mutter, der die Tochter in der Blüthe der Jugend durch den Tod geraubt war, konnte für die Ausschmückung des Grabgewölbes kaum eine sinnigere Wahl treffen, als die Darstellung dieser anmuthigen Mythe. Auf andern Bildern ist die Symbolik nur beiläufig angebracht, um anzudeuten, dass die fröhlichen Scenen des häuslichen Lebens, die hier dargestellt sind, nun ein Ende erreicht haben. So erblickt man oft Festgelage; der Hausherr, von seiner Familie umgeben, ruht auf den Polstern hingestreckt; die Dienerschaft ist um ihn beschäftigt; Musik erheitert das Festmahl; aber im Hintergrunde erscheint die bedeutungsvolle Gestalt des Hermes, der nach einer, wenn nicht homerischen, so doch ziemlich alten Vorstellung die Seelen der Verstorbenen in den Hades geleitete [2]). Unter dem Bilde ist ein Leichenconduct dargestellt. Andere Gemälde zeigen den Verstorbenen in seinen Lieblingsbeschäftigungen, oder in denen seines Berufs; wie er auf der Jagd den Hirsch, den Wolf verfolgt; wie er, als Vorsteher einer Gladiatorenschule, einen seiner Zöglinge zum Kampfe ausrüstet. Auch kriegerische Scenen sind nicht selten, mochte nun der Verstorbene im Kampfe sich ausgezeichnet oder in ihm seinen Tod gefunden haben. Von besondern Interesse ist ein Kampf zwischen sechs Griechen und acht Sarmaten, von denen drei bereits verwundet sind; man erkennt daraus, dass die Griechen ihre Tracht dem rauhern Klima dieser Gegend angepasst hatten; denn sie tragen ausser dem Aermelchiton Beinkleider und Halbstiefel; von den

Seitenwände hier und da noch einen gemalten Vogel. Durch schwarze Linien gebildete Quadrate nahmen, wie es scheint, die ganze Wandfläche ein und umschlossen die einzelnen Vögel. Das Ganze mag, nach den spärlich erhaltenen Resten zu urtheilen, eine einfache aber sehr geschmackvolle Verzierung abgegeben haben.“ Becker, Kertsch und Taman, a. a. O. S. 187. 188.

1) Vgl. für das Folgende v. Köhne's Berichtigungen zu Aschik's Werk über die Fresken in den Katakomben Pantikapaions, in den Mémoires de la société d'Archéologie et de Numismatique de St. Petersbourg, vol. I, p. 201—207.

2) Bei Homer verwaltet Hermes dieses Amt nur im letzten Buche der Odyssee, welches nicht so alt als die andern ist. Aber bei Soph. Ajax 830—833 tritt diese Vorstellung klar hervor.

mit Schuppenpanzern bekleideten Sarmaten sitzen zwei nach Frauenart zu Ross, vielleicht kriegerische Amazonen, die mit den Männern am Kampfe Theil nahmen. So umgaben die Griechen selbst die Wohnungen des Todes mit den Bildern des Lebens; und gern gaben sie dem Verstorbenen das mit, was er im Leben gebraucht, oder woran er im Leben seine Freude gefunden hatte.

Denn der Inhalt derjenigen Gräber, die nicht schon früher beraubt waren, ist so reichhaltig, dass wir allein aus den Grabgewölben Pantikapaions Alles kennen lernen könnten, was zum nothwendigen Gebrauch und zum Schmuck des häuslichen Lebens der Griechen diente. Ehe wir nun dasjenige übersichtlich zusammenstellen, was geeignet ist, uns von dem Wohlstand der bosporanischen Griechen, ihrer Liebe zur Kunst, ihren religiösen Gebräuchen eine Vorstellung zu geben, wird es gut sein, unsere Leser zunächst durch einen Bericht über die bedeutendste aller archäologischen Entdeckungen dieser Gegend mit der in den Gräbern gewöhnlichen Anordnung und Aufstellung der dem Todten mitgegebenen Gegenstände bekannt zu machen [1]).

Südlich von dem bereits erwähnten Altun-Obo, ausserhalb des alten Walles, kaum eine Meile von Kertsch, erhebt sich ein Hügel, der an seinem Fusse etwa 165 franz. Fuss im Durchmesser hat. Er wird von den Tataren Kul-Obo oder Aschenhügel genannt. Als hier im J. 1830 Soldaten damit beschäftigt waren, die Steine, mit denen er in kyklopischer Weise bedeckt war, loszulösen, stiessen sie auf einen innern Bau und veranlassten dadurch eine der merkwürdigsten Entdeckungen. Man gelangte bald zu der etwa 7′ langen und ebenso breiten Vorkammer, deren Gewölbe durch drei vorspringende Steinlagen, welche durch längst vermoderte Balken gestützt waren, gebildet wurde. Eine Thür, 8′ 10″ hoch und 5′ 9″ breit, unten durch grosse Werkstücke, oben durch kleinere Steine geschlossen, führte in das eigentliche Grabgewölbe, welches 15′ lang und 14′ breit war. Die Thür befindet sich nicht in der Mitte der Wand; die Mauer nach rechts ist nur 2′, die nach links dagegen 6′ lang. Die Wände bestehen aus fünf Lagen von Quaderstemen, von denen jeder 3′ lang und gegen 2′ breit und dick ist; ihre Höhe beträgt 7′ 8″. Dann beginnt das Gewölbe, aus sieben Steinlagen bestehend, von denen jede über der zunächst darunter liegenden um 5—8″ vorspringt, so dass sich der Raum nach oben

1) Das Folgende nach Dubois V, p. 191—227, und einem dem Journal des (russischen) Ministeriums des Innern entlehnten Bericht in Erman's Archiv für wissenschaftliche Kunde Russlands, Bd. V, 491—495.

allmählich verengert und zuletzt nur eine Oeffnung bleibt, etwas über 2′ im Quadrat, die mit einem einzigen Steine geschlossen ist. Die Höhe vom Fussboden bis zur Spitze des Gewölbes beträgt etwa 17′. Aber in einer Höhe von etwa 11′ war eine hölzerne Decke angebracht, die, auf Balken gestützt, zusammenbrach, als diese verfaulten. Das Gewölbe war ausserhalb bis zu einer Höhe von 10′ mit grössern oder kleinern Steinfragmenten bedeckt, so dass die ganze Steinmasse des Kurgans auf ungefähr 343000 Kubikfuss veranschlagt wird.

Auf dem mit Steinplatten ausgelegten Fussboden erhob sich ein hölzerner Sarkophag, 8′ 9″ lang und 10′ hoch, der durch eine hölzerne Scheidewand in zwei Abtheilungen von ungleicher Grösse getheilt war. In der grössern lag das Skelett eines Mannes von colossalem Wuchs; von der Kleidung waren nur wenig vermoderte Ueberreste sichtbar; aber aller Schmuck von edlem Metall war wohlbehalten an seinem Platze. Das Haupt war mit der persischen, nach oben sich verengernden Mitra bedeckt gewesen; den untern Theil derselben bildete ein goldnes Diadem, 1″ 8‴ breit, mit Greifen geziert; der obere engere Ring der Mitra zeigte eine geschmackvolle Arbeit von Figuren, Blättern und Arabesken. Am Halse des Königs, — so werden wir den hier Beerdigten wol nennen müssen — befand sich ein nach Art eines Seiles geflochtener Halsschmuck von massivem Golde, in Gestalt eines sich öffnenden Ringes; jedes der beiden Enden mit grüner und blauer Emaille sorgsam ausgelegt, und mit einem einhersprengenden Sarmaten in weiten, orientalischen Beinkleidern, von sehr sauberer Arbeit, versehen. Den rechten Oberarm umschloss ein goldenes, etwa einen Zoll breites, mit Reliefs versehenes Armband; unterhalb der Ellenbogen trug jeder Arm zwei Ringe aus Elektron, einer Metallmischung, welche nach Plinius aus vier Theilen Gold und einem Theile Silber besteht [1]). Ein anderes Paar von Armbändern, aus feinem Golde, umgab die Handwurzeln; an ihren Enden befanden sich Sphinxe, von ganz vorzüglicher Arbeit [2]), die in ihren Krallen einen starken Goldfaden hielten, vermittelst dessen die Armbänder geschlossen wurden. Zu Füssen des Skeletts lag eine Anzahl kleiner, scharfer Feuersteine, mit denen sich die Leidtragenden

1) Plin. hist. nat. XXXIII, 23. Der Bericht in Erman's Archiv hält das Electrum für Bernstein, und spricht auch in der Folge von Statuetten aus Bernstein u. dgl.: unzweifelhaft mit Unrecht. — Ueber das Electrum der Alten handelt kurz und sachgemäss Hüllmann Handelsgeschichte der Griechen, Bonn 1839, S. 64—73.

2) Von dem Halsbande und diesen Armbändern giebt Dubois deutliche Abbildungen im Atlas archéologique pl. 21 fig. 3, u. pl. 20 fig. 4.

zum Zeichen ihres Schmerzes zu verwunden pflegten. In der kleinern Abtheilung des Sarkophags befanden sich die Waffen des Königs: das eiserne nun schon ganz verrostete 2′ 7″ lange Schwert, dessen Griff mit Goldblech bekleidet war, in welches man Figuren von Hasen und Füchsen eingeprägt hatte; eine mit Blattgold umwundene Peitsche, und ein sehr merkwürdiger kleiner Schild von massivem Golde. Er war nur 8″ 3‴ lang und 7″ 9‴ breit, etwa so dick wie ein Fünffrankenstück, und über 1½ Pfund schwer; offenbar diente er nur zur Zier, obwol er nach der Form des Arms gebogen war. Dieser Schild ist mit Reliefs überreich verziert; um den Reifen, der den Mittelpunkt umgiebt, wechseln Delphine mit pontischen Fischen ab; dann theilt ein zierlich geschlungener Reif den Schild in 12 Felder, in welchen Medusenköpfe, am Rande Köpfe mit spitzem Bart und der persischen Mitra, abwechselnd mit Köpfen des Seepferdes dargestellt sind. Alle diese Figuren sind mit Arabesken reich umwunden. Von dem Bogen und dem Bogenfutteral des Königs war das Holz schon in Staub zerfallen, und nur ein Blech erhalten, von der oben erwähnten Gold- und Silbermischung, mit welchem das Bogenfutteral bekleidet gewesen zu sein scheint [1]). Auch in dieses Blech waren Reliefs getrieben: eine wilde Ziege, die von einem Tiger zu Boden geworfen wird; ein Hirsch, vorn von einem Greif, hinten von einem Löwen angegriffen; an der breitesten Stelle befand sich ein Seepferd, am entgegengesetzten Ende eine Maske, und in griechischen Lettern das Wort Pornacho, welches dem Namen des Künstlers angehört zu haben scheint. Ausser den Waffen des Königs befanden sich in derselben Abtheilung noch fünf kleine Statuetten von Elektron, meistens Sarmaten in ihrer weiten orientalischen Tracht, zum Theil einzeln, zum Theil in Gruppen, und, nach den Abbildungen bei Dubois zu schliessen, recht sorgfältig gearbeitet [2]).

---

1) Nach Graefe, inscriptiones aliquot Graecae (in dem Mém. de l'acad. Imp. des sciences de St. Petersbg. sixième série, sciences politiques tom. VI) p. 2 war die Scheide des Schwerts mit diesem Blech bekleidet.

2) Eine ähnliche Statuette aus Elektron, 1″ 4‴ gross, die 1822 in einem Tumulus entdeckt war, hat Blaramberg beschrieben. Er hält merkwürdiger Weise die kleine untersetzte Barbarengestalt in ihren streifigen Beinkleidern, die aus Riemen zusammengeheftet zu sein scheinen und vermuthlich ebenso von Leder waren, wie die der stammverwandten Perser, so lange sie als armes Volk auf ihren heimischen Bergen lebten (Herod. I, 71.) — diese Barbarengestalt hält Blaramberg für ein Herculesbild, hauptsächlich der Keule wegen, auf welche die Figur sich stützt. (Notice sur quelques objets d'antiquité, découverts en Tauride dans un tumulus près du site de l'ancienne Panticapée, par M. de Blaramberg. Paris 1822, p. 13—21.)

Den Sarkophag umgaben die wesentlichsten Hausgeräthschaften. Am Fussende standen drei grosse bronzene Kessel, von Russ geschwärzt; zwei waren länglich, einer rund; jeder ruhte auf einem cylindrischen, nach unten sich etwas erweiternden Fusse, der mit Krampen versehen war, um dem Kessel eine festere Stellung zu geben, und hatte zwei Henkel. Sie waren mit Hammelknochen gefüllt. Ein anderes, 1′ 10″ hohes bronzenes Gefäss war in der Ecke zur Hälfte in die Erde gegraben und enthielt ebenfalls Hammelknochen.

An die Mauer, rechts vom Eingange, waren vier thönerne Amphoren gelehnt. Neben ihnen standen zwei grosse Mischkessel. Der erste, mit einem Durchmesser von 17″ 8‴, ist von Silber und ruht auf einem niedrigen Fuss; in ihm befanden sich vier silberne Trinkgeschirre, nämlich ein grosser Becher, ein Gefäss in Form einer Tasse und zwei sehr schöne silberne Trinkhörner, von denen das eine mit dem Vordertheil eines Widders endigte. Der zweite Mischkessel, 16″ im Durchmesser, und mit zwei geschmackvoll gewundenen Henkeln versehen, enthielt ebenfalls vier silberne Trinkgeschirre, von vorzüglichem Werth. Das grösste derselben ist mit vergoldeten Figuren geziert: Taucher und Kormorane machen auf Fische Jagd; ein Schauspiel, an dem sich die bosporanischen Griechen oft erfreuen konnten, da diese Wasservögel zur Zeit ihrer Wanderung in unabsehlichen Schwärmen den fischreichen Bosporos bedecken. Das zweite kleinere Silbergeschirr war für den Rundtrank bestimmt und mit den, — wie es scheint, symbolischen — Darstellungen geziert, denen wir hier sehr oft begegnen: ein kaukasischer Steinbock wird durch zwei Greife zu Boden geworfen, ein Eber unterliegt einem Löwen, ein Hirsch wird von einem Löwen und einem Jagdleopard überwältigt. Der Hirsch ist das Symbol der Stadt Cherronesos, erscheint aber auch auf den Münzen von Phanagoria, wo wir auch den Löwen finden. Der Greif bezeichnet Pantikapaion; der Eber haust in den Rohrwäldern des Kuban. Ganz ähnliche Scenen sind auf dem dritten Trinkgeschirr dargestellt. Das vierte hat die Gestalt einer zweihenkeligen Tasse, ist mit einem Fusse und einem Deckel versehen, der mit vergoldeten Arabesken verziert ist.

Neben diesen kostbaren Geräthschaften waren die beiden Lanzen des Königs und mehrere Pfeilbündel aufgestellt, von denen natürlich

---

Auch E. v. Muralt (aperçu chronologique des tombeaux des deux côtés du Bosphore Cimmérien, im I. Bande der Memoiren der archäologischen Gesellschaft zu Petersburg, p. 19) nennt diese Statuetten „figurines d'Hercule Scythe, identiques avec celles décrites par Blaramberg comme trouvées par l'amiral Patiniotti dans un tombeau voisin avec des médailles de Leucon et de Panticapée.“ Ganz ähnliche

ausser den metallenen Spitzen Nichts erhalten ist. Die Pfeilspitzen sind von Bronce, dreieckig und mit scharfen nach auswärts gekehrten Spitzen versehen. Die eisernen Lanzenspitzen sind über 15″ lang.

Das waren die Gegenstände, welche auf die Person des Königs Bezug hatten. Aber hierauf beschränkte sich der Inhalt des Gewölbes nicht; denn neben dem Sarkophage, und zum Theil mit Erde bedeckt, lag das Skelett einer Frau, so reich geschmückt, dass man sich sofort davon überzeugte, in demselben Gewölbe die Ueberreste des Königs und seiner Gemahlin entdeckt zu haben.

Sie trug auf dem Haupte eine Mitra von ähnlicher Form, wie die des Königs; auch von ihr waren nur der untere, grössere, und der obere, kleinere Metallring erhalten, zwischen denen der Stoff ausgespannt war, welcher die Kopfbekleidung bildete. Der untere Ring, von Elektron, ist ganz vorzüglich gearbeitet: auf zierlich gewundenen Lotoszweigen, zwischen Blüthen und Ranken, sitzen vier griechische Frauen, alle in derselben Haltung; der Rand, wo der Kranz geschlossen wird, ist mit einer Einfassung von Löwenköpfen verziert. Der obere Ring der Mitra, 1″ 8‴ breit, ist von Gold und mit kleinen Rosetten in Emaille versehen. Am Halse trug die Frau einen doppelten Schmuck: ein grosses goldnes Halsband mit beweglichen Schlussstücken, an deren Enden zwei liegende Löwen gebildet sind; und einen andern Halsschmuck aus feinem Golddraht geflochten, an dem kleine goldene Kettchen mit goldenen Gehängen befestigt waren. Auf der Brust befanden sich fünf Medaillons von verschiedener Grösse, die durch goldne Kettchen mit Gehängen von länglicher Form verbunden sind. Dubois giebt die Abbildung eines dieser Medaillons, welches ausserordentlich sauber gearbeitet ist: es stellt den Kopf der Pallas vor, umgeben von einer Eule, dem geflügelten Pegasus und einer Schlange; aber auf den Helmflügeln erblickt man den Greif von Pantikapaion, und oben auf dem Helm eine geflügelte Sphinx, — locale und orientalische Typen, welche sich sonst auf den Helmen der Pallas nicht vorfinden und vermuthen lassen, dass das Kunstwerk nicht aus dem eigentlichen Hellas nach dem fernen Bosporos gebracht, sondern hier von griechischen Künstlern gearbeitet ist. Das Medaillon ist mit einem sehr reichen und sorgsam gearbeiteten Gehänge versehen: an zierlichen Kettchen und Reifen hängen Schmuckstücke herab, die mit Rosetten von grüner und blauer Emaillegeziert sind

---

Barbarengestalten sind sehr häufig auf die zum Schmuck der Kleider bestimmten Goldblättchen geprägt; sie tragen meistens ein Trinkgeschirr in der Hand und den Bogen im Futteral an der Seite.

Zu Füssen des Skeletts stand eine Vase von Elektron, welche wol das schönste der hier entdeckten Kunstwerke ist. Sie ist mit Bildwerk in vier Gruppen versehen. In der ersten erblickt man einen bärtigen Mann, in dem wir nach der Binde, welche sein reiches, langes Haar umgiebt, nicht mit Unrecht den Fürsten vermuthen werden [1]); er sitzt, lehnt das Haupt gegen eine Lanze, die er fest in beiden Händen hält, und hört mit gespannter Aufmerksamkeit und ernstem Ausdruck einem vor ihm knieenden Krieger zu, der ihm einen wichtigen Bericht zu erstatten scheint. Auf dem zweiten Bilde sieht man einen Krieger, knieend, eifrig damit beschäftigt, einen Bogen zu spannen, offenbar für eine andere Person; denn er trägt den seinigen an der Seite; nach der Abbildung bei Dubois zu schliessen, ist diese Figur dem Künstler ganz vorzüglich gelungen. Der Kampf, auf den die beiden ersten Bilder deuteten, hat stattgefunden; denn auf dem dritten erblickt man den König, halb zusammengesunken, auf das linke Knie gestützt, vor ihm einen alten Mann, der ihm den Mund weit öffnet, und am linken Theil der untern Kinnlade eine Operation zu vollziehen scheint; das Gesicht des Königs trägt den Ausdruck des lebhaftesten Schmerzes; auch die Stellung des Körpers ist dieser Situation mit vielem Verstande angepasst: die Haltung der Arme, die Stellung des rechten Beins, als hätte der König sich plötzlich erheben wollen, entsprechen den Bewegungen eines Verwundeten, der sich einer schmerzhaften Behandlung unwillkürlich zu entziehen sucht. Nun ist es sehr merkwürdig, dass, wie Dubois versichert, dem in dem Sarkophag gefundenen Schädel des Königs in der That an der bezeichneten Stelle der untern Kinnlade nicht nur zwei Zähne fehlen, sondern dass hier sogar deutliche Spuren eines Knochenbruchs vorhanden sind, welche auf eine schwere Wunde schliessen lassen. Die vierte Gruppe zeigt uns den König am Bein verwundet, welches ein vor ihm knieender Krieger vorsichtig verbindet. Auch abgesehen von den an dem Schädel des Königs entdeckten Spuren der auf dem Bildwerk dargestellten Verwundung, könnte man vermuthen, dass auf dieser Vase wichtige Ereignisse aus dem Leben des Fürsten, der in dem Aschenhügel beigesetzt ist, dargestellt sind, und dass das Bildwerk nicht nur einen künstlerischen, sondern auch einen historischen Werth besitzt.

Neben der Königin fand man noch zwei goldene Armbänder mit Basreliefs, jedes 3″ 4‴ breit, neben dem Kopfe sechs Messer mit Elfenbeinschaalen und ein siebentes mit einer goldenen Schaale; ferner einen

1) Auf den Sculpturen von Ninive tragen indess nicht die Könige, sondern assyrische Grosse eine solche Binde. Layard, Niniveh and its Remains II, 327.

bronzenen Spiegel, dessen vergoldeter Griff mit einem Greif, welcher einen Hirsch verfolgt, in erhabener Arbeit verziert war.

An den Wänden entdeckte man unter Erde und Staub eine beträchtliche Anzahl der kleinen Goldblättchen, die man in allen noch nicht geplünderten Grabgewölben gefunden hat, meist unmittelbar neben den Gerippen; ihre Bestimmung ist nicht zweifelhaft; sie wurden zum Schmuck auf die Kleider geheftet und sind zu diesem Zweck am Rande mit kleinen Löchelchen versehen. Die Gewänder des Königs waren an der Mauer aufgehängt, wo man noch die Ueberbleibsel der hölzernen Pflöcke erkannte, und in Staub zerfallen; die Metallplättchen lagen wohlerhalten am Boden. Diese Art des Schmucks, die sehr unbedeutend erscheint, ist für uns gleichwol von Werth; denn auf die Goldplättchen ist fast immer irgend eine zierliche Vorstellung geprägt, nicht nur Blätter, Trauben, Stierköpfe, Greife, Löwen und andere Thiere, sondern auch ganze Figuren, Frauengestalten, barbarische Krieger und Reiter; und die meist sorgfältige Ausführung dieses kleinen Zierraths lässt uns deutlich Kostüm und Waffen der Barbarenstämme erkennen, mit denen die Bosporanen in Berührung kamen. Da diese von der griechischen abweichende Tracht auf einer zahllosen Menge solcher Goldblättchen in allen wesentlichen Theilen wieder erscheint, so sind sie nicht als willkürliche Erfindungen der künstlerischen Phantasie, sondern als Abbildungen von historischer Treue zu betrachten.

Ausser den erwähnten Gegenständen fand sich in dem Grabgewölbe, an der südlichen Mauer, noch ein drittes Skelett, das eines Mannes, umgeben von einer Menge kleiner Goldblättchen, die seine Kleidung geschmückt hatten. Daneben lagen in einer Höhlung zwei Beinschienen, ein Helm von Bronze [1]), und — mehrere Pferdeknochen.

In einigen Resten hölzerner Geräthschaften, auf denen mit einem Stecheisen zierliche Figuren und Gruppen, eine Quadrige, eine Sklavin, die ein Pferd tränkt, sitzende Frauen in griechischer Tracht eingegraben waren, will Dubois die Ueberreste musikalischer Instrumente erkennen.

Die Reichhaltigkeit der in dem Aschenhügel gemachten Entdeckungen liess Nichts zu wünschen übrig. Das Gerücht von den hier aufgefundenen Schätzen hatte eine unzählige Menschenmenge um den Eingang des Hügels versammelt. Nachdem man einen Plan des Gewölbes aufgenommen und die Punkte bezeichnet hatte, an denen die einzelnen

1) Nach Dubois V, 214, von Silber.

Gegenstände gefunden waren, wollte man am folgenden Tage die Nachforschungen fortsetzen und stellte Wachen an dem Hügel auf, mit dem Befehl, Jedem den Eintritt zu verwehren. Aber die Wachen wurden von dem Volk überwältigt; habgierig stürzte der Pöbel in das Gewölbe, nach Schätzen suchend. Bei dieser Gelegenheit wurden namentlich die zahlreichen Goldblättchen aufgefunden, die von dem dicken, auf dem Boden liegenden Staube bedeckt, den ersten Nachforschungen entgangen waren. Aber bald merkte das Volk an dem dumpfen Dröhnen des Fussbodens, dass sich unter ihm ein anderes Gewölbe befinden müsse: rasch wurden einige Steinplatten aufgebrochen, man fand eine zweite Gruft, — deren Inhalt noch viel reicher war. Alles wurde geplündert; die grössten, kostbarsten Gegenstände, über deren Besitz man sich nicht einigen konnte, zerbrochen und zerschlagen. Als Dubois in Kertsch sich aufhielt, gab es hier, wie er versichert, nicht eine Griechin, die nicht irgend einen Schmuck aus diesem Grabe an sich gebracht hatte, namentlich Ohrgehänge. Die russische Regierung hat sich bemüht, so viel als möglich zu dem Metallwerthe wieder aufzukaufen; allein wenn man den Werth der in beiden Gräbern gefundenen Gegenstände richtig auf 120 Pfund Gold veranschlagt hat, so hat die Regierung nur einen sehr kleinen Theil der Kunstschätze wiedererwerben können, da das Gewicht der von ihr geretteten Sachen sich nur etwa auf fünfzehn Pfund beläuft [1]).

Besonders ist der Verlust und die Zerstörung eines grossen, goldenen Schildes zu bedauern, der von den Plünderern zerschlagen wurde und von dem die Regierung nur unbedeutende Bruchstücke wieder gewinnen konnte. Nach der Wölbung des Randes zu schliessen, bedeckte die Goldplatte den ganzen Umfang des Schildes, der nicht, wie der in dem obern Grabe entdeckte, seiner unbedeutenden Grösse wegen

1) Nach und nach sind einige der diesem Grabe angehörigen Alterthümer zum Vorschein gekommen. „Pour éviter les recherches de justice," sagt Sabatier (Souvenirs de Kertsch p. 105), „la portion volée fut dénaturée et fondue par les vandales, ou vendue à l'étranger par des Juifs; une autre partie, mais très faible, resta néanmoins intacte dans le pays aux mains de quelques Tatares moins timorés, et ils l'offrent de temps en temps, par petits lots aux amateurs de passage, lorsqu'ils croient être assurés qu'il n'y a pour eux aucun danger à pratiquer ce commerce de contrebande. C'est ainsi que pendant mon séjour à Kertsch, j'ai pu faire l'acquisition de quelques antiquités assez rares, mais les détenteurs de ces objets, constamment sur leurs gardes se sont toujours présentés isolément et de nuit chez moi; il m'a été impossible d'arriver à connaître ni leurs noms, ni leurs domiciles." Der letzte Zusatz des Autors ist für die russischen Verhältnisse lehrreich.

nur als Gegenstand des Schmucks betrachtet werden konnte. Das Bildwerk auf den erhaltenen Fragmenten ist von vollendeter Schönheit. Wir sehen den Kopf und den Oberkörper einer griechisch bekleideten Frau, mit einer Lanze bewaffnet; sie schaut mit frohem, entschlossenem Muthe vorwärts; ihr loses Haar flattert im Winde. Neben ihr sind noch Wolfsköpfe erhalten, von denen der eine im Rachen einen Fisch trägt; Alles, bis ins Detail, trefflich ausgeführt, ein Meisterwerk griechischer Metallarbeit.

Wer waren die Personen, die man in diesem merkwürdigen Grabe bestattete?

Das Grab ist sehr alt; dafür spricht am deutlichsten die Form des Gewölbes, das in einer Zeit erbaut sein muss, als man selbst in dem Bau dieser Art von Gewölben sich nicht sicher fühlte; denn die vorspringenden Steinlagen waren durch Balken gestützt, — eine Vorsichtsmaassregel, die hier nicht überflüssig war, da das Gewölbe in der That nach dem Verfaulen der Stützbalken hier und da zusammengesunken ist. An die römische Periode ist um so weniger zu denken, als unter den zahlreichen Verzierungen der Gefässe und Schmucksachen keine Spur römischer Vorstellungen, römischen Geschmacks, römischer Tracht zu entdecken ist. Die Arbeit der meisten dieser Kunstwerke, namentlich der beiden Schilde, der Medaillons mit den Pallasköpfen, der Vase von Elektron u. a., beweist im Gegentheil, dass sie der besten Zeit griechischer Kunst angehören. Dafür spricht auch die Form der Buchstaben in den hier und dort eingravirten Worten [1]); sie ist dieselbe, die noch auf den Inschriften aus der Zeit Pairisades I. (348—310 v. Chr.) erscheint, dann der gewöhnlichen weicht, und erst wieder durch die Dynastie Mithradat's für kurze Zeit in Aufnahme gebracht wird, um dann ganz zu verschwinden. Unter den beiden Perioden, in denen die ältere Form der Buchstaben gebräuchlich war, müssen wir uns schon des Gewölbes wegen unbedenklich für die erste entscheiden: Fürsten oder so reiche Personen, wie die Angehörigen der im Kul-Obo Bestatteten, werden den Bau eines so kolossalen Grabes unmöglich einem Meister anvertraut haben, der in seiner Kunst einige Jahrhunderte zurückgeblieben war. Das Denkmal gehört also, wenn es nicht älter ist, in die Zeit der ersten Spartokiden, mindestens in das vierte Jahrhundert v. Chr.

Dass in dem Gewölbe ein Herrscher und seine Gemahlin beigesetzt waren, werden wir nicht erst beweisen dürfen. Wenn der Werth

1) Das H z. B. hat immer einen kurzen Schenkel.

der aufgefundenen Kostbarkeiten auch nicht mit Sicherheit ermittelt werden kann, so erhellt doch so viel, dass in der Gruft in Gold- und Silberarbeiten ein so beträchtliches Capital niedergelegt war, wie es selbst in unserer Zeit ein Privatmann schwerlich auf ein Grabmonument verwenden oder gar einem Grabe anvertrauen möchte. Und im Zeitalter Philipps von Makedonien war das Geld und das edle Metall sowol im Verhältniss zum Preise der Lebensmittel wie zu dem Zinsfuss mindestens doppelt so theuer, als jetzt. Auch der Kopfschmuck der Beerdigten spricht dafür, dass sie nicht dem Privatstande angehörten. Welcher Herrscher hier ruht, — das müssen wir freilich dahingestellt sein lassen.

Aber unsere Leser werden aus dem Bericht über die in der Gruft gefundenen Alterthümer noch einen andern Eindruck mitgenommen haben, — den nämlich, dass hier dem griechischen Wesen ein entschieden fremdartiges Element beigemischt ist. Die an die Mauer gelehnten Amphoren, die Vasen, ein grosser Theil des Schmucks, sind in Form und Styl allerdings vollkommen griechisch; auch der Sarkophag, auf den wir später noch zurückkommen, ist mit bildlichen Darstellungen im griechischen Geiste verziert; ja, man kann vielleicht sagen, dass Alles, was hier gefunden wurde, das Werk griechischer Künstler ist. Aber es ist nicht ursprünglich griechische Sitte, solche gewaltigen Grabgewölbe zu bauen: die bosporanischen Griechen haben diesen Gebrauch offenbar nur von Fremden angenommen. Es ist nicht griechisch, die Todten mit einer solchen Fülle von Schmuck zu überladen; denn wie gross auch der Luxus gewesen sein mag, dem die Griechen an einigen Orten, wie in Kyrene, Korinth, Sybaris huldigten: er gehört theils einer spätern Periode an, theils beschränkte er sich auf einzelne Liebhabereien, wie in Sybaris auf feine Gewänder, in Kyrene auf kostbare Ringe. Es wird sich vielleicht nie ein Grieche entschlossen haben, Hals und Arme mit so vielen Ketten und Spangen zu behängen; sicherlich nicht zur Zeit Philipps von Makedonien. Als Zeichen eines grossen Luxus bei den Athenern weiss Herakleides nichts weiter anzuführen, als dass sie bunte und purpurfarbige Gewänder trugen, dass sie sich von ihren Dienern Klappstühle nachbringen liessen, dass sie ihre Zöpfe aufbanden und mit einer goldenen Nadel befestigten [1]); und das Letztere war weniger Luxus als ein alterthümlicher Brauch. Wenn der berühmte Parrhasios, wie Klearch erzählt, im stolzen Gefühl seiner Künstlergrösse einen goldnen Kranz trug, so wurde dies als ein lächerlicher

1) Athenaeus XII, p. 512 (ed. Dind. p. 1149).

Uebermuth betrachtet[1]). Die griechischen Vasengemälde stellen oft Festscenen dar, bei denen die Theilnehmer im höchsten Schmuck erscheinen, und die alten Künstler sind bei mythologischen Darstellungen mit der Vertheilung von prachtvollen gestickten Gewändern, Halsschmuck, Armbändern wahrlich nicht sparsam gewesen; so ist namentlich in dem schönen Gemälde, welches die Vermählung des Herakles mit Hebe darstellt, auf einem der köstlichsten Gefässe der reichhaltigen Sammlung zu Berlin[2]), ein seltener Glanz entwickelt: aber Männer mit solchen Schmucksachen zu behängen, ist bei Griechen völlig unerhört, und ein Schmuck am Oberarm, wie ihn der König im Kul-Obo trägt, ist selbst bei Frauen ungewöhnlich. Unter den so mannigfaltigen Gemälden der erwähnten Vasensammlung habe ich nur eine, nicht einmal sichere Spur eines solchen Schmuckes bemerkt, und zwar auf einem Bilde, dessen Hauptfiguren in phrygischer Kleidung dargestellt sind[3]). Die überladene Pracht, die wir im Aschenhügel entdeckten, ist sicher asiatisch.

Es ist ferner ganz ungriechisch, auf die Kleidung zahllose Goldplättchen zu heften: der Grieche mochte das bunte Flimmern nicht: auch störte der metallne Zierrath die Anmuth des natürlichen Faltenwurfs, für die selbst der gemeine Mann ein empfindliches Auge hatte. Auf den griechischen Vasenbildern sind reichgestickte Gewänder sehr häufig; aber mit Goldblech verzierte lassen sich wenigstens nicht da, wo es sich um rein griechische Darstellungen handelt, mit Sicherheit erkennen. Dagegen tritt uns dieser orientalische Prunk sehr deutlich auf Bildern entgegen, deren Schauplatz Asien ist: der mit einer zierlich gestickten Borte versehene Chiton des Phrygiers auf der prachtvollen in Ceglio gefundenen Vase, welche nach Raoul-Rochette Darstellungen aus der Geschichte der phrygischen Pelopiden enthält, trägt ganz ähnliche runde Verzierungen, mit noch deutlichen Spuren von Vergoldung, welche beweisen, dass hier wirklich Goldplättchen gemeint sind: auch das gestickte Gewand des phrygisch gekleideten Paris auf einer andern Vase, auf welcher das Urtheil des Paris abgebildet ist, scheint einen ähnlichen Schmuck zu tragen. Namentlich behing man die phrygischen Mützen mit solchem Zierrath, wie es sehr deutlich an der Mütze des phrygisch gekleideten Chrysipp hervortritt, auf einem Bilde, welches Chrysipp's Raub durch Laios darstellt; auch die Mützen der dem

1) Athenaeus XII, p. 543 (ed. Dind. p. 1211).
2) Berliner Sammlung no. 1016.
3) Berliner Sammlung no. 1019.

Bellerophon in seinem Kampfe gegen die Chimaira zu Hilfe eilenden Amazonen sind ähnlich geschmückt [1]). Daraus erhellt, dass diese dem naiven Kindheitsalter eines Volks oder der entarteten Prunksucht eigene Abirrung des Geschmacks den asiatischen Stämmen eigen war.

Bei diesen finden wir in der That jede Art des Schmucks der im Kul-Obo Bestatteten wieder. Schon Homer singt, dass ein Führer der Karer, „mit Gold behängt wie ein Mädchen" in den Kampf zog [2]). Die assyrischen Könige, deren Tracht das Muster für die der medischen und mittelbar auch für die der persischen Herrscher bildete, trugen goldnes Geschmeide am Oberarm wie am Handgelenk [3]). Das Knäblein, welches Harpagos an Stelle des Kyros aussetzte, war mit Gold geschmückt, und dieses war der bei den Persern übliche Schmuck der Todten [4]). In der That fanden die Begleiter Alexanders im Grabe des wirklichen Kyros Halsbänder und Ohrgehänge von Gold und Edelsteinen [5]). Kambyses schickt dem Aithiopen-Könige Halsbänder von Golddraht und goldne Armbänder [6]); und in den Reliefs von Persepolis sind an der Tiara und den Armbändern des Königs Spuren vorhanden, dass sie mit Gold ausgelegt waren [7]). Demetrios Poliorketes trug purpurne mit Gold gestickte Kothurne; seine Chlamys war mit goldenen Sternen verziert; ein goldgesticktes Band, dessen Zipfel auf den Rücken herabhingen, umschlang seinen Hut: alles dieses führt Duris von Samos unter andern Beispielen für die Vertauschung griechischer Tracht mit persischer an [8]).

Auch war dieser Schmuck bei den Orientalen nicht ausschliesslich den Königen eigen. Dass die Leibwachen syrischer Fürsten goldene Schilde trugen, wissen wir aus dem alten Testament; und wenn Aischylos das Heer des Xerxes das „goldgeschmückte" nennt [9]), bedient er sich keines müssigen Beiworts. Denn die Perser, welche Mardonios auswählte, um die salaminische Schmach zu rächen, trugen

1) Die vier letzten Vasen sind in der hiesigen Sammlung no. 1003, 1020, 1010, 1022.

2) Hom. Il. II, 872.

3) Layard, Nineveh and its Remains II, p. 322.

4) Herod. I, 109. 111.

5) Arrh. Anab. VI, 29, 6. Strab. XV, c. 3.

6) Herod. III, 20.

7) Heeren, Ideen I, 320.

8) Athenaeus XII, p. 535 (ed. Dind. p. 1196).

9) Aeschyl. Pers. 9.

wirklich Halsketten und Armbänder von Gold [1]); es wird ausdrücklich erwähnt, dass die Griechen nach dem Siege bei Plataiai die gefallenen Perser dieses reichen Schmuckes beraubten, und dass die schlauen Aigineten, deren angeborener Handelsgeist auch inmitten der allgemeinen Siegesfreude die Gelegenheit zu vortheilhaften Geschäften nicht übersah, von den unwissenden Heloten, die viele Kostbarkeiten bei Seite gebracht hatten, die seltene Beute mit grossem Gewinn einkauften; und wenn Herodot den erstaunlichen Reichthum der Aigineten dieser klugen Benutzung des Augenblicks zuschreiben konnte [2]), so sieht man, dass die Sitte, selbst in der Schlacht goldenes Geschmeide zu tragen, bei den Persern nicht etwa auf wenige vornehme Personen eingeschränkt war. Auch die Perser, welche von den Bundesgenossen Athens in Sestos und Byzanz zu Gefangenen gemacht wurden, waren so reich mit goldenen Arm- und Halsbändern beladen, dass Kimon, der die Gefangenen vertheilen sollte, den Bundesgenossen die Wahl liess, ob sie den Schmuck oder die Menschen wollten, und dass die Griechen, die nach dem Golde griffen, ihn dieser Entscheidung wegen verlachten, — bis sich herausstellte, dass der kluge Athener für die Perser selbst von den Angehörigen derselben ein noch viel höheres Lösegeld erhielt [3]).

Es ist nun bekannt, dass die Perser, welche vor Kyros ein armes Bergvolk waren, die medische Tracht annahmen [4]); die Sarmaten aber waren medischen Ursprungs. Wir dürfen uns also nicht wundern, wenn wir bei den sarmatischen Nachbarstämmen des bosporanischen Reiches ebenfalls die Sitte wiederfinden, Hals und Arme mit goldenen Spangen zu schmücken und blanke Zierrathen auf die Gewänder zu heften. Treffen wir aber im Bosporos diesen orientalischen Prunk, so liegt die Vermuthung nah, dass er den Nachbarstämmen entlehnt, dass er sarmatischen Ursprungs ist. Unter den sarmatischen Stämmen wird speciell von den Aorsen erwähnt, dass sie goldenen Schmuck trugen.

Auch die Kopfbekleidung, die wir oben, dem gewöhnlichen Sprachgebrauche folgend, ungenau eine Mitra nannten, ist keine griechische, sondern eine mit geringen Abweichungen in West- und Central-Asien verbreitete Tracht. Sie war kegelförmig zugespitzt: der metallne Ring,

1) *ἄνδρας στρεπτοφόρους τε καὶ ψελιοφόρους.* Herod. VIII, 113.

2) Herod. IX, 80.

3) Plut. Cim. c. 9.

4) Herod. I, 135. III, 84. IV, 112. VII, 62 u. a. O.

welcher den obern Theil des Kopfschmucks der Königin im Kul-Obo bildet, hat nur 2½″ im Durchmesser [1]). So verengern sich nach oben die Kopfbedeckungen der assyrischen Könige auf den Sculpturen von Nimrud und Kujundschik [2]), und die bekannten phrygischen Mützen mit ihrer nach vorn geneigten Spitze. Die Perser und die meisten ihnen unterworfenen Völker, sogar die innerasiatischen, die Hyrkaner, Chorasmier und Baktrer trugen ebenfalls hohe spitze Mützen, deren äusserster Zipfel sich nach vorn neigte; die aufrechtstehende Tiara gehörte zu den Königsinsignien [3]) und zu den Eigenthümlichkeiten der Saken im heutigen Turan [4]).

Wenn sich nun auch die Griechen späterer Jahrhunderte in Bezug auf die Aneignung fremder und namentlich orientalischer Sitten schmiegsamer zeigten, als es in ihrem eigenen Interesse zu wünschen war, so ist doch in einer Zeit, in welcher die Abneigung gegen das Barbarenthum noch allgemein verbreitet war, eine so starke Abweichung von griechischem Wesen, wie sie der Inhalt des Aschenhügels bekundet, nur dann erklärlich, wenn durch eine Dynastie nichtgriechischen Ursprungs die seltsame Verschmelzung des Fremden und Griechischen befördert wurde. Die Spartokiden sind unzweifelhaft in ihrem Wesen recht gute Griechen geworden; sie liebten das Volk, seine Kunst, seine Wissenschaft, beherrschten die griechischen Städte mit weiser Milde, mit kluger Schonung des griechischen Stolzes; sie standen mit dem Centralpunkte des griechischen Lebens, mit Athen, in der innigsten Verbindung und waren sogar zum Theil Bürger Athens; sie wurden in Allem für Griechen gehalten und durch Heirathen mag auch viel griechisches Blut in ihre Adern gekommen sein; aber — sie waren trotz alledem nicht griechischen Ursprungs; sie führten, der heimathlichen Sitte getreu, den asiatischen Prunk in das bosporanische Reich ein, oder brachten ihn wenigstens dadurch in Schwung, dass sie den

1) Dubois V, 208.

2) Layard, Nineveh and its Remains II, 320.

3) Alexander erfuhr, dass Bessos die Tiara aufrecht trage, d. h. dass er sich die königliche Würde angemasst habe. Arrh. Anab. III, 25, 3, Vgl. VI, 29, 3. Der Scholiast zu Aristoph. av. 487, wo der Hahnenkamm mit dem Kopfputz des persischen Königs verglichen wird, bemerkt erläuternd: *παῖσι Πέρσαις ἐξῆν τὴν τιάραν φορεῖν, ἀλλ' οὐκ ὀρθήν, μόνον δὲ οἱ Περσῶν βασιλεῖς ἐχρῶντο.* Vgl. Suidas s. v. *Τιάρα.*

4) *Σάκαι δὲ οἱ Σκύθαι περὶ μὲν τῇσι κεφαλῇσι κυρβασίας ἐς ὀξὺ ἀπηγμένας ὀρθὰς εἶχον πεπηγυίας.* Herod. VII, 64. Dass mit dem Ausdruck *κυρβασία* auch ganz allgemein die persische Tiara bezeichnet wird, erhellt aus Herod. V, 49.

Ton angaben; sie konnten um so eher bei ihrer einheimischen Tracht bleiben, als auch die Griechen am Bosporos des rauhen Klima's wegen geneigt sein mussten, eine ähnliche sich anzueignen.

Wir berühren hier diese Frage nur so weit, als wir durch den Inhalt des Aschenhügels dazu veranlasst werden. Schon oben hoben wir hervor, dass das in vier Gruppen getheilte Bildwerk der Vase von Elektron Episoden aus dem Leben des hier beerdigten Königs darstellt. Seine Gestalt ist hier dreimal wiederholt; die Gesichtszüge, die Haartracht, die Kleidung sind stets übereinstimmend dargestellt. Aber das Gesicht ist kein griechisches. Das griechische Profil, überall leicht kenntlich, erscheint auch auf den Schmucksachen des Aschenhügels mehrmals in seiner ganzen Eigenthümlichkeit; namentlich klar bei den vier sitzenden Frauen auf dem Kopfschmuck der Königin und bei den Pallasköpfen. Dagegen hat der König eine starke, gebogene Nase; und der Charakter des Gesichts stimmt vollkommen mit dem der barbarischen Krieger überein, welche sowol auf diesem Bildwerk, als auf zahlreichen Goldblättchen dargestellt sind. Dieselbe Uebereinstimmung nichtgriechischen Wesens erkennt man in der Kleidung. Der König und der barbarische Krieger tragen einen kurzen Ueberrock nach Art der kaukasischen Bergvölker; enge, in die kurzen Stiefel gesteckte Beinkleider, die mit allerlei Zierrath versehen sind, — offenbar solchen beprägten Goldblättchen, wie sie in den Gräbern zahlreich gefunden werden. Dieselben engen Beinkleider tragen die Amazonen auf dem bereits erwähnten Vasengemälde. Der Künstler hat hier einen Kampf im Gebirge dargestellt; denn eines der kriegerischen Weiber ist im Begriff, von einem höher gelegenen Standpunkt aus einen Griechen mit einem Felsblock zu zerschmettern. Vermuthlich war diese Tracht den Bergvölkern eigen, während die Reitervölker der Steppe meist in den weiten Beinkleidern der Orientalen erscheinen, wie es namentlich an den beiden einhersprengenden Sarmaten, welche das Halsband des Königs schliessen, deutlich zu erkennen ist[1]). Der Krieger auf dem Elektrongefäss unterscheidet sich in Bezug auf die Form der Tracht von dem Könige nur hinsichtlich der Kopfbedeckung; der letztere trägt die königliche Binde, jener die spitze phrygische Mütze, die hinten und an den Seiten fast bis auf den Rücken und auf die Schultern hinabreicht. Die Kopfbekleidung der Amazonen auf dem erwähnten Bilde ist ganz

1) Sabatier giebt (Souvenirs de Kertsch, Pl. IV, no. 1) die Abbildung eines auf ein Goldplättchen geprägten sarmatischen Reiters, dessen weite Beinkleider deutlich mit goldenen Sternchen verziert sind.

ähnlich, nur dass der untere, herabhängende Theil der Mütze durch zwei Einschnitte in drei Zipfel getheilt ist. Die griechischen Gegner der Amazonen sind nackt; von der Schulter wallt der griechische Mantel; das Haupt ist durch den griechischen Helm geschirmt.

Im Aschenhügel hatte nur der metallne Schmuck der Kleidung dem Zahne der Zeit Widerstand geleistet, und dieser gehört nicht zur griechischen Tracht. Das Bildwerk der Elektronvase gewährt uns eine Vorstellung von dem durch die Jahrhunderte zerstörten Theile der königlichen Kleidung, und lehrt ebenfalls, dass diese nicht die griechische war.

Zur Vervollständigung des Berichts über die Entdeckungen im Aschenhügel bleibt uns noch übrig, des hölzernen Sarkophages zu gedenken. Er ist mit Malereien auf einem blass-violetten Grunde verziert. An jedem Ende der langen Wand ist ein von vier Schimmeln gezogener Triumphwagen dargestellt: auf jedem derselben eine geflügelte Nike; zwischen beiden Wagen, die sich entgegenfahren, befinden sich sieben Personen, vier Männer und drei Frauen, in griechischer Tracht, und lebhaftester Bewegung; die Köpfe sind entweder ganz, oder fast unkenntlich geworden. Um den zarteren Teint der Frauen darzustellen, hat der Künstler eine blass-rosenrothe Farbe gewählt, während Arme und Beine der Männer ziemlich gebräunt erscheinen; die Flügel der Siegesgöttinnen sind auffallend bunt. Sehr sonderbar nimmt sich unter den Figuren eine gravitätische Gans aus, voll stoischer Ruhe inmitten der Bewegung, an der ein Schwan mit besserm Verständniss der Situation Theil zu nehmen scheint. Die Bedeutung dieser Thiergestalten kenne ich nicht. Der Fries oben an der Holzplatte war mit den Figuren von Bogenschützen bemalt.

Die Särge, die man sonst in den Gräbern von Pantikapaion gefunden hat, sind ebenfalls meistentheils aus Holz, zuweilen aus Cedernholz [1]), namentlich aber aus Wachholder- oder Cypressenholz, und in ihrer Ausschmückung höchst mannigfaltig. Die einfachsten stehen wenigstens auf gedrechselten Füssen, wie die vierzehn Särge, die man 1841 in einem Gewölbe eines unweit der Zuckersiederei des Fürsten Cherche-Ulidsew belegenen Kurgans entdeckte. Sie standen je sieben in einer Reihe, und zwei darunter waren Kindersärge; die Gerippe lagen auf einer Bettung von Lorbeerblättern [2]). Das Grabmal rührt aus der Rö-

1) z. B. in den Katakomben auf dem Mithradates-Berge: E. v. Muralt, aperçu chronologique p. 31.

2) „Ueber die Alterthümer von Kertsch" in Erman's Archiv für wissenschaftliche Kunde Russlands, Bd. V. p. 497. 498.

merzeit her; denn auf ein Blättchen eines darin gefundenen goldenen Kranzes war das Bild des Kaisers Antoninus geprägt, mit der Umschrift MA. ANTONINUS AUG. TR.; doch bezeugen die Knochen von Vögeln und Schaafen, die Eierschaalen, Kastanien und Nüsse, die an den Seiten des Gewölbes gefunden wurden, dass die Todten noch mit heidnischen Gebräuchen bestattet sind.

Andere hölzerne Särge sind ganz mit schöner Schnitzarbeit bedeckt, wie die von Cypressenholz in den 1843 geöffneten Gräbern auf dem Wege nach der Quarantaine. Ebendaselbst fand man zwei Särge, die künstlich mit verschiedenfarbigem Holze ausgelegt waren, und einen, der mit erhabenem Bildwerk aus Gyps geziert war; es stellte Männer und Frauen in Verzweiflung dar, umgeben von tragischen Masken, Medusenhäuptern und anderm Zierrath [1]). Einen sehr schön gearbeiteten Sarg entdeckte Aschik 1839 im sogenannten Schlangenkurgan (bei dem alten Nymphaion), dessen Grabgemach ganz aus Steinen errichtet war; der Sarg war mit eingelegter Arbeit von Elfenbein, mit vergoldeten Karniesen und reichem Schnitzwerk geziert und rührt aus dem griechischen Alterthume; man fand neben ihm mehrere sogenannte etruskische Vasen [2]). Jünger, aus der Zeit des Augustus, aber auch noch in griechischem Geschmack gearbeitet, ist der schöne Sarg aus Wachholderholz, der sich in einem Grabhügel an der Strasse nach Glinitsche befand; er ruhte auf einem Fussgestell und sein Deckel war am Rande mit Alabasterfiguren, einem flötenspielenden Silen, Löwen u. dgl. geschmückt. Der Inhalt des Sarges erregte grosses Aufsehen: in ihm lag ein Mann, in ein wollenes mit Leinenzeug gefüttertes Gewand gehüllt, und auf ihm ein weibliches Gerippe in einem ledernen Gewande, mit angezogenen Knieen. Beide Gerippe trugen goldene Lorbeerkränze [3]). Aus der obscönen Vorstellung auf einer Thonlampe, die in demselben Grabe lag, den Schluss zu ziehen, dass hier eine Buhlerin beerdigt sei, wie die Entdecker des Grabes geneigt waren, ist von Köhne mit Recht als irrig bezeichnet worden; an grob sinnlichen Vorstellun-

1) „Neu entdeckte Alterthümer der Stadt Kertsch" in Erman's Archiv Bd. IV, p. 107. 408.

2) „Ueber die Alterthümer von Kertsch" in Erman's Archiv Bd. V, p. 497. Sabatier giebt (Souvenirs de Kertsch, Pl. VIII) eine schöne farbige Abbildung. Nach Aschik trug eine der den Sarg zierenden Figuren das römische Paludamentum.

3) „Köhne, die letzten Erwerbungen des Kaiserl. Museums der Eremitage", in den Mémoires de la société d'archéologie et de numismatique de St. Petersbourg, t. II, p. 407. 408.

gen nahmen die Griechen so wenig Anstoss, dass sie dieselben nicht nur sich zur Lust, sondern auch zu religiösen Zwecken fertigen liessen; und wenn hier eine Ehebrecherin — nur an eine solche wäre wol zu denken — mit ihrem Buhlen in schimpflicher Weise hätte beerdigt werden sollen, so hätte man ihre Häupter nicht mit goldenen Kränzen, ihren Sarg nicht mit seltener Arbeit geschmückt. Man legte mit Recht Werth darauf, dass die Vasen, Mischkessel und andern bedeutendern Geräthschaften, welche man den Todten mitgab, mit beziehungsreichen Bildern geziert waren; aber es war sicherlich nicht nothwendig, dass alle Malereien auf den in dem Grabe beigesetzten Gefässen, sogar die auf einer Thonlampe, eine Deutung auf das Leben des Verstorbenen zuliessen. Köhne erinnert daran, dass mehrere barbarische Völker die Sitte hatten, ihre Todten in einer so abweichenden Stellung zu beerdigen, und meint, dass die Frau aus barbarischem Stamme war und gewünscht hat, mit ihrem Manne nach ihrer heimischen Sitte bestattet zu werden. Es ist ganz richtig, dass man in sehr vielen heidnischen Grabhügeln die Gerippe in einer sitzenden Stellung gefunden hat, oder so, wie die sitzende Stellung durch den Druck der über dem Todten aufgethürmten Erde und durch das Vermorschen der unter dem Leichnam befindlichen Stützen verändert werden musste. Allein ich muss es dahingestellt sein lassen, ob hierdurch das düstre Geheimniss, das dieser Sarg vielleicht umschliesst, befriedigend aufgeklärt wird; nur eigene Anschauung könnte davon überzeugen, ob diese Erklärung überhaupt zulässig ist, oder ob der vorliegende Fall den tausend ähnlichen beizuzählen ist, in denen die abnorme Lage des Gerippes darauf deutet, dass zu früh Begrabene sich vergebens bemühten, den schweren Sargdeckel in feuchter Gruft zu heben.

Die Zahl steinerner Sarkophage ist nicht sehr beträchtlich; sie sind zuweilen aus dem Kalkstein, der bei Kertsch gebrochen wird, zuweilen aus Marmor. Unter den letztern befindet sich ein Sarg mit ganz vorzüglicher Bildhauerarbeit. Als die Flaggenstange der neuen Quarantaine an der Stelle, wo das alte Myrmekion stand, aufgepflanzt werden sollte, stiess man beim Graben zuerst auf weiche Erde, dann auf Schutt, endlich auf eine Platte von parischem Marmor, die, wie man sich bald überzeugte, einem Sarkophag von 8′ 3″ Länge, 3′ Breite und 1′ 9″ Höhe (ohne den Deckel) angehörte. Er befand sich an dem Eingange des Vorgemachs zu einer Grabkammer, die beide bereits geplündert waren; den schweren Marmorsarg hatten die ersten Entdecker, nicht ohne das schöne Bildwerk zu verstümmeln, nur bis zum Eingange rücken können. Namentlich die eine Längenseite ist stark beschädigt: links

stehen zwei griechisch bekleidete Männer vor einer sitzenden Frau, von den übrigen zahlreichen Figuren ist nur der untere Theil des Körpers, meist nur die Füsse erhalten; die Basis ist geschmackvoll gearbeitet und zeigt an den Ecken zwei spielende Liebesgötter. Auf der einen kurzen Seite hält ein Genius, der in der Mitte steht, zwei Gewinde von Trauben und andern Früchten, und über jedem der beiden Gewinde befindet sich auf einem mit Löwen bespannten Wagen ein geflügelter Eros; an den beiden Rändern stehen zwei Frauen, denen leider ebenfalls die Köpfe abgebrochen sind, und schliessen vortrefflich die anmuthige Darstellung. Auf der dritten Seite sitzt der Fürst, an der königlichen Binde kenntlich, die Arme, von denen der linke durch das Gewand halb verhüllt ist, übereinandergeschlagen, aufschauend zu einem vor ihm stehenden Krieger, hinter dem ein Ross sichtbar ist. Zwei andere Figuren, denen ebenfalls die Köpfe abgebrochen sind, vervollständigen die Gruppe, deren eigentliche Bedeutung uns durch die Verstümmelung der Köpfe verdunkelt ist. Die vierte Seite des Sarkophags war ganz zerstört. Die Basis ist überall gut gearbeitet, und an den Ecken mit den Figuren eines Hasen, Hundes, Löwen und Fuchses versehen. Neben dem Sarkophage lag der in Gestalt eines griechischen Divans gearbeitete Deckel: auf einem reich geschmückten Teppich ruhen ein Mann und eine Frau, beide stützen den linken Arm auf die Polster, die rechte Hand des Mannes ruht zärtlich auf der Schulter des Weibes; vor ihm liegt ein Buch. Beide Gestalten sind griechisch bekleidet, und die Arme der Frau mit Spangen geschmückt. Der Vandalismus der ersten Entdecker hat sich auch hier nicht enthalten können, den prächtigen Marmorbildern die Köpfe abzuschlagen; verschiedene Bruchstücke, namentlich von dem Bildwerk des Sarkophags, lagen zerstreut zur Seite, und Einzelnes war noch kenntlich, wenn auch für eine Wiederherstellung des Ganzen nicht hinlänglich. Die Arbeit des Kunstwerks wird von Allen, die es gesehen haben, als eine bewunderungswürdige bezeichnet, und die Abbildungen einzelner Theile bei Dubois überzeugen uns wenigstens, dass die Erfindung vortrefflich ist und dass das Werk sich durch natürliche Anmuth der Formen, wie durch die Rundung und Lebendigkeit der Gruppen gleichmässig auszeichnet [1]).

Aus dem Angeführten ersehen wir, dass der Wohlstand der bosporanischen Griechen auch für die Ausschmückung der Sarkophage

---

1) Dubois de Montpéreux V, 232—235. Atlas archéologique Pl. 26 fig. 1. 2. — Dorpater Jahrbücher für Literatur, Statistik und Kunst II, p. 476. — „Ueber die Alterthümer von Kertsch", in Erman's Archiv, Bd. V, p. 495.

die Mitwirkung verschiedener geübter Handwerker und Künstler in Anspruch nahm. Hier musste die geschickte Hand des Drechslers den Sarg mit künstlichem Schnitzwerk versehen, dort schuf ein geübter Tischler ein Meisterwerk von ausgelegter Arbeit in verschiedenen Holzarten oder in Elfenbein; der Thonbildner arbeitete Figuren und Rosetten und übergab sein Werk dem Maler oder Vergolder; der Maler selbst wurde zuweilen aufgefordert, den ganzen Sarg mit seinen Bildern zu schmücken; die Wohlhabendsten endlich riefen die Kunst des Bildhauers zu Hilfe, liessen den Sarkophag mit seinen Arbeiten in Alabaster oder Marmor zieren, oder das ganze Werk aus seiner Künstlerhand hervorgehen.

Eine eben so grosse Mannigfaltigkeit zeigen auch die irdenen Gefässe, die in Pantikapaion so allgemein verbreitet waren, dass sich hier noch ganze Schutthaufen von Urnenscherben mit dem etruskischen Firniss auf rothem Grunde zeigen; sie sprechen für die Ansicht Dubois', dass die mächtigen Lagen eines vorzüglichen Töpferthons, die sich vom Vorgebirge Ak-Burun bis vor die Thore der Stadt hinziehen, in Pantikapaion eine in grossartigem Maassstabe betriebene Fabrication irdener Gefässe hervorgerufen haben [1]). Doch fehlt, um diese Meinung zur Gewissheit zu erheben, der Nachweis, dass die Urnen Pantikapaion's aus demselben Thon gebildet sind, der sich in der Nähe der Stadt vorfindet.

In den Gräbern Pantikapaion's sind irdene Geschirre in solcher Anzahl gefunden worden, dass wir uns den Hausrath der Griechen mit ziemlicher Vollständigkeit zusammensetzen können. Graburnen mit ziemlich weitem Halse und zwei fast senkrecht auf die bauchige Wölbung herabsteigenden Henkeln; schlanke unten spitz zulaufende Amphoren; grosse Krüge zum Schöpfen des Wassers am Brunnen, meist mit drei Henkeln; ferner grosse bauchige Gefässe mit sehr engem Halse, in deren geräumiger Wölbung Flüssigkeiten kühl aufbewahrt werden konnten; andere kleinere mit einer Gussröhre; dann kleine Fläschchen von anderthalb bis zwei Zoll Höhe, meist sehr zierlich gearbeitet, die man früher Thränenfläschchen nannte, und die noch zuweilen einen von ihrem frühern Inhalt herrührenden Bodensatz enthalten, aus welchem hervorgeht, dass sie ebenfalls zum Aufbewahren flüssiger, wahrscheinlich wohlriechender Substanzen dienten; endlich eine Fülle von Schaalen und Schüsseln, in allen Formen und in der verschiedensten Grösse; thönerne Lampen u. s. f. — Alles ist jetzt in so reicher Auswahl vor-

1) Dubois V, 181.

handen, dass wir uns besonders auf diesem Gebiet mit der Erwähnung desjenigen begnügen müssen, was auf den Stand der Kunst bei den Bosporanen Licht wirft, oder für ihre Geschichte und ihre Gebräuche von Bedeutung ist.

Ein grosser Theil dieser Gefässe gehört in die Klasse der sogenannten etruskischen, d. h. sie sind aus einem feinen rothen Thon, der durch das Brennen sehr leicht wird, gebildet und mit einem schwarzen Firniss entweder ganz, oder so überzogen, dass Figuren, Arabesken, Blumengewinde in der ursprünglichen Farbe des rothen Thons zurückgeblieben sind. Verzichtete man auf solche Verzierungen, so konnte man das Gefäss einfach in die schwarze Flüssigkeit tauchen; man erkennt in diesem Falle noch zuweilen, wie der Lack hier und da in schweren Tropfen herabgeflossen ist. Sollte das Geräth dagegen mit Darstellungen versehen werden, so bedeckte man wahrscheinlich diejenigen Stellen, die von dem Lack verschont bleiben sollten, mit einem Modell, überzog dann das Uebrige bequem mit dem glänzenden Firniss, und führte schliesslich die nun in ihren äussern Umrissen vorhandenen Bilder genauer aus, indem man durch Linien von demselben Firniss die Gliedmassen der Figuren, die Falten der Gewänder, zuweilen auch den Schatten andeutete, auch wol hier und dort noch eine andere Farbe auftrug. Ja es zeigen sich deutliche Spuren, dass zuweilen auch die Gewänder der Figuren, die Guirlanden und Reliefs vergoldet wurden[1]).

Was nun die Darstellungen selbst betrifft, so zeigen sich auf den Graburnen meistens zwei hinsichtlich des Gegenstandes wie der künstlerischen Ausführung sehr von einander abweichende neben einander. Ausser Scenen aus dem häuslichen Leben, aus der Mythologie, kriegerischen Darstellungen, finden sich auf diesen Urnen wiederholt Gruppen abgebildet, die mit sehr geringen Abweichungen stets densel-

1) Vgl. Dorpater Jahrbücher für Literatur, Statistik und Kunst Bd. II, p. 288; Bd. III, p. 569. 570; Bd. IV, p. 284. — Bulletin de la société d'archéologie et de numismatique de St. Petersbourg 1848, p. 9. Auch während Becker's Anwesenheit in Kertsch, im Jahre 1852 wurde eine polychromatische Vase mit einem wie es scheint historischen Gemälde gefunden. Zwei mit Schildern versehene Männer kämpfen gegen zwei Schlangen (Eingeborne?): „der zur Linken stehende wird von der einen Schlange schon umstrickt und ist im Sinken: der Mann zur Rechten, dessen graziöser Kopf mit der phrygischen Mütze geschmückt ist, wehrt sich dagegen mit aufgehobenem Messer muthig gegen die auf ihn eindringende, in der Mitte der beiden Krieger sich erhebende Schlange und scheint als Sieger aus dem verzweifelten Kampfe hervorzugehen. Die Malerei der ganzen Gruppe ist mehrfarbig, die phrygische Mütze namentlich gelb, so wie auch die innern Riemen an den Schilden." Becker in Erman's Archiv XIII, p. 336. 337.

ben Charakter tragen. Vor einem Altar in Form einer abgestumpften Pyramide befinden sich zwei oder mehrere Personen, entweder ganz nackt, oder mit einem weiten bis auf die Füsse hinabreichenden Mantel bekleidet, dessen Zipfel über die Schulter geworfen ist; ihr Haupt ist unbedeckt; nur einige Personen, und zwar stets diejenigen, welche den ehrfurchtsvoll um sie Versammelten einen Vortrag zu halten scheinen, tragen im Haar eine schmale weisse Binde, sehr selten einen Lorbeer- oder Myrthenkranz. Oft haben die Personen auch einen weissen Stab in der Hand. Die Handlung ist höchst einfach. Die Personen hören einem Vortrag zu, oder sie reichen sich die weissgemalte Bürste oder andere mit mystischen Zeichen versehene Gegenstände dar, oder sie bewegen sich langsam in feierlicher Procession. Alles geschieht mit äusserster Würde: offenbar sind hier religiöse Ceremonien dargestellt, und Dubois zieht aus dem Umstande, dass die Tracht der mitwirkenden Personen völlig mit derjenigen übereinstimmt, in welcher die in feierlicher Procession einherziehenden Gestalten auf dem oben erwähnten Altar der Demeter dargestellt sind, den Schluss, dass die geschilderten Vasengemälde sich auf den geheimnissvollen Dienst dieser Göttin beziehen [1]). Vergleicht man diese Bilder in künstlerischer Beziehung mit den auf denselben Urnen befindlichen und viel sorgfältiger ausgeführten Darstellungen der weltlichen Dinge, so überzeugt man sich leicht, dass es bei der ersten Art nicht auf ansprechende künstlerische Leistungen, sondern lediglich auf eine flüchtige Andeutung thatsächlicher Verhältnisse durch eine mit der Zeit geläufig und jedem Griechen auch in den rohesten Umrissen verständlich gewordene Symbolik abgesehen war.

Der Stoff für die andern Vasengemälde ist zum Theil den Vorstellungen und Gebräuchen entlehnt, die allen Griechen gemein waren; so sieht man auf einer Vase die drei Parzen mit ihren Attributen, in vergoldeten Gewändern [2]); auf einer andern Bakchos, dem zwei Eroten in Begleitung einer Bakchantin und des flötenspielenden Marsyas die Ariadne zuführen [3]); auf einer dritten einen mit Lorbeer umkränzten Helden, dem andere Personen ihre Huldigungen darbringen; auf einem

1) Dubois V, 166—174.

2) Dorpater Jahrbücher für Literatur, Statistik und Kunst, II, 288.

3) Kühne, die letzten Erwerbungen des Kaiserlichen Museums der Eremitage, in den Mémoires de la société d'archéologie et de numismatique de St. Petersbourg II, p. 410. Im J. 1852 sind drei Vasen mit schönen bakchischen Darstellungen gefunden worden. Becker in Erman's Archiv XIII, S. 343.

vierten Bilde ist ein Stier dargestellt, der zum Opfer geführt wird [1]). Dergleichen Bilder hatten ein allgemeines Interesse für alle Griechen; uns sind diejenigen wichtiger, welche ihren Stoff aus den Sagen, deren Schauplatz in dem skythischen Norden lag, oder aus den Kämpfen der bosporanischen Griechen gegen ihre barbarischen Nachbarn entlehnten. Denn hier spricht oft eine starke Wahrscheinlichkeit dafür, dass wir Werke einheimischer Künstler vor uns haben, und ausserdem geben sie uns über die Tracht der Barbaren und ihre Bewaffnung erwünschte Aufschlüsse. Und solche Darstellungen sind auf den bosporanischen Urnen überaus häufig: Kämpfe zwischen Arimaspen und Greifen; der Kampf eines Greifs gegen eine Frau, der auf die Anstrengungen Panti-kapaions gegen die kriegerischen Weiber einiger Sarmatenstämme deutet; und Kämpfe zwischen Griechen und Amazonen scheinen ein Gegenstand gewesen zu sein, den die am Bosporos heimischen Künstler mit besonderer Vorliebe behandelten [2]). Die Kämpfe der Amazonen spielen zwar auch in die allgemeine griechische Sagengeschichte hinüber, und die Künstler des eigentlichen Hellas zogen das kriegerische Frauenvolk ebenfalls häufig in den Kreis ihrer Darstellungen; aber sie benutzten den Stoff, in diesen Frauengestalten das Ideal höchster Schönheit im Bunde mit Muth und Kraft zu verkörpern, und wichen schon deshalb aus künstlerischen Rücksichten zuweilen von der nationalen Tracht der kriegerischen Weiber ab, mit denen die bosporanischen Griechen auf ihren Feldzügen gegen die Sarmatenstämme der nordkaukasischen Steppen zu kämpfen hatten. Auf den bosporanischen Urnen ist dieses nicht der Fall; ihre Abbildungen sind vermuthlich von Künstlern angefertigt, die hier heimisch und mit den thatsächlichen Verhältnissen vertraut waren. Die Tracht der Amazonen ist hier überall im Wesentlichen dieselbe und dem Geist und Geschmack des medo-sarmatischen Stammes entsprechend. Sie ist auf der von Dubois gelieferten Abbildung eines von uns schon erwähnten Vasengemäldes, welches den Kampf dreier Griechen gegen drei Amazonen im Gebirge darstellt, besonders deutlich. Von der spitzen Mütze mit den auf Nacken und Schultern herabhängenden Zipfeln haben wir oben schon gesprochen; eine ganz ähnliche tragen die sarmatischen Krieger auf dem schönen Elektronge-

1) Dubois V, p. 158. 150.

2) Solche Scenen sind namentlich auf einigen sehr gerühmten, in den Jahren 1846 und 1847 gefundenen Vasen dargestellt, die Köhne erwähnt, Bulletin de la société d'archéologie et de numismatique de St. Petersbourg 1848. p. 11; und auf andern, die 1852 entdeckt und von Becker (in Erman's Archiv XII. S. 344.) kurz beschrieben sind.

fäss des Aschenhügels; und noch jetzt ist diese Kopfbekleidung bei mehreren kaukasischen Bergvölkern gebräuchlich. Der Rock der Amazonen reicht nicht bis zum Knie, wie es durch ihre Gewohnheit, das Ross zu besteigen, bedingt ist; er ist vorn offen, wird durch einen Gürtel zusammengehalten, und gleicht im Schnitt dem der Ossen und anderer Kaukasier; doch ist er zierlicher, weiter und faltenreicher. Man erkennt auf dem Bilde deutlich, dass er mit vielen runden Plättchen besetzt ist, unzweifelhaft solchen Goldblättchen, wie sie in den bosporanischen Grabhügeln gefunden werden und wie sie auch auf der Kleidung des auf dem obenbeschriebenen Elektrongefässe dargestellten Königs und Kriegers erscheinen. Zwei Amazonen tragen auch dieselben engen, ebenfalls mit Goldblättchen besetzten Beinkleider; die dritte hat Beinschienen, aus Schuppen von Horn oder Metall. Ihre Halbstiefel reichen kaum über die Knöchel, also nicht so weit, wie die Soldatenstiefel der Figuren auf dem Elektrongefäss. Von dem Schilde einer dieser Amazonen sehen wir die innere Seite; er ist geflochten, aus Ruthen oder dünnen Stäben; man erkennt sehr scharf das Getäfel des korbartigen Flechtwerks; solche Schilde trugen die stammverwandten Perser[1]). Das ist die gewöhnliche Tracht der Amazonen; zuweilen erscheinen sie auch im Schuppenpanzer, der nach Ammian den Sarmaten eigenthümlich ist; ihre Hauptwaffen sind die Streitaxt und der Bogen[2]).

Ausser diesen bemalten Vasen waren in Pantikapaion noch irdene Gefässe mit halberhabenen Arbeiten in Thon gebräuchlich. Diese konnten entweder, namentlich bei schüsselförmigen Gefässen, vermittelst einer Form ausgeführt werden; und man findet auch solche Arbeiten in Pantikapaion; zuweilen sind diese Geräthschaften noch nachträglich mit einem Fusse versehen, der nicht selten einen Theil der durch die Form eingedrückten Verzierungen bedeckt. Aber auf andern Vasen und Amphoren sind die Reliefs besonders gearbeitet und nachträglich auf das Gefäss geleimt. Dubois beschreibt eine solche Vase, deren Reliefs den Tod des Priamos darstellen[3]). Priamos hat sich an den Altar geflüchtet, streckt flehend seine Arme dem rauhen Pyrrhos entgegen, der ihn mit der Linken bei den Haaren ergreift und ihn mit der Rechten zu durchbohren trachtet. Die unglückliche Hekuba, von

1) Her. VII, 61.: γέρρα.

2) Ueber die alten Darstellungen von Amazonen, auch im eigentlichen Hellas, spricht ausführlich Köhne in dem Aufsatz „über die grossen Silbergefässe des Kaiserlichen Museums der Eremitage" in den Mémoires de la société d'archéologie et de numismatique de St. Petersbourg, I, 25—42.

3) Dubois V, 160. u. f.

einem andern Griechen verfolgt, sucht an demselben Altar Rettung. Der Künstler hatte diese Darstellung in zwei Gruppen gearbeitet, die bei dem Aufleimen auf das Gefäss nicht ganz genau an einander gefügt sind. In neuerer Zeit hat man mehrere so gearbeitete Gefässe gefunden, mit vielen Figuren; auf einem derselben, welches dem Künstler vorzüglich gelungen ist, wird Aphrodite von den Chariten, zwei Eroten, Iris und Hebe geschmückt; auf andern ist der Kampf Apolls mit Marsyas, ein Frauenbad, der Kampf der Lapithen und Kentauren, und — am Bosporos ein unvermeidlicher Gegenstand, — die Kämpfe der Griechen gegen Amazonen dargestellt [1]).

Häufig hat man sich nicht mit den einfachen, halberhobenen Thonbildern begnügt, sondern dieselben mit verschiedenen Farben bemalt und theilweise vergoldet. So auf einer Vase, deren Bildwerk allerdings der Vorliebe der bosporanischen Griechen entspricht, die aber doch von einem athenischen Künstler, Xenophantos gearbeitet ist, — er hat seinen Namen am Halse des Gefässes eingravirt — und in Einzelnheiten von der am Bosporos üblichen Darstellungsweise nicht unerheblich abweicht. In der Mitte der Gruppe erblickt man, in roth bemalten Figuren, einen mit der sarmatischen spitz zugehenden Mütze, dem sarmatischen Rock und einem Mantel bekleideten bärtigen Barbaren auf einem von zwei Schimmeln gezogenen zweiräderigen Wagen, damit beschäftigt, mit der Lanze einen schwarzen Eber zu verfolgen. Rechts greift ein ähnlich bekleideter Sarmat, dessen Mitra vergoldet ist, einen blauen Greif mit einem gehörnten Löwenkopf an; Hörner, Mähnen und Flügel des Greifs sind ebenfalls vergoldet. Das Thier wird weiter rechts noch von zwei andern Barbaren angegriffen, von denen der eine einen Speer mit vergoldeter Spitze, der andere einen vergoldeten Bogen trägt. Links von dem Wagenlenker wird ein anderer blauer Greif mit vergoldeter Mähne und einem Adlerkopf ebenfalls von zwei Barbaren, die mit Schild und Lanze bewaffnet sind, in die Enge getrieben. Ueber dieser ganzen Gruppe befindet sich eine zweite, ähnlichen Inhalts. Ein Reiter will eine vor den Füssen seines Pferdes liegende Hirschkuh durchbohren; rechts davon sind um eine vergoldete Hirschkuh, die bereits von einem blauen Hunde überwältigt ist, drei Barbaren beschäftigt, von denen der eine sich bemüht, den Hund von seiner Beute los zu machen; auch hier sind Bogen und Lanzen vergoldet. Links von dieser Gruppe streckt ein bärtiger alter Mann die rechte Hand einem Jünglinge entge-

1) Bulletin de la société d'archéologie et de numismatique de St. Petersbourg 1848, p. 9. 10.

gen, der sich anstrengt, einen Jagdhund an einem goldenen Halsband zurückzuhalten. Noch weiter links erscheint ein bärtiger Barbar, mit einer Streitaxt bewaffnet und mit der Linken Befehle ertheilend. Es ist bemerkenswerth, dass fast neben alle diese Figuren ihre Namen gesetzt sind, Aerokomas, Seisames, Areios, Atramis u. s. w. Hinter den Gestalten sind eine Palme, mehrere Lorbeerzweige mit vergoldeten Früchten und zwei Säulen dargestellt. Dieses Bildwerk ist durch eine geschmackvolle Einfassung von einem andern aus kleinen vergoldeten Figuren bestehenden und in fünf Gruppen getheilten abgesondert, welches gleichfalls auf die Vase geleimt ist. Dreimal ist hier ein zweiräderiger Wagen gebildet, den geflügelte Siegesgöttinnen führen; ihm folgt jedesmal ein behelmter Krieger, der seinen Bogen spannt, und zweimal auch noch ein nackter und wie es scheint verwundeter Gefangener, der auf die Knie sinkt. Rechts kämpft Pallas gegen einen Giganten, links ein Kentaur gegen einen Griechen, der dem Ungethüm das Schwert in die Brust stösst [1]). — Selbst wenn der Künstler seinen Namen und Geburtsort nicht angegeben hätte, würden wir nicht zweifeln können, dass das Werk aus griechischen Händen hervorgegangen ist; das Bildwerk der ersten Abtheilung bewegt sich innerhalb der Vorstellungen der Bosporanen; das der zweiten ist rein griechisch; aber die bunte Ausführung zeigt auch hier die Einwirkung orientalischer Sitte.

Dass im bosporanischen Reiche Künstler lebten, aus deren Werkstätten dergleichen Arbeiten hervorgingen, wird auch durch den Umstand wahrscheinlich, dass man sowol in andern Grabhügeln als auch namentlich in demselben, in welchem die Vase mit dem Tode des Priamos entdeckt wurde, zahlreiche Figuren von gebrannter Erde gefunden hat, die nach Dubois' Meinung geeignet waren, irdenen Gefässen in der eben beschriebenen Weise angefügt zu werden. Die Thonfiguren aus dem zuletzt erwähnten Grabe sind von sehr verschiedenem Werth, und nach den Abbildungen bei Dubois zu schliessen, noch nicht einmal vollendet; denn von einem Thonkünstler, der Aphroditeköpfe formte, wie die bei Dubois dargestellten, ist nicht vorauszusetzen, dass er durch die unförmlichen Arme jener Figuren sich hätte befriedigen lassen. Die Verwendung dieser Thongestalten ergiebt sich daraus, dass sie einen platten Rücken und in demselben ein Loch haben, so dass sie sowol an Sarkophagen und verschiedenem Hausgeräth befestigt, wie auf Thongefässe aufgeleimt werden konnten. Sollten die Figuren mit verschie-

1) Bulletin de la société d'archéologie et de numismatique de St. Pétersbourg 1848. p. 7—9.

denen Farben bemalt werden, so überzog man sie wol zunächst mit dünnem Gyps — auch in dieser Gestalt sind sie gefunden worden — und benutzte diese Operation zugleich, die rohere Thonarbeit sauberer zu vollenden [1]).

Es ist aus den Berichten über die Ausgrabungen bei Kertsch nicht zu ersehen, ob auch andere hier aufgefundene Thonbilder durch ihre Form zu dem Schlusse berechtigen, dass sie zu demselben Zwecke bestimmt waren. Im Jahre 1843 fand man in einem Grabhügel acht thönerne Statuetten, die verschiedene Barbaren, Waldgötter, einen Knaben mit einer Ziege und andere Gegenstände darstellen und deren Arbeit sehr gerühmt wird [2]); und später sind einige Thonfiguren sogar für werth gehalten worden, in das kaiserliche Museum der Eremitage befördert zu werden [3]). Auch neuerdings, im Jahre 1852, fand man die Statuette einer Matrone in ganzer Figur und reichem Gewande, die Larve eines Fauns, und in zwei Exemplaren eine Gruppe: Amor, die Psyche küssend, — Werke, die nach Becker's Urtheil von grosser Kunstfertigkeit zeugen [4]). — Mögen diese Figuren nun zur Verzierung anderer Gegenstände bestimmt gewesen oder als besondere künstlerische Leistungen, vielleicht als Modelle, erste Entwürfe, die später in härterm Stoff und grösserem Maassstabe ausgeführt werden sollten, zu betrachten sein: es ist nicht wahrscheinlich, dass man Bildwerk von so gebrechlichem Stoffe, von untergeordnetem Werth, und zuweilen sogar unvollendet, nach dem Bosporos eingeführt hat; vielmehr spricht der Umstand, dass man dergleichen Figuren meist in grösserer Anzahl in den Grabhügeln vereinigt, zuweilen dieselben in mehreren Exemplaren gefunden hat, für die Ansicht, dass der Wohlstand der bosporanischen Griechen das Aufblühen einheimischer Kunstwerkstätten begünstigt hatte.

Es kann nicht unerwähnt bleiben, dass man in einem Grabhügel, der zuverlässige Spuren eines hohen Alters an sich trug, auch ein kleines Gefäss von weissem Porzellan mit bauchigen verticalen Streifen und groben farbigen Zierrathen gefunden hat [5]). Der hölzerne Sarg in

1) Dubois V, 150. 163. 164.

2) „Neu entdeckte Alterthümer der Stadt Kertsch", in Erman's Archiv IV, p. 409.

3) v. Köhne, „die letzten Erwerbungen des kaiserlichen Museums der Eremitage", a. a. O. II, p. 410.

4) Becker, in Erman's Archiv XIII, S. 341.

5) „Neu entdeckte Alterthümer der Stadt Kertsch", in Erman's Archiv Bd. IV, p. 408.

diesem Grabe war längst in Staub zerfallen, und selbst die Gebeine des Todten mit Ausnahme einiger Theile des Schädels fast gänzlich vermodert; ein Goldblättchen trug den Abdruck einer Münze des Königs Eumelos, der von 309—304 v. Chr. Geburt regierte. Das Grab ist demnach unzweifelhaft alt und griechisch, und jener Fund beweist, dass Porzellansachen den bosporanischen Griechen nicht unbekannt waren, wenn sie auch wenig im Gebrauch sein mochten.

Eine Erwähnung der bei Pantikapaion gefundenen Gefässe und Geräthschaften aus anderem Stoff, aus Metall, gefärbtem Glase, Alabaster, glauben wir umgehen zu dürfen, da diese Art des Hausgeräths für die Geschichte weniger bedeutend ist und der Bericht über den Inhalt des Aschenhügels hinlänglich gezeigt hat, dass es in den Gräbern Pantikapaion's an Schaalen und Kesseln, an Trinkgeschirren in den verschiedensten Formen, an Metallspiegeln u. dgl. nicht fehlt. Dagegen scheint uns ein kurzer Ueberblick über die aufgefundenen Schmucksachen geeignet, auf die Verbreitung des Wohlstandes unter den bosporanischen Griechen ein Licht zu werfen. Es ist nicht selten geschehen, dass man den Todten einen goldenen Kranz oder eine goldene Binde auf das Haupt drückte. In einer Gruft fand man drei solcher Kränze, darunter einen goldenen Lorbeerkranz an silbernem Reifen mit einem erhoben gearbeiteten Medusenkopfe [1]); auf einer andern Kopfbinde scheint der Raub der Proserpina dargestellt zu sein, ein Mythos, den wir für die Grabdenkmäler dieser Stadt schon einmal benutzt fanden. Einen eigenthümlichen Kopfschmuck, einen Strauss, aus fünf Aehren und Blättern bestehend, von Elektron, entdeckte man in einem Grabhügel der Quarantainegruppe auf dem Haupte eines Gerippes [2]). Die goldenen Ohrgehänge sind sehr mannigfaltig gearbeitet: man fand Ohrringe in Filigranarbeit, andere mit Berlocken und Kettchen, das Gehänge entweder mit Edelsteinen, wie Granaten und Türkisen [3]), oder mit Bildwerk, Amoretten u. dgl. geziert. Unter den in neuerer Zeit gefundenen Ohrringen, bemerkt Herr v. Köhne, „befinden sich mehrere mit Luchsköpfen, welche mit besonderm Ausdruck wiedergegeben sind und bisher noch nicht vorgekommen waren; andere sind mit Löwenköpfen verziert und gleichen denen, welche man im eigentlichen Griechenland wie in Italien öfter gefunden hat; noch andere haben die Gestalt zierlicher hinten übergebogener Liebesgötter; von dem einen

1) „Ueber die Alterthümer von Kertsch" in Erman's Archiv V, p. 498. 499.
2) Dorpater Jahrbücher der Literatur, Statistik und Kunst, Bd. IV, p. 284.
3) „Ueber die Alterthümer von Kertsch", in Erman's Archiv V, p. 498.

derselben hängt eine in Gold gefasste Kugel von weissem Steine herab, von dem andern ein Rad von Gold [1])". Unter den Halsbändern verdienen ausser den im Aschenhügel entdeckten mehrere in Filigranarbeit erwähnt zu werden; eines derselben hat an seinem untern Rande eine Verzierung in Gestalt von Pfeilspitzen; Köhne rühmt eine neuerdings gefundene zierliche Kette mit einem gehörnten Löwenköpfchen an jedem Ende, und eine zweite aus ovalen goldnen Perlen; eine dritte besteht theils aus facettirten Goldperlen von Erbsengrösse, theils aus kleinen länglichen Röllchen, zwischen denen goldene Blümchen mit Email angebracht waren. Auch Perlen von Glas und Chalcedon sind vorgekommen. [2]) Die goldenen Armbänder sind theils ebenfalls in Filigranarbeit, theils massiv mit Bildwerk, Darstellungen der Aphrodite, des Eros u. dgl. [3]); im Jahre 1833 entdeckte man auch zwei bronzene Armbänder mit goldenen Widderköpfen an den Enden [4]). Selbst unter den aufgefundenen Nadeln sind mehrere nicht ohne künstliche Arbeit; zwei goldene 4 Zoll lange Brustnadeln, aus einem Grabhügel der Quarantainegruppe, sind mit Köpfen und eine ausserdem mit drei goldenen Kettchen versehen [5]); eine zerbrochene silberne enthält einen Stein, auf den ein Kopf gravirt ist, eine goldene einen Stein mit dem Bilde eines Schmetterlings [6]). Auch bei den Agraffen und Schnallen hat man den Werth des edlen Metalls theils durch kostbare Steine (Türkise), theils durch künstliche Arbeit zu erhöhen gewusst; eine grosse Gürtelagraffe trägt einen Hermeskopf, und Köhne rühmt eine zierliche silberne Fibula in Gestalt eines Hundes [7]). Am interessantesten und reichhaltigsten ist natürlich die aus den Gräbern gewonnene Sammlung goldener Ringe. Sie sind mit geschliffenen Edelsteinen, namentlich Granaten [8]), häufiger noch mit geschnittenen versehen, und unter den letztern befinden sich schöne Kunstwerke. In einem Grabhügel der Qua-

1) „Köhne, die letzten Erwerbungen des Kaiserlichen Museums der Eremitage", a. a. O. vol. II, p. 409.

2) Dorpater Jahrbücher Bd. III, p. 569. 570. Dubois V, 140. 141. 148. Köhne a. a. O.

3) Erman's Archiv V, p. 498. 500. IV, p. 409.

4) Dorpater Jahrbücher Bd. II, p. 288.

5) Dubois V, 148. Dorpater Jahrbücher III, 569. In einem Grabe bei Jenikale hat man eine goldene Nähnadel von 4½" Länge gefunden. E. v. Muralt, aperçu chronologique p. 29. not. 82.

6) Dubois V, 141.

7) Erman's Archiv V, p. 500. Dorpater Jahrbücher III, 569. Dubois V, 148. Köhne, a. a. O. p. 410.

8) Dorpater Jahrbücher IV, 284. Erman's Archiv V, p. 498.

rantainegruppe fand man drei solcher geschnittenen Carneole, die einen Kopf, einen liegenden Löwen und zwei Eulen darstellen. Männliche und weibliche Köpfe und liegende Löwen erscheinen häufiger wieder; aber man fand auch Steine mit einem Hunde, mit den Köpfen der Psyche, der Aphrodite, mit den Gestalten der Here, des Hermes, bald in erhabener, bald in vertiefter Arbeit. Besonders gerühmt werden in künstlerischer Hinsicht eine Pallas, eine nackte Aphrodite und ein Topas mit dem Bilde des olympischen Zeus [1]).

Schon dieser kurze Ueberblick über die Mannigfaltigkeit und den Kunstwerth der in den Gräbern Pantikapaions entdeckten Alterthümer wird uns die Ueberzeugung verschafft haben, dass die Bewohner dieser alten griechischen Hauptstadt durch thätige Benutzung der ausserordentlich günstigen commerciellen Verhältnisse zu einem Wohlstand gelangt waren, der ihnen erlaubte, einen an orientalischen Prunk streifenden Luxus zu entwickeln, und die Geschicklichkeit zahlreicher Künstler in Holz, Thon, Gyps, Elfenbein und edlen Metallen, griechischer Maler, Bildhauer und Steinschneider für die Befriedigung der auf die Ausschmückung des Lebens gerichteten edleren Bedürfnisse zu benutzen. Und um die historische Bedeutung dieser merkwürdigen Entdeckungen nicht zu unterschätzen, muss man nie vergessen, dass hier die Nachforschungen erst seit wenigen Decennien im Interesse der Wissenschaft geleitet werden, dass erst ein Theil der Gräber untersucht ist, dass bereits im Mittelalter Genueser, Venetianer und Tataren viele Grabhügel mit gutem Erfolge nach Schätzen durchwühlt und die Ausbeute verschleudert haben, dass selbst in den letzten Jahrhunderten Vieles in die Hände von Privatleuten übergegangen und der allgemeinen Kenntniss entzogen ist, und dass Anderes, trotz der vom Gouvernement angeordneten Fürsorge, durch den unglaublichen Vandalismus der Entdecker sofort zerstört wurde. Hommaire de Hell sah mit eigenen Augen, dass die bei den Ausgrabungen beschäftigten Soldaten an einem Feuer sich wärmten, welches sie mit den kostbaren Fragmenten eben entdeckter Sarkophage nährten [2]).

Wir schliessen an diesen Bericht über die Schätze des classischen Bodens noch die Namen der in unmittelbarer Nähe Pantikapaion's am kimmerischen Bosporos gelegenen Ortschaften. Eine starke halbe Meile jenseits der Metropole [3]) erhob sich das von vielen Schriftstellern er-

1) Dubois V, 141. 148. 149. Dorpater Jahrbücher III, 569. Köhne a. a. O. p. 409. Erman's Archiv Bd. IV, p. 409. XIII, S. 341.

2) Hommaire de Hell II, p. 508.

3) Nach Strabon 20 Stadien, nach dem Schiffstagebuch 25 Stadien.

wähnte Städtchen Myrmekion [1]), nicht weit von der Stelle, wo jetzt die russische Quarantaine liegt. Bei dem Bau der letztern stiess man auf das Fundament eines alten Gebäudes, in welchem man noch die aus Ziegeln gemauerten Basen fand, auf denen die Säulen ruhten, vier auf einer Seite und je drei auf den beiden darauf senkrecht stehenden; der innere Raum war durch Mauern, die noch in einer Höhe von einem Fuss erhalten waren, in mehrere Gemächer getheilt [2]). Deutlicher sprechen für die Existenz einer alten Ansiedelung an dieser Stelle die zahlreichen, oben bereits mehrmals erwähnten Grabhügel, und mehrere zum Theil mit grosser Mühe in den Felsen gearbeitete Brunnen [3]). Das Städtchen war alt: der erste Geograph, der es erwähnt, ist Skylax.

An der schmalsten Stelle des Bosporos, nach Strabon 40 Stadien von Myrmekion entfernt, lag Parthenion. Es wird auch von Ptolemaios erwähnt, der Myrmekion nur als Vorgebirge anführt; aber es ist zweifelhaft, ob beide Schriftsteller einen andern Ort meinen, als das in dem Schiffstagebuche verzeichnete Porthmion, welches zwar 60 Stadien von Myrmekion entfernt sein, aber ebenfalls an der schmalsten Stelle des Bosporos liegen soll. Der letztere von Stephanos bestätigte Name entspricht der Situation und ist vermuthlich der richtige. Wir werden den Ort in der Nähe der Landspitze nördlich von Jenikale suchen müssen. Bei der zuletzt genannten Festung selbst, unfern der Kirche, wurde am Ende des vorigen Jahrhunderts ein in den Stein gearbeitetes griechisches Grab gefunden, in welchem sich eine thönerne Vase befand [4]).

Plinius und Mela erwähnen am kimmerischen Bosporos noch ein Städtchen Hermisium [5]); es ist aber nicht einmal ersichtlich, ob es im Norden oder Süden Pantikapaion's lag.

Die Küsten der Maitis.

Das Staunen, welches die Griechen ergriff, wenn sie zum ersten Mal den thrakischen Bosporos durchsegelt hatten und der unermess-

1) So schreibt Strabon und nach ihm Stephanos; Plinius und Mela haben dieselbe Form; aber Skylax giebt *Μυρμήκειον*, Herodian schrieb *Μυρμηκεῖον* und Artemidor *Μυρμηκία*.

2) Demidoff voyage, vol. II. p. 681 not. 3.

3) Clarke Travels I, p. 425—427.

4) Clarke I, p. 422.

5) Das Zephyrium, welches der erstere zwischen Kytai und Akra namhaft macht, ist wahrscheinlich Kimmerikon.

liche Pontos wie eine neue Welt vor ihnen sich ausdehnte, mag sich erneuert haben, als sie im Nordosten dieses grossen Gewässers eine ganz ähnliche Meeresenge fanden, jenseits deren sich ebenfalls eine nicht übersehbare Wasserfläche ihren Blicken darbot. Unaufhörlich rollten durch den Hellespont die Wogen der Propontis in das ägäische Meer; unaufhörlich die des weiten Pontos durch den Bosporos in die Propontis; und auch am Kimmerier-Lande quoll aus unbekanntem Norden ein mächtiger Meeresstrom hervor und nährte die Fluth des Pontos Euxeinos [1]). Jenseits des kimmerischen Bosporos lag also der eigentliche Urquell des Wassers, der wahre Mutterschooss, der das gewaltige Element gebar, welches, weiter und weiter fliessend, die Küsten der Barbaren und die der fernen Heimath umspülte. Ein wunderbares Geheimniss ruhte auf jenem unbekannten Gewässer: schon der Name des Kimmerier-Landes mahnte an das Ende der Welt, und wie man in den Schlammvulcanen desselben die Kräfte des unterirdischen Feuers thätig sah, musste man glauben, auch dem räthselhaften Urquell der Meeresfluth nahe gekommen zu sein. Temerinda nannten die Eingebornen das Meer im Norden Kimmeriens, welches in ihrer — wahrscheinlich der kimmerischen — Sprache „Meeresmutter" bedeuten sollte [2]); und auch den andern Namen, Maitis, brachten die Hellenen gern mit ihrem eignen Wort für „Amme" in Verbindung [3]), um zu bezeichnen, dass dieses Meer alle andern Gewässer ernähre.

Es schien keinem Zweifel zu unterliegen, dass die durch den kimmerischen Bosporos rollende Wassermasse nur dem unerschöpflichen Okeanos entquellen könne, und man betrachtete die Maitis als einen Arm des letztern. Als dieser Glaube in das Reich der Irrthümer verwiesen werden musste, nahm man zum Ersatz dafür an, dass beide Gewässer nur scheinbar durch einen Isthmus getrennt würden, der sich wie eine schmale Brücke über die unterirdischen Verbindungscanäle wölbe [4]). Man ahnte nicht, dass statt eines Isthmus die bedeu-

1) Aristot. Meteorol. II, c. 1, § 12. 13. Als Gründe der Strömung führte man an theils die durch die grossen Ströme stets vermehrte Wasserfülle des schwarzen und asowschen Meeres, theils die allmähliche Erhöhung ihres Bettes durch den Detritus. Vgl. Polyb. IV, 39. (ed. Schweigh.)

2) Plin. hist. nat. VI, c. 7. Herod. IV, 86. Dionys. Perieg. vs. 163 — 167.

3) Eusthat. zu Dionys. Perieg. vs. 163. — Die Anwohner heissen auf den Inschriften des bosporanischen Reiches stets *Μαῖται*, nie *Μαιῶται* oder *Μαῖηται*, wir werden also auch dem wahren Namen des Meeres durch die Schreibart Maitis näher kommen.

4) Ut tamen conjecturae locum sic quoque non relinquat, ingens argumentum

tendste Continentalmasse, die Europa darbietet, im Norden der Maitis liegt, und nahm nun, je nachdem man über die Grösse der Maitis oder über die weite Ausdehnung der nördlichen Ländermassen richtigere Vorstellungen hatte, entweder an, dass der vermeintliche Isthmus sehr schmal wäre, oder dass sich die Maitis sehr weit nach Norden erstrecke. Das Erstere that z. B. noch Poseidonios, der dem Isthmus nur eine Breite von 40 Meilen zuschrieb; das Letztere Herodot, der die Maitis für nicht viel kleiner als den Pontos Euxeinos hielt, und dadurch zeigt, dass die Olbiopoliten zu seiner Zeit das asowsche Meer wenig besuchten.

Diese übertriebenen Vorstellungen konnten sich indess nicht lange behaupten. Schon Skylax erklärte die Maitis nur für halb so gross als den Pontos, und die gewöhnliche Annahme späterer Geographen war, dass ihr Umfang sich auf 9000 Stadien belaufe [1]); Polybios reducirt die Zahl sogar auf 8000 Stadien [2]), was für griechische Küstenfahrt bei der Zerrissenheit des Ufers vielleicht nicht weit von der Wahrheit abweicht. Die Entfernung der Tanais-Mündung vom kimmerischen Bosporos veranschlagen Strabon und Agathemeros auf 2200 Stadien [3]); wenn der erstere aber hinzufügt, dass die Fahrt längs der asiatischen Küste nicht viel beträchtlicher sei, so zeigt er, dass auch dort nicht an den kürzesten Weg gedacht werden darf. Plinius stellt es zwar als ausgemacht hin, dass die Entfernung der beiden genannten Punkte 385000 Schritt oder 3080 Stadien betrage [4]); da seine Gelehrsamkeit aber mehr in seinen Papieren als in seinem Kopfe lag, vergass er glücklicherweise eine frühere Stelle seines Werkes zu tilgen, in welcher er ohne jeden Ausdruck des Zweifels die erwähnte Entfernung ebenfalls auf 275000 Schritt, d. i. 2200 Stadien, angiebt, mit dem bemerkenswerthen Zusatz, dass sie durch gerade Fahrt um 89000 Schritt, d. i. um 712 Stadien verkürzt werden könne [5]). Diese Angabe, die Plinius, wie alle in dem betreffenden Abschnitt, einer guten mathematischen

---

Paludis Maeoticae, sive ea illius Oceani sinus est, sive angusto discreti situ restagnatio. Plin. II, 67.

1) Diese Zahl geben Strabon, Agathemeros (I, 3. II, 14), Arrhian und der Anonymus. Auch Plinius führt sie (IV, 24) unter andern auf: 1.125,000 Schritt = 9000 Stadien.

2) Polyb. IV, 39.

3) Agathemeros (I, 4) kannte ausser dieser noch eine andere Angabe: 2670 Stadien.

4) Plin. IV, 24.

5) Plin. II, 112.

Geographie entlehnt hat, ist genau, ja mathematisch genau, wenn sie nicht auf die gerade Seefahrt, sondern strenger auf die gerade Richtung gedeutet werden soll.

Wie spät diese Kenntniss auch bei den Gelehrten Eingang finden mochte: den Seefahrern konnte sie unmöglich lange verborgen bleiben, und auch in der Literatur bricht sie hin und wieder schon früh hervor. Es verräth Sachkenntniss, wenn die Griechen die Maitis nie ein Meer, sondern stets eine Limne nannten; und dass auch die Annahme einer nach Osten abnehmenden Tiefe der aufeinanderfolgenden Meere nicht bloss der durch die Meeresengen westwärts gerichteten Strömung ihren Ursprung verdankt, sondern auch einen bessern, positiven Anhalt hat, erhellt deutlich aus Aristoteles, der sich die Maitis durchaus nicht als ein bedeutendes Gewässer dachte. Es wird den Anwohnern des asowschen Meeres zu einiger Beruhigung gereichen, dass die seit einem Jahrhundert so oft wiederholte Klage über die regelmässige Abnahme desselben sich schon vor zweitausend Jahren in derselben Weise vernehmen liess. Denn schon Aristoteles wusste zu berichten, dass zu seiner Zeit nicht mehr so tiefgehende Schiffe wie vor sechszig Jahren die Maitis befahren könnten, und er sah bereits im Geiste die Zeit voraus, wo sie ganz trocken gelegt sein und der Don unmittelbar in den Pontos fliessen würde [1]). Es liegt in der Natur der Küste, dass die Abnahme der Wasserfülle dieses Binnenmeeres schon im Alterthum beobachtet und für bedrohlich gehalten wurde; wo das Land mit kaum bemerkbarer Neigung unter den Wasserspiegel sinkt, genügt schon eine unbedeutende Erniedrigung des letztern, um an vielen Stellen beträchtliche Strecken trocken zu legen, andere selbst für Boote unfahrbar zu machen. Hierunter hat vornehmlich Taganrog leiden müssen, obgleich Peter's Scharfblick es zum Haupthafen am asowschen Meere ersehen hatte. Noch zu jener Zeit hielt man diesen Platz für vollkommen dazu geeignet: „denn es befand sich hier," heisst es in den betreffenden

1) *Ἀλλὰ μὴν καὶ τὰ περὶ τὴν Μαιῶτιν λίμνην ἐπιδέδωκε τῇ προσχώσει τῶν ποταμῶν τοσοῦτον, ὥστε πολλῷ ἐλάττω μεγέθει πλοῖα νῦν εἰσπλεῖν πρὸς τὴν ἐργασίαν ἢ ἔτος ἑξηκοστόν κ. τ. λ.* Aristot. Meteorol. I, c. 14. §. 29—31. Polybius fürchtete dasselbe sogar für den Pontos, und war der Meinung, dass die Maitis von diesem Schicksal nicht mehr sehr weit entfernt sei. Dies war eine der glänzenden Ansichten *ἐκ τῆς κατὰ φύσιν θεωρίας*, während die von ihm verächtlicher behandelten, für uns aber werthvolleren Angaben *ἐξ ἐμπορικῶν διηγημάτων* ihn belehrt hatten, dass es in der Maitis auch noch einige Stellen mit einer Tiefe von 5—7 Klafter gab. Das *τὴν μὲν οὖν Μαιῶτιν ἤδη κεχῶσθαι συμβαίνει* war also auch für die Kenntniss jener Zeit eine Hyperbel.

Berichten [1]), „eine vortreffliche Anfuhrt, welche durch Kunst und in die See hinein aufgeführte Werke einen sehr geraumen Hafen für 200 Schiffe abgeben konnte, der noch diese grosse Bequemlichkeit hätte, dass man mit allen Winden aus- und einfahren könnte und bis in die See hinein überflüssige Tiefe hätte.“ Man hatte sich darin sehr verrechnet. Die doch gewiss unbeträchtliche Abnahme des Wassers in hundert Jahren war genügend, schon am Anfange unseres Jahrhunderts Schiffe von 8—10′ Tiefgang zu nöthigen, über zwei Meilen vom Ufer entfernt vor Anker zu gehen [2]); und jetzt zeigt sich hier das sonderbare Schauspiel, dass Karren, mit Schiffsgut beladen, wenn der Wind landwärts weht, fast eine Viertelmeile weit in die See zu den Booten fahren müssen, welche die Fracht an die 2—3 Meilen entfernten Kauffahrtheischiffe führen. „Die eigentliche Schiffsrhede ist auf der Südseite der Stadt, in einer Entfernung von 12 bis 30 (!) Werst, je nach der Grösse der Schiffe, wo die Tiefe der See dennoch nicht über 14′ beträgt. Der von Peter dem Grossen erbaute Hafen ist jetzt versandet“ [3]).

Bei solcher Küstenbeschaffenheit ist es nicht auffallend, dass auch eine geringe Erniedrigung des Wasserspiegels frühzeitig bemerkt wurde. Im Uebrigen kann man annehmen, dass die Maitis, so bekannt sie den Seeleuten der bosporanischen Handelsplätze sein mochte, von den Schiffern des eigentlichen Hellas wenig besucht wurde und dass die Gelehrten eben deshalb so lange im Ungewissen über ihren Umfang blieben. Sie war überdies ein sehr gefährliches Meer. Bei hochgehender See zeigten sich dem Schiffer überall die bedrohlichsten Untiefen, und grössere griechische Schiffe wagten nie, ohne kundige Lootsen es zu befahren [4]). Auch fehlte es an guten Häfen; die wirklich sichern Ankerplätze sind meistens durch Untiefen und Dünen versperrt. Ziehen wir nun noch die Holzarmuth der Küstenlandschaften und den Umstand in Betracht, dass auf der europäischen Seite der mächtigste Skythenstamm nomadisirte, während auf der asiatischen kriegerische Sarmaten hausten, so wird uns begreiflich werden, dass die Küsten der Maitis für die Colonisation eine sehr geringe Bedeutung besassen. Desto wichtiger war das

1) In Müller's Sammlung russischer Geschichten, Bd. II (1737), S. 206. 207.

2) Clarke, Travels I, p. 325.

3) Göbel, Reise in die Steppen des südlichen Russlands I, S. 239. — Das Fahrwasser vom Bosporos zum Don ist für Schiffe von mehr als 11′ Tiefgang nicht mehr mit Sicherheit zu benutzen.

4) *Διὸ καὶ πλεῖν αὐτὴν οὐκ ἔτι δύνανται ναυσὶ μεγάλαις, χωρὶς καθηγεμόνος.* Polyb. IV, 40.

Meer für die Fischerei, und ich halte es für wahrscheinlich, dass die meisten der von Ptolemaios erwähnten Ansiedelungen nicht feste Wohnplätze, sondern nur in den Jahreszeiten besucht waren, in welchen der Fischfang die meiste Ausbeute lieferte.

Die Lage dieser Ansiedelungen mit einiger Sicherheit zu bestimmen ist mir nicht möglich, da wir hier den zuverlässigen Leitfaden der Schiffsbücher entbehren und fast ausschliesslich auf Ptolemaios gewiesen sind. Ich habe mich vergebens bemüht, die Elemente zu entwirren, welche der gelehrte Alexandriner seinen Rechnungen zu Grunde gelegt hat, und bin nicht einmal im Stande gewesen, den Anfangspunkt zu ermitteln, von welchem das Schiffsbuch ausging, dessen Stadienangaben er in Längen- und Breitengrade umsetzte. Wenn man erwägt, dass er die östlichste Tanaismündung sechs volle Breitengrade nördlicher und 3½ Längengrade östlicher als den kimmerischen Bosporos bei Parthenion ansetzt, so sollte man meinen, dass er die sehr bedeutenden Krümmungen der Küste in eine ziemlich gerade Linie auseinandergezerrt hätte; aber seine Angaben über die östliche Länge zeigen nichts weniger als ein stetiges Fortschreiten. Unter diesen Umständen bleibt selbst das, was wir als das Wahrscheinlichste bezeichnen, im hohen Grade unsicher.

Vom kimmerischen Bosporos wendet sich die Küste zuerst nordwestlich, bildet dann den geräumigen Golf von Kasandip, der im Westen durch das gleichnamige Vorgebirge begrenzt wird, und wendet sich endlich südwestlich zur Landzunge von Arabat; überall zeigt sich ein hohes Gestade, dessen Grundlage Schichten des Steppenkalks bilden. Auf dieser Strecke lag eine hellenische Ansiedelung, Herakleion, wie ich glaube, auf der östlichen Spitze, die den Busen Kasandip begrenzt. Spuren alter Ansiedelung sind hier meines Wissens nicht entdeckt, wol aber auf der westlichen Spitze an dem grossen Salzsee Aliinskoi und auf der Spitze Usuk-Kalessi, die nur 16 Werst westlich vom kimmerischen Bosporos liegt. Ptolemaios' Gradbestimmung leidet weder auf den einen noch auf den andern Punkt Anwendung. [1]).

---

1) Ptolemaios setzt Parthenion 63° 30′ Oestl. L. 48° 30′ N. Br., Zenon's Landzunge 63° Oestl. L. 48° 45′ N. Br., Herakleion 62° Oestl. L. 48° 30′ N. Br. Ist Zenon's Landzunge — wie man gewöhnlich annimmt — die von Arabat (es könnte darunter auch der Peressyp eines der beiden Salzseen an der Nordküste der bosporanischen Halbinsel gemeint sein), so müsste Herakleion auf ihr gelegen haben, — was unglaublich ist. Vielleicht sind die Namen Zenon's Landzunge und Herakleion bei Ptolemaios umzustellen; dies habe ich im Text angenommen; vielleicht ist aber auch die Deutung der erstern auf die Landzunge von Arabat falsch.

Die Landzunge von Arabat, die sich nur wenig über den Meeresspiegel erhebt, aber bei ihrem ziemlich festen Boden von Kieseln und Muschelgrus den Karavanen der Tataren eine stark benutzte Strasse bietet, trennt das asowsche Meer von der faulen See, einem stehenden, von Untiefen und Sandbänken vielfach durchschnittenen und für Schiffe ganz unbrauchbaren Gewässer. Fast im gleichen Niveau mit diesem ausgedehnten Sumpfe liegen im Süden weite Ebenen, über welche der Wind das Wasser oft mehrere Werst weit hintreibt, so dass die Küstenumrisse je nach den Winden schwanken [1]). Strabon hatte hievon eine recht gute Vorstellung. „Der Isthmos" (von Perekop), sagt er, „trennt die sogenannte faule See vom Meere; er ist 40 Stadien breit und bildet die sogenannte taurische oder skythische Halbinsel. Einige geben die Breite des Isthmus auf 360 Stadien an [2]). Die faule See soll einen Umfang von 4000 Stadien haben; sie ist eine westliche Abzweigung der Maitis, mit welcher sie durch eine breite Mündung zusammenhängt. Sie ist sehr sumpfig und kaum mit leichten Kähnen befahrbar; denn die Winde entblössen sehr oft die Untiefen, und treiben auch wieder das Wasser hinauf, so dass das flache Gewässer grösseren Fahrzeugen nicht zugänglich ist." Bei so guter Kenntniss dürfen wir annehmen, dass Strabon auch einige Bemerkungen über die Landzunge hinzufügte, welche die faule See von der Maitis schied; aber das Folgende ist ein ungeschicktes Excerpt seiner Abschreiber [3]). Vielleicht ist für das Fehlende einige Belehrung aus den Worten zu ziehen, mit denen Plinius die umliegende Gegend beschreibt: „Hinter dem Karkinites liegt der See Buges, mit einer künstlichen Mündung in das Meer. Der Buges wird durch ein steiniges Querjoch vom Coretus, einem Busen der Maitis, getrennt, und nimmt die Flüsse Buges, Gerrhus, Hypanis auf, die aus verschiedenen Gegenden kommen. Denn der Gerrhus trennt die Basiliden und Nomaden, der Hypanis fliesst durch das Gebiet der letztern und der Hyläer mit einem künstlichen Arm in den Buges, mit einem natürlichen in den Coretus. Die Gegend heisst Scythia Sendica." Der Buges könnte nun füglich der See sein, in den sich die Molotschna ergiesst; der Coretus der Liman der Utlukbäche, von jenem durch die Landzunge Fedotow getrennt — aber, während ich schreibe, beschleicht

1) Hommaire de Hell III, p. 140. 141.

2) Strabon's Angabe gilt für die schmalste Stelle; die 360 Stad. sind für die breiteste zu gross und für die Entfernung von Perekop nach Genitschi zu klein.

3) Strab. VII, 4. (ed. Tauchn. II, p. 92).

mich wieder, wie immer, wenn ich jenen Satz bedachte, die Besorgniss, dass auch hier ein boshafter Dämon dem fleissigen Polyhistor einen entsetzlichen Schabernack gespielt haben dürfte [1]).

Gleich hinter Genitschi, wo die Karavanen über die nur 360′ breite Meerenge zur Landzunge von Arabat übersetzen, steigt das aus Thonschichten bestehende Gestade zu einer Höhe von 120—150′ an; aber erst am linken Ufer der Berda kommt der Steppenkalk wieder zum Vorschein. Jenseits Mariupol tritt das hohe Ufer zurück: eine viel niedrigere Stufe jungen Landes bildet den Küstenstrich bis in die Nähe Taganrog's, wo wieder die Kalksteinschichten auftreten und das Meer bis in den innersten Recess begleiten.

Auf dieser Küste ist es selbst schwierig, den natürlichen Terrainabschnitten, Flüssen und Vorgebirgen, ihre alten Namen anzuweisen. Ptolemaios nennt zwischen dem Isthmus von Perekop und dem Tanais sechs Flüsse: Pasiakes, Bykes, Gerrhos, Agaros, Lykos und Poritos. Der erstere ist ohne Frage einer der Bäche, die in den innersten Winkel der faulen See münden. Wenn nun Ptolemaios das europäische Sarmatien im Osten durch den (seiner Meinung nach nordwärts gerichteten) Karkinites, die Limne Bykes, die Limne Maitis und den Tanais begrenzt, so kann er unter der Limne Bykes nur die faule See, unter der Mündung des Flusses Bykes nur die Strasse von Genitschi verstehen. Demnach würden wir den Gerrhos, Agaros, Lykos und Poritos auf die Molotschna, Berda, den Kalmius und Mius deuten [2]). Etwas westlich vom Agaros sprang das Vorgebirge Agaron weit nach Süden in die See: es würde der Spitze von Berdiansk entsprechen.

Die Ortschaften Neon Teichos und Leianon suchen wir dem-

1) Die angeblichen Wasserbauten sind hier sicher sehr auffallend. Ist Sendica nicht Sindika? der Hypanis der Kuban? der Buges der Bugas des Kubanskoi-Liman? der Koretos die Korokondametis? — Wenige Zeilen vorher schrieb Plinius, dass sorgfältigere Schriftsteller nicht den Pantikapes, sondern den Hypanis unterhalb Olbia in den Borysthenes münden lassen und dass diejenigen ungeheuer irrten, die den Hypanis in Asien suchten; wie kommt nun der Hypanis, statt des Hypakyris, dennoch in den oben erwähnten Satz, unter die Flüsse östlich vom Borysthenes?

2) Bei Prüfung dieser Annahme ist auf die Angaben über die Lage von Tanais und die Tanaismündung keine Rücksicht zu nehmen: Ptolemaios bestimmte die Situation der Stadt Tanais nach einer (ganz falschen) Beobachtung der Dauer des längsten Tages (angeblich 17 Stunden 10 Minuten) auf 45° 30′ N. Br., und gerade die Berücksichtigung dieser Beobachtung verzerrte die Resultate, die aus den Schiffsbüchern gezogen werden konnten.

nach ebenfalls im Norden der faulen See. Die Stadt Akra lag ostwärts von Genitschi, vielleicht auf der Landspitze Fedotow, Kremnoi unweit des heutigen Nogaisk, zwischen Gerrhos und Agaros, doch dem letztern näher. Dieser Ort wird merkwürdiger Weise schon von Herodot als ein Handelsplatz an der Maitis erwähnt, im Lande der sogenannten königlichen oder freien Skythen [1]). Zwischen Agaros und Lykos (Berda und Kalmius) nennt Ptolemaios den „Hain, Gottes Fischfang," an der Bucht, die durch die Spitze Bjelosaraiskaja gebildet wird; jenseits des Lykos Hygreis, an der von der „krummen Spitze" begrenzten Bucht; noch weiter östlich, jenseits des Poritos, Karoia, welches wir in der Nachbarschaft Taganrog's suchen werden. Akra, Kremnoi und Hygreis werden als Städte, Karoia als ein Dorf bezeichnet; sie müssen sämmtlich sehr unbedeutend gewesen sein, da Strabon die europäische Küste der Maitis als einen wüsten Landstrich bezeichnet [2]).

Der Don fliesst mit 13 Mündungen ins Meer, die ein vielfach durchschnittenes, theils aus Rohrfeldern, theils aus sumpfigen Wiesen bestehendes Delta von schwankenden Umrissen bilden. Nicht bloss die morastigen Flussinseln, sondern auch die Ebenen am linken Ufer des Stromes werden zur Zeit der Frühjahrsüberschwemmung weit unter Wasser gesetzt, und wie das Delta den Ablagerungen des Flusses seinen Ursprung verdankt, ist es auch jetzt noch bedeutenden Veränderungen durch die jährlichen Fluthen ausgesetzt. Besonders unsicher ist die Meeresgrenze; anhaltende Ostwinde jagen das Wasser aus dem östlichen Winkel der Maitis ganz fort, der ruhige Strom lagert den Detritus ungestört ab und schiebt seine Mündungen immer weiter seewärts.

Bei solchen Naturverhältnissen ist es mir sehr zweifelhaft, ob die Angaben der Alten auf das jetzige Mündungsland Anwendung leiden. Sie sprechen nur von zwei Mündungen, die nach Strabon 60 Stadien von einander entfernt waren, — was für den Raum zwischen dem jetzigen südlichsten und nördlichsten (Donez-) Arm viel zu gering ist. Ptolemaios nimmt zwischen den beiden Mündungen, die er nicht als die nördliche und südliche, sondern als östliche und westliche bezeichnet, einen Längenunterschied von 40′ an, was bei seiner Ansicht über die nördliche Breite derselben und bei seiner Gradmessung etwa einer Entfernung von 200 Stadien gleichkommen würde; und diese Zahl

1) Herod. IV, 20. 110.

2) *Οὗτος μὲν οὖν ὁ παράλους ἔρημος πᾶς ὁ παρὰ τὴν Εὐρώπην· ὁ δ' ἐν δεξιᾷ οὐκ ἔρημος.* Strab. VII, 4. (ed. Tauchn. II, p. 96.)

entspricht den jetzigen Verhältnissen besser. Wenn er aber einen vollen Grad südlicher und einen halben westlicher als die östliche Tanaismündung die Insel Alopekia oder Tanais ansetzt, während jetzt hier nirgend eine solche Insel existirt, so erhellt daraus, dass er darunter eine der jetzigen Flussinseln verstanden und das jetzige flache Mündungsland noch als Meeresgebiet betrachtet hat. Denn in Bezug auf jene Insel kann unmöglich ein Irrthum obwalten; auch Strabon und Plinius kennen sie; der erstere wusste sogar, dass sie von Leuten gemischter Abstammung bewohnt und von mehreren kleinern Inseln umgeben war. Man muss deshalb im Hinblick auf die Natur des Terrains als eines Alluvial-Landes annehmen, dass ein grosser Theil des jetzigen Delta's damals noch mit Meerwasser bedeckt war, aus welchem die höhern Punkte inselgleich hervorragten, — dass die Strommündungen der Alten also um ein Beträchtliches östlicher als die jetzigen gesucht werden müssen.

Da Ueberreste der griechischen Stadt Tanais noch nicht entdeckt sind, würde es bei den Veränderungen, welche das Mündungsland im Laufe zweier Jahrtausende erlitten hat, nur durch sorgfältige Untersuchungen an Ort und Stelle oder durch Benutzung genauer topographischer Aufnahmen mit Angabe der Bodenerhebung möglich sein, die Lage des alten Handelsplatzes mit einiger Wahrscheinlichkeit zu bestimmen. Es käme hierbei vornehmlich darauf an, die beträchtlichste und ausgedehnteste Bodenerhebung in dem Rayon der jetzigen Flussmündungen zu ermitteln, um die Lage der Insel Alopekia fest zu stellen; denn 100 Stadien von ihr entfernt, also jetzt stromaufwärts, lag das alte Tanais. Es erhellt schon hieraus, dass an die Localität des heutigen Asow nicht zu denken ist, wo man auch ungeachtet der umfassenden im Laufe der Jahrhunderte unternommenen Arbeiten nie Alterthümer gefunden hat. Auch die Lage des venetianischen Tana ist ganz ungewiss; doch scheint es, dass im fünfzehnten Jahrhundert die Ueberreste der griechischen Ansiedelung noch nicht vollständig vom Erdboden vertilgt waren [1]).

Ehe uns umsichtige Untersuchungen an Ort und Stelle oder ein Zufall, der die im Schoosse der Erde vergrabenen Alterthümer enthüllt, über die Lage des alten Tanais belehrt haben, ist es nicht möglich, den von Ptolemaios im Innern des Landes gelegenen Orten Nauaris und

1) „Hinc quum ad Tanaim monticulorum e terra factorum fossarumque satis reperiatur, ad decem fere milium spatium circumcirca, ubi olim urbs antiqua sita fuit, major consueto numerus sese in monticulos illos ignotasque valles abscondit et q. sqq. Josaph. Barbaro bei Bizari p. 446.

Hexapolis ihre Stelle anzuweisen. Wären die Gradbestimmungen beider Orte vertauscht, so würde ich schon des Namens wegen die dreiste Behauptung wagen, dass Nauaris am Don und zwar am Wolok von Zarizin lag; nach dem jetzt vorliegenden Text scheint aber Länge und Breite von Hexapolis auf diese Stelle zu führen.

Da der innerste Recess tief in das Land einschneidender Meeresbuchten, jenseits dessen sich ein weites Hinterland ausdehnt, von der Natur im Voraus zur Begründung grosser Emporien designirt ist, muss die Tanais-Mündung, wenn man ausschliesslich die Küstengliederung und die Vertheilung der Länder- und Meeresmassen ins Auge fasst, ohne Frage als der für den Handel günstigste Punkt in ganz Europa erscheinen. Aber die secundären Momente, welche jenes Naturgesetz vielfach abbiegen oder die commercielle Bedeutung einem dem tiefsten Meereseinschnitt benachbarten Punkte zuwenden, das Vorhandensein eines guten Hafens und die Zugänglichkeit desselben von der See, die Dichtigkeit der Bevölkerung und der Culturzustand des Hinterlandes, endlich auch die politischen Verhältnisse mit ihrer die natürliche Entwickelung des Handels fördernden oder hemmenden Einwirkung, — diese secundären Momente haben hinsichtlich der Donmündungen die Vortheile der überaus günstigen Lage zur Zeit fast ganz aufgehoben. Im Alterthum und im Mittelalter waren die nachtheiligen Einwirkungen minder fühlbar: das Fahrwasser des asowschen Meeres besass eine grössere Tiefe und genügte den flachen Fahrzeugen jener Zeiten; die Steppen waren bevölkerter, zum Theil von Stämmen bewohnt, die wie die Aorsen durch asiatischen Handel, oder wie die Mongolen durch unermessliche Beute sich bereichert hatten; im griechischen Tanais wie im venetianischen Tana erreichte eine Abzweigung der indischen Handelsstrasse das Meer; dazu kam der Vortheil eines ansehnlichen, tief in das Innere hinaufführenden Stromes, der noch zu Peters des Grossen Zeit so tief war, dass selbst seine obern Zuflüsse bequeme, auch für grössere Fahrzeuge nutzbare Wasserstrassen darboten. Diesen ausserordentlich günstigen Umständen verdankte das griechische Tanais die rasche Zeitigung seiner Handelsblüthe. Es war eine verhältnissmässig junge Colonie, von bosporanischen Griechen gegründet und, wie Strabon sagt, das gemeinsame Emporion aller europäischen und asiatischen Barbaren. Der Reichthum der Bewohner scheint sich früh in einem kühnen Streben nach Unabhängigkeit und Machterweiterung bekundet zu haben. Bei der monarchischen Regierungsgewalt, unter welcher die bosporanischen Griechen standen, lässt sich vermuthen, dass diese das neubegründete Tanais in der engen Abhängigkeit eines Filials zu erhalten ge-

dachten; aber die aufblühende Stadt behauptete nicht nur zu Zeiten ihre Selbstständigkeit, sondern begründete selbst eine Herrschaft über die benachbarten Sarmatenstämme, die ihres kriegerischen Sinnes wegen noch berüchtigter waren als die unmittelbaren Nachbarn des bosporanischen Reiches. Kräftige und glückliche Fürsten des letztern wussten indess auch Tanais zur alten Abhängigkeit zurückzuführen; Strabon berichtet z. B., dass Polemon die Stadt unterwarf und verwüstete. Aber zur Zeit dieses Geographen war ihr Glanz bereits im Erbleichen, der Handelsverkehr nach dem Innern auf dem Don unterbrochen; die Barbaren hatten ein entschiedenes Uebergewicht erlangt, und mit den Quellen des Reichthums für die hellenischen Ansiedler versiegten auch die Zuflüsse, welche die geographische Kenntniss des Nordens der Erde genährt hatten [1]).

Da die flache Ostküste der Maitis nicht minder zerrissen als die Westküste ist und in ihrer südlichen Hälfte aus einem höchst veränderlichen Alluvial-Lande besteht, mussten Ptolemaios' Gradbestimmungen hier noch bedenklicher und für die Deutung fast unentwirrbar werden. Von den natürlichen Terrain-Abschnitten, die er erwähnt, kennt Strabon zwei Flüsse, den grossen und kleinen Rhombites, von denen der erstere 800, der andere 1600 Stadien von der Tanaismündung entfernt war. Da man sich die letztere östlicher als die jetzige Donmündung denken muss, kann der grosse Rhombites kaum ein anderer Fluss sein als die Jeya, die einen gegen alle Winde gesicherten, aber nur für Fischerbarken zugänglichen Liman bildet. Ungewiss ist es aber, ob der kleinere Rhombites, wie Kiepert meint, den Kotschet (der auf einigen Karten nach dem beträchtlichsten Zufluss auch Beisuga genannt wird) oder den in die Ochtar-Bai mündenden Kirpili bezeichnet. Im letztern Falle würde die Landzunge Axabitis derjenigen, welche die genannte Bai im Westen begrenzt, im erstern der mit der Spitze Jasenskaja endenden entsprechen. Zwischen dem grossen Rhombites und dem Tanais nennt Ptolemaios noch den Bach Marubios und die Ortschaften Patarue und Paniardis, jene südlich, diese nördlich vom Marubios gelegen. Zwischen den beiden Rhombitesflüssen ergoss sich der Theophanios ins Meer, in welchem Kiepert, wie mir scheint, richtig den Tschelbasch erblickt. Südlich von ihm, also wol an der Mündung des Kotschet, lag der Ort Azara.

Diese Küste hatte für die Griechen der Fischerei wegen grosse Bedeutung. Sie wurde namentlich an den Rhombites-Flüssen mit Nach-

1) Strab. XII, c. 2. (ed. Tauchn. II. p. 400. 401. 404.)

druck betrieben, die von den hier gefangenen Butten ihren Namen erhielten. Am grössern Rhombites bildeten mehrere kleine Inseln den Stationspunkt für die hellenischen Fischer, — Inseln, welche jetzt mit den die Bucht von Jeisk einschliessenden Landzungen oder mit der Landspitze Dolgaja zu einem Ganzen verbunden sind. Die Fischerei am kleinern Rhombites war in den Händen der Maiten.

Feste, griechische Ansiedelungen fehlten demnach auf diesem Küstenstrich ganz; Patarue und Azara verrathen schon durch ihre Namen, dass sie sarmatische Ansiedelungen waren, und auch den Namen Paniardis wage ich nicht für die griechische Sprache in Anspruch zu nehmen. Für die Hellenen hatten nur die Mündungen der Flüsse Bedeutung, und diesen hatten sie, mit Ausnahme des Marubios, griechische Namen beigelegt.

Südlich vom kleinen Rhombites beginnt eine den Ueberschwemmungen ausgesetzte, von zahllosen Flussarmen durchschnittene sumpfige Niederung, — das Product der Ablagerungen des Kuban. Die von Ptolemaios angeführten Flüsse, Attikites, Psathis, Vardanes sind bereits Arme dieses Stromes, da er den nördlichsten nur um 50′ von der asowschen Küste der Halbinsel Taman nordwärts rückt.

Das Mündungsland des Hypanis.

Das lockere und fruchtbare Erdreich der Halbinsel Taman hat den seit Jahrtausenden wirkenden Kräften des Wassers und des unterirdischen Feuers keinen erheblichen Widerstand entgegenstellen können. Durch die Ausbrüche der Schlammvulcane, durch die Einwirkungen der Meereswogen und durch die zahlreichen Stromarme, die wie unentschlossen in dem weiten Flachlande umherirrend ihr altes Bette häufig verschlämmen und sich ein neues suchen müssen, erlitt die Halbinsel Veränderungen, welche kaum hoffen liessen, dass es möglich sein würde, die Spuren hellenischer Thätigkeit auf dem wechselvollen Boden zu entdecken. Dennoch waren die Nachrichten der alten Schriftsteller hinlänglich klar, um die Aufmerksamkeit eines so scharfblickenden Reisenden, wie Dubois, auf bestimmte Punkte zu lenken; und die zahlreichen Wohnungen des Todes, die sich hier vorfinden, lehrten ihn überzeugend, an welchen Orten sich einst ein blühendes Leben zusammengedrängt hatte.

Der grösste Theil der Halbinsel Taman kann als ein Product der Ablagerungen des Kuban betrachtet werden. Dieser Strom, der in seinem ursprünglichen nördlichen und nordöstlichen Lauf durch eine

Bodenanschwellung von etwa hundert Fuss Höhe gehemmt wird, fliesst in seiner westlichen Richtung durch eine weite, grasreiche Ebene, die sich nur wenig über seinen Wasserspiegel erhebt. Etwa neun Meilen unterhalb Jekaterinodar, bei Karakubanskaja, tritt er in eine sumpfige Niederung, die sich westlich bis zum Kubanskoi-Liman, nordwestlich bis zum Ufer des asowschen Meeres erstreckt. Ein unabsehlicher Wald von Rohr und Schilf, so üppig wuchernd, dass es den Reiter überragt, bedeckt zehn Meilen weit, bis Kurki, ein Terrain, auf dem der Kampf zwischen Wasser und Land noch immer nicht geschlichtet ist. Nur hier und da erheben sich inselgleich grasreiche Rücken, zur Freude des Reisenden, der nach mühsamem Ritt durch den aufgeweichten Boden und weite Lachen mit Wohlgefallen wieder festern Boden unter sich fühlt. Wilde Schweine und Esel, das nordische Elenn, zahlreiche Schaaren von Sumpf- und Wasservögeln und dichte Schwärme lästiger Mücken haben in dieser morastigen Einöde einen erwünschten Aufenthalt gefunden.

Sobald der Kuban die Niederung betritt, theilt er sich in viele Arme, welche zahllose Seen bildend und die flachen Ufer weit überschwemmend nach labyrinthischen Irrungen sich oft vereinigen, oft trennen, um endlich nach trägem Laufe [1]) an verschiedenen Stellen verschiedene Meere zu erreichen. Im Alterthum war die Natur des Landes dieselbe. Wenigstens entspricht die Schilderung, welche Skymnos davon entwirft, vollkommen den gegenwärtigen Verhältnissen. Er nennt diesen Landstrich eine Insel, die auf der einen Seite durch Sümpfe, Stromarme und stehende Gewässer unzugänglich gemacht, auf der andern vom schwarzen und asowschen Meere umspült werde [2]). Nichtsdestoweniger haben wir Andeutungen, dass in jener Zeit fleissige Menschenhände durch Dämme und Canäle das mit fruchtbarem Schlamm bedeckte Delta dem Wasser abzuringen suchten, um es dem Anbau zugänglich zu machen, und zwar schon in sehr alter Zeit. Wenigstens scheint es mir, dass diejenigen mit der Natur des Landes und dergleichen Arbeiten bekannt gewesen sein müssen, welche die Prometheussage in der Weise deuteten, wie Herodor von Herakleia. Ihm zufolge soll Prometheus, ein König der Skythen, von seinen Unterthanen an

1) Nach Engelhardt und Parrot (Reise in die Krim und den Kaukasus I, 250) hat der Kuban auf seinem ganzen westlichen Laufe, von Temischeberskaja bis zur Mündung, auf einer Strecke von fast 40 deutschen Meilen in gerader Entfernung, nur ein Gefälle von 4 Fuss auf die Meile.

2) Scymni Chii fragm. 156—161.

den Felsen geschmiedet sein, weil er in Folge der Ueberschwemmungen des Flusses Aetos für ihren Unterhalt nicht sorgen konnte; Herakles soll dann den Fluss ins Meer geleitet und Prometheus befreit haben, — was man symbolisch so ausdrückte, als hätte er „den Adler" getödtet[1]). Aber wir haben auch aus historischer Zeit ein Zeugniss über merkwürdige Wasserbauten in jener Gegend. Bei Erwähnung der Unternehmungen bosporanischer Herrscher gegen die Maiten bemerkt Strabon beiläufig, dass Pharnakes durch die Reinigung eines alten Canals den Hypanis in das Gebiet der Dandarier abgelenkt und dasselbe unter Wasser gesetzt habe[2]), und liefert uns hiedurch den Beweis, dass es zur Blüthezeit griechischer Herrschaft nicht an Versuchen gefehlt hat, durch grossartige Wasserbauten das verworrene Stromsystem zu regeln. Man hat sogar in diesem Delta, an der Angelinka, einem der östlichsten Kuban-Arme, eine griechische Inschrift, das Fragment einer Apoll geweihten Votivtafel gefunden, die nach der Form der Buchstaben zu schliessen aus der Blüthezeit griechischer Herrschaft herrührt[3]). Ptolemaios hat hier auch feste Ortschaften gekannt, deren Lage freilich nicht mit Sicherheit bestimmt werden kann. Sein Attikites, der seiner Vorstellung zufolge in die südöstliche Bucht der Maitis mündet, ist ohne Zweifel Strabon's Antikeites, einer der Hauptarme des Hypanis; er wurde eben deshalb, wie Strabon bemerkt, von Einigen geradezu Hypanis genannt; um so sicherer ist es, dass auch der Psathis und Vardanes, welche nach Ptolemaios südlich vom Attikites in die Maitis münden, andere Arme desselben Stromes sind. An der Küste des Delta's nennt der alexandrinische Geograph die Ortschaften Gerusa und Mateta; im Innern am Psathis den Ort Auchis, am Vardanes endlich fünf Ortschaften, von denen nur eine — an der Mündung des Flusses — einen griechischen Namen führt, während die andern vermuthlich Ansiedelungen desjenigen Theiles der sarmatischen Maiten waren, der unter der Einwirkung der bosporanischen Hellenen sich an ein sesshaftes Leben, an Ackerbau und Fischfang gewöhnt hatte[4]). In der That hat Graf Potocki bei Kurki eine sehr alte Umwallung entdeckt, die er anfänglich für ein römisches Lager hielt; da sich aber neben dem Hauptwall ein Anbau befand, der einer befestigten Vor-

1) Herodori fragm. 23. bei Müller II, 34.

2) Strab. XI, 2. (ed. Tauchn. II, p. 404).

3) Köppen, Nordgestade des Pontus, S. 48.

4) Ptolem. V, 9, 28. Zwei dieser Barbarennamen, Suruba und Seraka, erinnern lebhaft an die bekannten Sarmatenstämme der Serben und Siraken.

stadt angehört zu haben schien, und da innerhalb der beiden Wälle Urnenscherben gefunden wurden, so überzeugte er sich, dass dieses die Ueberreste einer längere Zeit bewohnten Ortschaft wären [1]). Die Ansicht des gelehrten Grafen, dass hier der Hauptort der Aspurgianer zu suchen sei, scheint uns sehr zweifelhaft; allein — welches auch der Name des Ortes gewesen sein mag, — interessant bleibt es immer, in diesem nun ganz versumpften Boden die Reste alter Cultur zu entdecken.

Wenn man bei Kurki, wo der Kuban nochmals einen Arm nordwärts nach der Bucht von Temrjuk absendet, die Rohrwaldungen verlassen hat, betritt man die von Binnenseen, Flüssen, wasserreichen Gründen und tief eindringenden Meeresbuchten vielfach zerrissene Halbinsel Taman. Während im Süden der Kubanskoi-Liman [2]), von dem schwarzen Meer nur durch eine schmale Nehrung getrennt, bis in die Mitte der Halbinsel eindringt, wird in der nördlichen Hälfte ein weites Becken durch den Süsswassersee Aftanis [3]) erfüllt. Der Arm des Kuban, der den Namen des Hauptstroms bewahrt, mündet in den nach ihm benannten Liman; ein anderer speist den See Aftanis, der seinerseits durch zwei tiefe, morastige Senkungen, welche die nördlichste Landenge bis zum asowschen Meere durchschneiden und sich mit Wasser füllen, sobald anhaltende Nordwinde die Meeresfluthen landeinwärts treiben, mit dem asowschen Meere zuweilen in Verbindung tritt, während ähnliche sumpfige Niederungen an seinem westlichen Ende die Verbindung mit dem Busen von Taman, einem Theile des kimmerischen Bosporos, vermitteln. Bei etwas höherm Wasserstande würde demnach die schon an und für sich vielfach zerrissene Halbinsel in eine Anzahl grösserer oder kleinerer Eilande zerfallen, die durch seichte Meeresarme von einander getrennt wären. Im Alterthum war dies wirklich der Fall. Die Alten kennen nämlich auf der Halbinsel Taman eine grosse Limne Korokondametis; nach Strabon's Bericht muss man zunächst vermuthen, dass sie darunter den Busen von Taman ver-

---

1) Potocki, voyage dans les steps d'Astrakhan I, p. 240.

2) So nennt ihn Pallas (Bemerkungen u. s. w. II, 291) und bemerkt, dass nur die schmale Oeffnung, durch die er mit dem Meere zusammenhängt, den Namen Bugas führt. Dubois versteht unter Bugas den Kubanskoi-Liman.

3) Der Name ist eine Verstümmelung des türkischen Ak-Tengis (weisser See). Dieses Binnengewässer wird auch der Liman von Temrjuk genannt; ich werde mich stets des im Text gebrauchten Namens bedienen, um Verwechselungen mit der bereits erwähnten Bucht von Temrjuk, einem Busen des asowschen Meeres, vorzubeugen.

standen, der in unmittelbarer Verbindung mit dem kimmerischen Bosporos steht. Wenn aber Pomponius Mela versichert, dass die Korokondametis nicht bloss mit dem „Meer," sondern auch mit der Maitis durch einen Ausfluss unmittelbar zusammenhänge [1]), so erhellt daraus, dass die Alten unter jenem Namen auch den Aftanis begriffen, dass sie also den Busen von Taman und den Aftanis ihres Zusammenhangs wegen als ein Binnengewässer betrachteten. Erst hiedurch werden Strabon's übrige Angaben verständlich, dass die Korokondametis eine Viertelmeile von Korokondame, dessen Lage am südlichen Ende des Bosporos auf asiatischer Seite nicht zweifelhaft ist, mit dem Meer in Verbindung steht, und dass sich ein Arm des Antikeites in dieselbe ergiesst, welcher eine von dem Fluss, von der Limne Korokondametis und der Limne Maïtis umspülte Insel bildet [2]). Auch Pomponius Mela hatte die richtige Idee, dass die Korokondametis mit ihren Ausflüssen den nördlichen Theil der Halbinsel Taman zu einer Insel mache. Ja, diese Verbindungen der Gewässer unter einander scheinen ziemlich zahlreich gewesen und erst im Laufe dieses Jahrhunderts den Schiffen unzugänglich geworden zu sein. Pallas wenigstens giebt noch an, dass der Aftanis „gegen den Temrjukschen Busen des asowschen Meeres seinen Ausfluss hat" [3]), — was jetzt nicht mehr stattfindet. Diese Wasserverbindung existirte westlich von Temrjuk; einer alten Sage zufolge, die Dubois an Ort und Stelle erfuhr, konnten früher Schiffe aus dem schwarzen Meer in den Kubanskoi-Liman, von hier durch die Kubanarme in den Aftanis, und dann durch die damals schiffbare Senkung westlich von Temrjuk in das asowsche Meer gelangen [4]). Ebenso gab es im Alterthum mehrere Wasserverbindungen zwischen dem Aftanis und dem Busen von Taman; ja es fehlt nicht an Anzeichen, dass einige alte Geographen ausser dem nordwestlichen insularischen Theile der heutigen Halbinsel Taman hier auch noch andere Inseln kannten, die durch die oben erwähnten, früher wasserreichen Niederungen gebildet wurden. Dionysius freilich mag mit der von ihm gepriesenen

---

1) Obliqua tunc regio, et in latum modice patens, inter Pontum Paludemque ad Bosporum excurrit: quam duobus alveis in lacum et in mare profluens Corocondame paene insulam reddit. Mela I, 19.

2) *Ἐμβάλλει δὲ εἰς τὴν λίμνην ἀποῤῥώξ τις τοῦ Ἀντικείτου ποταμοῦ, καὶ ποιεῖ νῆσον περίκλυστόν τινα ταύτη τε τῇ λίμνῃ καὶ τῇ Μαιώτιδι καὶ τῷ ποταμῷ.* Strab. XI, 2. (ed. Tauchn. II, p. 403).

3) Pallas, Bemerkungen II, S. 291. Vgl. Huot, coup d'oeil géologique sur l'île ou plus exactement la presqu'île de Taman, in Demidoff voyage II, p. 558.

4) Dubois V, 27.

Insel, auf der die Städte Phanagoria und Hermonassa lagen, die ganze Halbinsel gemeint haben [1]); aber wenn der Byzantiner Stephanus aus dem alten Logographen Hekataios eine besondere Insel Phanagore und ausserdem eine „kleine Insel" Hermonassa nach einem ungenannten Schriftsteller erwähnt, und auf ihnen nur die gleichnamigen Städte gelegen sein lässt, so erhellt hieraus, dass uns in diesen kurzen Bemerkungen andeutungsweise eine frühere Entwickelungsstufe des jungen und merkwürdigen Landes dargestellt wird [2]).

Aus einer allerdings nicht ganz deutlichen Bemerkung Ammian's scheint sich zu ergeben, dass die Inselnatur der erwähnten Eilande Phanagore und Hermonassa nur durch Kunst hervorgerufen ist [3]), dass also einige jener Wasserverbindungen nicht natürliche Stromarme, sondern Canäle waren. Es ist möglich, dass dieser Historiker hier eine wirklich alte und gute Nachricht mittheilt; möglich ist es aber auch, dass das Offenhalten der alten Wasserwege erst zu seiner Zeit menschliche Nachhilfe in Anspruch nahm. Wir werden im Folgenden Gelegenheit finden, genauere Angaben über die einzelnen Wasserverbindungen mitzutheilen, und beschränken uns hier darauf, als die hauptsächlichsten Gründe ihrer allmählichen Verschlämmung die Ausflüsse der Schlammvulcane, die Ablagerungen des Kuban, den von dem lockern Erdreich der Ufer durch Regengüsse in die Tiefe geführten Humus,

1) Dionys. Perieg. v. 550.

2) Steph. Byz. s. v. *Φαναγόρεια* und *Ἑρμώνασσα*. — K. Koch (die kaukasische Militairstrasse, der Kuban und die Halbinsel Taman, Leipzig 1851) äussert S. 196 die Ansicht, dass „die Gestalt der Halbinsel auf keinen Fall selbst zur Griechenzeit eine so wesentlich andere war," wie Dubois meint; aber bei seinem Versuch, die Angaben der Alten zu erklären, kommt er unter anderm zu dem Resultat, es „durchaus nicht so unwahrscheinlich" zu finden, „dass der Meerbusen von Taman einmal gar nicht existirt hat, sondern erst in Folge der im Innern der Erde existirenden Kohlenbrände durch bedeutende Einsenkungen entstanden ist." Das wäre denn doch in der That eine sehr wesentliche Aenderung, während der von Dubois angenommene frühere Zustand, wenn man die Meinung dieses tüchtigen Geologen richtig versteht, so wenig von den gegenwärtigen Verhältnissen abweicht, dass er noch jetzt durch Ueberschwemmungen und anhaltende Seewinde annähernd hergestellt wird. Die blosse Wasserverbindung könnte durch Räumung der alten Canäle ohne Schwierigkeit wieder bewerkstelligt werden; und wenn wir annehmen, dass der Wasserspiegel des asowschen Meeres in jedem Jahrhundert nur um 3″ gesunken ist, so müsste er vor 2000 Jahren 5′ höher gewesen sein, was vollkommen ausreichen würde, auch jetzt noch viele der verschlämmten Niederungen zu füllen.

3) In dextro latere (Maeotidis) insulae sunt Phanagorus et Hermonassa, studio constructae Graecorum. Amm. Marc. XXII, 8, 30.

und die allmähliche Erniedrigung des Niveau's der Maitis zu bezeichnen.

Der Weg von Kurki nach Taman führte früher über die Landenge, welche den Aftanis vom Kubanskoi-Liman trennt, einen fruchtbaren, grasreichen, hügeligen Landstrich, auf dem, wie Pallas versichert, verschiedene Alterthümer und Inschriften gefunden sein sollen [1]). Jetzt hat man die Poststrasse auf die nördliche Landenge verlegt, die sich, oft nur wenige Werst breit, zwischen dem asowschen Meer und dem Aftanis hinzieht. Hier findet man, etwa eine Meile vor Temrjuk, welches an dem gleichnamigen, ungefähr vier Meilen südöstlich in das Land einschneidenden, fischreichen Busen liegt, die ersten Schlammvulcane, von denen einer, bei einem Ausbruch im J. 1815, einen benachbarten kleinen See durch einen Schlammstrom dergestalt anfüllte, dass sich an Stelle des See's ein Hügel erhob, den die Russen Gnilaja-Gora (den faulen Berg) nennen [2]). Unmittelbar hinter Temrjuk wird die Landenge von der bereits erwähnten, etwa eine Meile breiten Schilfniederung durchschnitten, deren tiefste Stelle das ehemalige, die Korokondametis mit der Maitis verbindende Fahrwasser andeutet. Als Dubois im Herbst sie durchreiste, war selbst die Landstrasse in Folge einer Ueberschwemmung des Kuban 1½′ hoch mit Wasser bedeckt. Parrot hatte dieselben Erfahrungen gemacht und dieselben Schlüsse daraus gezogen. „Der See Aftanis," sagt er, „steht durch Flüsse und Sümpfe mit dem Kuban und dem asowschen Meere in Verbindung und macht dadurch Taman zur Insel. Deutlich sieht man an den Formen, die das Wasser den Hügeln eingegraben, wie es einst bei höherm Stande das Ländchen ganz umgab; man erkennt in den Schilfniederungen das Bette des alten Stroms und ihn selbst in ihrem Flüsschen wieder. Wenn im Sommer der Kuban, von dem schmelzenden Schnee des kaukasischen Hochgebirges angeschwollen, austritt, oder wenn Stürme aus dem asowschen Meere den Abfluss in dasselbe hindern, scheint jene alte Zeit wiederkehren zu wollen: der ganze Morast von Temrjuk ist dann eine grosse Wasserfläche, nur durch hohen Schilf vom Liman unterschieden. Wer von Taman nach Jekaterinodar reist, muss den Sumpf durchwaten; also auch wir, und zwar in der ungünstigsten Zeit, im Julius ... Eine Strecke weiter wird der Sumpf immer tiefer, die Pferde mussten an einigen kurzen Stellen schwimmen, und das Wasser strömte oben zu unserm Wagen hinein, aus dem wir die Sachen auf

1) Pallas, Bemerkungen II, 296.
2) Dubois V, 26.

den Kutschersitz und das Verdeck gerettet hatten“[1]). Pallas konnte über diese Niederung gar nicht hinüberkommen, da der Ausfluss des Aftanis durch Seewinde aufgestaut war[2]). Hiedurch wird die Angabe Mela's über den nördlichen Ausfluss der Korokondametis vollkommen erläutert, und zugleich wahrscheinlich gemacht, dass die Verstopfung dieser Wasserstrasse in die neuere Zeit fällt.

Wenn schon auf dem Hügelrücken bei Temrjuk zahlreiche Kurgane, die Gräber derjenigen Hellenen, die sich an dem Liman des Fischfangs wegen angesiedelt haben mochten, dem Reisenden auffallen, so drängen sie sich auf der nächsten inselgleichen Erhöhung, auf deren östlichem Ende Suworows Redoute liegt, jenseits der Schilfniederung von Temrjuk zu Hunderten zusammen und beweisen, dass sich hier in alter Zeit eine bedeutende Colonie befand. Der Boden dieser etwa eine Meile langen Erhebung fällt gegen die Maitis steil ab und senkt sich allmählich gegen den Aftanis; er ist in der Mitte fruchtbar und scheint früher auch bewaldet gewesen zu sein, war also für eine Ansiedelung wohl geeignet. Dubois versichert, dass der Hafen der alten Stadt noch an einer Art Mole erkenntlich sei, die ihn gegen den Nordost schützte, während er im Westen durch eine vorspringende Landecke gedeckt war; wo jetzt die russischen Befestigungen sind, soll die alte Akropolis gelegen haben, noch kenntlich an dem Graben, der sie umgab. Auch an dem Ufer des Sees sollen sich Spuren alter Wohnungen zeigen.

Es ist nicht zu bestimmen, welche Colonie hier lag. Kiepert setzt Apaturon, ein Heiligthum der Aphrodite, ungefähr in diese Gegend. Ptolemaios' Angabe wird allerdings kaum anders verstanden werden können; aber nach Strabon lag dieser Tempel an der Korokondametis, und zwar jenseits des Hypanis; weder aus Hekataios, der einen Busen Apaturos kennt, noch aus Plinius, lässt sich über die Lage jenes Heiligthums etwas Genaueres entnehmen. Dubois sucht an dieser Stelle Strabon's Tyrambe, doch ebenfalls ohne grosse Sicherheit; denn Strabon's (offenbar irrige) Angabe, dass Tyrambe nur 120 Stadien vom Flecken Achilleion (am Eingange des kimmerischen Bosporos) gelegen haben soll, führt nicht auf diesen Punkt; und nach Ptolemaios lag Tyrambe 1° 20′ nördlicher und 5° 15′ östlicher als Achilleion, — er hat seinen Rechnungen also jedenfalls eine bedeutende Entfernungsangabe zum Grunde gelegt. Wir glauben deshalb annehmen zu müssen, dass die

1) Engelhardt und Parrot I, 81. Vgl. K. Koch, die kaukasische Militairstrasse, der Kuban und die Halbinsel Taman, p. 203.

2) Pallas, Bemerkungen II, S. 314.

von Dubois entdeckten Ueberbleibsel einer alten Ansiedelung einer Ortschaft angehören, die in den uns erhaltenen Schriften der Alten nicht erwähnt wird.

Uebrigens ist diese Gegend mehrmals der Schauplatz vulcanischer Thätigkeit gewesen, die uns eine Vorstellung von den Veränderungen geben kann, welche die Halbinsel Taman im Laufe der Jahrhunderte erlitten hat. Am 5. Septbr. 1799 verspürte man früh morgens ein starkes unterirdisches Getöse, das bald zu einem gewaltigen Donnern anschwoll. Plötzlich erhob sich vor den Augen der Zuschauer, die durch das Getöse aufmerksam gemacht waren, an einer etwa 5 bis 6 Klafter tiefen Meeresstelle ein Hügel, der gegen 2 Stunden einen mit Steinen vermischten Schlamm auswarf oder Feuer und dicke Rauchsäulen emporsteigen liess. An demselben Tage verspürte man in Jekaterinodar ein heftiges Erdbeben, und das Meer war noch längere Zeit so unruhig, dass man sich nicht mit Kähnen an die neue Insel heranwagen konnte. Sie war 72 Faden lang und 48 Faden breit, verschwand aber im Laufe des folgenden Jahres [1]). Eine andere Insel erhob sich am 10. Mai 1814; auch sie erfreute sich keines längern Daseins [2]).

Jenseits der Station Peressip führt der Weg wieder durch eine mit Morästen, Schilffeldern und weiten Wasserlachen erfüllte Niederung, welche eine andere ehemalige Verbindung des Aftanis mit dem asowschen Meer und dem Liman von Taman bezeichnet und den nordwestlichsten Theil der Halbinsel als eine besondere Insel abschnitt. Sonst überall vom Meere umgeben, steigt dieses niedrige nordwestlichste Eiland in der Mitte zu einer weide- und quellenreichen Erhebung an; merkwürdiger Weise befindet sich gerade an der höchsten Stelle bei dem jetzigen Dorfe Fontan ein Kessel, etwa 100′ im Durchmesser und 6 bis 10′ tief, auf dessen sandigem Boden das Quellwasser überall lustig emporsprudelt, wenn man wenige Fuss tief gräbt. Diese grasreiche Halbinsel war nach Strabon in uralter Zeit ein Hauptsammelpunkt der vorskythischen Kimmerier; ausser den grossen Kurganen, die griechische Gräber enthalten [3]), findet man hier auch viele mit Kalk- und Schieferplatten umstellte Gräber [4]), die weder den Griechen noch einem spätern Volke angehören, und einen grossen 10′ hohen Erdwall, der etwa von der Mitte der Halbinsel, dem Rande der Schilfniederung

1) Pallas, Bemerkungen etc. II. p. 316. 317.

2) Dubois V, 32.

3) Ein sehr grosser Kurgan wurde im J. 1852 eröffnet; man fand in ihm aber nur eine Münze Rheskuporis II. Becker, Kertsch und Taman, S. 359.

4) Pallas hat sie (Bemerkungen etc. II, 319.) beschrieben.

folgend, eine Werst weit nach dem Liman von Taman sich hinzieht und im Innern mit einer viereckigen, ebenfalls aus Erdwällen bestehenden Verschanzung in Verbindung gestanden zu haben scheint[1]). So müssen wir uns wol Herodot's „kimmerische Schanzen" denken, an denen sich seine Zeitgenossen ebenso wie wir an Römerwällen eine vergangene und fremdartige Zeit vergegenwärtigten. Auch werden wir kaum irren, wenn wir die „kimmerische Landschaft," die noch zu Herodot's Zeit ganz speciell diesen Namen führte, auf unsere Halbinsel beziehen[2]); denn hier lag, wie Strabon versichert, die alte Stadt der Kimmerier, zur Blüthezeit ihrer Macht auf einer Halbinsel gegründet, deren Zugang durch Wall und Graben gesichert war[3]). Zu Strabon's Zeit und wol schon lange vor ihm war von dieser Stadt nichts mehr übrig, als die Erinnerung, die er verzeichnet hat; ihr Name war auf den auch ihm bekannten „kimmerischen Flecken" übergegangen, der am Ausfluss der Maitis in den Bosporos, nach dem Zeugniss des Chiers Skymnos, von bosporanischen Herrschern, also von Griechen, gegründet war[4]). Nach Plinius wurde er auch früher Kerberion genannt[5]), wol nur von solchen, denen es mehr um die Verwerthung einer gelehrten Reminiscenz, als um die nüchterne Wahrheit zu thun war. Auf dem äussersten Vorsprunge des Landes, dem kimmerischen Vorgebirge des Ptolemaios, wo die Küste ihre bisherige nordöstliche Richtung in eine östliche verändert, fand Pallas die Reste einer viereckigen Umwallung, von griechischen Grabhügeln umgeben[6]): das sind die Ueberreste des Orts, an dem die Hellenen zu landen pflegten, ehe sie die mehrtägige Fahrt nach der Tanaismündung antraten[7]). Eine halbe Meile südlicher, also am Anfange der sandigen Nehrung Sjewernaja Kossa, die im Alterthum noch eine vom Meere bedeckte Düne gewesen zu sein scheint, lag nach Strabon Achilleion, mit einem Tempel Achills. Die Grabhügel dieses auch von Ptolemaios und dem Byzanti-

1) Pallas a. a. O. II, 318. 319. — Dubois V, 34.

2) Herod. IV, 12.

3) *Τὸ δὲ Κιμμερικὸν πόλις* (im Gegensatz zu der *χώμη Κιμμερική*) *ἦν πρότερον ἐπὶ χερρονήσου ἱδρυμένη, τὸν ἰσθμὸν τάφρῳ καὶ χώματι κλείουσα· ἐκέκτητο δ' οἱ Κιμμέριοι μεγάλην ποτὲ ἐν τῷ Βοσπόρῳ δύναμιν· διόπερ καὶ Κιμμερικὸς Βόσπορος ὠνομάσθη.* Strab. XI, 2.

4) Scymn. Chii fragm. vs. 118—150. bei Gail Geogr. Graeci minores II, p. 324.

5) Plin. VI, 6.

6) Pallas a. a. O., II, 337.

7) Deshalb nennt Strabon den Flecken ein *ἀφετήριον τοῖς τὴν λίμνην πλέουσιν.*

ner Stephanos erwähnten Ortes entdeckte Pallas am Seeufer, wo das von den Wogen unterwaschene Erdreich eingestürzt war und die Gräber entblösst hatte; ordnungslos waren die aus Steinplatten gebildeten Behältnisse für die Asche und die Gebeine der Verstorbenen über und neben einander gestellt, von Lehmschichten überschüttet; zuweilen hatte man die Todten sogar nur auf ein Bett von weichem Seegrase gelegt und mit Erde bedeckt; die Urnen, aus gebranntem Thon, ohne Glasur, dickbauchig und mit verengerter Mündung, waren von auffallender Grösse; eine derselben noch unversehrt. Von dem Orte selbst erblickte Pallas nur einen Wall und Graben, die ein längliches Viereck bildeten [1]); der letztere ist nun auch verschüttet [2]).

Neunzig Stadien von Achilleion entfernt, am Fusse des Kuku-Obo, des bedeutendsten unter den Schlammvulcanen der Halbinsel, lag Patraeus, dessen Ruinen Dubois aufgefunden hat. Er erwarb von dem Kosaken, der ihm als Wegweiser diente, mehrere bosporanische Münzen, die an dieser Stelle gefunden waren [3]).

Dicht bei Patraeus befand sich das Denkmal des Satyros, „der Grabhügel eines bedeutenden bosporanischen Herrschers," wie Strabon bemerkt. Pallas und Dubois stimmen darin überein, dass nur der Kuku-Obo dieser Hügel sein könne [4]), durch den sich das unterirdische Feuer zuerst Bahn gebrochen. Vielleicht sind bei dem ersten Ausbruch Theile des Grabgewölbes, Steinplatten, Urnen und Inschriften emporgeschleudert, dann aber durch neue Schlammströme, die zuweilen anderthalb Werst weit flossen, bedeckt worden [5]); bis jetzt hat man kein Bruchstück des erwähnten Denkmals aufgefunden.

---

1) Pallas a. a. O. II, 338.

2) Dubois V, 45.

3) Die Form dieses Ortsnamens ist auffällig und zweifelhaft. Steph. Byz. giebt *Πάτρασις, πόλις Ποντική, ὡς Ἑκαταῖος Ἀσίᾳ· τὸ ἐθνικὸν Πατρασίτης καὶ Πατράσιος καὶ Πατρασιεύς,* — wo nach Salmasius überall *Πάτρασυς, Πατρασύτης* u. s. w. zu lesen ist. Hekataios kannte auf der Halbinsel Taman das Apaturon, Phanagoria und wahrscheinlich auch Hermonassa. Vielleicht ist Strabon's *ΠΑΤΡΑΕΥΣ* für *ΠΑΤΡΑΣΥΣ* in den Text gekommen.

4) Die Tschernomorischen Kosaken halten ihn seit seinem Ausbruch im J. 1794 für einen Schornstein der Hölle und nennen ihn Prekla.

5) Pallas schildert (II, 322.) die Eruption, die am 27. Febr. 1794, Morgens um 8½ Uhr erfolgte. Zuerst liess sich ein Zischen und Sausen in der Luft vernehmen; dann folgte ein donnerähnliches Rollen; der Berg spaltete sich, aus dem Krater quoll eine schwarze Rauchsäule empor, aus der röthliche und gelbe Flammen mehrere hundert Fuss senkrecht in die Höhe stiegen und sich oben garbenartig theilten. Die Feuersäule hielt 25 Minuten an, der Rauch 4 bis 5 Stunden. Von der Spitze des Hügels ergossen sich dampfende Schlammströme nach allen

Wenn man sich durch die sumpfige Niederung, welche die kimmerische Halbinsel im Südosten abschneidet, nach der Landenge begeben hat, welche den Aftanis und die Bucht von Taman trennt, bemerkt man sofort, dass man sich dem Hauptsammelplatze des griechischen Lebens auf der asiatischen Seite des Bosporos nähert. Wohin das Auge blickt, gewahrt es zahlreiche Grabhügel. Sie ziehen sich in zwei Reihen zur Rechten vom nordöstlichen Winkel der Bucht von Taman bis zum Chutor Artjuchow hart an der Küste, und zur Linken von der nordwestlichen Bucht des Aftanis, beide in der Richtung auf die Poststation Sjennaja zu, jenseits deren sie eine noch viel beträchtlichere Fortsetzung finden[1]). Den südlichen Rand des oben erwähnten Schilfgrundes umgiebt eine Reihe von Schlammvulcanen, entweder selbst Grabhügel, oder mit solchen besetzt. Auf einem derselben, dem Schumukai (der auch Kul-Obo genannt wird) fand Pallas eine ungeheuere Menge Scherben von Urnen, die wahrscheinlich durch eine Eruption zu Tage gefördert waren[2]). Das unterirdische Feuer hatte diese Hügel vor der Zeit griechischer Ansiedelungen emporgehoben; die Hellenen, einer vielleicht mehrhundertjährigen Ruhe trauend, wählten mit Vorliebe diese hochgelegenen Punkte zu Begräbnissstätten, während doch die im Innern der Erde rastlos wirkenden Kräfte, wenn sie wieder eines Auswegs bedurften, durch die alten Gänge und Höhlen vorzugsweise zu den alten Kratern geleitet wurden. So haben die vulcanischen Mächte allerdings manches Denkmal des griechischen Alterthums zertrümmert, aber auch manches schonend enthüllt, nach dem der Alterthumsforscher sonst vielleicht vergebens gesucht haben würde. Oestlich vom Schumukai erhebt sich ein anderer Schlammvulcan zu einer Höhe von mehr als 150′ über dem grünen Gestade des Aftanis. Am Charfreitag des Jahres 1818 um die Mittagsstunde fing dieser Hügel, dessen vulcanische Natur man gar nicht geahnt hatte, plötzlich an, Schlamm auszuwerfen. Die Eruption dauerte nur eine halbe Stunde, und hatte auf dem Gipfel eine etwa 2′ breite Spalte zurückgelassen, durch welche die Bewohner des benachbarten Dorfs Akdengisowka, denen es eben an

---

Seiten. Das Zischen, Kochen und Tosen dauerte bis in die Nacht, die Schlammeruption mit Unterbrechungen mehrere Tage. Seit jener Zeit hat der Vulcan, dessen Hauptkrater jetzt unthätig ist, aus einigen Kegeln, die sich auf seinen Abhängen erheben, von Zeit zu Zeit Schlamm ausgeworfen. Die Schlammströme von 1794 fand Dubois von neuen bedeckt, die zum Theil noch so weich waren, dass man sie nicht betreten konnte, ohne tief einzusinken.

1) Becker, Kertsch und Taman, in Erman's Archiv XIII, S. 355.

2) Pallas, Bemerkungen II, 311.

Steinen für den Bau einer Kirche gebrach, mit Freude das Fundament eines alten Gebäudes erblickten. Unter den hervorgeholten Steinen befand sich, an den entgegengesetzten Ecken des Fundaments eingemauert, in zwei Fragmenten, von denen das eine wahrscheinlich erst bei der Eruption nochmals zerborsten war, auf Kalksteinplatten die wichtige Inschrift des Xenokleides, aus der Blüthezeit des bosporanischen Reichs. Es ist eine Votivtafel, welche Xenokleides in dem von ihm erbauten Artemistempel aufgestellt hatte. Die Kalksteinplatte war offenbar erst später zu dem Gebäude verwendet worden, dessen Trümmer der vulcanische Ausbruch zu Tage gefördert hatte, und hier so eingemauert, dass nach der einstimmigen Versicherung der Entdecker die mit den Schriftzügen versehene Seite nach unten gekehrt war [1]). Ganz in derselben Gegend, nicht weit von dem Dorfe Akdengisowka, hat uns ein anderes, nicht minder glückliches Naturereigniss eine zweite für die Kenntniss des bosporanischen Reichs noch wichtigere Inschrift enthüllt. Von dem sandigen Cap Rachmanowskoi, welches weit in den Aftanis hineinspringt, stürzte ein Theil, von den Wellen unterwaschen, zusammen, und mit ihm rollten zwei Statuen, die bisher in dem Innern des Vorgebirges verborgen gewesen waren, an das Gestade hinab, die eine in den See, die andere blieb mit der Basis am Strande liegen. Leider fehlt beiden das Haupt, die Gewandung der männlichen Statue ist geschmackvoll und verräth die Hand eines geschickten Künstlers. Auf der granitenen Basis war mit unansehnlichen, aber leserlichen Schriftzügen verzeichnet, dass Komosarye, die Gemahlin des bosporanischen Herrschers Pairisades, unter der Regierung desselben diese Statuen, einem Gelübde zufolge, den mächtigen Göttern Anerges und Astara geweiht habe. So verdanken wir zufälligen Ereignissen zwei der wichtigsten Denkmäler aus der Zeit desselben Königs, die uns beweisen, dass reiche Bürger und edle Fürsten das Gestade des Aftanis mit Tempeln und Götterbildern geschmückt haben; und wer kann sagen, ob die zahlreichen, noch nicht durchforschten Grabhügel, welche die nordwestliche Bucht des Sees umgeben, nicht noch andere Schätze des Alterthums von gleichem Werth umschliessen? Sicher befinden wir uns hier auf einem für das hellenische Leben bedeutenden Boden; und die Angaben der alten Geographen machen es wahrscheinlich, dass hier, in anmuthiger Gegend, der nördlichste Ort an der Korokondametis lag, den sie kurz „die Gärten“ Kepoi, nannten. Inmitten dieser Gärten, welche die vom Ufer des Sees allmählich ansteigenden Terrassen bedeck-

1) Köppen, Nordgestade des Pontus, p. 49.

ten, mögen wohlhabende Phanagoriten ihre Landhäuser erbaut und den Göttern Tempel errichtet haben, der Jägerin Artemis und jenen semitischen Gottheiten, die seit Menschengedenken von Palästina bis in das assyrische Reich und, wie wir jetzt sehen, auch jenseits des Kaukasus gläubige Verehrer fanden. Von dem Hügel, auf dem das Denkmal der Komosarye stand, bis zur westlichsten Biegung der Küste hat man nach Köhler's Versicherung am Gestade viele griechische Münzen gefunden, während man am entgegengesetzten Ufer vergebens darnach gesucht hat[1]). Hier lag also vermuthlich der schon Skylax bekannte Ort, der nach Skymnos und Plinius von Milesiern gegründet war. Von den Wohnungen der Lebendigen ist nichts mehr übrig; die Trümmer liegen vielleicht unter dem verhärteten Schlamm, mit dem die Vulcane im Laufe der Jahrhunderte die Werke des Alterthums bedeckt haben.

Je weiter man auf der Landenge, welche jetzt den Aftanis und die Bucht von Taman trennt, nach Südwesten vordringt, desto mehr nähert man sich der Stelle, an welcher der Hauptort der asiatischen Bosporanen, das alte Phanagoria, lag. Die Poststrasse nach Taman führt schon vor der Station Sjennaja eine Viertelstunde lang durch eine Allee von Grabhügeln, die gewöhnlich 20 bis 30′ hoch sind[2]); jenseits derselben erheben sich zwei langgestreckte fast parallele Reihen von Kurganen, zwischen denen sich die Poststrasse fast eine Meile weit hinzieht. Zwischen diese Hügelreihen drängt sich im Westen eine Wasserrinne, und endlich fallen sie in eine morastige Niederung ab — die zweite, welche in alter Zeit den Aftanis mit dem Busen von Taman verband. Die Ruinen der alten Stadt ziehen sich längs des Meeresufers und des nördlichen Hügelrückens hin, Schutthaufen von Ziegelsteinen und Urnenscherben; was hier früher von Bausteinen und Marmorblöcken zu finden war, haben bereits die Türken grossentheils zum Bau von Taman verwendet; aber auch jetzt stösst man namentlich in den gewaltigen Schutthügeln, die sich 2½ Werst westlich von der Station Sjennaja zu einer Höhe von 7—8 Faden erheben, beim Nachgraben überall auf Fundamente alter Gebäude, so dass dieses Terrain auch heute noch von den Bewohnern der steinarmen Halbinsel als Steinbruch benutzt wird[3]). Die Kunstwerke, die man zu verschiedenen Zeiten entdeckt hat, sind jetzt sämmtlich in die Museen von Kertsch, Theodosia,

1) Köhler, dissertation sur le monument de Comosarye. St. Petersb. 1805. 8. p. 4. 5.

2) Dubois V, 64. Das sind die zahlreichen Grabhügel, die schon Pallas in Erstaunen setzten. (Bemerkungen etc. II, 303.)

3) Becker, Kertsch und Taman, a. a. O., S. 355.

Petersburg und Cambridge gewandert [1]). Die Spuren der alten aus Ziegelsteinen errichteten Stadtmauer, die ein längliches Viereck umschloss, und an einigen Stellen mit Thürmen vertheidigt gewesen zu sein scheint, fand Dubois noch vollkommen kenntlich [2]).

Nach Strabon lag die Stadt zur Linken, wenn man in die Korokondametis hineinfuhr; andere Schriftsteller, wie Ptolemaios und Plinius, setzen sie geradezu an den kimmerischen Bosporos: sie betrachteten die Bucht von Taman nicht als eine Limne, einen Theil der Korokondametis, sondern als zum Bosporos gehörig. Und wenn Hekataios die Stadt auf einer besondern Insel liegen lässt, so ist uns diese Nachricht ebenfalls verständlich: der Landstrich, auf dem sich jetzt die Station Sjennaja befindet, wurde im Alterthum durch den Meeresgrund, der die Kimmerische Insel abschnitt, und durch die zweite Meerenge im Westen von Sjennaja wirklich zu einer Insel gemacht. Phanagoria hatte einen besondern Hafen, den Stephanos und Skymnos auch durch den Namen von der Stadt zu unterscheiden suchten [3]). Die Gründung wird von Dionysios allgemein den Ioniern, von Skymnos genauer den Teiern zugeschrieben. Es ist bekannt, dass das von Minyern gegründete Teos besonders zu der Zeit, als es von den Persern unter Kyros bedrängt wurde, Colonien aussandte; in diese Zeit fällt namentlich die Gründung Abdera's, und es ist möglich, dass Phanagoria denselben Verhältnissen seine Entstehung verdankt. In diesem Falle würde die Gründung in einer Periode erfolgt sein, welche dem Zeitalter des Hekataios sehr nahe lag oder ihm bereits angehörte, und dadurch die Nachricht des alten Logographen, dass die Stadt von Phanagoras ihren Namen erhalten, an Werth gewinnen. Auch andere Anzeichen sprechen dafür: gerade die

1) Auch der marmorne Sarkophag, der bei der Cisterne in Jenikale als Wasserbehälter verwendet wird, soll von Taman dahin gebracht sein. Pallas II, 280. — Dubois V, 236. — Die Sculpturen darauf fand Demidoff (I, p. 542.) schon sehr unkenntlich.

2) Dubois V, 64—67. Herr v. Köhler versichert auch hier, dass es „lächerlich" ist, wenn Visconti von noch vorhandenen Trümmern der Stadt Phanagoria redet, „die doch seit undenklichen Zeiten bis auf die geringste Spur verschwunden." Allein auch diese Versicherung steht in einer Streitschrift Köhlers, und zwar in seiner heftigsten und verblendetsten (Beurtheilung der Schrift Köppen's über die Alterthümer am Nordgestade des Pontos, in Köhler's Serapis II, 8.)

3) *Φαναγόρεια πόλις ἀπὸ Φαναγόρου, ὡς Ἑκαταῖος Ἀσίᾳ . . . ἔστι καὶ ἐμπόριον τὰ Φαναγόρεια, οὐδετέρως*, Steph. Byz. Skymnos fragm. v. 152. 153. sagt (wie Vossius die Verse aus dem Anonymus restituirt hat): *εἶτ' ἔστι Φαναγόρου πόλις, Κῆποι πόλις, εἶτ' ἔστι Ἑρμώνασσα Φαναγόρειά τε, ἣν Τηΐους λέγουσιν οἰκῆσαί ποτε.*

ältern Geographen, wie Skylax und Skymnos, der auch hier wol aus Ephoros schöpfte, nennen die Stadt nicht Phanagoria, sondern „Stadt des Phanagoras," und auch Strabon bedient sich zuweilen dieses Ausdrucks [1]).

Es ist sehr zu bedauern, dass bei den zahlreichen auf der Halbinsel Taman entdeckten Kunstschätzen so selten der Fundort mit Genauigkeit angegeben ist. Auf einem durch die Naturkräfte so oft umgestalteten Boden, bei einer so sehr zerrissenen Küste, hat der Geograph in den Entfernungsangaben der alten Schriftsteller einen nur sehr unsichern Leitfaden; die Vereinigung zahlreicher Gräber an einem Ort, die Entdeckung verschiedenartiger Alterthümer an einer und derselben Stelle, zumal, wenn ein genauer Bericht über ihre Auffindung einen Schluss darüber erlaubt, ob sie sich an dem ursprünglichen Orte ihrer Aufstellung befanden, führen mit grösserer Bestimmtheit zu den Plätzen hellenischer Ansiedelungen. Strabon nennt Phanagoria eine bedeutende Stadt, den Hauptort der asiatischen Bosporanen, das Emporion für alle im Innern des Landes wohnenden Barbarenstämme; und man kann voraussetzen, dass die Stadt in einer ihrer Bedeutung angemessenen Weise an Tempeln und Kunstwerken reich war. In der That ersehen wir aus Inschriften, dass Apollon und Herakles hier ihre Tempel hatten [2]); aber das berühmteste Heiligthum war das auch von Strabon ausdrücklich erwähnte der Aphrodite Apaturias, die unter diesem Beinamen noch in einem andern Tempel auf der Halbinsel verehrt wurde. Nach Strabon erklärten die Griechen den seltsamen Beinamen durch einen der zahlreichen Liebeshändel, in welche die „trügerische" Göttin durch ihre unwiderstehliche Anmuth verwickelt wurde; die Griechen brauchten aber das Wort in ganz anderer Bedeutung zur Bezeichnung eines von fast allen Joniern gefeierten Festes [3]), und als Beiname der Aphrodite ist es wahrscheinlich die Verstümmelung des Namens einer einheimischen Landesgottheit, deren Cultus die Hellenen mit dem der Aphrodite gern vereinigten [4]). Diesem Tempel gehört wahrscheinlich die Inschrift an, die Köhler auf einem Piedestal von blau und weissge-

1) Phanagoras ist ein unter den Griechen gebräuchlicher Eigenname. z. B. Herod. VII. 214.

2) Böckh, Corp. Inscript. Graec. no. 2118. 2120 b.

3) Nach Herodot I, 147. feierten die Ephesier und Kolophonier die Apaturien nicht. In Athen nannte man so das Fest, an welchem die Bürger ihre Söhne in die Bürgerliste einschreiben liessen.

4) Eine weitere Umwandlung des Namens liefert Ptolemaios, der den Ort Apaturgos nennt; damit war der Name vollkommen ins Griechische hinübergespielt.

streiftem Marmor im Garten der Kirche von Taman entdeckte. Die Gemahlin des bosporanischen Königs Spartokos (304—284 v. Chr.) hatte der Aphrodite, einem Gelübde zufolge, eine Statue errichtet, von der uns leider nur die Basis mit der Inschrift erhalten ist[1]). Aus einer andern, sehr verstümmelten Inschrift, die sich an demselben Orte befand, scheint hervorzugehen, dass unter Sauromates. — es haben mehrere Fürsten dieses Namens im Bosporos regiert, — der Aphrodite Apaturias ein neuer Tempel errichtet, oder dass der alte von Grund aus neu gebaut wurde[2]). Dubois meint, dass ein Säulencapital und das Stück eines Architrav's, die er in Taman fand, so wie die schönen marmornen Löwen von kolossaler Grösse, von denen einer in Taman, zwei vor dem Museum von Theudosia sich befinden, die übrigen hierhin und dorthin entführt sind, zu dem Tempel dieser Göttin gehörten[3]); allein es lässt sich hierüber Nichts mit Bestimmtheit versichern. Das Bild der Göttin will Köhler auf einer Münze von Phanagoria erkennen[4]). Die vorwiegende Verehrung der Aphrodite im asiatischen Theile des bosporanischen Reichs scheint durch die Natur der Gegend befördert zu sein: Griechen wie Römer dachten sich Aphrodite und Venus nicht bloss als Schirmerin der animalischen Zeugung, sondern sie schrieben ihr auch die üppige Entwickelung des Pflanzenlebens zu. Wie die Römer ihre Venus Hortensis hatten, unter deren Schutz nach Plautus die Gärten standen[5]), so die Griechen eine „Aphrodite in den Gärten." Unter diesem Namen hatte sie in Athen schon vor den Perserkriegen ausserhalb der (damaligen) Stadtmauern, am Ilissos und nicht weit vom Tempel der ilissischen Musen, in den Gärten ein Heiligthum, für welches später Alkamenes, ein Schüler des Pheidias, nicht ohne thätige Unterstützung des Meisters eine Bildsäule der Göttin von vollendeter Schönheit arbeitete[6]). Und Pindar erwähnt „Aphrodite's lieblichen Garten in Kyrene"[7]). So mag den Griechen die Vorstellung nahe gelegen haben, dass auch unsere von Flussarmen und Canälen,

1) Köhler, dissertation sur le monument de Comosarye, p. 25.

2) Köhler, a. a. O., p. 29.

3) Dubois V, 69. Pallas sah zwei dieser Löwen, die ebenfalls aus Taman stammten, bei der Quarantaine in Jenikale, und erblickt in ihnen Denkmäler der vormaligen venetianischen Herrschaft. II, 280.

4) Médailles choisies de Panticapaeum et de Phanagorie, im Serapis II, no. 47. pl. X no. 6.

5) Plin. hist. nat. XIX, 19, 1.

6) Plin. hist. nat. XXXVI, 4, 3.

7) Pind. Pyth. V, 30 sqq. Vgl. Boeckh zu dieser Stelle in seiner Ausgabe Pindar's tom. II 2, p. 283.

von Seen und Buchten durchschnittene Halbinsel mit der Fülle ihres Pflanzenlebens in den feuchten Gründen und auf den lieblichen Gestaden sich der besondern Gunst der Göttin erfreue, welche in anmuthigen, fruchtbaren Gärten mit derselben Vorliebe weilte, wie Artemis auf dem romantischen Waldgebirge.

Die Hunderte von Grabhügeln, welche uns die Lage des alten Phanagoria andeuten, sind erst neuerdings im Interesse der Wissenschaft untersucht worden. Sie haben eine verhältnissmässig geringe Ausbeute geliefert, da die meisten bereits früher geplündert waren. Viel häufiger als auf der europäischen Halbinsel sind hier die Gräber aus Ziegeln gemauert, da es an Bausteinen fehlte; doch zeigen sich auch einige steinerne Gewölbe. Pallas hat eines der letztern besucht und beschrieben [1]). Es ist dieses wahrscheinlich derselbe Grabhügel, dessen Clarke und Dubois gedenken und den der General Vanderweyde ausräumen liess. Den zuletzt genannten Reisenden zufolge entdeckte man in ihm mehrere Urnen, die von den Soldaten als unbrauchbar zertrümmert wurden, und ein schweres goldenes Armband, in Gestalt einer Schlange, mit Rubinen besetzt [2]). Ganz in der Nähe sah Pallas in einigen vom Seewasser unterwaschenen, halbeingestürzten Grabhügeln eine grosse Menge Scherben von bauchigen Urnen, die grob gearbeitet und ohne Glasur waren. „Die Schicht Urnen schien auf die Erdoberfläche gestellt und mit dem Erdhaufen überschüttet worden zu sein. In einem grossen Hügel an der Seekante sah ich deutlich zwei Schichten solcher Urnen übereinander, zwischen welchen ein Lager von noch unverwestem, aber in der Erde ganz weissgebleichtem, weichem Meergrase gelegt worden war, das eine gewellte und gekrümmte Schicht bildete [3]). Ganze Urnen konnte ich nicht finden. Diejenigen, deren Scherben noch in der ursprünglichen Lage standen, waren mit Erde und einigen daruntergemischten Kohlen ausgefüllt. Diese Urnen, deren Durchmesser von mehr als einer Arschine (ungefähr 2¼ Fuss) im Bauche die Höhe oft übertraf, und die eine verengerte Mündung haben, scheinen auch nicht zum Aufheben der Asche und Gebeine bestimmt gewesen zu sein, sondern sind muthmasslich mit Weine oder anderm Getränk der Todtenasche beigesetzt worden" [4]). In neuerer Zeit sind die Nachfor-

1) Pallas, Bemerkungen etc. II, p. 303. 304.

2) Dubois V, 76. 77. Clarke Travels I, 396—399. Der letztere giebt eine Abbildung des Hügels und des Armbandes.

3) Dieses soll sich in allen Gräbern auf Taman vorfinden. Clarke I, 398.

4) Pallas II, 304. 305.

schungen mit grösserm Eifer betrieben worden. Man hat Gräber aus dem Brennalter mit gereiften Vasen, einige mit Steinplatten bekleidete Gräber, eine aus Ziegeln gemauerte Gruft gefunden; bei der Armuth des Bodens an Steinen waren indess die meisten Gräber nur mit hölzernen Planken belegt. Die Särge enthielten zuweilen Münzen des Lysimachos [1]). Im December 1846 wurde ein seltsam verzierter hölzerner Sarg gefunden, der mit thönernen, vergoldeten Rosetten geschmückt war und den Leichnam einer wohlhabenden Frau umschlossen zu haben scheint; denn man fand darin ein kleines goldenes Halsband, Ringe, verschiedene Glassachen und andere Gegenstände des Schmucks, mit denen das Museum der Eremitage zu St. Petersburg bereichert wurde [2]). Bei einer andern Nachforschung entdeckte man ausser einigen goldenen Halsbändern eine schöne goldene Agraffe mit einem geschnittenen Carneol, auf dem in einer Einfassung von Smaragden und Granaten das Bild einer Frau dargestellt war [3]). Die bemerkenswertheste Ausbeute des Jahres 1851 lieferte ein schon geplünderter Grabhügel, in dem man den — freilich sehr verstümmelten Deckel eines marmornen Sarkophages fand. Da man hieraus folgerte, dass hier die Begräbnissstätte angesehener Personen sein müsse, öffnete man im folgenden Jahre drei in der Nähe gelegene Kurgane; zwei von ihnen waren ebenfalls bereits geplündert; der dritte enthielt eine aus Ziegeln gemauerte Grabkammer, in welcher sich die Reste zweier hölzernen Särge mit den Gerippen eines Mannes und einer Frau zeigten; nur die mit Metall beschlagenen Füsse der Särge waren noch erhalten. Bei dem Gerippe der Frau fand man zwei Spangen von massivem Golde, mehrere Zierrathen von getriebenem Golde, die einem Halsschmuck angehört zu haben scheinen, und zahlreiche Goldplättchen, die zum Schmuck der Kleidung bestimmt waren. Das Grab des Mannes enthielt mehr als hundert theils eiserne, theils eherne Pfeilspitzen, einen eisernen Panzer, ein eisernes Schwert und eine Lanze, — Alles vom Rost vollständig verzehrt. Anderthalb Faden tiefer stiess man in demselben Tumulus auf ein drittes Grab, welches nur Pfeilspitzen enthalten haben soll. [4]).

Wenn die Nachforschungen in den Gräbern Phanagoria's auch nicht zu so glänzenden Ergebnissen geführt haben, wie die in der

1) E. v. Muralt, aperçu chronologique p. 17. 18. 22—26.

2) Köhne, lie letzten Erwerbungen des kaiserlichen Museums der Eremitage. In den Memoiren der archäologischen Gesellschaft vol. II. p. 408.

3) Bulletin de la société d'Archéologie de St. Petersbourg 1848 p. 11.

4) Becker, Kertsch und Taman, a. a. O., S. 357. 358.

Nähe von Kertsch, so liefern doch die bisherigen Entdeckungen den Beweis, dass es auch den Griechen auf der asiatischen Halbinsel nicht an Wohlstand fehlte. Im Interesse der Wissenschaft können wir nur den Wunsch aussprechen, dass man den Eifer für Nachgrabungen an diesem oder jenem Orte nicht durch die Masse des hier oder dort gefundenen Goldes reguliren, sondern dass man ungeachtet der bisherigen verhältnissmässig geringen Ausbeute die Nachforschungen auf Taman mit besonderm Nachdruck fortsetzen möge. Auf diesem Boden mischte sich das Hellenen- und Barbarenthum; ihm verdanken wir die Inschrift, die uns über den Cultus semitischer Gottheiten unerwartete Aufschlüsse giebt; und es ist sehr wahrscheinlich, dass in den zahlreichen Grabhügeln, selbst in den geplünderten, noch Entdeckungen gemacht werden können, deren Nutzen für die Wissenschaft die Kosten der vorhergegangenen fruchtlosen Bemühungen weit überwiegt.

Der südlichste und bedeutendste Theil der Halbinsel Taman, der durch die tiefe Niederung im Süden von Phanagoria, durch den Aftanis, die Kuban-Arme, den Kubanskoi-Liman und das Meer begrenzt wird, ist, abgesehen von der nächsten Umgebung der Stadt Taman, in archäologischer Hinsicht noch am wenigsten untersucht. So ist namentlich der schöne, hügelige Landstrich, der sich zwischen dem Aftanis und Kubanskoi-Liman erstreckt, von neuern Reisenden gar nicht besucht worden; und doch wäre es für die alte Geographie von grosser Wichtigkeit, festzustellen, ob vielleicht in seinem östlichen Theile ähnliche wasserreiche Niederungen, wie wir sie im Westen und Norden der Halbinsel gefunden haben, noch eine andere frühere Wasserverbindung der genannten Seen andeuten, als die durch die Kubanarme bewerkstelligte. Das Land selbst hat sich noch im vorigen Jahrhundert, zur Türkenzeit, einer Cultur erfreut, die von seinen jetzigen trägen Bewohnern auch nicht annähernd erreicht ist; der Boden scheint sich im Gegentheil von Jahr zu Jahr zu verschlechtern. Damals war die Umgegend von Taman fast in der ganzen Breite der Landenge bis zum Kisiltaschkoi-Liman mit schattigen Obst- und reichen Weingärten besetzt, die noch im J. 1785 gerühmt und zwei Jahre später von den Kosaken bei der Besitzergreifung fast vollständig zerstört wurden; man benutzte die Obstbäume als Bauholz und zur Feuerung, und nur die Ankunft des Herzogs von Richelieu rettete wenigstens einige Gärten vor der Verwüstung. Jetzt hat, namentlich in unmittelbarer Nähe der Stadt, auf dem schattenlosen Boden der Flugsand das Uebergewicht gewonnen, der von Jahr zu Jahr weiter auf das fruchtbare Ackerland geweht wird und sich schon hoch an die Mauer der alten Kirche von

Taman drängt. Wenn der dürre Sand sich mit derselben Schnelligkeit, wie in dem letzten halben Jahrhundert, seit Erbauung der Kirche im J. 1022 von den benachbarten Hügeln verbreitet hätte, ohne durch Baumpflanzungen gebunden und aufgehalten zu sein, so würde, wie Dubois bemerkt, die Kirche längst unter ihm begraben sein [1]). Noch fruchtbarer scheint der Landstrich zwischen dem Aftanis und dem Kubanskoi-Liman zu sein, wo auf den Hügeln, die sich nach Osten abflachen, vor der Besitznahme der Halbinsel durch die Russen, die Nekrasoffschen Kosaken in zahlreichen Ansiedelungen wohnten. „Ihre Dörfer," sagt Pallas, „waren auf verschiedenen Höhen längs dem Kuban angelegt, hatten die fruchtbarsten Wiesen und Ackerländer um sich und genossen der herrlichsten Aussicht nach dem mit Dörfern und Waldungen besetzten kaukasischen Gebirge" [2]). Auch Dubois rühmt die ungemeine Fruchtbarkeit dieser Landschaft und erkannte noch die Spuren alten Anbau's [3]).

Von den Ortschaften, welche die alten Geographen in dieser Gegend erwähnen, lagen ausser dem bereits erwähnten Heiligthum der Aphrodite Apaturias sicher noch drei auf dem südlichen Theile der Halbinsel Taman: Korokondame, Hermonassa und Stratokleia, während Gorgippia und Aborake jenseits der heutigen Hauptmündung des Kuban, an dem südöstlichen Theil des Kubanskoi-Liman und an der benachbarten Meeresküste zu suchen sind.

Spuren alter Ansiedelungen findet man hin und wieder hier zerstreut. So sollen, wie Pallas bemerkt, auf der eben geschilderten Landenge zwischen dem Aftanis und Kubanskoi-Liman mancherlei Alterthümer gefunden sein; allein es fehlt jede genauere Angabe, ob ihr häufigeres Vorkommen an bestimmten Punkten vermuthen lässt, dass hier griechische Colonien lagen.

Auch das alte, türkische Taman, welches etwas westlich von der heutigen Stadt lag, war auf alten Schutthaufen errichtet. Das Ufer ist hier etwa 10 Faden hoch, aber fast die Hälfte besteht aus aufgeschütteter Erde [4]); ja Huot versichert, dass auf der ganzen Strecke von Taman bis zur Jushnaja-Kossa ein mit Ueberresten alter Töpferarbeit

1) Dubois V, 85—87. Als Demidoff einige Jahre später (1837) Taman besuchte, hatte der Sand bereits die Höhe der Einschliessungsmauer erreicht. (I, p. 545.) Vgl. Becker a. a. O., S. 352. Pallas II, 288 spricht noch von „Ueberbleibseln der Gärten."

2) Pallas II, 296.

3) Dubois V, 101. 102.

4) Becker, a. a. O., S. 349. 350.

und menschlichen Gebeinen angefüllter Schutt die oberste Schicht des Erdreichs bildet[1]). An dem Gestade, wo das von den Wellen unterwaschene Land mehr und mehr einstürzt und der See zum Raube wird, erkennt man deutlich, wo die Muttererde aufhört und die Schuttlagen beginnen[2]). Die ältern Reisenden wissen noch von den Alterthümern zu erzählen, die man von Zeit zu Zeit in dem Boden des türkischen Taman fand. Pallas hörte, dass man in ihm viele Steine mit Inschriften und Bildhauerarbeit entdeckt hatte[3]), und Clarke erzählt, dass das zu dieser Festung gehörige Land bis auf eine Entfernung von zwei Werst mit Trümmern alter Gebäude bedeckt war, in denen man Marmorblöcke, Bildhauerarbeiten und Münzen gefunden hat[4]). Aber auch in neuerer Zeit hat der Zufall manche werthvolle Alterthümer aus dem Schutt zu Tage gefördert: gerade die schönsten Goldmünzen Pantikapaion's sind auf dieser Stelle gefunden worden.

Es ist demnach kaum zu bezweifeln, dass etwas westlich von dem heutigen Taman eine griechische Colonie lag; aber Dubois' Meinung, dass es Korokondame gewesen, ist mit den Nachrichten der alten Schriftsteller nicht vereinbar. Wir lassen die Entfernungsangaben derselben vorläufig unbeachtet, da diese bei einer so buchtenreichen Küste unendlich deutungsfähig sind, und halten uns an sichere, untrügliche Bemerkungen. Als solche betrachten wir die beiden Angaben Strabon's, dass Korokondame am südlichen Ausfluss des Bosporos, wo er 70 Stadien breit ist, Akra gegenüber lag, und dass von hier die Fahrt nach der kaukasischen Küste sich sofort nach Osten wendete. Korokondame muss also jedenfalls auf der westlichsten Spitze der Halbinsel gelegen haben, da, wo die Jushnaja-Kossa, die südliche Nehrung, sich in den Bosporos erstreckt[5]). Dass Strabon von einem Punkt, an dem die Küste sich südöstlich wandte, um bald eine entschieden östliche Richtung einzuschlagen, die Fahrt sofort nach Osten gehen liess, ist erklärlich; dass er aber von der Stelle des heutigen Taman aus, wo die Küste noch einige Meilen weit ihre westliche Richtung fortsetzt, von einer östlichen Fahrt ausserhalb des Bosporos gesprochen

1) Huot, bei Demidoff II, 563.

2) Dubois V, 89. 90.

3) Pallas II, 286. 288.

4) Clarke Travels I, 405.

5) Der Bosporos erstreckt sich südlich nach Strabo *μέχρι πρὸς τὴν Κορακονδάμην καὶ τὸ ἀντικείμενον αὐτῇ κώμιον τῆς Πανσικαπαίων γῆς, ὄνομα Ἄκρις, ἑβδομήκοντα σταδίων διειργόμενον πορθμῷ*, — und später sagt er: *εὐθὺς οὖν ἀπὸ τῆς Κορακονδάμης πρὸς ἕω μὲν ὁ πλοῦς ἐστιν*. XI, 2.

haben sollte, ist völlig undenkbar. Von der westlichen Spitze der Halbinsel ist die europäische Küste in der That so weit entfernt, als Strabon es in Betreff Korokondame's angiebt; von Taman aus beträgt die Entfernung fast das Doppelte.

Mit der von uns dem alten Korokondame angewiesenen Lage stehen auch die sonstigen Angaben alter Schriftsteller nicht im Widerspruch. Die Stadt war nach Strabon von Patraeus 130 Stadien entfernt. In gerader Richtung trifft diese Angabe ziemlich genau die westlichste Spitze der Halbinsel; dass aber die gerade Richtung zwischen beiden Orten, nicht die Fahrt längs der Küste des tief einschneidenden Busens von Taman gemeint sei, ist bei diesen engen Gewässern mehr als wahrscheinlich, zumal in Bezug auf Patraeus, welches dicht an dem etwa 250 Fuss hohen, weithin sichtbaren Kuku-Obo gelegen war. Schwieriger scheint eine zweite Angabe zu erklären, dass sich nämlich die Korokondametis 10 Stadien von Korokondame in das Meer ergossen habe. Allein hier liegt die Schwierigkeit in der Unbestimmtheit einer geographischen Benennung. Einige Schriftsteller betrachten die Korokondametis schlechtweg als einen Theil des Bosporos, ohne sie namhaft zu machen, und setzten deshalb Städte, die wie Phanagoria und Kepoi nach sehr bestimmten Angaben an der Küste der Korokondametis lagen, geradezu an den Bosporos: und bei denen, welche diese Limne erwähnen, ist es wenigstens zweifelhaft, ob sie mit dem Namen dieselbe Vorstellung verknüpften. Dubois ist der Ansicht, dass die Griechen unter der Korokondametis den Liman von Taman verstanden: ich theile diese Meinung hauptsächlich aus dem Grunde, weil ich mir nicht denken kann, dass sie an einer so viel besuchten Küste eine so merkliche Bucht gar nicht bezeichnet haben sollten; aber ich bin überzeugt, dass sie die Benennung auch auf den Aftanis ausdehnten, und also unter der Korokondametis ein grosses Binnengewässer verstanden, welches durch eine in der Mitte liegende Insel, — dieselbe, auf der Phanagoria gegründet war, in ein östliches und westliches Bassin getheilt wurde. Beide Bassins hingen durch zwei Meeresstrassen, die eine im Norden, die andere im Süden des Eilandes Phanagore, mit einander zusammen. Ungewiss war nur die Westgränze. Sie ist in nautischer Hinsicht allerdings so scharf gezogen, dass die Bucht durch sie fast zu einem Binnenmeer wird; denn sie wird durch eine lange Sandbank gebildet, die von den Schiffern umfahren werden muss und die dadurch den Weg von Jenikale nach Taman um das Doppelte verlängert. Hier ist die Bucht so flach, dass die Matrosen, wenn sie längs der Bank fahren, zuweilen ins Wasser springen, um das Boot mit ihren Armen rascher durch die Seegewächse fort-

zuschieben [1]). Da nun auf der Ostseite des Bosporos stets Land fortgerissen und auf der Westseite angeschwemmt wird, so ist es leicht möglich, dass diese nautische Grenze im Alterthum, vielleicht als schmale Nehrung, auch dem Auge sichtbar war. Sehen wir hiervon ab, so würde sich als eine andere natürliche Westgrenze der Korokondametis eine Linie ergeben, die man von der Südwestspitze der Halbinsel, auf welcher sich der Schlammvulkan Kuko-Obo erhebt, in südsüdwestlicher Richtung nach dem auf der gegenüberliegenden Küste in der Nähe des heutigen Taman hervorspringenden Cap gezogen denkt; allein es wäre nicht auffallend, wenn die griechischen Schiffer, in etwas weiterer Ausdehnung, alle Gewässer, die ihnen bei der Fahrt von der heutigen Jushnaja-Kossa (Korokondame) nach Patraeus zur Rechten lagen, unter dem Namen Korokondametis verstanden hätten. Die Jushnaja-Kossa ist auch jetzt in mehrere durch Untiefen von einander getrennte Inseln zerrissen; und es ist sehr möglich, dass eine dieser Meerengen in alter Zeit, ehe sich der Sand dünenartig angehäuft hatte, ein brauchbares Fahrwasser darbot. In einer solchen Meerenge würde man dann mit Recht die Stelle erblickt haben, an welcher die Korokondametis sich mit dem Meere vereinigte. Dieser Punkt kann sehr wohl nur eine Viertelmeile von der Gegend entfernt gewesen sein, in der wir das alte Korokondame suchen.

Dass auf der westlichsten Spitze der Halbinsel wirklich eine von Griechen bewohnte Ansiedelung lag, beweisen die zahlreichen, noch nicht hinlänglich erforschten Grabhügel in der Nähe des heutigen Tusla. Man hat in ihnen alte Gräber gefunden, die horizontal mit Steinplatten belegt waren. Im Jahre 1852 öffnete man hier etwa 20 Kurgane, in denen man Amphoren mit griechischen Namen und mehrere Grabmonumente von Sandstein mit ziemlich schlechten Sculpturen entdeckte [2]). Ueberreste einer Ortschaft hat man hier meines Wissens noch nicht aufgefunden, abgesehen von den Kurganen, deren gruppenweises Vorkommen die Existenz einer solchen bezeugt; aber Korokondame wird von den Alten als ein offener Flecken bezeichnet, und vielleicht hat Ritter nicht Unrecht, wenn er in seiner Vorhalle stets von einem „Gau" Korokondame spricht. Der Name des Orts ist offenbar nicht griechischen, sondern wahrscheinlich persischen Ursprungs, obgleich wir es dahingestellt sein lassen, ob er, mit „Kor" zusammenhängend, „eine

1) Demidoff I, 542. 550. Er giebt leider die Richtung und Ausdehnung der Bank nicht genau an.

2) Becker, Kertsch und Taman, a. a. O., S. 354.

heilige Stätte des Kor, Kor-os, ein Sonneneiland, ein drittes Erythia" bedeute, wie Ritter nachzuweisen sucht. War nun Korokondame ursprünglich ganz, und später wenigstens hauptsächlich von Sindern oder einem andern Maiten-Stamme, der Ackerbau trieb, bewohnt, so dürfen wir kaum erwarten, dass der Ort bedeutende griechische Gebäude besessen, deren Ueberreste den Jahrtausenden hätten trotzen können. Mit Wall und Graben war er vielleicht nie versehen.

Ein viel bedeutenderer Ort war das schon von Hekataios und später von vielen andern Geographen erwähnte Hermonassa. Dionysios nennt es eine „wohlgebaute" Stadt. Die Angaben über die Lage sind sehr unbestimmt. Nach Strabon's Bezeichnung müsste Hermonassa auf dem Isthmus zwischen dem Aftanis und dem Kubanskoi-Liman, und zwar am Gestade des erstern gelegen haben. Plinius setzt die Stadt an den südlichen Eingang des Bosporos; Ptolemaios an das schwarze Meer, Stephan von Byzanz auf eine kleine Insel am kimmerischen Bosporos. An der von Ptolemaios bezeichneten Stelle (in gleicher Breite mit Korokondame und 45′ östlich davon) zeigen sich wirklich bedeutende Ueberreste einer alten Colonie. Wenn man nämlich von dem Kosakenpiket am Bugas, — der Meerenge, durch welche der Kubanskoi-Liman mit dem schwarzen Meer zusammenhängt — längs der Küste derjenigen Halbinsel, welche den Kubanskoi- und den Kisiltaschkoi-Liman trennt, fortwandert, lässt man links einen Hügel liegen, auf dem Pallas so bedeutende Schutthaufen „einer alten Stadt" bemerkte, dass er hierin die Trümmer Phanagoria's entdeckt zu haben glaubte [1]). Dubois, der übrigens hier an mehreren Stellen Spuren alter Ansiedelungen aufgefunden hat, besuchte im Jahre 1832 auch die von Pallas erwähnten Trümmer. Sie liegen nicht weit von dem zerstörten Dorfe Kormussa [2]), in welchem Namen vielleicht das zusammengezogene und verstümmelte Wort Hermonassa verborgen liegt. Auch Dubois weis't diese Trümmer dem alten Hermonassa zu, weil alle andern in zu öder Gegend liegen, hier aber der Boden fruchtbar ist und die Hügel die herrlichste Aussicht über die Binnengewässer gewähren, bis zum Aftanis, der hin und wieder zwischen den niedrigen Stellen der Landenge durchblickt und meeresgleich den Horizont begrenzt. Hermonassa war nach Hekataios, Theopompos und Dionysios von Ioniern gegründet, und hatte, wie Eustathius wissen will, von ihrem Erbauer Hermon den Namen erhalten.

1) Pallas II, 295.
2) Dubois V, 100.

Die Lage von Stratokleia ist noch ungewisser. Nur Plinius kennt diesen Ort und erwähnt ihn unmittelbar vor Phanagoria und mit dieser Stadt zusammen. Da es nun nach den übereinstimmenden Berichten verschiedener Reisenden unzweifelhaft ist, dass in der Nähe des heutigen Taman eine alte Colonie gelegen hat, die nicht füglich als eine der bereits besprochenen Ortschaften betrachtet werden kann; da ausserdem hier ein brunnenreicher Hügel liegt, und ein solcher Punkt sich den Griechen auf der übrigens quellenarmen Halbinsel vorzugsweise zur Ansiedelung empfahl: so stelle ich es als eine Vermuthung hin, dass Stratokleia vielleicht hier gelegen habe.

Wenn wir nun erwägen, dass die Halbinsel Taman, namentlich der südliche Theil derselben, in archäologischer Hinsicht noch bei Weitem nicht hinlänglich erforscht ist, dass wir demnach noch lange nicht alles Material besitzen, welches zur Entwerfung eines vollständigen Bildes der griechischen Ansiedelungen erforderlich ist, so werden wir um so mehr geneigt sein, uns nach den vereinzelten bisher bekannt gewordenen Zügen eine ziemlich hohe Vorstellung von dem Anbau dieser Gegend zur Zeit der Hellenen zu bilden. Denn diese vereinzelten Anzeichen sind recht bedeutungsvoll. Wir fanden bei einem höchst zuverlässigen Schriftsteller eine wichtige Angabe über alte Wasserbauten am Kuban; feste Ortschaften in seinem Delta; eine griechische Inschrift an einem seiner östlichsten Arme; die Halbinsel selbst, an dem Gestade des Meeres und den fischreichen Seen, dicht neben einander mit Ansiedelungen besetzt, die je nach ihrer Lage theils des Fischfangs, theils des Handels, theils des Ackerbaus wegen gegründet waren; mit Städten, Flecken und von Gärten umgebenen Villen, in denen sich die Tempel hellenischer und fremder Götter erhoben. Die Blüthe der Gegend, der Wohlstand seiner Bewohner scheint noch weit in die Römerzeit hinein gedauert zu haben. Damals war Phanagoria oft vom bosporanischen Reiche getrennt, der Hauptsitz eines eigenen Gemeinwesens. Wie wir aus Inschriften ersehen, wurden auch hier, in so weiter Ferne, römischen Kaisern, wie August und Trajan, von Privatpersonen auf Märkten und in Tempeln Bildsäulen errichtet. Seitdem ist Manches an der merkwürdigen Halbinsel vorübergegangen, nicht zu ihrem Vortheil. Als der geistreiche Potocki die Stadt Taman besuchte, stand er lange nachdenklich vor einem Haufen von Marmortrümmern: auf einem Altar der Aphrodite lagen die Grabtafeln eines Mönchs der griechischen Kirche, eines Armeniers — und eines türkischen Pascha's [1]).

1) Potocki, voyage p. 247.

Die kaukasische Gebirgsküste.

Das Land im Süden der Korokondametis und der Arme des Hypanis nannten die Griechen nach den von den bosporanischen Herrschern unterjochten ältern Einwohnern Sindike oder das Land der Sinder. Der Liman des Kuban wird vom schwarzen Meere durch eine im Osten sehr schmale Nehrung geschieden, die sich plötzlich schaufelförmig zu dem Plateau von Djimitai erweitert und von hier zwei schmale Landzungen westwärts sendet, welche von der gegenüberliegenden Küste der Halbinsel Taman durch den Bugas, — die jetzige Mündung des Kuban — geschieden sind. Dass der Hypanis sich auch im Alterthum an dieser Stelle ins Meer ergoss, kann aus Strabon mit ziemlicher Sicherheit gefolgert werden; aber es ist sehr wahrscheinlich, dass er damals noch eine andere Mündung im Osten des Plateau's von Djimitai besass, wo an einer tiefen Stelle eine Reihe von Sümpfen, Wasserlachen und Schilfgründen die Nehrung durchschneidet [1]). Da nun der Kubanskoi-Liman, nach einigen Karten zu schliessen, nicht bloss durch die Stromarme, sondern auch noch durch einige besondere Wasserverbindungen mit dem Aftanis zusammenhängt, so ist es sehr möglich, dass im Alterthum mehrere brauchbare Wasserwege, aus der Bucht von Tanan durch den Aftanis in den Kubanskoi-Liman und das schwarze Meer führten.

In Sindike lagen nach Strabon Hermonassa, Apaturon (das Heiligthum der Aphrodite), der Hauptort der Sinder Gorgippia und Aborake. Ueber die Lage der zuerst genannten Stadt haben wir bereits unsere Vermuthung ausgesprochen: wenn sie nach Strabon demjenigen, der aus dem Bosporos in die Korokondametis hineinfuhr, zur Rechten lag, so kann diese Bemerkung entweder durch die ununterbrochene Wasserverbindung bis zum Kubanskoi-Liman, oder dadurch erklärt werden, dass der westliche Theil des Isthmus zwischen dem letztern und dem Aftanis zum Stadtgebiet Hermonassa's gehörte. Die Lage des Heiligthums der Aphrodite und Aborake's genauer zu bestimmen, ist aus Mangel an ausführlicheren Nachrichten unmöglich. Ueber den Hauptort der Sinder lauten die Angaben der Alten sehr verschieden: sie sind aber nicht schwer zu deuten.

180 Stadien östlich von Korokondame befanden sich nach Strabon der „sindische Hafen" und eine Stadt: die Entfernung führt genau auf den Bugas. Die gleichnamige Stadt, die nach Skymnos von bosporanischen Griechen bewohnt war, werden wir nicht auf der schma-

1) Voyages en Circassie par le Chevalier Taitbout de Marigny (Odessa 1836) p. 222.

len sandigen Nehrung, sondern auf dem Plateau Djimitai suchen. Taitbout de Marigny erfuhr, dass sich hier in der That sehr beträchtliche Ruinen befinden und er äussert die Vermuthung, dass sie die Lage des alten Hermonassa bezeichnen dürften [1]), eine Vermuthung, die mit Strabon's Angaben nicht in Einklang zu bringen ist. Der „sindische Hafen" wurde auch Gorgippia genannt [2]), vermuthlich, seitdem der Ort in die Gewalt der bosporanischen Griechen gefallen war. Die Stadt lag nach Strabon nicht weit vom (schwarzen) Meer — man konnte sie von der See ohne Frage überblicken — aber ihr Hafen war sicherlich im Kubanskoi-Liman.

Wenn nun Arrhian sagt, dass eine Ortschaft Sindike, die man für identisch mit dem sindischen Hafen halten könnte, 540 Stadien von Pantikapaion entfernt war, — was für den von uns bezeichneten Punkt eine viel zu hohe Angabe ist, — so setzt uns Ptolemaios in den Stand, das Schiffsbuch zu erklären. Der Alexandriner kennt nämlich ausser dem sindischen Hafen noch einen Flecken Sinda, der von dem sindischen Hafen eben so weit östlich lag, wie dieser von Hermonassa, und in dem wir Arrhian's Sindike wieder erkennen. Beide Angaben führen auf die Stelle des heutigen Anapa [3]), — den natürlichen Stapelplatz aller Producte des Kuban-Thals und des nördlichen Gebirgsabhanges. Seit der russischen Occupation sind bei Anapa viele altgriechische Münzen gefunden, welche beweisen, dass hier in der That eine von Griechen bewohnte Ansiedelung lag. Die Rhede hat einen guten Ankergrund, steht aber allen Winden offen.

Das Thal des Bugur, an dessen Mündung Anapa liegt, ist von den äussersten Vorbergen des Kaukasus eingefasst. Noch jenseits der Stadt ist die Küste anfangs flach und sandig; dann erhebt sie sich zu einem aus verschiedenen Thonschichten bestehenden Gestade und im Vorge-

---

1) Taitbout de Marigny p. 221.

2) Dieses folgt aus Steph. Byz. *Γοργιππία, πόλις Ἰνδικῆς* und *Σίνδικος, πόλις προσεχὴς τῇ Σκυθίᾳ, ἔχουσα λιμένα· ἔνιοι δὲ Γοργίπην καλοῦσι,* — wo die nothwendigen Verbesserungen in die Augen springen. Es unterliegt also keinem Zweifel, dass in dem Satze Strabon's (XI, 2, ed. Tauchn. II, p. 403): *ἡ Φαναγορία καὶ οἱ Κῆποι κατὰ τὴν λεχθεῖσαν νῆσον ἵδρυνται, εἰσπλέοντι ἐν ἀριστερᾷ· αἱ δὲ λοιπαὶ πόλεις ἐν δεξιᾷ πέραν Ὑπάνιος ἐν τῇ Σινδικῇ. Ἔστι δὲ καὶ Γοργιππία· ἐν δὲ τῇ Σινδικῇ τὸ βασίλειον τῶν Σινδῶν πλησίον θαλάττης, καὶ Ἁβοράκη.* — die letzten Worte folgendermassen gelesen werden müssen: *ἔστι δὲ καὶ Γοργιππία ἐν τῇ Σινδικῇ τὸ βασίλειον τῶν Σ. κ. τ. λ.*

3) Ich veranschlage nämlich: von Pantikapaion bis Korokondame 130 Stadien, von hier bis zur Mündung des Bugas 180 Stadien, von hier bis Anaja 230 Stadien.

birge Ossussup oder Issussup durchbricht das Gebirgsgestein das darüber lagernde Erdreich. Runde, gutbewaldete Hügel begleiten sie von hier ab, bilden ein steiles von den Wogen unterwaschenes Gestade und sind von Querspalten zerrissen, durch welche sich einige unbedeutende Gebirgsbäche zum Meere drängen. Jenseits des Dersuch — eines der Bäche, die sich zwischen dem Ossussup und dem Vorgebirge, welches die Bucht von Sudshuk-Kale im Norden einschliesst, in die See ergiessen, zeigen sich auf dem höchsten Hügel der Gegend die Ueberreste einer sehr alten Befestigung mit einem langen und eigenthümlichen Souterrain [1]). Hier lag das von Strabon erwähnte Bata, 400 Stadien vom „sindischen Hafen", also nach unserer Veranschlagung 170 Stadien von Sinda (Anapa) entfernt. Ob es derselbe Ort ist, den Skylax Patus nennt, ist nicht zu entscheiden [2]). Bata war ein Flecken und ein Hafenplatz; beide werden von Ptolemaios erwähnt, und zwar nach Entfernungsangaben, welche mit denen Strabon's übereinstimmen. Da Arrhian den Ort nicht namhaft macht, obgleich er die kaukasische Küste sehr ausführlich beschreibt, so folgte Ptolemaios wol ältern Quellen.

Weiter südlich lag nach Arrhian der „heilige Hafen," Hieros, 300 Stadien von Sindike entfernt, worunter dieser Schriftsteller, wie oben bemerkt, das Dorf Sinda an der Stelle des heutigen Anapa versteht. Die Angabe führt genau zu einem der vorzüglichsten Häfen an dieser Küste, zu dem von Sudshuk-Kale. Auch Plinius hatte von einer Stadt Hierum gelesen, die 540 Stadien von Sindika entfernt wäre; aber er deutete diese Notiz, welche die Entfernung von dem „sindischen Hafen" (Gorgippia) angiebt, nicht richtig [3]). Die Bucht dringt tief in das Land ein und ist sehr sicher, da sie im N.W. durch eine ausgedehnte flache Landspitze, im Osten durch die steilen Wände des Cap's Taub (Doob) eingeschlossen und nur den Südostwinden zugänglich ist. Die Hügelkette im Hintergrunde, die den Namen Merchotchi führt, tritt mehr von der Küste zurück; sie zeigt spitzere Formen, erhebt sich be-

1) Dubois I, p. 6.

2) Vossius ist dieser Ansicht; aber Gronovius, der an Apaturos denkt, scheint das Richtige gesehen zu haben.

3) Die Entfernung der Bucht bei Sudshuk-Kale (Hierum) von dem Bugas des Kubanskoi Liman (dem sindischen Hafen) veranschlage ich auf 530 Stad., was der Zahl, die Plinius vorfand, ziemlich nahe kommt. Wenn aber Plinius westlich von diesem sindischen Hafen einen Fluss Setheries erwähnt und die Entfernung des kimmerischen Bosporos auf 88.500 Schritt ansetzt, so ist entweder diese Zahl verschrieben, oder Plinius verwechselt das Dorf Sinda mit dem sindischen Hafen.

reits zu einer Höhe von 900 bis 1200′, und ist in den Senkungen an Wäldern, auf den Höhen an Weiden reich. Auf der östlichen Küste der Bucht sind noch jetzt zahlreiche Spuren einer einst beträchtlichen Stadt vorhanden; bei Nachgrabungen hat man römische und griechische Münzen, so wie nach der Versicherung der Tscherkessen auch Särge mit goldenem Schmuck gefunden [1]).

Jenseits Sudshuk-Kale sendet der Merchotchi Querjoche nach der Küste, zunächst den bewaldeten Tatschagus, der die Bucht im Osten und die von Gelindshik im Westen einschliesst. Die letztere ist die beste der tscherkessischen Küste; sie dringt etwa 2 Werst weit in das Land ein, ist im Norden durch eine flache, als Sandbank sich verlängernde Landspitze, im Süden durch ein Vorgebirge begrenzt, gegen alle Winde mit Ausnahme des Nordosts, der zuweilen aus den Gebirgsthälern hervorbricht, geschützt, und hat einen guten Ankergrund, bei einer Wassertiefe, die von 10 Faden allmählich bis auf 4 Faden abnimmt. Das Thal, welches sich an die Bucht anschliesst, ist fruchtbar und quellenreich; von der Ebene ziehen sich auf die Hügel stattliche Wälder von Eichen, Eschen, Buchen, Ahorn und Terpentinbäumen, mit dichtem Unterholz von wilden Rosen, Geisblatt, Cornelkirschen und Hartriegel; wilder Wein erklettert die höchsten Spitzen: hier zeigt sich bereits die Ueppigkeit kaukasischer Vegetation [2]).

Dass den Griechen die günstige Lage dieser Bucht nicht unbekannt blieb, versteht sich von selbst. Hier war nach Arrhian Pagrai gegründet, 180 Stadien von Hieros entfernt. Der alte Skylax kennt an der Küste jenseits des Sinder-Landes im Gebiete der Kerketen eine griechische Stadt Torikos; sie war vermuthlich eine frühere Ansiedelung an der Bai von Gelindshik, kann aber auch an der Bucht von Sudshuk-Kale gelegen haben. In der Ebene bei Gelindshik bemerkte Dubois überall die Spuren einer einst beträchtlichen Bevölkerung, namentlich zahlreiche Steingräber; auf dem Wege nach Sudshuk-Kale zieht sich ein sehr zusammengesunkener Erdwall bis zu einem baumleeren Platze, dessen Boden noch damals mit Bruchstücken von Ziegeln und irdenen Gefässen angefüllt war. Hier mag eine jener alten griechischen Ansiedelungen gelegen haben; in der Nähe sprudeln reiche Quellen, und verwildertes Getreide deutet auf alte Cultur. Die andere lag vermuthlich an der Südseite der Bucht, wo ebenfalls Ueberreste einer alten Befestigung durch Wall und Graben erhalten sind.

1) Dubois I, 9.

2) Vgl. Taitbout de Marigny p. 43—46. Dubois I, 11—40.

Je weiter wir der Küste folgen, desto höher sehen wir den Hauptkamm des Gebirges ansteigen, das sich in geringer Entfernung von ihr hinzieht. Gewaltige Querjoche zweigen sich von ihm ab und treten mit steilen, vom Meer unterwaschenen und allmählich zusammenstürzenden Felswänden an die See. Zwischen ihnen liegen schmale tief eingeschnittene Thäler; von den Höhen, wo Eichen- und Buchenwälder rauschen, sprudeln reissende Gebirgsbäche herab und stürzen sich schäumend dem Meer entgegen; im Thal und auf den Hügeln ruhen vereinzelt im Schatten mächtiger Eschen und Buchen die Häuser der Tscherkessen, jedes von seinen fruchtbaren Aeckern umgeben.

Die Küste ist unwegsam und ohne Häfen; nur hier und dort zeigt sich an den Mündungen der Bäche eine brauchbare Rhede, die bemerkenswertheste am Ausfluss des Pschiat, 22 Werst jenseits Gelindshik. Sie war ohne Zweifel von den Griechen besucht: in dem Thale erheben sich zahlreiche Grabhügel, die von den Tscherkessen als die Gräber einer grossen Nation bezeichnet werden, welche vor ihnen die Gegend besass; man findet in ihnen Urnen mit verbrannten Gebeinen, zuweilen unbedeutende Schmucksachen (doch auch einen geschnittenen Stein), kupferne Knöpfe, vom Rost zerfressenes Eisengeräth und bosporanische Münzen[1]). Dubois ist der Meinung, dass hier das „alte Achaia" zu suchen sei; aber die Entfernungsangaben weisen diesem Ort eine südlichere Lage an. Kiepert bezeichnet mit grösserm Rechte den Pschiat als den Psychros des Ptolemaios.

Alt-Achaia lag vielmehr in dem reizenden, breiten, auch jetzt ziemlich bevölkerten Thale des Djubga oder Djuhubu, eines Gebirgsbaches mit nieversiegender Wasserfülle, 350 Stadien von Pagrai entfernt[2]). Die Rhede gewährt indess nur gegen die Südostwinde Schutz, wo sie durch das Cap Kodos gedeckt ist[3]). Wirkliche Häfen sind, wie Strabon richtig bemerkt, auf dieser ganzen Strecke nicht zu finden, und auch Arrhian führt nur noch zwei Ankerplätze an, — Alt-Lazike, 150 Stadien von der oben erwähnten Ortschaft, und eine namenlose Rhede, 120 Stadien von Alt-Lazike entfernt, — Angaben, welche auf die Mündungen des Pschacho und Machopse führen. 390 Stadien süd-

1) Taitbout de Marigny p. 85. 86. 118—124. 183. 204.

2) Kiepert setzt den Ort etwas südlicher, an die Mündung des Schapsucho, wo die Rhede allerdings besser ist. Aber die Stadienangaben erlauben doch nicht, so weit zu gehen, zumal da sich vom Cap Itokopasche eine Felsenbank ziemlich weit ins Meer erstreckt, die von den Schiffern umfahren werden muss.

3) Dubois I, 191. — Das Vorgebirge, welches Kiepert auf seiner Karte der Kaukasus-Länder (1854) als Cap Kodos bezeichnet, heisst bei Dubois Cap Mamai.

östlich lag Masaitike, also jenseits des Cap's Sotsche, am Ausfluss des Gebirgsbaches Mytza; anderthalb Meilen nördlich von diesem Punkte mündete der Fluss Achaius, — wahrscheinlich der Satschapsta unserer Karten, einer der bedeutendsten Gebirgsbäche. Zwischen Masaitike und dem nächsten Ankerplatz Nitike betrug die Küstenentwickelung 360 Stadien; der letztere Ort lag also nördlich von der Mündung des Bsyb. Drei Bäche flossen auf dieser Küste ins Meer; der südlichste, der Abasgos, entspricht dem Schuadze, der Borgys dem Ljapipsta (südlich vom Vorgebirge Konstantin's), der Nesis dem Mezymta unserer Karten. Der letztere ist nächst dem Bsyb der bedeutendste aller bisher erwähnten Küstenflüsse: in seiner unmittelbaren Nähe trat das Vorgebirge Herakleion ins Meer, entweder das eben erwähnte Cap Konstantins, oder die Spitze, auf welcher die Russen das Fort des Heiligen Geistes errichtet haben. Masaitike und Nitike scheinen junge Niederlassungen gewesen zu sein; Ptolemaios, der zwar später als Arrhian schrieb, aber ältere Nachrichten vor sich hatte, kennt sie nicht, wol aber die Städte Tazos, Ampsalis und Oinanthia, deren Lage nicht mit hinlänglicher Sicherheit bestimmt werden kann. Dass Tazos für Lazos verschrieben und dieser Ort das alte Lazike sei, ist eine willkürliche Conjectur: Tazos lag nach Ptolemaios einen Längengrad östlich von Alt-Achaia, und Alt-Lazike war von diesem nicht einmal vier Meilen entfernt.

150 Stadien südöstlich von Nitike war das berühmte Pityus gegründet, nicht auf der Landspitze, auf welcher das Fort Pitzunda und das Kloster Bitschwinta (dieses Wort ist die georgische Verstümmelung des altgriechischen Namens) errichtet sind, sondern im Innern der Bucht, welche durch jenes Cap im Nordwesten begrenzt wird, und vermuthlich an der Mündung des Flusses Chypesta. Die Bucht ist zwar nicht ein so vortrefflicher Hafen, wie der von Suchum-Kale, wo das alte Dioskurias lag, aber sie hat einen sichern Ankergrund und ist selbst Kriegsschiffen zugänglich [1]). Im Laufe der Jahrhunderte scheinen die Ruinen der alten Stadt zum Bau jüngerer Ortschaften, die sich nacheinander in der reichen, dichtbewaldeten Gegend erhoben, verwendet zu sein: so ist die alte Kirche von Pitzunda und deren Einfassungsmauer aus Materialien, die man ältern Ruinen entnahm, wunderlich zusammengesetzt; Ziegel und Quadern, Marmorplatten und Säulenknäufe sind tumultuarisch neben- und übereinander zusammengemauert [2]). Nach

1) Eichwald, Reise auf dem kaspischen Meer und im Kaukasus I, 2. S. 321.
2) Dubois I, 223—241.

der Versicherung der Einwohner holte man das Baumaterial aus Trümmermassen, die nur eine Viertel Werst im Nordwesten der Kirche lagen: aber es ist nicht sehr glaublich, dass Pityus nach dieser Richtung lag, da sie uns von dem Hafen, dessen eine so reiche Handelsstadt nicht entbehren konnte, noch weiter entfernen würde. Zu Plinius' Zeit war die Stadt von den Heniochen geplündert worden; dasselbe Schicksal mag sie schon früher und auch später häufig erlitten haben. Ptolemaios erwähnt sie nicht, obgleich sie sich zu seiner Zeit, wie wir aus Arrhian sehen, wieder erhoben hatte. Während der Regierung Valerian's wurde sie von den gothischen Boranen überrumpelt; sämmtliche Schiffe fielen in die Gewalt der Piraten, obgleich die Stadt damals von einer gewaltigen Mauer umgeben war [1]).

Wie die Buchten von Sudshuk-Kale und Gelindshik die Sammelpunkte der Bewohner des nordwestlichen Kaukasus waren, die selbst von dem Nordabhange über die niedrigen Vorgebirge leicht zu jenen bequemen Hafenplätzen gelangen konnten, bildeten Pityus und Dioskurias, das von jenem 350 Stadien entfernt, nicht auf der Spitze Iskuriah, sondern an der Bucht von Suchum-Kale zwischen dem Kelassur und Kodor lag [2]), die Vereinigungspunkte für die Bewohner des Hochgebirgs. Dass der Hauptgebirgskamm auf der weiten Strecke von Gelindshik bis Gagra eine Verbindung zwischen dem Nord- und Südabhange verstattet, ist nicht bekannt; aber aus dem Gebiete von Pityus führen zu den Quellen der Laba im Gau der Abadsechen Pässe an den Schneegipfeln der Oschten vorbei, welche den Bewohnern der wilden Thäler nördlich vom Hauptgebirge wenigstens im Hochsommer einen Zugang zur Küste offen lassen. Imposant ist vom Meere der An-

1) Zosim. I, 32. 33.

2) Zu dieser Ansicht führen nicht bloss die Stadienangaben. Wachtang, der sicherlich alte Traditionen kannte, bemerkt (histoire de la Géorgie p. 67) bei Erzählung der Legende vom heiligen Andreas ausdrücklich, dass „Sebaste," (d. h. Sebastopolis oder Dioskurias) zu seiner Zeit „Tzchum" genannt wurde. Nicht weit von Suchum-Kale lagen noch im vorigen Jahrhundert die Ruinen einer alten Stadt, die von den Eingebornen Sevatopoli genannt wurde. (Peyssonel observations historiques et géographiques sur les peuples barbares qui ont habité les bords du Danube et du Pont-Euxin, Paris 1765. 4. p. 60.) Die grosse koraxische Mauer, welche das Gebiet von Dioskurias einschloss, beginnt nach Dubois (I, p. 310) am Kelassur und zieht sich im weiten Bogen bis zum Ingur, den sie oberhalb Atanghelo erreicht. Sie ist nach einer Tradition, welche Fürst Wachuscht aufzeichnete (description géographique de la Géorgie, publiée d'après l'original autographe par M. Brosset, St. Pétersb. 1842. 4. p. 403), von einem mingrelischen Fürsten Leon errichtet; doch ist es unbekannt, welchen Fürsten dieses Namens die Sage meint.

blick der gewaltigen Bergkette: von Nordwest nach Südost allmählich zu einer Kammhöhe von 10—12000′ ansteigend, entfernt sie sich immer mehr von der Küste, lässt grössern, nach Südwesten geöffneten, warmen Thälern Raum, deren Flüsse in den Schneemassen des Hochgebirgs reiche Nahrung finden, und wendet sich endlich nach Osten zu den himmelanstrebenden Zacken des Djumantau und Elbrus. Im Süden liegen die weiten kolchischen Ebenen, wo sich in schwüler Fieberluft auf feuchtem Boden von unerschöpflicher Fruchtbarkeit die üppigste Vegetation entwickelt, — ein Land, von dem sein erlauchter Geograph mit einer dem Sprössling des uralten georgischen Fürstenhauses wohl anstehenden Wärme sagt, dass man vor Wäldern nicht sieht, wie schön es ist. Im Norden von Pityus steigt das Gebirge terrassenförmig an: der Blick ruht zunächst auf niedrigen Bergrücken, die mit dichten Wäldern von Eichen, Buchen und kaukasischen Fichten gekrönt sind, schweift dann über das mannigfaltige Grün der höher und höher ansteigenden Gebirgszüge zu den gewaltigen Granit- und Porphyrmassen, welche in bläulicher Ferne die Spitzen des Oschten und anderer in die Region des ewigen Schnees hineinreichenden Kolosse bilden, und folgt endlich dem ostwärts streichenden Zuge der Schneegipfel, bis seine Umrisse allmählich verschwimmen, wie leichtes Gewölk am fernen Horizont.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Carl Schultze in Berlin, Neue Friedrichsstr. 47.

Berichtigungen.

Seite 22 Z. 5 v. u. statt „den“ lies: „dem.“
„ 31 Z. 8 v. o. statt „Tumen“ lies: „Tjumen.“
„ 38 Z. 6 v. o. statt „Buzuluk“ lies: „Busuluk.“
„ 38 Z. 6 v. o. statt „Medweditza“ lies: „Medwjediza.“
„ 61 Z. 7 v. o. statt „oben angeführten“ lies: „unten (Note 1) angeführten.“
„ 62 Z. 1 der Note statt „14900“ lies: „15200.“
„ 90 Z. 1. v. o. sind die Worte „Jahrtausende hindurch“ zu tilgen und nach Z. 3 vor die Worte „durch das Laub etc.“ zu setzen.
„ 90 Z. 4 v. u. statt „Steppenländern“ lies: „Steppengrenzländern.“
„ 113 Z. 16 v. o. statt „Gelindschik“ lies: „Gelindshik.“
„ 159 Z. 12 v. o. statt „kakoochymischen“ lies: „kakochymischen.“
„ 192 Z. 23 v. o. statt „Kriegottes“ lies: „Kriegsgottes.“
„ 272 Z. 13 v. o. ist das Wort „jetzt“ zu beseitigen.
„ 336 Z. 22 v. o. statt „Nordküste“ lies: „Südküste.“
„ 352 Note 2 Z. 6 statt „von“ lies: „vom.“
„ 363 Z. 18 v. o. statt „Fürsten“ lies: „Fürstin.“
„ 457 Z. 4 v. u. statt „denn“ lies: „dann.“

Griechische Colonien

am Nordgestade des

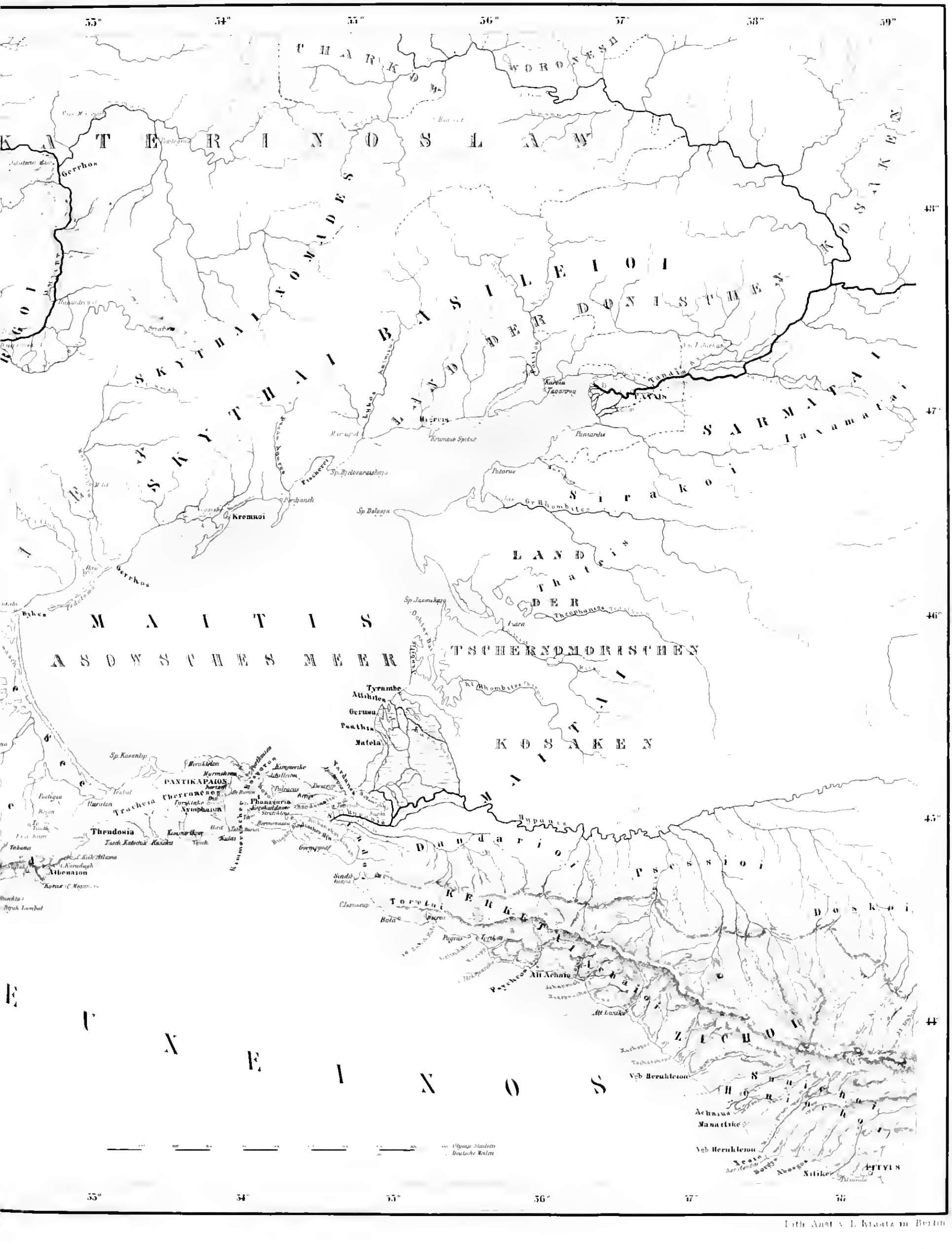
PONTOS EUXEINOS.

Entworfen und gezeichnet

von

DR. K. NEUMANN.

Berlin. Verlag v. Georg Reimer



Lith. Anst. v. L. Kraatz in Berlin

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DF
214
N49
1855

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 18 03 11 005 5